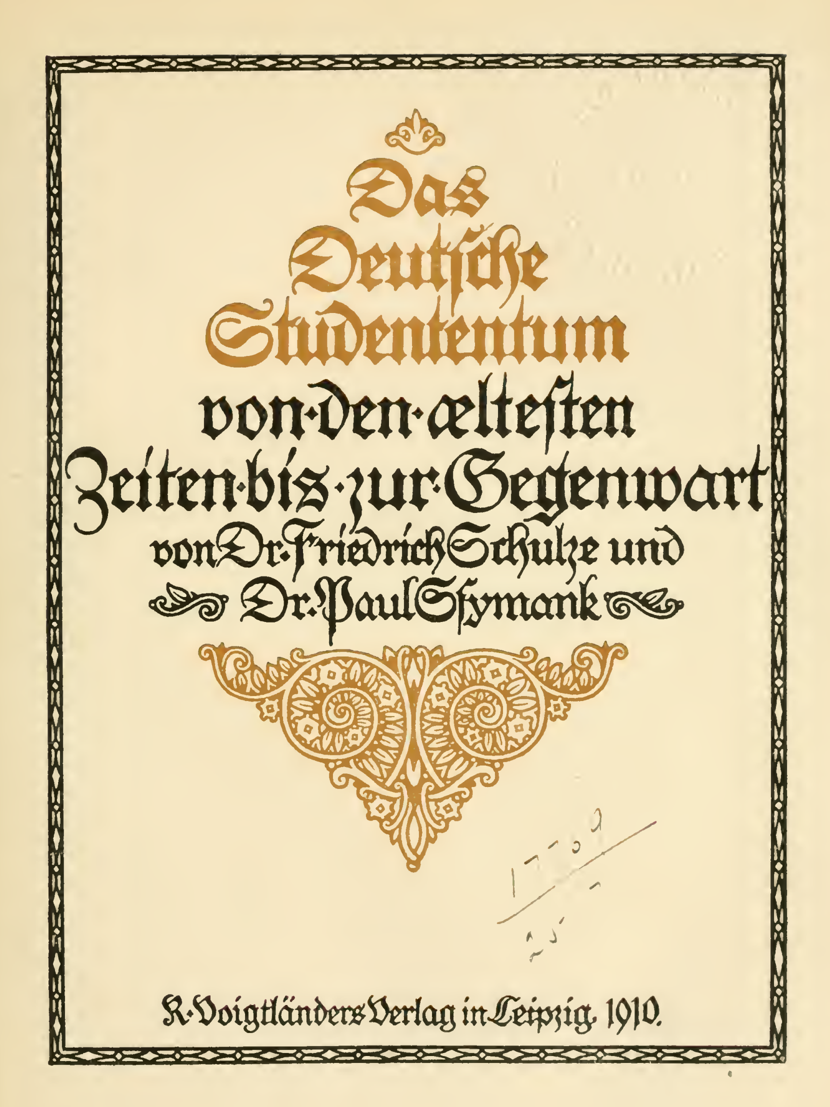
Das Deutsche Studententum von den æltesten Zeiten bis zur Gegenwart

von Dr. Friedrich Schulze
· und Dr. Paul Ssymank ·



R. Voigtländers Verlag in Leipzig



Das Deutsche Studententum von den ælteſten Zeiten bis zur Gegenwart

von Dr. Friedrich Schulze und
Dr. Paul Sſymank

R. Voigtländers Verlag in Leipzig. 1910.

Der Königlichen

Friedrich Wilhelms-Universität Berlin

zur Feier ihres

hundertjährigen Bestehens
im Herbst 1910

zugeeignet.

Vorrede zum ersten Teil

ulenburg hat in seinen grundlegenden Veröffentlichungen über Universitätswesen auch der Studentengeschichte ihr Programm vorgezeichnet: soziologisch zu werden. Im folgenden ist ein Versuch nach Maßgabe der vorhandenen Vorarbeiten gemacht. Daß sie beinah völlig fehlen und daß kein einzelner diese Lücke zu schließen vermag, wäre bei der Beurteilung in Betracht zu ziehen.

Zusammenhänge zu suchen, nicht Einzelzüge, erscheint mir als meine Aufgabe, und nur ideelle, nicht quantitative Vollständigkeit wird von mir erstrebt. Wer wäre auch in der Lage, die 40000 Schriften zu bewältigen, die über deutsches Universitätswesen vorhanden sind.

Persönlich möchte ich noch aussprechen: Ich habe reichlich ein Jahrzehnt in studentischen Bewegungen gestanden und manchen Erfolg und viele Enttäuschungen erlebt. Von dieser Zeit ist das Buch ein Abschluß und ein Abschied. Möge es der Arbeitslust anderer förderlich sein! —

Mein Dank gilt allen, die mich mit Ratschlägen und Auskünften unterstützten. Außer Herrn Dr. Ssymank, der natürlich an erster Stelle zu nennen ist, sind es die folgenden Damen und Herren: Professor Dr. Barge, Leipzig; Professor Dr. Bischoff, Leipzig; Professor C. H. Becker, Hamburg; Dr. Caspari, Meißen; Dr. Degen, Leipzig; Professor Dr. Endres, Regensburg; Geh. Regierungsrat Professor Dr. Erler, Münster; Assessor Flemming, Naumburg a. S.; cand. med. Heinze, Leipzig; Stadtbibliothekar Dr. Kentenich, Trier; Dr. Ladendorf, Leipzig; Mlle Muylle, Paris; Museums-Direktor Dr. Pazaurek, Stuttgart; Geheimrat Pernwerth von Bärnstein, München; Rudolf Prietze, Kairo; Professor Dr. Freiherr v. d. Ropp, Marburg; Dr. Roth, Leipzig; Dr. Schloßberger, Feuerbach bei Stuttgart; cand. hist. Schönherr, Leipzig; Professor Stalmann, Braunschweig; Professor Springer, Berlin; Professor Dr. Stumme, Leipzig und Dr. Ziebarth, Hamburg.

Leipzig, Ende März 1910.

Friedrich Schulze.

Vorrede zum zweiten Teil



ie Entwickelung des neueren deutschen Studententums seit etwa 1750 unterscheidet sich scharf von der älteren; sie vollzieht sich nicht in großen, oft halbe oder ganze Jahrhunderte umfassenden Zeiträumen, sondern in Jahrzehnten und noch kürzeren Abschnitten. Der einheitliche Charakter des Studententums geht verloren, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, und es zeigt sich in kaum zu überblickender Ausdehnung die weitgehende Differenzierung, welche ein Hauptmerkmal des modernen Lebens bildet. Der Aufschwung, den das Hochschulwesen mit der Erneuerung der Universitäten seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nahm, hat wohl dazu beigetragen, die allgemeine Bedeutung des Studententums zu heben, aber das Vielerlei der Hochschulgattungen fällt weniger ins Gewicht, als man meinen sollte. Es tritt zu spät auf, um das schon in feste Formen gegossene Studentenwesen stark verändern zu können, und bringt so — abgesehen von dem technischen Studententum — im allgemeinen nur wenig abweichende Schattierungen hervor. Überhaupt wird das Verhältnis des Musensohnes zu seiner Hochschule dank der allmählich überall erlangten Lernfreiheit lockerer als in früheren Jahrhunderten, so daß der ganze Lehrbetrieb und seine Veränderungen für die studentische Entwicklung nicht von der grundlegenden Bedeutung sind wie einst. Dafür tritt seit etwa 1750 von außen her eine andere Macht an die Studentenschaft heran und erzwingt sich bei ihr Anerkennung und Pflege: das geistige, politische und kulturliche Leben der Gegenwart mit seiner immer größeren Fülle von Fragen und Aufgaben. Dieses Mitarbeiten der Studentenschaft an den Idealen und Problemen einer werdenden Zeit und die Durchdringung des akademischen Lebens mit den aus dem Zeitgeist herausgeborenen Gedanken sind die Hauptkennzeichen der modernen studentischen Geschichte, und nur dann kann man der Entwicklung völlig gerecht werden, wenn man die großen Zusammenhänge mit dem gesamten nationalen Leben genügend berücksichtigt.

Abgesehen von der Vertrautheit mit der Welt- und Kulturgeschichte, die für eine Darstellung der studentischen unerläßlich erscheint, ist ein genaues Studium der Quellen erforderlich. Durch die Bibliographie der deutschen Universitäten von Erman und Horn erhält der Historiker zwar einen guten Wegweiser bei seiner Arbeit, aber jeder Kenner dieses Buches weiß auch, wie schwer und mit welch hohen Kosten die darin verzeichneten Bücher und Schrif-

ten nur zu erlangen sind. Überdies fehlen aus neuester Zeit sehr wichtige Bücher, Broschüren und Zeitschriften in den deutschen Bibliotheken, so daß man bei Sammlung des Materials auf die Freundlichkeit von Privatleuten und studentischen Gruppen angewiesen ist.

Es war mir selbstverständlich nicht möglich, die gesamte bei Erman-Horn verzeichnete Literatur[1]) durchzulesen, und eine solche Arbeit ist auch nicht erforderlich, da sich unter den dort angeführten Schriften, wie es bei einer nach Vollständigkeit strebenden Bibliographie nicht anders sein kann, viel kritiklos zusammengeschriebenes Zeug befindet, das für eine wissenschaftliche Betrachtung völlig belanglos erscheint. Es galt vor allen Dingen, die wertvollsten Erzeugnisse auszuwählen, und dabei unterstützte mich wesentlich die langjährige Erfahrung, die ich durch regelmäßiges Lesen der studentischen Organe als Herausgeber der Finkenblätter (jetzt Akademische Rundschau, Leipzig, Verlag von E. Demme) gesammelt habe. Auch war es nötig, aus den oft tendenziös gefärbten Berichten der studentischen Gruppen oder der politischen Presse durch Vergleichen verschiedener Quellenschriften die Wahrheit herauszufinden.

Bei der Darstellung selbst bemühte ich mich nach Kräften, Licht und Schatten gerecht zu verteilen. Überall versuchte ich, auf Grund authentischen Materials die Entwicklung der einzelnen Gruppen klarzulegen und die Tatsachen selbst sprechen zu lassen. Obwohl überzeugter Freistudent und langjähriger freistudentischer Publizist[2]), weiß ich mich doch frei von Feindseligkeit gegen andere studentische Gruppen. Meine schon früher ausgesprochene Überzeugung, daß es in der Studentenwelt keine alleinseligmachende Richtung gibt, ist durch das Studium der Geschichte nur noch verstärkt worden, und der freistudentische Grundsatz: „Vivat membrum quodlibet!“ ist bei der Darstellung überall mein Leitstern gewesen.

Es würde mir aber völlig unmöglich gewesen sein, diese Unparteilichkeit zu üben, wenn mich nicht in liebenswürdiger Weise eine Anzahl Körperschaften und Privatpersonen durch wertvolles Material oder durch Mitteilungen unterstützt hätten. Ihnen an dieser Stelle zu danken ist mir ein Herzensbedürfnis, und ich bitte alle, auch weiterhin meine hochschulgeschichtlichen Arbeiten und die von mir begründete „Hochschulgeschichtliche Bücherei“ mit Material zu unterstützen. Freundliches Entgegenkommen bewiesen mir die Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung, der Freibund, die Freie Wissen-

[1]) Für die Hochschulen gibt sie naturgemäß keine Hinweise.

[2]) Siehe meine Schrift: „Dreizehn Jahre Freistudententum. 1896—1909.“ Leipzig. 1910. Edmund Demme.

schaftliche Vereinigung und der Verein jüdischer Studenten (Berlin), die Freie Studentenschaft (Braunschweig), die akademischen Vereine „Hütte" und „Motiv" sowie die Wildenschaft (Charlottenburg), der akademische Verein Freischar (Göttingen), die akademische Ortsgruppe des Evangelischen Bundes und die akademische Verbindung Silesia (Halle), die Lese- und Redehalle der deutschen Studenten (Prag) und die akademische Verbindung abstinenter Studenten Iberia (Stuttgart). Außerdem unterstützten mich folgende Herren: Ministerialdirektor Dr. Friedrich Althoff, Exzellenz (†), Rentner Peter Bachmann (Straßburg i. E.), Prof. Dr. med. Blaschko (Berlin), Dr. rer. pol. Kurt Blaum (Straßburg i. E.), Handelskammersekretär Dr. phil. Arthur Blaustein (Mannheim), Dr. phil. Hugo Böttger, Herausgeber der Burschenschaftlichen Blätter (Berlin), Dr. jur. Curt Calmon (Berlin), Dr. Hermann Cardauns, früherer Chefredakteur der Kölnischen Volkszeitung (Köln a. Rh.), Prof. Dr. Robert Chodat (Genf), Oberlehrer Dr. phil. Franz Crull (Rostock), Dr. jur. Arthur Dittrich (Posen), Oberlehrer Konrad Eilers (Rostock), Oberbibliothekar Dr. Wilhelm Fabricius (Marburg), Rabbiner Dr. phil. Feilchenfeld (Posen), Oberlehrer Eduard Frick (Rostock), Oberlehrer cand. rev. min. Grabowski (Dresden), Buchhändler Johannes Gusmann (Posen), Oberlehrer Wilfrid Hanne (Hamburg), Prof. Dr. sc. pol. Bernhard Harms (Kiel), stud. jur. Hans Hartje (Ülzen), cand. prob. Eugen Hoeniger (Breslau), Oberlehrer Dr. phil. Walter Janell (Steglitz), Oberlehrer Heinrich Jantke (Posen), Dr. jur. Carl Kahn (Köln), Geh. Archivrat Dr. phil. Ludwig Keller (Charlottenburg), Dr. phil. Karl Konrad (Breslau), Geh. Sanitätsrat Dr. med. Konrad Küster (Berlin), Ratssyndikus Dr. Linck, M. d. R. (Rostock), Eugen London (Greifswald), Oberlehrer Hermann Masberg (Posen), Dr. phil. Karl Meister, Herausgeber der Universitas (Bruchsal), Superintendent Dr. theol. Meyer (Zwickau, Evangelischer Bund), Archivrat a. D. Dr. Mitzschke (Weimar), Prof. Dipl. Ing. Adolf Nägel (Dresden), Generalsekretär Dr. phil. Wilhelm Ohr (München), Prof. Dr. phil. G. Peiser (Posen), Geh. Archivrat Dr. Rodgero Prümers (Posen), Rechtsanwalt Ernst F. Redlich (Hamburg), stud. math. Paul Reiner (Heidelberg), Dr. phil. Paul Roth (Leipzig), Dr. Paul v. Salvisberg, Herausgeber der Hochschulnachrichten (München), Prof. Dr. Emil Schelle (Dresden), Lic. theol. Friedrich Michael Schiele (Tübingen), Dr. phil. Erich Ludwig Schmidt (Buenos Aires), Oberlehrer Arthur Schneller (Lennep), Oberrealschullehrer Karl Schober (Posen), Oberlehrer Erich Schulz (Posen), Dr. phil. Friedrich Schulze (Leipzig), Dr. phil. Carl Sonnenschein (München-Gladbach, Sekretariat sozialer Studentenzirkel), Prof. Dr. Walther (Rostock), Rektor Otto

Weißgerber, Herausgeber des A. D. B. Jahrbuchs (Friedberg i. H.), Dr. phil. Friedrich Weidner (Posen), Referendar Dr. jur. Otto Wellmann (Bremen), Dr. phil. Julius A. Wentzel (Leipzig), Buchhändler Otto Wicke (Luzern), Gymnasialprofessor Dr. phil. Friedrich Wiegandt (Rostock), Oberlehrer Dr. phil. Julius Wiggers (Rostock), Pfarrer Dr. Hermann Jos. Wurm, Redakteur der Academia (Hausberge i. W.), Dr. phil. Adalbert Zoellner (Selb i. Bayern) und Justizrat Dr. H. Zeiß (Jena). Zum Schluß danke ich auch noch den Studentenutensilienfabriken von Emil Lüdke (Jena), von Josef Kraus und Carl Roth (Würzburg).

Auch möchte ich nicht unterlassen, an dieser Stelle des in blühendem Mannesalter dahingeschiedenen Mitinhabers des Verlags, Herrn Dr. phil. Pantenius, der sich ein großes Verdienst um das Zustandekommen des Buches erworben hat, ehrend zu gedenken.

Und so übergebe ich denn meine Arbeit der Öffentlichkeit. Was ein einzelner auf dem noch wenig bebauten Gebiet der wissenschaftlichen Geschichte des neueren Studententums vorläufig zu leisten vermag, glaube ich erfüllt zu haben. Nicht den Endpunkt einer langen Entwicklung stellt unser Buch dar, eher hoffe ich, daß es den Anfang einer solchen bedeutet. Möge das jetzt leider noch schlummernde Bewußtsein, daß das akademische Leben und seine Einrichtungen einer ebenso eifrigen wissenschaftlichen Pflege wert seien wie andre Gebiete unserer nationalen Tätigkeit, überall rege werden und möge nun endlich bald die Zeit kommen, wo die Hochschulgeschichte zu einem wesentlichen und wichtigen Teile der deutschen Geistesgeschichte erhoben wird!

Posen, den 3. April 1910.

Dr. Paul Ssymank.

Inhalt des ersten Teiles

Das deutsche Studententum von 1350–1750 und seine Vorläufer, von Dr. Friedrich Schulze

Inhalt des zweiten Teiles

Das deutsche Studententum von 1750 bis zur Gegenwart (1910), von Dr. Paul Ssymank

Verzeichnis aller noch bestehenden Studentenkorporationen, die im zweiten Teil erwähnt werden.

Erster Teil • • • • • • Das Deutsche Studententum von 1350–1750 und seine Vorläufer

von Dr. Friedrich Schulze



1. Die Entstehung der mittelalterlichen Universität



ie mittelalterliche Universität ist eine Neubildung. Für ihr Entstehen war keine antike Tradition maßgebend, wenn auch in mancher ihrer Einrichtungen Älteres wieder aufleben mag. Ein Stück Vorgeschichte hat schließlich jede menschliche Gründung.

Das Christentum konnte, nachdem es Staatsreligion geworden, die antiken Bildungsorganisationen nicht einfach bestehen lassen, am wenigsten die antike Staatshochschule. Es hatte zwischen ihrer Umwandlung und ihrer Vernichtung zu wählen und entschied sich für die Vernichtung, die immer leichter als die Umwandlung ist: Im fünften Jahrhundert geht die alexandrinische, 529 die athenische Universität zugrunde, Anfang des achten Jahrhunderts, als die letzte, das Museum in Byzanz. Die gallischen Rhetorenschulen (nach unseren Begriffen mehr Mittelschulen) sind schon um 500 fast ohne Einfluß.

Und kein ebenbürtiger Ersatz wird geschafft. Nur in Alexandrien gewinnt eine christliche Hochschule durch namhafte Lehrer vorübergehende Bedeutung, im fernen Osten in Antiochien, Nisibis, Sandschapur und Edessa gibt es medizinische und theologische Fachschulen, von denen zwei: Edessa und Nisibis im fünften Jahrhundert zu Hochburgen der nestorianischen Sekte werden. Dagegen muß sich im Abendland der Bildungseifer Cassiodors auf die Abfassung eines Lehrbuchs beschränken, da es bei den beständigen Unruhen in Rom nicht möglich sei, wie in den östlichen Ländern, theologische Lehrer anzustellen (um 535).

Lange hat das christliche Bildungsbedürfnis nur eine Quelle, an der es schöpfen kann: die Klosterschule. Sie vermochte wohl nicht großen Wissensdurst zu stillen, aber es bleibt ihr für das zu danken, was sie gab. Man steht dem antiken Geistesleben noch zu nahe, um seine Offenbarungen nicht zu bekämpfen und herabzusetzen — auch ein Cassiodor blickt stets auf das theologische Endziel — aber man wird im Laufe der Zeiten milder, und vor allem: man ist genötigt, in den Elementarkenntnissen den alten Lehrplan einfach zu übernehmen. Die Regel des heiligen Benedikt enthielt noch keine Schulvorschriften, doch sind die Benediktiner bis ins dreizehnte Jahrhundert fast die alleinigen Träger der Bildung gewesen, und wenn sie auch die späteren Orden an Produktivität nicht erreichten, so haben sie wenigstens das Verdienst, die antiken Schriftsteller dem frühen Mittelalter erhalten zu haben.

Neben die Klosterschule, die in Gallien schon im fünften, in Deutschland erst im siebenten Jahrhundert sich zu entwickeln beginnt, tritt die Domschule für die Erziehung des Weltklerus (seit etwa 750). Ihre Notwendigkeit

war von der Hierarchie längst erkannt — die mittelalterliche Theologie setzte ja unbedingt Sprachenkenntnis voraus, — und so wird beispielsweise 529 auf dem gallischen Konzil zu Vaison beschlossen, daß jeder Bischof in seiner Diözese für geeigneten Nachwuchs sorgen soll, und es wird sogar erlaubt, daß der Schüler nicht unter allen Umständen Geistlicher wird. Auch die Klosterschule trägt in gewissen Grenzen für Laienunterricht Sorge.

Die mittelalterliche Universität knüpft an diese Anfänge nicht direkt an. Nur gelegentlich, in Paris sowie höchstens in Köln und in Erfurt, läßt sich ein unmittelbarer Zusammenhang mit Dom- und Klosterschulen nachweisen. Die mittelalterliche Universität ist vielmehr der Körper, den sich der Geist der Scholastik baut, — unter dem Einflusse gesteigerter Verkehrsverhältnisse und günstiger Wirtschaftsbedingungen —, wobei natürlich der scholastische Höhenflug ohne die älteren Bildungsorganisationen undenkbar ist. Damit die mittelalterliche Universität so entstand, wie sie entstanden ist, nämlich als kirchliche und nicht als antik bedingte staatliche Anstalt, war vor allem die Geistesreife des Mittelalters erforderlich, die wir mit „Hochscholastik" bezeichnen. Im elften und zwölften Jahrhundert hatte noch zwischen Antike und Christentum, zwischen Theologie und Philosophie der Kampf getobt; „entweder — oder" hieß es damals: dem „Peripatetiker" (Philosophen) Anselm, einem Zeitgenossen Kaiser Heinrichs des Dritten, erscheinen einmal Heilige und die Musen der Grammatik, Rhetorik und Dialektik im Traum und fragen ihn, ob er sich für die drei Damen oder für die Heiligen entscheiden wolle (utrum cum sanctis quam cum virginibus mallem libentius), und er gibt den Musen den Vorzug; noch Abaelard, der schon sehr ernsthaft sich um Aussöhnung der beiden gegensätzlichen Geistesmächte bemühte, ist darüber zerbrochen; erst der gedankenklare systematische Geist Thomas von Aquinos löste die Riesenaufgabe, und erst jetzt — in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts — ist die Zeit für die mittelalterliche Hochschule da.

Und noch ein treibendes Moment ist zu berücksichtigen: der Einfluß arabischer Bildung. Schon im siebenten Jahrhundert hatten die Araber antike Kulturelemente in sich aufgenommen und seitdem eine Renaissance erlebt, die — die erste große weltgeschichtliche Renaissance des Altertums — fast ohne Unterbrechung bis zum Schlusse des zwölften Jahrhunderts fortdauerte. Sehr viel früher, wenn auch unvollkommener als dann das Abendland, schufen sich die Araber ihr Hochschulsystem. Die älteste noch heute bestehende Universität der Welt ist die Azharmoschee in Kairo, die am 4. März 970, gleich nach der Gründung Kairos, ins Leben gerufen wurde. Aber sie war damals nicht die älteste arabische Hochschule. Bereits vorher besaß der Osten wie das islamische Abendland eine Menge von Studienanstalten, und man kann sogar von einem Höhepunkt der arabischen Kultur im zehnten Jahrhundert sprechen. Damals fand ein lebhafter Studentenaustausch zwischen dem ommajjadischen Spanien, das in Cordova, Sevilla, Toledo, Valencia, Almeria berühmte Bildungsstätten besaß, und den östlichen Ländern statt, und selbst von christlichen Gelehrten, die hauptsächlich um der exakten Wissenschaften willen spanische Hochschulen aufsuchten, wird berichtet.

Entscheidend für das Schicksal der arabischen Hochschulen wurde ihre Abhängigkeit von der Theologie. Die Freigeisterei, — die sich seit den Mutaziliten und dem Geheimbund der aufrichtigen Brüder zu immer größerer Konsequenz und Kühnheit entwickelte, die mit der Lehre von der doppelten Wahrheit den theologischen Einfluß auf die Geisteswissenschaften zu verhindern suchte und erst in dem orthodoxen Mystiker Gazzali einen mächtigen Gegner und Überwinder fand, — die Freigeisterei ist niemals in der Organisation der arabischen Hochschulen richtig zur Geltung gekommen. Die arabischen Hochschulen, Moscheenschulen wie Medresehs, dienten vielmehr lediglich dem Koranstudium: der auf dem Koran beruhenden Theologie und Jurisprudenz und den um des sprachlichen Koranverständnisses willen getriebenen philologischen Hilfswissenschaften. Daneben führten Medizinschulen eine völlige Sonderexistenz und nur ein Versuch, alle Wissenschaften in freierer Weise zu vereinigen, ist uns bekannt: die Begründung des Dar el hikma (des Hauses der Wissenschaft) in Kairo, die 1004 durch den Kalifen Hakim biamrillahi erfolgte. Anderthalb Jahrhunderte lang war der Dar el hikma der Sitz des Rationalismus, aber nach dem Untergang des Fatimidengeschlechtes wird er 1171 mit der Azharmoschee verschmolzen.

Der wichtigste Unterschied der arabischen und christlichen Hochschulen des Mittelalters, die im einzelnen nicht unwichtige Ähnlichkeiten aufweisen, liegt in der Fakultätenbildung. Es ist mir durch Vergleichung beider klar geworden, was die Fakultätenbildung für die Emanzipation der Wissenschaften von der Theologie bedeutet. Gewiß, die christliche Universität des Mittelalters gipfelte in der Theologie und sollte darin gipfeln, aber es ist nicht mehr alles Theologie wie sogar noch in der heutigen arabischen Moscheenschule. Das ist der Unterschied, und ich glaube, daß dieser Unterschied, der für die tiefere Betrachtung vielleicht selbst zum Kultursymptom wird, der arabischen Wissenschaft zum Verhängnis geworden ist.

Die direkten Einflüsse des Arabertums auf die christliche Gelehrsamkeit sind bekannt. Ohne die arabische Vermittlung eines neudurchdachten Aristotelismus ist die Hochscholastik nicht vorzustellen. Die berühmte Medizinschule von Montpellier, von Caesarius von Heisterbach als „Quelle ärztlicher Kunst" gepriesen (1220), wurde von Anhängern des berühmten arabischen Gelehrten Avicenna (Ibn Sina) organisiert, das ältere Salerno, die Hoffnung aller Schwerkranken im Mittelalter, unterlag mindestens sehr früh arabischen Einwirkungen, wenn es überhaupt eine christliche Gründung (des zehnten Jahrhunderts) ist. Die Medizinalordnung Friedrichs II. (1224), auf der der abendländische Ärztestand ruht, geht auf arabische Vorbilder zurück. Der Arabismus in der Medizin herrscht in Bologna und Paris, Padua und Montpellier durch die Jahrhunderte; der Averroismus, die Lehre des arabischen Philosophen Ibn Roschd (Averroes), wird in Paris von der Geistlichkeit unterdrückt und von den Koryphäen der Hochscholastik wissenschaftlich vernichtet, faßt aber in Oberitalien um so fester Boden und bleibt als die Freigeisterei des Mittelalters den humanistischen Angriffen zum Trotz hier und da bis in das siebzehnte Jahrhundert bestehen. Und Averroes selbst, der vielbenutzte Kommen-

tator des Aristoteles, wird von der Kirche als das Haupt der ungläubigen Philosophen, als Ketzerfürst, angesehen.

So ist es mehr denn wahrscheinlich, daß dies Ringen von orientalischer und okzidentaler Bildung die Entstehung der abendländischen Universität mit herbeigeführt hat.

Naturgemäß gibt es bei den ältesten Universitäten keine Gründungsakte. Sie sind geworden, ihre Formen haben sich gebildet, nach und nach, in langsamer Entwicklung. Um aber diese Entwicklung in ihren vorbereitenden Stadien scharf zu erfassen, muß auf das Privatlehrertum des zwölften Jahrhunderts eingegangen werden.

Die Dialektik hatte in den Klosterschulen einen schweren Stand, obwohl sie mit zum Lehrplan gehörte. Wie hat nicht Abaelard, der „König der Dialektiker", wie ihn ein moderner Biograph, der „Peripatetiker von Palais" (seinem Geburtsort), wie ihn seine Zeitgenossen nannten, um ihre Existenzberechtigung zu kämpfen gehabt. Noch das letzte Werk, das der müde, von der Kirche hart bedrängte Mann in dem finsteren Kloster von Cluny schrieb, wo er, der Gehaßte, bei früheren Feinden hatte Zuflucht suchen müssen, war dieser Aufgabe gewidmet. Als eine Kunst, die vom Teufel kommt, bezeichnete noch in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts Walther von St. Victor die Dialektik. Und es war richtig, von dieser Seite drohten der orthodoxen Theologie Gefahren. Viele Ketzer und Freigeister des Mittelalters sind Dialektiker gewesen. Des dialektischen Studiums nahmen sich nun (in offenbarem Zusammenhange mit der antiken Rhetorenschule stehend) die Privatlehrer an.

Für die Eröffnung einer Schule war in diesen Zeiten weder in Frankreich noch in Italien irgendein anderes Einverständnis erforderlich als die Genehmigung des Grundherrn, auf dessen Boden man sich niederlassen wollte. Die Kirche hielt sich mindestens insoweit neutral, daß sie nur gegen sittlich unwürdige oder ketzerische Lehrer einschritt. Mit Ausnahme solcher Fälle hatte das dritte Laterankonzil von 1179 Lehrfreiheit proklamiert, und sogar in die Dekretalensammlung von 1234, die erste große Sammlung des geistlichen Rechtes, war dieser Grundsatz übergegangen. Freilich bildeten sich einschränkende Zunftgebräuche aus. So sollen Neulinge zunächst unter Anleitung eines erfahrenen Magisters auftreten, und wir wissen, daß Wilhelm von Champeaux diese Bestimmung benutzt hat, um seinen unbequemen Schüler Abaelard mundtot zu machen (um 1110).

Aber trotz ihres Mißbrauchs waren solche Bestimmungen noch nicht einmal unberechtigt, denn die Konkurrenz hatte häßliche Auswüchse in Menge gezeitigt. Die Geschichte des freien Lehrertums ist erfüllt von Haß, Neid, Störungen, Intrigen und Gewaltakten. Der Ton war im höchsten Maße unkollegial, und der Jüngere glaubte sich oft dadurch seine Sporen verdienen zu müssen, daß er den Älteren vernichtete. Das Zwischenreden im Kolleg des Gegners war an der Tagesordnung und konnte sogar in gottgefälliger Absicht geschehen. So gibt es eine bezeichnende Sage, daß der junge Gosvin von Douai Abaelard durch Zwischenrufe in Verwirrung gesetzt habe, freilich hatte es einst Abaelard selbst mit einem seiner Lehrer, dem schon erwähnten Wilhelm

von Champeaux, nicht besser gemacht. Jedenfalls war klar, daß eine Ordnung dieser allzu freien Verhältnisse eintreten mußte.

Wir verfolgen diese Neuordnung an der Universität Paris, die für die Organisation der meisten mittelalterlichen Hochschulen maßgebend geworden ist. Es ist aber zweifellos, und dort ebenso wenig wie anderwärts, ethische Rücksichtnahme gewesen, die den notwendigen Zusammenschluß herbeigeführt hat. Auch auf geistigem Gebiet bringen ideelle Erwägungen allein höchst selten den Fortschritt. Ausschlaggebend war wohl das Bedürfnis nach gesicherten Studieneinrichtungen. Die Schüler eines Lehrers lebten mit ihrem Haupte als für sich bestehende Genossenschaft, sie besaßen unter Umständen eine außerordentliche Selbständigkeit, aber ihre Freiheit war rein intern. Land- oder stadtfremd waren sie allesamt. Die Vereinigung selber mußte sich also erst eine Position erringen. Das aber war für vereinzelte kleine Lehrverbände schwerer, als für einen einzigen großen, und vermutlich hat vor allem diese Tatsache die freien Lehrer schließlich dazu vermocht, ihre Eigenstellung aufzugeben. Denn aufgeben mußten sie und am meisten die Bedeutendsten unter ihnen. Mit dem Zusammenschluß beginnt die Entpersönlichung des Wissenschaftsbetriebes. Abaelard bezeichnet auch hier den Übergang. Nachdem er Triumphe als akademischer Lehrer erlebt hat wie wenige vor und nach ihm, rät er seinem Sohn, der studieren will:

Non a quo, sed quid dicatur, sit tibi cura
Auctori nomen dant bene dicta suo.

(Nicht wer spricht, sondern was gesprochen wird, sei Deine Sorge;
Denn dem Lehrenden Ruhm giebt erst das tüchtige Wort.)

und wendet sich damit von dem gefeierten Lehrertum früherer Zeiten ab.

Der neuen, freien Spielraum verlangenden Vereinigung bleibt ein heftiger Kampf gegen die kirchliche Aufsicht zu bestehen, zu der der Kanzler von Notre Dame seine aus den grundherrlichen Befugnissen des Klerus stammenden Rechte zu erweitern strebte. Unter den Pariser Schulen nahm die Domschule (Notre Dame) eine bevorzugte Stellung ein; nach Denifle kann sie am ehesten als „Wiege der Universität" angesehen werden. Nun vollzieht sich aber eine Verschmelzung ungleicher Organisationen leicht in der Form, daß die stärkste die Führung übernimmt, und so kommt es, daß der Kanzler von Notre Dame schließlich Kanzler der vereinigten Lehranstalten wird. Er entscheidet in den wichtigsten Angelegenheiten der Pariser Universität, bei der Auswahl von Nachwuchs und in der Rechtsprechung, eine Zeitlang fast ohne ihre Mitwirkung, und die Korporation hat sich dann in hartnäckigen Kompetenzstreitigkeiten eine leidliche Selbständigkeit von seinen Eingriffen sichern müssen.

Mindestens ebenso bedeutungsvoll wie der Zusammenschluß an sich wird die weitere Gliederung des Lehrkörpers. Auf den ersten Blick erscheint die Einteilung in Fakultäten, die in Paris entsteht, während die Rechtsschule Bologna sich später zu ihr hinentwickelt, als eine unwichtige Angelegenheit. Sie ist es jedoch keineswegs, es steckt darin ein geistiges Machtproblem, das Problem: Wie weit ist alle Wissenschaft Theologie? Daß das Mittelalter zu einer immerhin so tiefgehenden Scheidung, wie der Fakultätenbildung, ge-

kommen ist, war eine Leistung, deren das Arabertum nicht fähig war, und diese Leistung ist für die Entwicklung der Wissenschaft grundlegend geworden.

Jetzt mochte man immerhin, wie das Hunderte von mittelalterlichen Gelehrten getan haben, den Wert der Philosophie gering einschätzen, die Hauptsache war, daß man ihre Existenzberechtigung nicht einfach bestritt. Alle Ungleichheiten konnte die Zukunft korrigieren und hat sie auch korrigiert.

Nur kurze Zeit können die Vertreter aller Disziplinen ungeschieden einen einzigen Verband gebildet haben, wenn es überhaupt so war. Sehr früh, sicher bald nach 1200, schlossen sich die Lehrer der gleichen Gebiete wieder ihrerseits zu den Fakultäten zusammen. Die neue Gruppierung ist in der Studienordnung, die Kardinal Robert von Courçon 1215 erläßt, erkennbar. Schon sind die artes Vorstufe der Theologie. 1255 begegnet zum ersten Male der Ausdruck „facultas", der zunächst gleichbedeutend mit „scientia" war, in dem neuen, noch heute üblichen Sinne. Um dieselbe Zeit entstehen die Fakultätsstatuten. Spätestens 1260 ist die Entwicklung zum Abschluß gelangt.

Die Fakultäten grenzten sich bestimmt gegeneinander ab, keine hatte in den spezifischen Angelegenheiten der andern mitzureden, sie waren autonome Genossenschaften mit eigenen Versammlungen und eigenen Statuten. Die Ausbildung des Nachwuchses war ihre Hauptaufgabe. Dabei mußte es zur Auseinandersetzung mit den Kanzleransprüchen kommen. Denifle meint geradezu: „Die Promotionsfrage war in Paris der erste Schritt zur Fakultätenbildung."

Auch eine feste Rangordnung der Fakultäten bildet sich. Als obere Fakultäten stehen Theologie, Jurisprudenz und Medizin der unteren vorbereitenden der artes gegenüber. Wir werden sehen, daß sich diese ideelle Wertung in den tatsächlichen Machtverhältnissen nicht rein wiederspiegelte.

Neben dem Lehrkörper, der in der Pariser Hochschulverfassung durchaus die Hauptrolle spielte, tritt das Scholarentum zurück. Die Gesamtheit der Scholaren, zu der übrigens die Magistri artium als Schüler der höheren Fakultäten zu rechnen sind, wurde in landsmannschaftliche Verbände: Nationen zerlegt. Die Nationen sind wahrscheinlich künstlich für Verwaltungszwecke und, wie Brunner vermutet, nach Bologneser Vorbild geschaffene Gruppen. 1222 ist von ihnen zum ersten Male die Rede, 1249 wird als ihre Zahl zuerst die fortan gültige, nämlich vier, mitgeteilt. Nicht ausgeschlossen ist es, daß es vor Einrichtung der Nationen auch in Paris spontane Organisationsbestrebungen der Scholaren gab. Schon 1207 kommt der Ausdruck: „communitas scholarium" vor.

Jedes Mitglied einer Nation gehört als Lehrer oder Schüler der Artistenfakultät an. Das hat zur Folge, daß die Nationen bald überhaupt nur als Einteilung der Artistenfakultät gelten, und verschafft der unteren Fakultät das Übergewicht über die höheren. Sie hat mit ihren vier Stimmen in den allgemeinen Universitätsversammlungen (congregationes generales) von vornherein die Majorität, da die drei übrigen nur je eine Stimme haben. Das führt dann weiter dazu, daß die Artisten das Oberhaupt der Universität stellen. Ihr Rektor wird Rektor der gesamten Korporation, eine Entwicklung, die sich Ende des dreizehnten Jahrhunderts anbahnt und Mitte des vierzehnten

(1341) vollendet ist. So sind es die Artisten, die die Universität am wirksamsten vor dem Kanzlereinfluß sicher stellen, indem sie selbst die Leitung übernehmen.

Über die Organisation der Pariser Universität mag ein Schema den bequemsten Überblick geben:

Die Universität (studium generale) zerfällt in:

die drei höheren Fakultäten:

I. Theologie
II. Jurisprudenz*)
III. Medizin

} an der Spitze je ein Dekan mit je einer Stimme in den congregationes generales

und IV. die Artistenfakultät (mit dem Rektor an der Spitze: 4 Stimmen).

Die Artistenfakultät umfaßt die vier Nationen, nämlich:

1. die gallische (Honoranda),
2. die englische, seit 1442 deutsche genannt (Constantissima),
3. die picardische (Fidelissima),
4. die normannische (Veneranda).

Wegweisend für die übrigen Hochschulen konnte nur eine Universität werden, die universell war, die in sich alles begriff, was mittelalterliche Wissenschaft hieß. Das tat Paris und gewann daher seine beherrschende Stellung. Aus demselben Grunde muß das gleichalte Bologna hinter Paris zurücktreten, da es stets viel einseitiger entwickelt war. Bologna war anfangs in der Hauptsache Rechtsschule, im dreizehnten Jahrhundert bildet sich dann neben der Juristenuniversität eine besondere Korporation von Artisten und Medizinern, und erst weitere hundert Jahre später (1362) wird an letzter Stelle eine Art theologischer Fakultät eingerichtet. Aber selbst von dieser Zersplitterung und allmählichen Ergänzung abgesehen: der Lehrkörper der Bologneser Hochschule war von den städtischen Behörden abhängig und hat sich von höheren Gewalten nicht in der Weise freimachen können, wie das den Pariser Magistern schließlich bei der Kanzleraufsicht gelungen ist.

Bolognas bleibendes Verdienst in der Geschichte der Hochschulen ist die Ausbildung von landsmannschaftlichen Schutzgilden. Wie auch andere Korporationen, z. B. gewerbliche Zünfte, heißen sie „universitates", und erst vom vierzehnten Jahrhundert ab bürgert sich auch für die vereinheitlichte Korporation, für die Lehranstalt im ganzen, die in älterer Zeit stets mit „studium generale" bezeichnet wird, das Wort: „universitas" ein. Bald gibt es nur noch die eine universitas, während man bisher von vielen reden konnte. Mit dem Vorhandensein korporativer Tendenzen unter den Scholaren dürfen wir bereits um die Mitte des zwölften Jahrhunderts rechnen, als Barbarossa sein berühmtes Universitätsgesetz erläßt. Noch in dem gleichen Jahrhundert organisieren sich kleinere landsmannschaftliche Verbände, von denen z. B. die Toschi und Lombardi bekannt sind, obwohl es ursprünglich sehr viel mehr gab. Ihre Zahl nahm bis in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu, dann aber beugt man der Gefahr einer zu starken Zersplitterung vor, indem man alle Italiener in der Genossenschaft der Diesseitswohnenden (universitas citra-

*) Die Fakultät hat von 1219 bis ins 17. Jahrhundert nur das geistliche Recht.

montanorum) organisiert und alle Nichtitaliener als Jenseitige (universitas ultramontanorum) zusammenfaßt.

Trotzdem blieben die Bologneser Verhältnisse viel verwickelter als die Pariser. Es gab nicht nur eine besondere Juristen- und Artistenhochschule, auch der Lehrkörper war von den Scholarenverbindungen, eben den „universitates“, streng geschieden, und die Scholaren teilten sich wieder in die zwei genannten Gruppen, von denen bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein jede ihr eigenes Oberhaupt hatte.

Gerade wegen dieser lockeren Organisation kommen die Scholaren in Bologna mehr zur Geltung. Sie sind in ganz anderer Weise Träger des „studium“, als ihre Pariser Genossen, sie haben Selbstverwaltung, bestimmen aus der Schar der Ihren die Rektoren und entscheiden manches, während über die Pariser Scholaren vielfach nur entschieden wird.

Nach Brunners Meinung ist die Bologneser „universitas“ nur die Verkörperung der deutsch-rechtlichen Idee beruflich und landsmannschaftlich beschränkter Schutzgilden, die sich durch die später zu besprechende „Deutsche Nation“ in Bologna eingeführt habe, während das Vorbild der Pariser Fakultätsverfassung in den gewerblichen Innungen des deutschen Rechtes zu suchen sei. Somit wären von Anfang an wichtige deutsche Einflüsse auf die allgemeine Universitätsentwicklung zu bemerken.

Die Bologneser Hochschulverfassung läßt sich durch folgendes Schema verdeutlichen:

Die Hochschule Bologna (studium generale Bononiense) gliedert sich wie folgt:

Doktorenkollegien
das berühmteste ist das collegium Bononiense (pontificii scilicet et caesarei juris; den Pariser Fakultäten entsprechend, doch, von der Prüfungsbefugnis abgesehen, ohne deren Rechte. Aus Einheimischen bestehend).

Scholarengenossenschaft
(universitas scholarium)
besteht anfänglich nur aus Stadtfremden.

Juristenkorporation
(universitas jurisconsultorum) umfaßt die Scholaren beider Rechte.

Korporation der Diesseitigen
un. juriscons. citramontanorum
(3 Nationen).

Korporation der Jenseitigen
un. juriscons. ultramontanorum
(14 Nationen).

Artistenkorporation
(universitas artistarum) trennt sich im 13. Jahrh. von den Juristen, sie umfaßt auch die Mediciner.

Theologen
giebt es erst seit 1362 an der Universität.
Seit 1223 wird jedoch die Theologie von den Franziskanern in einem eigenen Studium gelehrt.

[Die universitas ultramontanorum umfaßt die Nationen:

1. Gallier.
2. Picarden.
3. Burgunder.
4. Bewohner von Poitou.
5. von Tours und Le Mans.
6. Normannen.
7. Catalonier.
8. Ungarn.
9. Polen (seit 1265 für sich, vorher bei den Deutschen).
10. Deutsche.
11. Spanier.
12. Provençalen.
13. Engländer.
14. Gascogner.]

Es waren zunächst nur lokale Gewalten — in Paris der Kanzler, in Bologna die Stadt —, die mit den beiden ältesten Universitäten am engsten in Berührung kamen. Würden die großen universalen Mächte des Mittelalters, würden Kirche und Staat nicht sich der neuen zukunftsvollen Schöpfung zu bemächtigen suchen? Waren sie nicht fast zum Eingreifen gezwungen, wenn die jungen Korporationen mit ihren Aufsichtsorganen in Zwist gerieten? Und diese Lage mußte notwendig eintreten.

Für die weltliche Gewalt, vor allem für das deutsche Kaisertum, gab es eine antike Tradition, die zwar nicht allein, aber vornehmlich an den Namen Justinian anknüpfen konnte, und diese Tradition besagte: Universitäten sind Staatsanstalten. Aber diese Tradition hat im Mittelalter nicht viel bedeutet. Sie lebte auf, als Friedrich Barbarossa 1158 in Bologna durch die berühmte Authentica „Habita" den Grund zu einer privilegierten Rechtsschule legte, sie fand Nachahmung in Paris, wo die französischen Könige sich niemals des Rechtes mitzureden begaben, und es ist schwer zu sagen: ist es direkter Zusammenhang oder Analogie? — sie feierte ihre Auferstehung in Spanien, wo Alonso VIII. in den Jahren 1212/14 in Palencia die früheste freilich kurzlebige Staatsuniversität gründete, und in Italien, wo Friedrich II. zwölf Jahre später mit der Errichtung Neapels seinem Beispiel folgte. Und in dem Stiftbrief dieser Hochschule sprach der außerhalb aller christlich-abendländischen Konvention stehende freidenkende Staufenkaiser zum ersten Male Sätze aus, die in viele spätere Stiftbriefe zunächst nur als gut geprägte Floskeln übergingen, bis ihnen die geschichtliche Entwicklung mehr und mehr ihren vollen Inhalt gab. Er sprach davon, daß in Neapel alle Wissenschaften blühen sollten, damit die Wissenshungrigen im Lande selbst ihren Drang stillen könnten und nicht um ihrer Studien willen fremde Völker aufsuchen und in fremden Gegenden betteln gehen müßten. Mit dieser Fürsorge aber verbindet er die Verpflichtung zu einheimischem Studium und die Bevorzugung der auf der Landesuniversität Ausgebildeten beim Vergeben von Staatsämtern.

Jedoch die Gründung der ersten Staatsuniversitäten bleibt für das Mittelalter Episode; die „Habita" ist zwar von den ältesten Zeiten an romantisch verklärt worden, aber ihr Hauptwert liegt allein darin, daß manche ihrer Bestimmungen in die Privilegien der späteren Universitäten aufgenommen wurden, und die akademische Gerichtsbarkeit ist durch sie noch keineswegs eingeführt worden; in Paris endlich handelt es sich um ein dauerndes Verhältnis von Königtum und Universität, das sich später sogar zum Schaden der Weltstellung der Hochschule stärker als die Beziehungen zum römischen Stuhle erwies. Im allgemeinen aber gilt für jene Zeiten durchaus, daß die Kirche tieferen, weil auch im Geistigen begründeten Einfluß auf die Universitäten als die weltlichen Gewalten besaß und daß sie die weitblickendere und berechnetere Bildungspolitik getrieben hat.

Das läßt sich schon an den Gründungsurkunden ablesen. Stiftbriefe überhaupt gehören natürlich einer fortgeschrittenen bewußten Zeit der Universitätsgeschichte an. Für Paris und Bologna gibt es keine genauen Daten; dann, als man nach ihrem Vorbild neue Lehranstalten ins Leben rief, hielt man die

Zustimmung einer höheren Gewalt zwar nicht für unbedingt notwendig, aber doch für nützlich, und im vierzehnten Jahrhundert erheben römische Rechtslehrer wieder in freier Fortbildung antiker Theorien die Forderung, daß eine legitime Hochschule ein kaiserliches oder päpstliches Privileg besitzen müsse.

Denifle hat ausgerechnet, wie sich die vorhandenen Stiftbriefe auf Kirche und Staat verteilen. Von den 44 Hochschulen, die bis 1400 außer Paris und Bologna entstanden sind, haben 16 päpstlichen, 10 kaiserlichen oder landesherrlichen, 9 beide Arten, 9 gar keinen Stiftbrief, würde man noch 9 Hochschulen hinzunehmen, die nur auf dem Papier standen, so würden die drei ersten Zahlen sich auf 21, 12 und 11 erhöhen. Es haben also die Päpste mitgesprochen bei 25 von 46 (resp. 32 von 55) und die Kaiser bei 19 von 46 (resp. 23 von 55) Hochschulen. Das Bild, das diese Zahlen geben, stimmt zu unserem sonstigen Wissen durchaus.

Die Kirche hatte ja wegen ihres Bedarfs an höheren Klerikern ein viel directeres Interesse an der Universitätsentwicklung als Kaiser und Landesherrn, und alle hervorragenden Päpste des dreizehnten Jahrhunderts haben Bildungspolitik getrieben. Das vierte Laterankonzil von 1215 forderte theologische Lekturen für jede Metropolitankirche. Kein Wunder, daß man die Bedeutung der neuen noch unfertigen Lehranstalten früh erkennt, zumal es mit der Verwirklichung der Konzilienbeschlüsse nie recht vorwärts will, und daß man die Hand nach ihnen ausstreckt. Zunächst kümmert man sich um die Ordnung der lokalen Verhältnisse. 1215 wird der Studiengang in Paris durch den päpstlichen Legaten Robert von Courçon festgelegt. 1219 erläßt Honorius III. die erste Prüfungsvorschrift für Bologna. Dabei ist das Verhalten der Päpste zur Kanzlerwürde in hohem Maße bezeichnend. In Paris, wo der Kanzler historisch begründete weitgehende Befugnisse besaß, bieten die Päpste der Korporation zur Beschränkung dieser Befugnisse die Hand. Sie wollen nicht die Übermacht des Kanzlers, sondern seine Abhängigkeit von der Kurie und erreichen ihre Absicht vollständig. In Bologna dagegen, das kein geistliches Aufsichtsorgan kennt, schafft erst Honorius III. die Kanzlerstellung durch das genannte Dekret und macht fortan dort die Lehrerlaubnis (licentia docendi) von der Zustimmung seines Stellvertreters abhängig. In Paris wie in Bologna, den Geburtsstätten der mittelalterlichen Universität, hat sich also das Papsttum gleich von Anfang an festgesetzt.

Der wichtigste Erlaß der Kurie aber in Universitätsangelegenheiten, und man darf wohl aussprechen: eine Tat von weltgeschichtlicher Bedeutung, war die Verkündigung der „facultas hic et ubique docendi", d. h. die Ausdehnung einer einmal erworbenen Lehrbefähigung auf die ganze christliche Welt im Jahre 1233, in demselben Jahre, in dem zum ersten Male der mittelalterliche Ausdruck für Universität: „studium generale" (Lehranstalt für alle) nachweisbar ist. Wurde auch der Grundsatz in Wirklichkeit nicht sofort anerkannt, mochten auch die beiden alten Schulen Paris und Bologna opponieren, weil sie ihre privilegierte Stellung gefährdet sahen, die mittelalterliche Universität war damit in ein System internationaler Bildungspolitik hineingestellt, das durch die (im strengsten Wortsinne) katholische Kirche ermöglicht wurde.

Zweifellos war mit diesem Erlaß die Abhängigkeit der Universität vom Papsttum für das ganze Mittelalter entschieden. Wir haben oben von der Lehrfreiheit älterer Zeiten gesprochen, aber es war nur Freiheit zu lehren, und bezog sich keineswegs auf das Inhaltliche dessen, was gelehrt wurde. Der Begriff der Geistesfreiheit ist (das braucht ja kaum erwähnt zu werden) dem Mittelalter fremd und auch die Konflikte, die aus solchem innern Zwange erwachsen konnten, waren damals gar nicht in heutiger Schärfe vorhanden, weil der mittelalterliche Gelehrte sich nicht als Forscher, sondern nur als Verwalter bereitliegender Wahrheitsschätze fühlte. Warf man das Problem der Forschung überhaupt auf, dann stand für die Orthodoxie von vornherein fest, zu welchem Resultate diese Forschung führen mußte: zu den christlichen Dogmen. Es ist damit ohne weiteres klar, daß das einfache Mitteilen fertiger Kenntnis den mittelalterlichen Gelehrten viel zweckvoller und kürzer als die eigene Forschung erschien, und Thomas von Aquino, der Klassiker der Scholastik, hat das auch ausgesprochen, indem er sagt: Die Worte des Lehrers führen schneller zu wissenschaftlicher Kenntnis als die Erfahrungsgegenstände selber, da sie bereits ein Ausdruck verständlicher Begriffe sind. (Verba doctoris propinquius se habent ad causandam scientiam quam sensibilia extra animam existentia inquantum sunt signa intellegibilium intentionum.) Lehre und Forschung als Gegensätze? Lehre oder Forschung? Die Fragestellung erscheint uns unmöglich, und nur eine völlig selbstgenügsame und autoritative Zeit konnte sie ersinnen. Und selbst die Denker mit ketzerischem Anflug stellten sich nie auf den Boden rein philosophischer Spekulation, sie schufen ihren Gedanken ein Sicherheitsventil in der Lehre von der zwiefachen Wahrheit, sie erklärten Widersprüche von Glauben und Wissen eher aus der Unzulänglichkeit aller menschlichen Vernunft und verfielen in mindestens drei Viertel aller Fälle lieber dem Agnostizismus, als daß sie sich aus der kirchlichen Gemeinschaft gelöst hätten. Er war gewiß ein kühner Denker und furchtloser Kirchenpolitiker, der Spätscholastiker Wilhelm von Occam, der Widersacher weltlicher Papstherrschaft, und schickt doch seinem Traktat über das Sakrament des Altars die Vorbemerkung voraus, daß alles, was darin gegen die kirchliche Lehre verstößt, nur zitiert sei, bekennt sich ausdrücklich zu den kirchlichen Dogmen und beugt die Vernunft bedingungslos unter die Autorität. „Neige Dein Haupt, Sugambrer!" der Satz, der bei der Taufe Chlodwigs gesprochen wurde, er erklingt ganz leise in jedem mittelalterlichen Wort und steht ganz versteckt in jedem mittelalterlichen Buch; und wehe dem, der ihn nicht hörte, den zwingenden Ruf: „Neige Dein Haupt, Sugambrer!"

Beispiele von direkten Bindungen oder von sonstigen Eingriffen in den Studienbetrieb sind leicht herbeizubringen. Die Licenz wird von der Anerkennung wichtiger päpstlicher Erlasse abhängig gemacht, von den bereits Lehrenden wird schleunige Anerkennung solcher Erlasse verlangt. Die Lehrbücher werden sorgfältig gesichtet. Recht instruktiv ist das Verhalten der Kurie zu Aristoteles. Die dürftige Aristoteleskenntnis, die das frühe Mittelalter aus den Übersetzungen des Boethius schöpfte, erfuhr Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eine bedeutende Erweiterung durch lateinische Übersetzungen der Physik, Metaphysik

und der naturwissenschaftlichen Schriften, die spanische Araber übermittelten. Aber die Kurie verbot über diese Bücher zu lesen, verbot es wiederholt, bis es sich schließlich zunächst in Toulouse, dann 1254 in Paris doch durchsetzte. Und so erging es einem Autor, der schon damals ein außergewöhnliches Ansehen genoß, den man wenige Zeit später gerade in scholastischen Kreisen nicht genug rühmen konnte, den Dante, die Bewunderung von Generationen in ein lapidares Wort fassend, als „den Meister aller, die da weise" bezeichnet hat. Oder nehmen wir die Stellung der Päpste zum weltlichen Recht. Das weltliche Recht mußte wegen seines kaiserfreundlichen antihierarchischen Geistes den Päpsten gefährlich erscheinen, und ein den Universitäten so günstig gesinnter Mann wie Honorius III. hat denn auch dieses Studium 1219 in Paris einfach auf Jahrhunderte beseitigt, damit die Theologie um so mehr blühen könne und ihre Jünger nicht „von der Schönheit der Mutter und ihren ergiebigen Brüsten abgezogen würden" („a matris pulchritudine ac sapidis uberibus abstrahantur"), und er hat damit ein universelles Bildungsideal zerstört, das sich dem wissenschaftlich enzyklopädischen Geiste des Mittelalters entsprechend entwickelt hatte. Giraldus Cambrensis verbreitet es, indem er grundsätzlich fordert „über dem Fundament der Künste und Literatur die Wände des weltlichen und geistlichen Rechtes aufzurichten und mit dem Dach der Gottesgelahrtheit das Haus zu krönen" (super artium et litteraturae fundamentum legum et canonum parietes in altum erigere et sacrae scripturae theologicae tectum a superiori concludere).

In mittelalterlichen Stiftbriefen findet sich die Formel: die neue Hochschule „möge blühen in der Theologie und dem kanonischen Recht sowie in jeder andern erlaubten Disziplin". Damit ist der Zweck der mittelalterlichen Universität völlig zutreffend ausgedrückt.

Bei dem Verhältnis des Papsttums zu den mittelalterlichen Hochschulen darf von den wirtschaftlichen Beziehungen nicht abgesehen werden. Gerade auf materiellem Gebiete hatte der Papst viel zu geben. Er verlieh auf das Gesuch der Universität (den „rotulus") Pfründen und Benefizien, freilich nicht immer in dem erbetenen Maße, er ließ auf seine Kosten einzelne promovieren, er entband bis zum Tridentinum geistliche Würdenträger zu Studienzwecken von der Residenzpflicht und führte durch diese Beurlaubung von Klerikern den Universitäten eine Anzahl begüterter Scholaren zu. Das alles sind wichtige Zusammenhänge, die, wie die Reformationszeit bewies, nicht ohne Gefährdung ihrer Existenz von den mittelalterlichen Universitäten durchschnitten werden konnten.

Wir sehen, wie sehr alle mittelalterliche Bildung in der Kirche wurzelt. Ob mehr oder ob weniger Fäden herüber und hinüber führen, ist ziemlich belanglos, auf Einzelheiten der Organisation kommt es nicht an; der Geist, der die Einrichtungen erfüllte, entscheidet.

2. Früheste Entwicklung des Studententums

Das Vagantentum. Italienisches und französisches Scholarentum in ihren Grundzügen



Studienreisen werden in Zeiten beginnender und in Zeiten letzter Kultur sehr häufig sein, in dem einen Falle, weil denkbar viele Bildungsmöglichkeiten ausgenutzt werden sollen, in dem andern, weil die Bildungsmöglichkeiten selten sind. Wer unter primitiven Kulturverhältnissen wissenschaftliche Kenntnisse erwerben will, muß Vaterstadt und oft auch Heimatland verlassen, muß in die Welt ziehen — das war im Abendland genau so wie im Orient.

Nur daß im Orient die Entwicklung früher eintrat und schneller verlief. Der erste wissenschaftliche Reisezweck im mohammedanischen Osten war die Erweiterung theologischer Kenntnisse durch Auffinden von hadiths, d. h. von Worten und biographischen Zügen des Propheten. Der Tawwaf al akalim (Durchwanderer aller Zonen) war hochangesehen, die Tätigkeit selbst geheiligt. „Wer zum Suchen der Wissenschaft auszieht, befindet sich auf dem Wege Gottes, bis er heimkehrt; die Engel breiten wohlgefällig ihre Flügel über ihn und die ganze Kreatur betet für ihn, selbst die Fische im Wasser".

Aber dieses religiöse Vagantentum ist nur der Anfang. Mit der arabischen Hochschule stellte sich sehr früh ein Kräfteaustausch der Bildungsanstalten ein, der im zehnten Jahrhundert zwischen dem ommejadischen Spanien und dem östlichen Mutterlande ganz beträchtlich gewesen sein muß. Ein arabischer Historiker, al Makkari, behandelt dieses Auslandstudium in zwei umfangreichen Kapiteln einer spanischen Geschichte, indem er in dem einen die bedeutenden Männer angibt, die von Spanien nach dem Osten gereist sind, in dem andern, die den umgekehrten Weg nahmen. Ja, wir haben, wie die Persönlichkeit Gerberts von Aurillac, des nachmaligen Papstes Sylvester, beweist, spätestens im zehnten Jahrhundert mit Berührungen christlicher und sarazenischer Bildung zu rechnen. Und neben und mit diesem gediegenen Vagantentum entwickelt sich auch ein Gelehrtenproletariat zweifelhaften Charakters. Mit äußerlichen, nur dem Laien imponierenden Kenntnissen ausgestattet, ziehen sie von Ort zu Ort, von Moschee zu Moschee und suchen sich günstige Einnahmequellen zu erschließen. Sie scheuen vor schlechten Mitteln nicht zurück und, vielgewandt wie sie sind, nehmen sie im Drang der Verhältnisse gern ihre Zuflucht dazu, harthörigen Reichen mit Schmähgedichten zuzusetzen. Die Linie ihres Lebens bewegt sich auf und ab, es ist nicht ausgeschlossen, daß sie heute als ausgezeichnete Gelehrte geehrt werden, und morgen betteln müssen, wie sie es gestern gleichfalls getan. Unsern mittelalterlichen Vaganten mögen gerade sie wohl am ähnlichsten sein.

Das abendländisch christliche Vagantentum erreicht im zwölften Jahr-

hundert seine Höhe. In der Ottonen-, vielleicht sogar in der Karolingerzeit, kann man seine Vorläufer finden: Anselm, der Peripatetiker, wie Gerbert von Aurillac gehören dazu, aber die Vorgeschichte läßt sich nicht mehr schreiben. Man hat, sicherlich mit Recht, das Zunehmen der Vaganten im zwölften Jahrhundert aus der Verminderung der geistlichen Stellen und dem daraus entstehenden Theologenproletariat erklärt. Das ist jedoch nur die eine negative Seite, positiver Erklärungsgrund ist der ungemeine geistige Aufschwung, der keineswegs nur auf wissenschaftlichem Gebiet erlebt wird. Auch in diesem Zusammenhang ist Abaelard herauszuheben, um so mehr als seine Lehrtätigkeit und sein Schülerkreis nach ausreichendem Quellenmaterial geschildert werden kann.

In der großen Zeit Abaelards (um 1115) bedeutet der einzelne Lehrer alles. Sein Name lockt die Scholaren herbei, die mit blindem Eifer seiner Führung folgen und ihn in dem Konkurrenzkampfe mit andern Magistern leidenschaftlich unterstützen. Die Zustände waren ähnlich, wie sie von den Hochschulen des ausgehenden Altertums berichtet werden, nur daß man damals organisatorisch bei weitem fortgeschrittener und gefestigter war als im zwölften Jahrhundert. Viele Schäden aber von ehedem: Kleinlichkeit, Neid, Effekthascherei wiederholen sich. Wir haben schon darüber gesprochen. Internationaler als im Altertum, wo die Landsleute sich an den Landsmann anzuschließen pflegten, ist der Schülerkreis, der sich um den berühmten mittelalterlichen Gelehrten schart. Nach dem Berichte eines Zeitgenossen saßen Römer, Engländer, Normannen, Bretonen, Flandrer, Basken, Spanier und Deutsche zu Abaelards Füßen, und Roscellin von Compiègne, Abaelards früherer Lehrer, später sein beiseite geschobener Rivale, spricht gehässigerweise von einem „Zusammenlauf der Barbaren". Und durch Unglück und kompromittierendste Erlebnisse ist dem gefeierten Manne, dessen eleganten Witz, dessen Kristallklarheit im Vortrage man je nach der Parteistellung pries oder lächerlich machte, die Sympathie der Scholaren treu geblieben. Als er sich 1123 in das waldreiche Tal des Arduzon (in der Gegend von Troyes) zurückzieht, — er hat dort später das Nonnenkloster „Paraklet" gegründet, dessen erste Äbtissin die geliebte Heloise wurde — folgen ihm seine Schüler sogar in die Einöde nach. Mit Rührung schreibt er in dem langen Briefe, der von seinem Ruhm, seiner Liebe und seinem Leid erzählt (der sogenannten „Historia calamitatum"): „Sie verließen die Städte und festen Plätze, um sich hier elende Hütten zu bauen; ihre ausgesuchten Mahlzeiten vertauschten sie mit der dürftigen Nahrung, die in Kräutern und trockenem Brot bestand; statt weicher Betten gab es hier nur ein Lager aus Binsen oder Stroh, und die Tische mußten durch Rasenbänke ersetzt werden. Man hätte wirklich glauben können, sie wollen die alten Philosophen nachahmen..." Und weiter: „Zu jener Zeit nötigte mich meine drückende Armut, eine regelrechte Schule einzurichten; denn graben mochte ich nicht und schämte mich zu betteln. An Stelle der Handarbeit nahm ich darum, zu meiner eigentlichen Kunst zurückkehrend, die Arbeit des Geistes wieder auf. Gern reichten mir meine Schüler dar, was ich an Nahrung und Kleidung brauchte, sie nahmen mir auch die Bestellung des Feldes und die Errichtung

notwendiger Baulichkeiten ab, damit ich durch keine wirtschaftliche Sorge von der Wissenschaft abgezogen würde."

Um den Lehrer herum bildet sich also eine vollständig freie Lehr- und Wirtschaftsgemeinschaft. Freilich sind die Verhältnisse, von denen Abaelard schreibt, außergewöhnlich, sonst sind die Schulen in Städten, aber die Grundzüge der Organisation selber sind wohl typisch. Wesentliche Unterschiede werden nur durch die größere oder geringere Bedeutung des Lehrers entstanden sein. Selbstverständlich hatte der berühmtere über die Scholaren mehr Macht als der durchschnittliche, der infolge seiner geringeren Autorität sie auch weniger festzuhalten und zu zügeln vermochte. Die Disziplinargewalt lag in den Händen des Meisters, aber selbst von dem größten hätten die Scholaren keine Willkür ertragen, das läßt sich wiederum aus Vorgängen in Abaelards Zuhörerkreis schließen. Abaelard verbannt — so wird von ihm erzählt — angeblich auf Verleumdung eines Bauern hin einen Teil seiner Schüler, unter ihnen den Hilarius, der sich in einem Gedicht bitter über die Leichtgläubigkeit des Lehrers beklagt. Wie könne Abaelard einem fremden Leibeignen mehr Vertrauen schenken, als ihnen, seinen Schülern? Wie könne er sie auf ein Gerücht hin bestrafen? Das müsse er wieder gutmachen, sonst werde der Ort künftig keine Vortrag- sondern eine Vorklagstätte sein („huius loci non oratorium nomen erit, sed ploratorium"), sonst werde sich die Schar derer zerstreuen, die bisher zu seinen Füßen gesessen:

Ex diverso multi convenimus,	Aus allen Ländern kamen wir an,
Quo logices fons erat plurimus;	Wo die Quelle der Logik am stärksten rann;
Sed discedat summus et minimus,	Jetzt scheide von hinnen jedermann,
Nam negatur quod hic quaesivimus.	Weil keiner sein Ziel mehr erreichen kann,
Tort a vers nos li mestre.	Denn Unrecht that uns der Meister.

„Denn Unrecht tat uns der Meister" ist der Refrain einer jeden Strophe. Ein unbändiger Stolz liegt in dem Gedicht, das direkt eine Aufforderung zum Streit ist. Hier spricht noch ein Scholarentum, das unter Umständen selber Lehrer annehmen und entlassen kann.

Abaelards eigenem Bildungsgang wie dem seines Schülers Johann von Salisbury und mancher andern können wir entnehmen, daß die damaligen Schüler, so eng sie sich zeitweise an ihren Magister anschlossen, doch nacheinander möglichst viel berühmte Männer hören und an verschiedenen Orten studieren wollten. „Wo man mir sagte, daß das Studium der Dialektik blühe, dahin wanderte ich," erzählt Abaelard, berichtet aber leider nicht eingehend über seine Wanderungen als „Peripatetiker". Genauer kann man die Ausbildung Johanns von Salisbury verfolgen, des späteren Begründers einer philosophischen Staatslehre und des Verteidigers einer gediegenen philologischen Jugenderziehung gegenüber philosophisch-logischer Selbstüberschätzung, der mindestens ein Jahrzehnt in Paris und Chartres, der Pflegestätte eines christlichen stark mit platonischen Gedanken genährten Humanismus, studiert hat. Von berühmten Lehrern hört er Abaelard, Robert von Melun, Wilhelm von Conches und Gilbert de la Porrée. Er hat mit Dürftigkeit zu kämpfen und ist Hauslehrer in adligen Familien, die ihm Unterhalt geben. Johann von

Salisbury beschäftigt sich sehr lang und sehr sorgfältig mit den freien Künsten, die er dann schließlich selbst unterrichtet, während er in echt mittelalterlicher Weise noch die Theologie hinzuerobert.

Derartige Studienverhältnisse setzt die vielumstrittene, älteste „Universitäts"urkunde voraus: die Authentica „Habita" Barbarossas von 1158, die „goldene Habita" („Habita" ist das erste Wort der Urkunde).

Sie wurde für Bologna gegeben, aber zweifellos mit dem Anspruch universeller Geltung, und hat auch, soweit das die schnelle Entwicklung des Studienwesens in dieser Zeit zuläßt, für die italienischen Universitäten Geltung erlangt und gelegentlich selbst über Italien hinaus gewirkt. Sie kennt noch keine genossenschaftlichen Bildungen, redet nur von Lehrern und Schülern und beschäftigt sich mit der Lage der stadtfremden Scholaren (omnibus, qui causa studiorum peregrinantur, scolaribus) und Lehrer. Deren Rechte werden wesentlich erweitert: Schutz auf der Reise zur Universitätsstadt und am Orte selbst wird ihnen gewährt, ihre Haftung für Schulden von Landsleuten wird ausgeschlossen, und die Gerichtsbarkeit über sie in die Hände ihres Lehrers oder des Bischofs gelegt. Die Habita zeigt ein warmes Gefühl für die wandernden Schüler: „Wer sollte sich ihrer nicht erbarmen," heißt es darin, „wenn sie, heimatlos aus Wissensdrang, ihren Besitz opfern und arm werden, ihr Leben vielen Gefahren aussetzen und oft von den minderwertigsten Menschen grundlos Tätlichkeiten ertragen müssen?" (Quis eorum non misereatur, cum amore scientiae facti exules, de divitibus pauperes semet ipsos exinaniunt, vitam suam multis periculis exponunt et a vilissimis saepe hominibus corporales injurias sine causa perferunt?) Zweifellos kommen sie mit dieser Charakteristik, die doch wohl Selbstcharakteristik sein wird, zu gut weg, denn ertragender Idealismus ist nach unserer ganzen Kenntnis der damaligen Scholaren nicht in dem Maße ihr Grundzug gewesen, wie es uns die Habita gern glauben ließe. Wie die Jugend überhaupt und wie noch immer die Studentenschaft, haben sie vielmehr dem Irdischen reichlichen Tribut gezollt, und es ist daher schon ein entsprechendes Korreferat zu dem kaiserlichen Erlaß nötig.

Jede Zeit der allgemeinen Universitätsgeschichte hat ihre Studenten, die studieren, und ihre Studenten, die nicht studieren, die es vielleicht später, vielleicht auch niemals, nachholen werden. Vermutlich ist die Zahl der Fleißigen und Ordnungsliebenden immer größer, aber die öffentliche Meinung wird meist von der kleineren Schar der Tollenden und Bummelnden beherrscht, weil die sich öfter und eindrucksvoller, d. h. in der Regel ärgerlicher, zu manifestieren pflegt. Auch für die Zeit des elften und zwölften Jahrhunderts sind wir über die enfants perdus der damaligen Schulgemeinschaften genauer unterrichtet als über ihre braven Söhne, eine unerschöpfliche Menge von Gedichten, die sogenannte Vagantenpoesie, schildert ihr Leben und Treiben.

Vagant ist eine späte Bezeichnung, Goliarden (wahrscheinlich: Schlemmer von gula = die Kehle) nannten sie sich selbst, und da sie einen Schutzheiligen brauchten und die Wortspiele liebten, erhoben sie Goliath zu ihrem Schutzpatron, der uns sonst als Heiliger nicht weiter bekannt ist. Dabei bleibt möglicherweise zu bedenken, daß Goliath der Spottname Abaelards war und

daß Frankreich der rechte Nährboden des Vagantentums gewesen ist. Ist diese Kombination richtig, so würde der bisher rätselhafte Goliath einen tieferen Sinn bekommen, dann würde aus seiner Wahl eine Parteistellung sprechen, indem man allen kirchlich-asketischen Strömungen zum Trotz sich den hochragenden Geist zum Protektor erkor, dessen Scharfsinn seine Gegner so fürchteten, daß sie ihn ungehört verdammten; den man zerbrach, weil er so unbequem war, und dessen Andenken man noch nachträglich zu vernichten strebte, indem man die Sage von dem jungen „David" Gosvin von Douai erfand, der den „Goliath" besiegte. Hätten sie nicht recht getan, die Vaganten des Mittelalters, diesen Mann auf den Schild zu erheben?

Das Vagantentum ist international, und die Vagantenpoesie durchweg lateinisch. Deshalb ist es schwer, fast unmöglich, die Beteiligung der verschiedenen Völker daran zu scheiden. Der berühmteste Vagantendichter: der archipoeta, ist noch keinem Volke mit Bestimmtheit zugewiesen worden. Sicher hat er in Frankreich studiert, aber möglicherweise war er deutscher Herkunft. Vom „Erzpoeten" Nicolaus erzählt Caesarius von Heisterbach (ca. 1170—1220) ein lustiges Stück: wie er sich zum Sterben krank in ein Bonner Kloster aufnehmen ließ, wie er beichtete und auf und davon ging, sobald er genesen, indem er lachend sein Mönchshabit von sich warf. Und nicht ohne Grund nennt Caesarius das bußfertige, mit Buße fertige Weltkind, das zu den Fahrenden gehörte, Erzpoeten, denn vom archipoeta stammt die Goliardenbeichte, der das bekannte „Meum est propositum" als ein Teil angehört. (Zwischen 1162 und 65 entstanden.) Das ist keine Beichte eines reuigen Sünders, sondern eines zurückschauenden stolzen Mannes, der bekennt: so war ich und so bin ich, hätte ich mein Leben noch einmal ganz neu zu gestalten, ich machte es kaum viel anders. Gefehlt habe ich wohl, habe Schwächen, aber sie hängen mit meinem Dichtertum, meinem Menschentum eng zusammen. Tadelt sie, wenn Ihr den Mut findet!

Und er beichtet:

Ich habe geliebt, aber das ist der Welt Lauf:

Veneris ad thalamum Omnes currunt viae.	Zu der Liebe Brautgemach Führen aller Wege.

Ich habe gespielt, aber nie habe ich schöner gedichtet, als wenn ich Hab und Gut im Spiel verlor:

Sed cum ludus corpore Me dimittat nudo, Frigidus exterius Mentis aestu sudo, Tunc versus et carmina Meliora cudo.	Doch so oft vom Spieltisch ich Blutt und bloß geschieden, Hob im Frost des Leibes mir An der Geist zu sieden: Vers und Lieder kann ich traun Dann die besten schmieden.

(Laistner.)

Ich bin dem Weine ergeben, aber der Wein inspiriert mich. Nicht in mühevoller Arbeit, sondern in genußfroher Stimmung dichte ich:

Cum in arce cerebri	Ja, der Geist der Poesei
Bacchus dominatur	War mir nie gewogen,
In me Phoebus irruit	All so lang das Bäuchlein blieb
Et miranda fatur.	Um sein Teil betrogen.

(Laistner.)

Und nun verurteilt mich, wenn Ihr wollt, und Du, Erzbischof von Köln — gemeint ist Rainald von Dassel, Barbarossas Kanzler, der, ein Gönner der Spielleute, 1167 starb — entlaß mich, wenn Du es über Dich bringst:

Electe Coloniae	Kölns Erwählter, schicke mich
Parce „confitenti",	Nicht vor fremde Thüren!
Fac misericordiam	Gönn' es deinem flehenden
„Veniam petenti"	Diener, dich zu rühren.
Et da paenitentiam	Buße seiner Missethat
„Culpas sic dicenti",	Laß den Büßer spüren:
Feram quicquid jusseris	Was dein Spruch ihm auferlegt,
Animo libenti.	Wird er gern vollführen.

(Laistner.)

Wein, Weib und Würfel: es ist ein alter, in der Studentenpoesie nun immer wiederkehrender Dreiklang, und kaum ein Oberton von Sündengefühl schwingt jemals mit. Vielmehr, wer zu den Vaganten rechnen will, muß den drei W. den gebührenden Tribut zahlen. „Wenn Ihr in unsere Gemeinschaft aufgenommen sein wollt," setzt das Lied vom Vagantenorden fest, „so dürft Ihr Euch nicht um kirchliche Bräuche kümmern, dürft Euch keine Sorgen machen, sondern müßt lang schlafen und Hab und Gut verspielen und verschlemmen." Dann gehört Ihr zu uns. Kommt nur, es lohnt; Ihr werdet Euch wohlfühlen. Nichts weiter verlangen wir von Euch; wir sind milde und weitherzig, mehr als die sich dessen rühmen:

Et nos misericordiae	Wir sind an Barmherzigkeit
Nunc sumus auctores	Echte Religiosen;
Quia nos recipimus	Denn wir nehmen alles auf,
Magnos et minores	Kleine samt den Großen,
Recipimus et divites	Nehmen auf den reichen Mann
Et pauperiores	Wie den arm — und bloßen,
Quos devoti monachi	Den die frommen Klosterherrn
Dimittunt extra fores.	Von der Schwelle stoßen."

(Laistner.)

Ausdrücklich wird gesagt, daß nicht nur fahrende Schüler, sondern Heimatlose beiderlei Geschlechtes zum „Vagantenorden" gehören, wobei der Ausdruck: Orden bildlich und vorbildlich zu deuten ist — denn für eine wirklich bestehende Organisation gibt es keinerlei Anhalt.

Von den Frauen ist in dem Ordenslied wenig die Rede, aber das wird durch andere reichlich nachgeholt. Wie hätten diese Sänger der Lebenslust die Frau unbesungen lassen können? Kaum, daß einmal ein Warner zu Wort kommt und dem Scholaren einschärft: „Nimm nicht teil an der Sünde des Ehelebens. Ich sehe viele Kirchenfürsten, die daran teilhaben." Im allgemeinen herrscht vor dem „süßen Übel", wie das Weib im Mittelalter genannt wurde, gar keine Scheu. Es gibt fast nur Bejahung und Lebenslust, vom naiven frohen Genießen bis zu fesselloser schwüler Sinnlichkeit. Heine glaubt

man gelegentlich zu hören: „Des Weibes Leib ist ein Gedicht“ oder „Auch hab ich nie ein Weib berührt, wußt ich, daß sie vermählet sei“. Von Tannhäuserstimmung — aber mehr vom Rausch, als vom Büßen — könnte man reden, wie denn Kluge meint, daß fahrende Schüler die Sage vom Venusberg aus Italien nach Deutschland gebracht haben könnten. Und zwischen den langen lateinischen Gedichten der Benedictbeurer Handschrift finden sich einige entzückende kurze deutsche Reime, wie: „Swaz hie gat umbe“ und „Chume, chume geselle min“ und das kleine Minnelied, das der Helena des europäischen Rittertums, der schönen vielgeliebten Eleonore von Poitou, gewidmet ist:

Waere diu werlt alle min
von deme mere unze an den Rin,
des wolt ih mih darben,
daz diu chünigin von Engellant
laege an minen armen.

Der Vagant verherrlicht flüchtige und flüchtigste Beziehungen. Daß er einmal länger einem Mädchen treu ist, empfindet er als so merkwürdig, daß er es ihr erklären muß:

Volo foedus observare	Meinen Eid will ich bewahren.
Et ad haec dicemus quare:	Und warum? Du magsts erfahren:
Inter choros puellarum	Weil mir von den Mägdlein allen
Nihil vidi tam praeclarum.	Keine je so wohl gefallen.
Inter quas appares ita,	Strahlst Du doch aus ihrem Runde
Ut in auro margarita,	Wie die Perl' auf goldnem Grunde:
Humeri, pectus et venter	Schulter, Brüstlein, Hüft' und Rücken
Sunt formata tam decenter.	Sind gebildet zum Entzücken.
	(Laistner.)

Am liebsten ist man wählerisch, meidet den aufdringlichen Frauentyp („die mein begehrt, stößt mich nur ab, und nur die Scheue weckt Begehr“) und hat sogar so etwas wie Grundsätze, eine Art Ideal von freier Liebe:

Ludo cum virginibus	Mit den Mädchen treib ich Spiel,
Horreo corruptas	Meide nur die Schlauen,
Et cum meretricibus	Bleibe fern der Buhlerin
Simul odi nuptas	Sowie fremden Frauen,
Nam in istis talibus	Denn die Schande ihrer Lust
Turpis est voluptas.	Weckt in mir nur Grauen.

aber im Notfalle ist man auch der käuflichen Liebe nicht abgeneigt, und schon damals wurde der Ruhm der „Privatdozentin“, wie man in späterer Zeit sagte, im Liede gesungen:

Si tu das denario	Zahlst du nur das Honorar
Monetae electae,	Ohne falsches Wesen,
Dabitur consilium	Wird ein Privatissimum
Salutis perfectae.	Gerne dir gelesen.

Natürlich tritt man mit den nötigen Prätensionen auf. Daß der Scholar mehr Talent zur Liebe als der Ritter habe („ad amorem clericum dicunt aptiorem“) wird in Liebeskonzilien entschieden. Und daß die Frauen schlecht behandelt werden, mit Verachtung und Sinnlichkeit, versteht sich bei diesen unbeherrschten Gesellen ganz von selbst.

Wenig Ernstes ragt in diese Welt der Ausgelassenheit hinein. Von Studienangelegenheiten ist ab und zu die Rede. Natürlich bleibt das Verhältnis zur Wissenschaft einigermaßen gespannt. Was bringt sie denn? Mühen und wieder Mühen und nichts, was dafür entschädigt. O daß man studieren mußte!

O ars dialectica	Hätt' ich nie um Euch gewußt,
Numquam esses cognita,	Dialektikregeln!
Quae tot facis clericos	Würd' in frischer Jugendlust
Exules ac miseros.	Noch durch's Leben segeln.

Oder (die Logik ist nicht besser als ihre Schwesterkünste):

Nonne, circa logicam si quis laborabit,	Wer sich mit der Logik müht,
Spinas atque tribulos illi germinabit?	Draus nur Dorn und Distel zieht,
In sudore nimio panem manducabit,	Wird sein Brot im Schweiße essen
Vix tamen hos illi garrula lingua dabit.	Und auch das nur knapp gemessen.
	(Kaufmann.)

Es ist bezeichnend, daß man gerade über die Philosophie seufzt, denn es ist die Zeit, in der sie Modesache geworden ist und im Unterricht die humaniora verdrängt. Fast ausschließlich der neuen Richtung gehört das Vagantentum an. Nur einmal meldet sich ein Vertreter der alten Weise zum Wort und, da für ihn die siegreiche Methode gleichbedeutend mit Faulenzen ist, schmält er tapfer:

Florebat olim studium	Es blühte einst das Studium
Nunc vertitur in taedium.	Jetzt kehrt es sich ins Bummeln um.
	(Laistner.)

Alles sei jetzt frühreif. Ohne jahrzehntelange Arbeit werde man Magister. Im Nu ist man fertig, aber freilich wie! Die Studien sind verfallen, die einst geblüht, und Verwirrung aller Maßstäbe ist eingerissen:

At nunc decennes pueri	Jetzt laufen nach zehn Jahren schon
Decusso jugo liberi	Die Buben aus der Lehr davon,
Se nunc magistros jactitant,	Gehn recht wir Meister ins Geschirr
Caeci caecos praecipitant.	Und führen blind die Blinden irr.
	(Laistner.)

Ausfälle auf die Geistlichkeit sind uns schon begegnet. Jene eigentümlich oppositionelle Stimmung der Angezweifelten gegen patentierte kirchliche Gesinnung lag darin. Sie flammt zu leidenschaftlicher Höhe in romfeindlichen Liedern auf. Diese Lieder sind wie ein Dank, den das von Barbarossa begünstigte Scholarentum dem vom Papste bedrängten Kaisertum abstattet, sie sind wohl auch Notwehr, denn die Hierarchie wird sich sehr früh zu den Vaganten unfreundlich gestellt haben. „Hoffe nicht," so klingt es aus diesen Kampfgedichten, „in Rom Gerechtigkeit zu finden. (Hatte die Kurie nicht zu Abaelards Ungunsten entschieden?) Rom ist käuflich. Gib Dich auf, wenn Du mit ihm zu tun hast.

Si te forte traxerit
Romam Vocativus
Et si te deponere
Vult Accusativus,

Qui te restituere
Possit Ablativus
Vide, quod [ibi] fideliter
Praesens sit Dativus.

so flektiert, kaum übersetzbar, eine in Deutschland eingeschobene Strophe des „Rebellenliedes", indem sie zum ersten Male einen später von Studenten häufig variierten grammatischen Witz anwendet.

Im ganzen aber ist Ernst oder gar Tiefe selten, häufiger jene Bummelantenschwermut, die in der Studentenlyrik immer ihren Platz gehabt hat, jenes Reaktions- und Katzenjammergefühl, in dem der Übermut lustiger Tage schließlich eine Lösung findet:

Similis sum folio,	Und dem Blatte gleich ich, ach,
De quo ludunt venti	Das die Lüfte treiben

singt der archipoeta.

Aber das ist vorübergehend. Näher liegt den Vaganten übertriebenes Selbstbewußtsein. So sehr sie selbst deklassiert sind, den niederen Volksschichten gegenüber besitzen sie den Stolz der Kleriker; und vielleicht die unsympathischste Äußerung, die wir von den Vaganten haben, ist der brutale, durch und durch blasphemische Schluß einer englischen Trinkermesse, der die Verachtung des Bauerntums in krasser Weise dokumentiert. Er lautet auf Deutsch (die letzten Worte sind nicht genau übersetzbar):

„Gott, der Du den Bauernpöbel zum Dienste der Ritter und Scholaren hast dasein lassen und zwischen uns und ihnen Feindschaft gesetzt hast, laß uns, so bitten wir, von seiner Arbeit leben und seiner Frauen genießen und Freude daran finden, ihn totzuschlagen, bei unserm Herrn Reus Bacchus, der trinkt und Becher schwingt in Ewigkeit. Amen." (Wörtlich: poculat per omnia pocula poculorum. Stramen, die Schlußformel per omnia saecula saeculorum. Amen parodierend. — Reus Bacchus, d. h. der Schuldner Bacchus, ist als klanglicher Ersatz für Jesus Christus gedacht.)

Arbeiten wir nicht mit Moralbegriffen. Räumen wir ein, daß der Umhergetriebene nicht immer die Sitte und nicht immer fremdes Eigentum respektieren kann. Aber die Kirche durfte nicht so milde urteilen. Sie mußte sich ihrer verlorenen Söhne zu entledigen trachten, und sie tat es, indem sie ihnen den geistlichen Charakter nahm. Zuerst in Frankreich, dem Blüteland des fahrenden Schülertums, dann gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts unter langwierigen Kämpfen auch in Deutschland. Die Geistlichen sollten sie nicht mehr beherbergen, was sie ohnehin ungern taten, geschweige denn mit ihrer Vertretung betrauen. Kirchliche und Scholarenrechte wurden ihnen wieder genommen, sie sind schutz- und heimatlos. Selbst der Teufel schämt sich solcher Anhänger. „Dringt in das Höllentor, ehe euch das versperrt wird," ruft ihnen ein Sittenprediger von 1276 nach.

Man darf, wenn man von diesem Vorgehen spricht, seine positive Seite nicht vergessen. Die Kirche sagt sich in demselben dreizehnten Jahrhundert von den Vaganten los, in dem sie für die Organisation der Studien Hervorragendes leistet. Erkennen wir an: in dieser Zeit war das Vagantentum eine dem

Untergang geweihte, weil veraltete Form. Seine weitere Geschichte gehört zum großen Teil der Geschichte des Gaunertums an und hat als solche ihre Reize. Wir werden noch darauf zurückkommen müssen.

*   *
*

Und die Studenten, die mehr oder weniger seßhaft blieben? Die die eigentlichen Träger der Studien waren? (Natürlich läßt sich die Grenze vielfach schwer ziehen.) Welche Lebensnormen haben sich für sie herausgebildet?

Wir werden vor allem wieder auf Paris und Bologna schauen müssen, um diese Frage zu beantworten.

Eine Immatrikulation in unserem Sinne: als Beitritt zur Gesamtkorporation, gibt es in der ältesten Zeit nicht, weil eben der Begriff der Gesamtkorporation noch nicht vorhanden ist. Wir haben gesehen, daß in Bologna ziemlich lange Gruppen nebeneinander bestehen. Lehrkörper und Schülerverbände sind keine Einheit. Ganz naturgemäß gehört der Scholar zu einer der beiden „universitates", ihrem Rektor leistet er den Treueid, der Italiener dem citramontanen, der Nicht-Italiener dem ultramontanen. Nur mit den aus Bologna selbst stammenden Scholaren wußte man zunächst nichts Rechtes zu beginnen, denn der Sinn der Scholarenkorporationen war ja: ein Fremdenrecht zu schaffen und die Ansprüche der Auswärtigen gegen die Stadt energisch zu vertreten. Allmählich wird jedoch dieser ältere Zweck durch den neuen verdrängt: Studentische Gesamtinteressen zu wahren, und man bezieht jetzt die stadtbürtigen Scholaren mit in die Verbände ein.

Auch in Paris läßt sich der Scholar in die Liste seiner Landsmannschaft eintragen, aber die Hauptsache war, daß er in der Matrikel des Lehrers stand, an den er sich anschließen wollte: des „magister suus". Erst dadurch gehörte er zum „studium", erst dadurch genoß er Scholarenprivilegien.

Mit einem Wort läßt sich die Summe dieser Privilegien fassen, mit dem Zauberwort: akademische Freiheit. Denn trotz aller Anzweiflungen ist das Wort alt — 1233 verheißt die Universität Toulouse jedem, der dort studieren würde, „libertas scholastica" — und noch älter und sicherer als das Wort ist der Inhalt, und es erscheint den vielen Universitätsprivilegien gegenüber lediglich als historische Sophisterei, die „akademische Freiheit" als ein Geschenk späterer Zeiten hinstellen zu wollen.

Das bedeutsamste Privileg ist der eigene Gerichtsstand der Scholaren. Ursprünglich untersteht der stadtfremde Scholar in Italien wie in Frankreich dem Gericht seines Lehrers. So ist es ja noch in der „Habita" um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Dann geht die Gerichtsbarkeit in Italien auf die Scholarenrektoren über, die seit dem vierzehnten Jahrhundert Kleriker sein müssen, damit nicht mehr der Bischof über die geistlichen Scholaren zu entscheiden hat, — in Paris aber auf den Kanzler, der nun zwei wichtige Befugnisse: die Gerichts- und die Prüfungsbefügnis vereint. Praktisch sehr einflußreich, obwohl nicht prinzipiell neu, ist das Pariser Gerichtsprivileg Philipp Augusts, das die Scholaren ausschließlich dem geistlichem Gericht unterstellt

(1200). Genau wie auf dem Gebiet des Prüfungswesens zielt dann auch hier das Bestreben der Korporation auf Beschränkung der Kanzlerrechte, und im Jahre 1231 wird erreicht, daß Gregor IX. durch die Bulle „Parens scientiarum“ die Verhaftung verschuldeter Scholaren überhaupt, und die sonstiger Verbrechen verklagter im Falle der Kautionsstellung verbietet. Freilich zu eigener Gerichtsbarkeit der Korporation kommt es in Paris nicht, nur die Disziplinarsachen erledigt ein wöchentlich zusammentretender Universitätsausschuß unter dem Vorsitz des Rektors.

Ein Universitätsrichter (justitiarius scholarium) wird 1266 für Neapel erwähnt, aber Neapel nimmt ja in vielen Stücken die spätere Entwicklung voraus.

Vorbildlich wurde es dagegen bereits in früher Zeit, indem es im Stiftbrief von 1224 zuerst den Studierenden Abgabenfreiheit garantierte. Übrigens entband bereits die antike Staatsuniversität die Lehrer von solchen und ähnlichen Pflichten. Das Privileg rief manchen Mißbrauch hervor; so ließen sich in Florenz Bürger zum Zwecke der Steuerhinterziehung immatrikulieren. Die mittelalterliche Immatrikulation war ja ein politischer Akt, der nur irgendwelche, z. B. wirtschaftliche Brauchbarkeit für die Korporation erforderte. Anlockungsmittel der Scholaren sind dann ferner von den Städten gewährte Vergünstigungen, wie die zollfreie Einfuhr der Getränke und Lebensmittel. Sie setzen aber schon ein ganz anderes freundlicheres Verhältnis von Universität und Stadt voraus, als es in dem ersten Entwicklungsstadium bestand. Ein altes selbstverständliches Privileg ist die Militärfreiheit der Scholaren. Über Fremde hatte man eben kein Verfügungsrecht und konnte es sich auch nicht nehmen, solange diese gut organisiert waren.

Vorhanden sind alle diese Privilegien schließlich nur, um den Scholaren die Verfolgung ihres Studienzwecks zu ermöglichen und zu erleichtern, und wir müssen uns nun danach umsehen, wie diesem Studienzweck Genüge geschah. Welche Formen des Lehrbetriebs haben sich entwickelt? Welche Stellung nahmen die Scholaren darin ein? — Wieder ist die Antwort für Paris und Bologna verschieden.

In Bologna stehen sich Lehrende und Lernende als zwei Korporationen gegenüber, und dabei haben nicht etwa die Lehrenden das Übergewicht. Im Gegenteil, die bedeutsamere Rolle spielen die Scholaren, bis in die Feststellung der Lehrpläne dehnt sich ihr Einfluß aus. Vermutlich sind die Organisationen der Lehrenden, die Doktorenkollegien, im dreizehnten Jahrhundert durch den Druck der Scholarenverbände wesentlich mit entstanden, und sie sind immer unfreier geblieben, als die Fakultäten in Paris, da die Stadt schon vorher die Professoren von sich abhängig gemacht hatte und wenigstens die ordentlichen und besoldeten unter ihnen eidlich verpflichtete (zuerst 1180; 1189 sogar schon lebenslängliche Verpflichtung).

Da es keine besonderen Lehraufträge gab und jeder über jedes lesen konnte und las, begnügt sich der Scholar in der Regel mit einem Lehrer, was auch von Ratgebern in Studienangelegenheiten noch lange als das beste empfohlen wird. Der „Magister suus“ überwacht nun seinen Bildungsgang und

vertritt ihn als der gegebene Promotor nach Möglichkeit, wenn er sich am Ende seiner Studienzeit um die Doktorwürde bewirbt. Er leitet die Vorbereitung des Kandidaten und darf ebendeshalb weder mitprüfen noch sein Urteil mit abgeben, sondern ist Interessenvertreter seines Schützlings in allen Fährlichkeiten.

Das Eigentümliche der Bologneser Doktorwürde, — des einzigen akademischen Grades, der in Bologna überhaupt verliehen wurde — ist, daß sie den Charakter als Lehrbefähigung verloren hat. Die Doktoren sind eine Art gelehrter Adel, zum Dozieren ist die Würde nicht unbedingt erforderlich, wenngleich sie im allgemeinen bei den Lehrkräften vorhanden ist, aber auch umgekehrt: nicht alle Doktoren widmen sich dem Unterricht. Das Doktorenkolleg der Bologneser Juristen (collegium Bononiense Doctorum pontificii scilicet et caesarei juris, abgekürzt: collegium Bononiense) war lediglich eine privilegierte Korporation, der man selbst nach bestandenem Examen noch nicht angehörte, und die mit den Pariser Fakultäten hauptsächlich das Gemeinsame hatte, daß sie bei den Doktorprüfungen eine entscheidende Rolle spielte. Wie wenig man in Bologna die Lehrbefähigung als Inhalt des Doktortitels empfand, beweisen die Kämpfe, die zwischen Stadt und Doktorenkolleg um dieses Titels willen in einzelnen Fällen geführt werden. Die Stadt verlangt von der Korporation, daß er an verdiente Bürger als Rangerhöhung verliehen wird.

Man erwarb die Doktorwürde in Bologna mit frühestens 21 Jahren, nach sechsjährigem Studium des geistlichen, nach sieben- bis achtjährigem des weltlichen Rechtes. Studienanfang wie -abschluß konnte früh liegen, sicher ist dies antike Erbschaft; auf den Universitäten des Altertums sollte man mit spätestens zwanzig Jahren fertig werden. Zweifellos aber war das Alter der Bologneser Scholaren in den meisten Fällen beträchtlich höher, zumal sich immer mehr ein Einfluß der Formen geltend machen mußte, die sich gleichzeitig in Paris herausgebildet hatten und die für den mittelalterlichen Universitätsbetrieb schließlich mehr und mehr vorbildlich wurden.

Das Neue an dem Pariser Lehrgang ist: daß das Studium in der Weise der Zunfterziehung eingerichtet wird. Daraus ergibt sich ein viel engeres Verhältnis der Scholaren zum Lehrkörper, vor allem auch eine größere Abhängigkeit. Der Pariser Scholar ist Schüler, der herangebildet werden muß, und die Zunft, das ist in diesem Falle die Fakultät, setzt fest, wie das zu geschehen hat.

Die Fakultät aber setzt folgendes fest: Im Anfang hat der Scholar nur zu lernen. Er ist scholaris simplex, „Lehrling". Nun kommt ein Stadium, wo er sowohl lehrt als lernt. Er ist Baccalar, Geselle nach Handwerksbrauch. Danach aber wird er „Meister": Magister, oder was dasselbe ist, Doktor und hat lediglich zu lehren. Damit ist der Assimilationsprozeß vollendet und die Höhe erreicht. Das kann freilich nicht so fix gehen, wie in Bologna. Allenfalls der Magister der unteren Fakultät (Magister artium) läßt sich mit frühestens 21 Jahren erwerben; dann aber beginnt der gleiche Gang erst in den oberen Fakultäten, und für die höchste theologische Würde empfiehlt sich das gesetzte Alter von etwa 35 Jahren.

Dies ist der Inhalt der Pariser Zunftbestimmungen, deren Anfänge 1215 in den schon oft genannten Statuten Roberts von Courçon vorliegen.

Warum hat wohl diese Form die Welt erobert? Sie war gedacht im Geiste der mittelalterlichen Kultur. Edelknabe, Knappe, Ritter; Lehrling, Geselle, Meister, es ist ein ähnlicher Weg. Und die alte Zeit war sich dieses Zusammenhanges bewußt, denn Magister und Meister ist dasselbe Wort, und die Bedeutung von Baccalareus (Baccalaureus ist nur eine falsche nachträgliche Deutung, die ältere Zeit erteilte so frühem Alter noch keinen Lorbeer) ist Knappe = franz. bas chevalier. Und auch in anderer Hinsicht war diese Methode des schrittweisen Vorgehens organisch: Die Lehrbefähigung wurde nicht, wie heute, bloß erteilt, sondern anerzogen; dabei sprach das eigenste Interesse der Korporation mit, die sich geeigneten Nachwuchs und insbesondere auch zahlreiche außerordentliche Hilfskräfte verschaffen mußte.

Der Lehrzweck ist in der Pariser Organisation ganz zur Hauptsache geworden. In Bologna war das nicht in gleichem Maße möglich. Die dortige Universität ruht von vornherein zu sehr auf den Scholarenverbänden. Diese Verbände müssen wir genauer ins Auge fassen, da sich das außerwissenschaftliche Leben der Scholaren größtenteils in ihnen abspielt.

Das landsmannschaftliche Prinzip ist älter als die Hochschule Bologna. Die „Chöre" an den antiken Universitäten gleichen fast den Landsmannschaften der nachreformatorischen Zeit mit ihrem pennalistischen Treiben, nur schlossen sie sich außerdem möglichst an einen Lehrer desselben Stammes an. Der arabische riwak dagegen, der noch heute in Ägypten die übliche Unterabteilung ist, hat sowohl mit der mittelalterlichen Nation wie mit dem mittelalterlichen Internat (Kolleg) Gemeinsames, ist aber ursprünglich mehr landsmannschaftlichen Charakters. So gibt es an der Azharmoschee in Kairo riwaks der Türken (Arsak), der Studenten aus Jerusalem (Sulemanije), aus Mekka und Medina (Haramin) usw. Übrigens liegt die Aufnahme des Neulings auf die Universität bei den riwaks. Der Vergleich wird jedoch dadurch erschwert, daß es noch nicht möglich ist, die Entwicklung der arabischen Universitätseinrichtungen durch die Jahrhunderte hindurch genau zu überblicken.

Das Eigentümliche Bolognas ist die streng rechtliche Konstituierung der Landsmannschaft. Gewissermaßen werden hier von den höheren Gewalten anerkannte Studentenrepubliken geschaffen. Wiederum zeigt sich der methodische Zug des christlichen Mittelalters, der seinen Gründungen ein viel festeres Gefüge gibt als das Altertum und der gleichzeitige Islam. Schon bei den Fakultäten war ja davon die Rede.

In den beiden Bologneser Scholarenkorporationen — ihr Grundgedanke ist ja, wie schon ausgeführt, die Idee des Rechtsschutzes — haben alle Scholaren aktives und passives Wahlrecht. Ausgenommen sind nur die, die Unterstützungen genießen oder um ihres Unterhalts willen Dienste nehmen müssen. Jeder stimmberechtigte Scholar kann Haupt der Korporation, d. h. Rektor werden, falls er 25 Jahre alt ist, mindestens fünf Jahre studiert hat und — so wird seit dem vierzehnten Jahrhundert um der richterlichen Befugnisse willen vorgeschrieben — falls er Kleriker ist. Wissenschaftliche Würden waren

für den Rektor nicht vonnöten, lediglich das Vertrauen seiner Genossen machte ihn dazu und es kann nicht genug betont werden, daß die beiden Bologneser Rektoren, der citramontane und der ultramontane, Repräsentanten der Studentenschaft, lediglich der Studentenschaft sind. Spätestens seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ist die Wahl eines Professors in Bologna völlig ausgeschlossen. In welchem Maße die Rektoren noch Scholaren waren, geht am schlagendsten daraus hervor, daß 1385 der Rektor der Ultramontanen in Bologna durch das Doktorexamen fällt, was solches Aufsehen macht, daß die Universität Parma ein solches Vorkommnis nunmehr statutarisch ausschließt.

Natürlich fällt es den Scholarenkorporationen nicht immer leicht ihre Stellung zu behaupten. 1250 setzt die Stadt den Treueid der beiden Rektoren durch und will mit dieser Neuerung vor allem das Streikrecht der Scholaren treffen. Aus der mittelalterlichen Universitätsgeschichte ist ja bekannt, daß die Scholaren sich gegen Ungerechtigkeiten oder auch nur gegen ungerecht empfundene Behandlung dadurch wehrten, daß sie mit Auswanderung und oft mit dem Nimmerwiedersehn drohten. Tatsächlich entstand die Universität Padua durch die große Bologneser Auswanderung von 1222, die durch Gefährdung studentischer Selbständigkeitsprivilegien veranlaßt wurde, und der unlautere Wettbewerb stand schon damals so in Blüte, daß Vercelli das schnell entwickelte Studium 1228 gern wieder aus Padua weggelockt hätte, was sogar zum Teil gelang. Freilich die neue Hochschule konnte nicht leben und nicht sterben, während Padua den Aderlaß sehr gut überstand. Unter solchen Verhältnissen ist das Bestreben der Stadtverwaltungen recht gut zu verstehen, die Scholaren nach Möglichkeit an das Gemeinwesen zu binden.

Aber auch die Lehrer versuchten ihre Befugnisse auf Kosten der Scholaren zu erweitern. Nur mit geringerem Erfolg als die Stadt. Sie wiesen nach, daß sie eigentlich die Rektoren stellen müßten, beriefen sich dabei auf römisches Recht, Zunftverfassung sowie das Pariser Vorbild, vom zwölften bis ins vierzehnte Jahrhundert hören ihre Argumentationen nicht auf, ja sie bestritten im Verein mit der Stadt das studentische Koalitionsrecht überhaupt, das von Honorius III. geschützt wird (1224). Sie haben mit aller Agitation nichts ausgerichtet, ihre Stellung war zu schwach, weder Stadt noch Studentenschaft hatten eine ähnliche einflußreiche Lehrkorporation wie in Paris aufkommen lassen. Im Gegenteil, in Bologna kommt es so weit, daß die Scholarenrektoren in Studienangelegenheiten mitreden dürfen.

In Paris liegen die Verhältnisse genau umgekehrt. Die Lehrer haben das Heft in den Händen, auch in den Scholarenorganisationen. Die höchsten Beamten der vier Nationen, die Prokuratoren, sind Magister, und weiter: sie werden sogar vom Lehrkörper gewählt. Unmöglich können sich die Scholaren selbst diese Organisation geschaffen haben, und Denifles Vermutung, daß sie die Magister zur Beaufsichtigung der Scholaren ins Leben riefen, hat die Wahrscheinlichkeit für sich. Sicher sind die Nationen nach Bedarf, nicht nach irgendwelchem Prinzip geschaffen. Nach Bedarf wandeln sie sich. Weil der Besuch der Engländer in Paris nachläßt, wird 1442 die englische Nation zur deutschen umgetauft, die Majoritätsverhältnisse der Gruppe haben sich, und zwar schon vorher, zu-

gunsten der Deutschen verschoben. Die Abgrenzung der Nationen, sowie innerhalb der Nationen wieder die Abgrenzung der Provinzen, war nicht immer leicht festzustellen. Über die Zugehörigkeit von Scholaren konnten hitzige Fehden ausbrechen, und erst 1266 wurde für solche Fälle die Lösung gefunden, daß der strittige Scholar dann selbst erklären solle, welcher Nation er zuzurechnen sei. Auch Nation und Provinz konnten aneinandergeraten, wenigstens war in der gallischen Nation zweifelhaft, ob der große oder der kleinere Verband das Eintrittsgeld (bejaunium) erheben dürfe, 1336 wird es der Nation zugewiesen, bald darauf aber beiden entzogen.

Die Nation hatte ihren Schutzheiligen, feierte ihre Feste, unterstützte ihre Angehörigen, half vor allem dann gern aus, wenn einer der Ihren zum Rektor gewählt wurde, und kümmerte sich überhaupt um wirtschaftliche Fragen. So besaß jede Nation ihre Bankiers — „große Boten" (magni nuntii) zum Unterschied von den eigentlichen Boten, den parvi nuntii genannt — die gegen Sicherung Vorschüsse leisteten und wie ähnliche der Gemeinschaft nützliche Glieder den Verbänden angehören durften, d. h. nach unserem Sprachgebrauch immatrikuliert wurden.

Wenn die Nationen bei der Auswahl der Examenskandidaten mitzusprechen hatten, so darf man darin kein Scholarenrecht vermuten, es sind selbstverständlich die Magister, die dafür sorgen, daß die Quote ihrer Landsleute nicht zu klein ausfällt. Daß die Nation von ihren Angehörigen bei freudigen Anlässen: etwa bei Amtsübernahme oder nach bestandenem Examen, Geldspenden und Gastmähler verlangt, ist ein echt mittelalterlicher Zug, der sich in der Geschichte des Studententums oft wiederholen wird.

Hie Lehrerherrschaft! Hie Scholarenherrschaft! Zwei grundverschiedene Typen sind geschaffen. Wird die Entwicklung auf beiden weiterbauen? Oder nur auf einem? Und dann auf welchem? Die Frage ist nicht eindeutig zu beantworten. Vielmehr gehen die Einflüsse herüber und hinüber, und wie von selbst stellt sich in vielen, selbst gleichgültigen Dingen Übereinstimmung ein; schon die internationale Geltung der akademischen Würden mußte darauf hinwirken. Siegreich ist, wenn man will, der Pariser Typus, ohne daß aber der Grundgedanke von Bologna: die konsequente Selbstverwaltungsidee völlig verloren gegangen wäre. Am richtigsten ist wohl die Antwort: Für die Zukunft sind beide Typen wichtig geworden.

Wenn die Pariser Nationen in erster Linie hochschulpädagogische Einrichtungen waren, so haben sie ihren Zweck niemals voll erreicht, weder in wirtschaftlicher noch in sittlicher Beziehung. Möglich ist, daß uns die Lebensverhältnisse der damaligen Scholaren leicht in zu trübem Lichte erscheinen, denn sie haben nicht wie die Vaganten ihr Tun und Treiben durch dichterische Manifestation verklärt, haben überhaupt kaum direkte Zeugnisse über sich hinterlassen, sondern haben den Fehler gemacht, nicht wohlgesinnten Sittenpredigern das Wort zu geben.

Jedoch wird der Inhalt von deren polemischen Äußerungen, wenn auch nicht die ganze Wahrheit, so doch nicht in jeder Hinsicht unrichtig sein und nur

die Klangfarbe unbedingt in Abzug gebracht werden müssen. Hören wir! Ein Kirchenfürst des dreizehnten Jahrhunderts, der Kardinal Jakob von Vitry, schildert, wie zudringlich die Pariser Demimonde gegen Scholaren war. In ihrer Frechheit ginge sie oft so weit, daß sie in Studienhäusern — die Hörsäle wurden damals noch von den Lehrern gemietet — gleich Bordelle einrichte und die Vorlesungen in unglaublichster Weise störe. Und die Scholaren selber, die solcher Verführung natürlich nur zum geringeren Teile standhalten, was sind sie für eine Gesellschaft! Jede Nation trägt — so meint Jakob von Vitry — eine neue lasterhafte Nuance zum Ganzen bei. Ein internationales Parlament der Sünde — diese Universität Paris, ein Treffpunkt schöner Seelen aus der ganzen Welt! Denn wie zeigen sich die verschiedenen Völker? Die Engländer als Trunkenbolde, die Franzosen als stolz und weichlich, die Deutschen als wütend und obszön, die Normannen hochmütig und eitel, die Burgunder als brutale Narren, die Bretonen als leicht und unbeständig, habsüchtig, boshaft und feige die Lombarden, die Römer aufrührerisch und gewalttätig, grausam und tyrannisch die Sizilianer, die Brabanter als Diebe und die Flämen als Wüstlinge. Auch wenn nur die Hälfte oder ein Viertel davon richtig ist, bleibt eine herrliche Blütenlese. Selbst das Lob, das Philipp Harveng den Musterknaben spendet, „die mehr die Schulen als die Märkte lieben, mehr in die Bücher als in die Becher schauen, und mehr auf die Wissenschaft als auf das Geld“ (qui plus amant scholas quam nundinas, exarant codices quam calices, scientiam quam pecuniam) klingt mehr wie ein Tadel der übrigen. Und derselbe Jakob von Vitry berichtet von vagantenhaften Anwandlungen der Pariser Scholaren: daß sie nur im Winter studierten und im Sommer herumstreiften (wie heutige Gelegenheitsarbeiter), daß sie von einem Lehrer zum andern übergingen und nichts zu Ende hörten, daß sie eben noch gerade so viel täten, um ihre Scholarenvorrechte nicht zu verlieren, daß sie womöglich Kollegs über geistliches Recht belegten, bloß weil diese zu einer Stunde stattfänden, in der sie ausgeschlafen hätten, daß sie sich aber trotzdem nicht entblödeten, durch Zurschautragen schwerer Folianten sich ein gelehrtes Air zu geben.

Die Magister aber, die die Scholaren beaufsichtigen sollen, stehen ihnen selbst noch zu nahe. Sie leben unter den gleichen Bedingungen, sind meist arm, immer unverheiratet, und haben infolgedessen auch die gleichen Bedürfnisse. So erfüllen die Nationen, die ihrer Leitung unterstehen, ihren disziplinellen Zweck nicht. Speziell von den Pariser Magistern wissen wir, daß sie zuzeiten die Einkünfte der Nationen vertranken und damit eine praktische Arbeit der Verbände unmöglich machten. Da wird es wohl nicht durch übertriebene Strenge, sondern eher durch Vergnügungssucht und Hang zu glänzendem Auftreten veranlaßt sein, wenn in Orleans die pomphafte Ausgestaltung religiöser und das Feiern besonderer weltlicher Feste den Nationen verboten wurde (1368); freilich ist es nicht ganz leicht, nach Statuten zutreffend Sittengeschichte zu schreiben.

Von Scholarenäußerungen gehört in diesen Zusammenhang ein Brandbrief an die liebe Mutter, den man mit seinen primitiven Hexametern, wenn

nicht für eine Stilübung, so für ein Formular halten könnte, nach dem sich Mindererfahrene richteten. Natürlich liegt nach der Ansicht des Briefschreibers alles Schlimme am Geldmangel. Er ist herabgekommen, aber ohne jede eigene Schuld. Hätte er immer genügend Mittel gehabt, wie könnte es mit ihm stehen. Und jetzt! Der Hunger zwinge ihn, betteln zu gehen, und vor Gläubigern könne er sich kaum retten:

Schulden die drücken mich schwer (Du ahnst kaum: wieviel!)
und es fordern
Gläubiger Zinsen und Geld. Ach, wie fehlt mir ein Freund!

(Me circumveniunt quam plurima debita, perstat
Creditor, exigitur faenus, amicus abest.)

Dieser opferwillige Freund mußt Du sein, liebe Mutter! Bitte, nimm Dich meiner an, denn ohne Geld läßt sich nicht studieren. (Und Du wolltest doch, daß ich studieren sollte):

Bittrer Mangel zerstört noch mein Studium; Glaub's nur! denn Armut,
Unser verderblichster Freund, bringt uns Scholaren zurück.
Lehrer strecken die Hand und Honorar für den Vortrag
Fordern sie. Was soll ich thun? Keinen gibts, der mir pumpt.

(Offendit studium penuria saeva, scolares
Pauperies reprimit, perniciosa comes.
Doctores inhiant manibus, collecta magistri
Exigit; — Heu quid agam? Creditor omnis abest.)

Während so die Scholaren an ihrem Leben recht viel und ihre Kritiker noch viel mehr daran auszusetzen haben, entwickelt sich bei den neugegründeten Bettelorden eine gebundenere aber um deswillen geordnetere Weise, zu studieren, und nur dadurch entgehen die Universitäten schwerer und dauernder Schädigung, daß sie ihren Rivalen möglichst rasch das Gute abzusehen versuchen.

Die gelehrte Bildung der Mönche war trotz der unzweifelhaften Verdienste der Benediktiner im Laufe der Zeit zurückgeblieben und die Klosterschulen beinah ganz verfallen. Abaelard hat ja auch in seinen späteren Jahren gegen die theologische Unkenntnis der Mönche geeifert. „Jetzt aber", schreibt er an Heloise (um 1130), „bleiben die, die in Klöstern erzogen werden, so einfältig, daß sie, zufrieden mit dem leeren Schall der Worte, sich um das Verständnis der Schrift nicht kümmern und nicht fürs Herz etwas lernen, sondern nur die Zunge üben wollen." Er möchte sogar in Frauenklöstern ein gründliches Studium der Schrift einführen, und hat als Abt in der Bretagne sich vergebens und unter lebensgefährlichen Kämpfen bemüht, das Niveau seiner Mönche zu heben. Was Abaelard nicht gelang, das und mehr setzten im dreizehnten Jahrhundert die beiden Bettelorden, die Dominikaner und Franziskaner, durch.

Neben der sittlichen Reform, die beide Orden bringen wollten, darf man ihre wissenschaftlichen Ziele nicht übersehen. Sie erstrebten eine gut fundierte Schriftkenntnis, die allein den Gefahren einer sich emanzipierenden

Philosophie wirksam begegnen konnte, erstrebten sie vor allem in praktischem Interesse, um gebildete Prediger zu haben. So sehr sie später zurückgekommen sind, so unangenehm sich ihr Bild etwa in der Reformationszeit darstellt, — im dreizehnten Jahrhundert sind sie die modernen Theologen.

Der heilige Franz von Assisi trat 1220 zuerst mit den Universitäten in Berührung. Er war damals in Bologna, und nach einer Predigt schlossen sich zwei vornehme Scholaren seinem Orden an: Peregrinus de Falerone und Riccerius de Muccia. „Durch göttliche Offenbarung" — heißt es im „Blütengärtlein" — „erkannte Franziskus sogleich, daß sie von Gott geschickt waren und im Orden ein heiliges Leben führen sollten." Gleichzeitig aber verwahrt er sich in einem andern Falle gegen das weltliche Rechtsstudium in seiner Gemeinschaft, und sagt dem Bruder Peter von Stacia, der römisches Recht lehrt: „Du willst meinen Orden zu Grunde richten. Mein heißester Wunsch ist, daß die Brüder nach dem Beispiele meines Herrn Jesus Christi mehr beten als studieren sollen." Dann wird jedoch 1223, ebenfalls in Bologna, der heilige Antonius von Franziskus selbst mit dem theologischen Lektorat betraut, und da die Bologneser Hochschule noch fast 150 Jahre keine theologische Fakultät besaß, ist das Studium der Franziskaner für sie eine wesentliche Ergänzung.

Damals aber haben sich bereits die Studieneinrichtungen der Dominikaner entwickelt, die noch vor den Franziskanern in der Stadt und an der Hochschule Fuß faßten, wo sich der Entscheidungskampf zwischen Universitäten und Bettelorden vollziehen sollte: in Paris.

Im Jahre 1229 war der Pariser Universität in einem an sich alltäglichen Handel die Genugtuung verweigert worden. Sie antwortet mit einem fast allgemeinen Streik, der den ganzen Unterricht zwei Jahre lahmlegt und erst durch die für die gerichtliche Stellung der Scholaren wichtige Bulle: „Parens scientiarum" ihren Abschluß findet (13. April 1231). Damals hielt der erste Dominikaner theologische Vorlesungen. Er kam sozusagen als Streikbrecher, und die Korporation hat den Bettelorden niemals ihren Mangel an Korpsgeist verziehen. Bald stellte sich ein zweiter ein. Und um dieselbe Zeit (1231) verschafft der Eintritt des berühmten Alexander von Hales den Franziskanern einen ersten Lehrstuhl, und auch sie erobern sich durch Johannes von Rupella einen zweiten hinzu.

Ähnlich ging es in Oxford, wo die Franziskaner gleich nach ihrem Erscheinen in Robert Grosseteste (Großkopf) einen einflußreichen Gönner fanden, und an anderen Universitäten. Damit aber nicht genug, überzogen beide „studierenden" Orden noch ihre Provinzen mit eigenen auch den Laien zugänglichen Hoch- und Lokalschulen (studia generalia und particularia), die wiederum den theologischen Fakultäten Abbruch taten. Die Klagschrift der Pariser Universität von 1254 sagt deutlich genug: Jetzt könne man in der theologischen Fakultät wegen der ungenügenden Frequenz kaum zwölf Lehrstühle mehr erhalten, da durch die Ordensbrüder allenthalben Theologie gelehrt werde. Und nun entbrennt der Kampf. Hören wir Stimmen für und wider. Der Weltchronist Matthäus Parisiensis, ein Gegner der Orden, er-

laubt sich zu den Ereignissen von 1240 folgenden Seitenhieb: „In jener Zeit begannen die Magister der Theologie, ganz vornehmlich aber die Lehrer der Dominikaner und Franziskaner, in kniffllicherer und verstiegenerer Weise zu disputieren, als richtig und nützlich war, denn sie versuchten die unerforschlichen Geheimnisse Gottes mit verwegenem Sinne zu ergründen." Umgekehrt empfindet der englische Franziskaner Roger Bacon nur den Fortschritt, und schreibt in der Meinung, daß es eine Lust zu leben sei: „Nie trat so viel Weisheit zu Tage, nie ein so eindringliches Studium in so viel Wissenschaften und Gegenden, wie seit jetzt ungefähr vierzig Jahren. Denn überall sind Doctoren verstreut, vor allem Doctoren der Theologie, in jedem Staate, in jeder Stadt, in jeder Burg, und vornehmlich durch die beiden studierenden Orden; und das ist, wie gesagt, seit etwa vierzig Jahren so." Nun aber rührt sich die Pariser Universität. 1252 sucht sie die theologischen Ordensprofessuren auf je eine zu beschränken — die Zahl der theologischen Professuren war auf im ganzen zwölf festgesetzt — und Orden, die in Paris nicht ansässig sind, überhaupt aus ihrem Verband auszuschließen. Gleichzeitig aber stellt sie an Regulare, die Grade erwerben wollen, bestimmte Anforderungen. Auch der große Dominikaner Thomas von Aquino greift in den Streit ein, in dem von manchem das Existenzrecht der Ordenslehrer an der Universität überhaupt geleugnet wird, und sucht nachzuweisen, daß sich die Ordenszugehörigkeit der Religiosen sehr wohl mit der Idee der Universität vertrage, denn man könne zwei Korporationen in verschiedener Funktion angehören, und ferner: daß der Papst in öffentlichem Interesse bei dieser Sache mitzureden habe. Selbstverständlich wird die Entscheidung des Papstes angerufen. Dieser — damals Innozenz IV. — spricht sich 1253 zunächst für, dann im folgenden Jahre nach dringenden Gegenvorstellungen der Universität durch die Bulle „Etsi animarum affectantes" gegen die Orden aus. Aber erst unter seinem Nachfolger, Alexander IV., erfolgt durch die Bulle „Quasi lignum vitae" das Schlußurteil, und zwar werden sämtliche Beschränkungen der Bettelorden durch die Universität aufgehoben und sogar das Streikrecht der Korporation an Zweidrittelmajorität geknüpft. Die Universität hat sich noch vier Jahre lang gegen die Anerkennung der Bulle gesträubt, erst 1259 ist ihr Widerstand gebrochen.

Was die studierenden Orden bringen, ist folgendes: Zuerst eine Bereicherung des wissenschaftlichen Lebens: Albertus Magnus, Thomas von Aquino sind Dominikaner, Alexander von Hales und Bonaventura Franziskaner, um nur die Größen der Hochscholastik zu nennen. Eine Zeitlang deckt sich die Geschichte des mittelalterlichen Denkens zu ihrem größten und wesentlichsten Teil mit der Geschichte der Studien und der Kämpfe der beiden Bettelorden, die ja vielfach unter sich wissenschaftliche Gegner waren.

Durch einen Ordensgelehrten, Alexander von Hales, wird ferner die wissenschaftliche Methode des Mittelalters ausgebildet. Alexander hat in Anschluß an die Logik des Aristoteles die Form gefunden, die von nun an in den Vorlesungen angewandt wurde: erst Zugrundelegung des Textes (davon war immer auszugehen), dann Einteilung und Erklärung, dann Fragestellung,

und schließlich aus der Zahl der möglichen Antworten durch Spielenlassen sämtlicher logischen Operationen zur Auffindung des allein richtigen Resultates.

Sehr wichtig aber war ein Äußeres. Das Fortschreiten der Scholaren wurde in den Orden sehr genau überwacht, dafür aber die Existenz der Begabten vollständig sichergestellt. Die Oberen bestimmten, wer zu den Generalstudien und wer — es war das Letzte und Höchste — nach dem vielumstrittenen Zentrum, nach dem Pariser Ordenshaus, geschickt werden durfte, wo jede der 22 Provinzen des Franziskanerordens über zwei Freiplätze verfügte, und die Weiterentwicklung dieser Auserlesenen wurde durch spezielle Visitatoren überwacht.

Damit wird den Universitäten ein neues, viel strengeres Erziehungsprinzip nahegebracht, das sie nach allem, was wir gehört haben, sehr wohl brauchen konnten, das sie verwenden mußten, sollte ihr Scholarentum mit den Zöglingen des Ordens auf die Dauer wetteifern können. Auch direkte Kritik, an der es die Orden wohl nicht fehlen ließen, mußte sie zu Reformen anspornen. So erfährt das Pariser Scholarentum in der Schrift „De disciplina scholarum", die wahrscheinlich von dem Dominikaner Thomas von Cantimpré (um 1250) stammt, herben Tadel.

Freilich trotz der Strenge kam auch unter den Ordensbrüdern hier und da eine Entgleisung, ein Rückfall in die Allüren des Vagantentums vor. Und ein recht begabter Franziskaner, der Geschichtsschreiber Salimbene, ein geborener Chronist, schaulustig, eindruckfähig und von unverwüstlichem Mutterwitz, hat sich, statt in Paris zu studieren, in der Welt herumgetrieben und sein Geld für den Universitätsaufenthalt verjubelt (von 1247 ab). Dafür mußte er sich dann auf einige Jahre nach Ferrara in eine mehr zur Arbeit stimmende Stille zurückziehen. Aber die Art und Weise, wie man ihn behandelt, ist glimpflich: Der General des Ordens nimmt ihn gegen seinen nächsten Vorgesetzten in Schutz, der darüber erbost ist, daß sich die erhoffte Zierde seiner Provinz so schlecht entwickelt hat; er sagt zu Salimbene und seinen Gefährten: „Jungens, Ihr habt große Abstecher gemacht, habt euch in Frankreich, Burgund, der Ordensprovinz, im genuesischen und parmesischen Konvent aufgehalten. Wenn ich so viel Ruhe haben könnte wie Ihr, ich würde nicht solche Abstecher machen", und empfiehlt dann ihrem Provinzial: „Du wirst sie gut unterbringen, daß sie sich getröstet fühlen und studieren und nicht mehr so große Abstecher machen können."

Doch das waren Ausnahmefälle. Im ganzen wird man die Überlegenheit der Ordenspädagogik gefühlt haben, und zwar um so mehr, als die wirtschaftlichen Lebensbedingungen, vor allem die Wohnungsverhältnisse, des damaligen Scholarentums völlig unbefriedigend waren.

Der enge Zusammenhang von Privatlehrertum und Universität geht aus der Geschichte der Universitätsräumlichkeiten am klarsten hervor. Die Universität Paris besaß zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts nur ein Grundstück im Südwesten der Stadt, den Pré-aux-Clercs (Gegend der heutigen Vorstadt St. Germain), der lediglich als Spielplatz gedient zu haben scheint. Sonst waren Hörsäle („scholae") sowohl wie Scholarenwohnungen („hospitia")

in Privathäusern, und für beide war Miete zu zahlen. Der allgemeine Schulverband suchte lediglich die spekulative Ausnutzung von Miethäusern zu verhindern, die in Bologna gang und gäbe war, und verlangte deshalb, daß solche Schulunternehmer sich über die tatsächliche und berechtigte Ausübung der Lehrtätigkeit (die „actu"-Regenz) ausweisen und nicht mehr als einen Hörsaal mieten durften. Unter Umständen kommt es vor, wie ein Bologneser Vertrag von 1294 zeigt, daß die Magister Häuser pachten und davon Zimmer mit Pension an die Scholaren abgeben. Dieser Zustand hatte zahllose Mängel zur Folge. In Bologna werden die Scholaren von manchen Magistern ausgebeutet. In Paris kommt es zu fortgesetzten Wirtschaftskämpfen zwischen Bürgerschaft und Universität. In beiden Städten muß untersagt werden, daß sich die Scholaren gegenseitig die Wohnungen abtreiben oder sich im Preise überbieten. Alle kameradschaftlichen Neigungen werden offenbar durch den Wohnungsmangel zurückgedrängt. Die Frage erschien für die Existenz der Universitäten so wichtig, daß sich Päpste und Fürsten um ihre Lösung bemühten. Spätestens 1209 besteht in Oxford eine paritätische Wohnungskommission aus Bürgern und Magistern. Im Stiftbrief von Neapel (1224) wird die gleiche Einrichtung für diese älteste Staatshochschule getroffen. 1231 folgt Paris. König Ludwig der Heilige führt dort Einschätzungs- und Vermietungszwang für Garçonlogis ein, aber da sich die Geistlichkeit dem nicht fügen will, ist außerdem der Papst zum Eingreifen genötigt. Wie wenig das alles half, wie wenig selbst das im äußersten Falle angewandte Mittel korporativen Verrufs gegen Widerstrebende Erfolg hatte, sehen wir an der Fortdauer der Preisschwierigkeiten und an der Enge der Wohnverhältnisse. Daß etwa jeder Scholar ein Zimmer („hospitium") für sich bewohnte, daran war nicht zu denken. Er mußte froh sein, wenn er überhaupt unterkam. Der nächste Ausweg, den man nun versuchte, war der Weg genossenschaftlicher Selbsthilfe. In Bologna werden „duodenae" erwähnt, die wohl als Wohn- und Wirtschaftsgemeinschaften einer beschränkten Zahl von Landsleuten aufzufassen sind. Die „socii duodenae" werden von bloßen „socii hospitii" unterschieden. Dies Unternehmen bleibt jedoch Episode, und auch hier findet Paris die endgültige mittelalterliche Form. In Paris entsteht 1257 durch private Gründung das erste Kolleg, eine Stiftung des Kanonicus Robert von Sorbon, dessen Name durch den Ruhm der Sorbonne verdientermaßen bis in die Gegenwart hinein erhalten ist. Es war einer der größten Fortschritte der mittelalterlichen Universitätsorganisation, bei der gefährlichen Konkurrenz der Bettelorden eine rettende Tat. Nach dem Vorbild der Ordenseinrichtungen war eine mit energischen Zuchtmitteln ausgestattete Wohn-, Eß- und Lerngemeinschaft ins Leben gerufen, die durch ihren schnellen Siegeszug über die Universitätsstädte ihre praktische Notwendigkeit erweisen sollte.

Das Schema eines solchen Internats läßt sich nicht oder nur mit Vorsicht aufstellen. Zu berücksichtigen bleibt dabei, daß die verschiedenartigen Bedingungen der Stifter erfüllt werden mußten, die das Kollegienwesen ungemein variieren. Ein Kolleg konnte nur Angehörige einer Fakultät oder nur einer Nation aufnehmen oder überhaupt an keine Schranke gebunden

sein. Das ist lediglich vom Gründungsstatut abhängig. Erklärlich ist diese Mannigfaltigkeit aus dem unfertigen Charakter der mittelalterlichen Universität, sie war rechtliche Schutzgemeinschaft der Schüler und wirtschaftliche Vereinigung der Lehrer, aber sie war noch keine geschlossene Lehr- und Lerngemeinschaft. Noch fehlt die wissenschaftliche Differenzierung, noch fehlen eigentliche Universitätsräume. So empfindet man die Neubildung der Kollegien nicht etwa, wie wir vielleicht denken könnten, als eine Zersplitterung des Betriebes. Sie ist es ja auch nicht, die Kollegien sind im Gegenteil eher Kristallisationspunkte gewesen.

Das erste Kollegium, das Sorbonicum, war der theologischen Fakultät vorbehalten. Aufgenommen wurden nur magistri artium, die sich theologischen Studien widmeten, und zwar zunächst als außerordentliche Mitglieder (hospites). Von den 36 ordentlichen Mitgliedern (socii) — die in gemeinsamen Angelegenheiten allein Stimmrecht hatten — wurde mindestens das erste theologische Examen (das Baccalareat) verlangt. Wer sieben Jahre nach seinem Eintritt noch keinen theologischen Grad erworben hatte, muß ausscheiden. Überhaupt ist das Prinzip des Sorbonicum nicht in erster Linie ein soziales, sondern ein wissenschaftliches. Die wirtschaftliche Lage des Bewerbers kam für die Zulassung an sich nicht in Betracht und wurde erst nach der Aufnahme in verständiger Weise berücksichtigt, indem die Beiträge der Reicheren mit für die Ärmeren verwandt wurden. Der Wert der Einrichtung hing in jedem Falle von der richtigen Stellenvergebung und der Anwendung des Examenzwangs ab. Wenn in dieser Hinsicht Laxheit oder gar Nepotismus Platz griff, war der ganze Nutzen in Frage gestellt, weil er eben Unwürdigen zugute kam.

Die Leitung des Sorbonicum lag in den Händen eines von den socii gewählten Priors, der von einem Beirat der ordentlichen Mitglieder unterstützt und im Auftrage der Korporation von einem Provisor überwacht wurde. Die Scholaren des Kollegiums unterstanden natürlich zunächst den allgemeinen Bestimmungen, außerdem aber ihrer Hausordnung, die etwa über Erscheinen bei Mahlzeiten oder die Teilnahme an Gottesdiensten Vorschriften machte. Von einschneidender Bedeutung ist, daß die Kollegien eigene Vorlesungen und Bibliotheken haben, und besonders die Insassen des Sorbonicum besaßen durch dessen berühmte Bibliothek erheblichen Vorsprung vor ihren Studiengenossen. War doch der Besitz eigener Bücher für die mittelalterlichen Scholaren so gut wie unmöglich, und das Leihen oder das Einsehen fremder noch schwer genug. So mußten die freie Benutzung der Bibliothek des Sorbonicums, die den ordentlichen Mitgliedern gewährt war, und selbst die beschränkteren Vergünstigungen der außerordentlichen Mitglieder deren Studien in hohem Maße förderlich sein.

Neben diese der Allgemeinheit gehörigen Internate treten vornehmlich für Anfänger Privatpensionen („paedagogia"), deren Leitung sich die Magister der Artistenfakultät zu sichern suchen (1486). Alle Scholaren, die nicht bei Verwandten wohnen, sollen in Kollegien oder Pädagogien eintreten: hatte die Fakultät bereits vorher (1463) bestimmt. Der Egoismus wird dabei mit-

gesprochen haben. Der für sich wohnende Student heißt in Paris „Martinet" (Schwalbe); das Freiheitssehnen seiner eingeengteren Genossen mag ihm diesen Namen gegeben haben. Die Zahl der bis 1500 gegründeten Kollegien ist 50. Sie mögen etwa 1000 Insassen gehabt haben, da in den 35, deren Stellenzahl bekannt ist, 680 Unterkommen fanden. Es läßt sich nicht genau sagen, für einen wie großen Teil der gesamten Scholaren damit gesorgt war, doch dürfte wohl nach unserer Kenntnis der Frequenzziffern — selbst einen ausnahmsweise stattlichen Besuch von Paris zugegeben — auf mindestens die Hälfte zu schließen sein.

Zu den Nationen stellen sich die Kollegien in praxi nicht feindlich, und doch tun sie ihnen durch ihr Vorhandensein Eintrag. Sie nehmen deren Aufsichtszwecke an sich und führen sie schärfer durch. Wir haben auch einen deutlichen Beweis der Kollision beider Einrichtungen, wenn 1340 der Gallischen Nation die Erhebung des Eintrittsgeldes durch Fakultätsbeschluß entzogen, den Kollegien aber eine freiwillige Besteuerung neuer Hausgenossen gestattet wird.

Von dem Leben in den Kollegien wird noch mehrfach die Rede sein müssen. Nur einige Hauptzüge seien hier ins Auge gefaßt. Zunächst müssen wir uns die mittelalterlichen Graduierten nicht als Männer von Amt und Würden denken. Sie sind ihrem Wesen nach fortgeschrittenere Scholaren, die an allem, was die Scholaren angeht, selbst am Unfug, ihren vollen Anteil haben. Ein wichtiger Lebensumstand, der sie auf gleiche Stufe mit den Anfängern stellt, ist: sie sind unverheiratet. Was die liebende Heloise über diese Frage an Abaelard schrieb, behält für das ganze Mittelalter und insbesondere für die Kollegien Geltung: „Wer kann sich mit Betrachtung der Schrift oder mit dem Studium der Philosophie abgeben und dabei das Geschrei der kleinen Kinder, den Singsang der Amme, der sie beruhigen soll, die geräuschvolle Schar männlicher und weiblicher Dienstboten hören? Wer mag die beständige widerliche Unreinlichkeit der Kinder gern ertragen? . . . Wer nach irdischen Schätzen trachtet und in die Sorgen dieser Welt verwickelt ist, hat keine Zeit für göttliche oder philosophische Dinge." So ist die idealistische Motivierung, leider war die Praxis weniger idealistisch.

Den Geist der Kollegien müssen wir uns durchaus nach Analogie des heutigen Internatgeistes vorstellen. Wo viele zusammen sind, in Kaserne und Seminar, leidet die Vertiefung des einzelnen, es bildet sich eine Art lustiger Konvention, eine derbe fidele Allgemeinstimmung, eine Fülle überlieferter Schnurren, Anödungen und Renommistereien. Die Stillen werden zurückgedrängt durch die Zungenfertigen und Versatilen, die Ausredenerfinder und geschickten Umgeher. Und in jedem Falle werden die Jüngeren terrorisiert. Das haben auch die mittelalterlichen Kollegienordnungen nicht beseitigen können: die Entwicklung der Aufnahmebräuche beweist es. Als „Deposition" (Ablegen, Ausziehen des alten Adam) werden die studentischen Aufnahmebräuche zusammengefaßt. Kein Zweifel, der enorme Ruck, den der Neuling mit der Aufnahme in den Scholarenkreis machte, mußte symbolisch angedeutet werden. Auch das Altertum hatte seine Fuxtaufen (Wasserweihen), aber ein spezieller

Zusammenhang besteht nicht, um so weniger als die Deposition in Italien unbekannt ist. Im 14. Jahrhundert begegnet uns nur das schon mehrfach genannte Eintrittsgeld, „bejaunium“, und alle Verbote beziehen sich noch darauf, eine gewaltsame Eintreibung des bejauniums zu verhindern.

Das Wort kommt von béjaune = bec jaune, Gelbschnabel, bedeutet so viel wie unser heutiger Ausdruck: Fux und entspricht sachlich vermutlich dem, was man in der Sprache der wissenschaftlichen Zunft mit „scholaris simplex“ bezeichnete, also dem Lehrling, dem Nichtgraduierten. Die in Deutschland übliche Form ist beanus.

Im fünfzehnten Jahrhundert bilden sich dann, offenbar unter Nachahmung klösterlicher und kirchlicher sowie besonders zunftmäßiger Bräuche, eigentliche Depositionssitten aus. So wird 1493 für das Pariser Bernhardskolleg die Einrichtung des Fuxenabtes („abbas bejaunorum“) verboten, ferner sollen alle Werkzeuge, Geräte und Gefäße, die den „Leichtfertigkeiten“ der Scholarenaufnahme dienen, binnen drei Tagen ausgeliefert werden. In einem zweiten Edikt wird „die mittelbare oder unmittelbare Berührung der Neulinge mit Wasser, Stroh oder anderen Dingen“ untersagt und nur ein einfaches Mahl („modica refectio“) auf ihre Kosten gestattet. Ein ganz genaues Bild der Bräuche, die sich natürlich sehr bald örtlich differenzieren, wird kaum zu erhalten sein. Wassertaufe und beliebige oder irgendwelchen Sitten und Unsitten angepaßte Quälereien waren vorhanden. Besonders erwähnenswert ist eine Nachricht über Orleans aus dem Jahre 1368, des Inhalts, daß die älteren Scholaren dort von den jüngeren die Anerkennung eines Komments verlangen und die Unkundigen, „wie die Lämmer zur Schlachtbank“, in die Kneipe vor den „Richter“ schleppen, der sie zur Bewirtung ihrer Ankläger verdonnert und eventuell mit allen möglichen Schikanen die Anerkennung seines Urteils, d. h. vor allem eine Geldzahlung, erzwingt. Natürlich wird das für künftig verboten, und dieser älteste Komment wird in echt mittelalterlicher Wortspielmanier mehr „als Mißbrauch denn als Brauch“ bezeichnet („consuetudo vel costuma, quae potius deberet nuncupari corruptella“). Wenn auch die Deposition oder depositionsähnliche Bräuche nicht an die Kollegien gebunden waren, wie u. a. dies Beispiel von Orleans zeigt, so war doch die Abgeschlossenheit des Internats ihr bester Nährboden.

Damit ist die Entstehung des mittelalterlichen Scholarentums in seinen Grundzügen geschildert. Prinzipiell Neues kommt in dem nächsten Vierteljahrtausend nicht hinzu; bis zur Reformation haben wir es mehr mit seiner Ausbreitung als mit einer inneren Entwicklung zu tun.

Auch die Geschichte des deutschen Scholarentums gehört zum Verlaufe dieser Ausbreitung, wie überhaupt die deutsche Universitätsgeschichte im Mittelalter viel weniger original als die späterer Zeiten ist. Bevor wir aber den deutschen Boden betreten können, müssen wir erst die Beziehungen erörtern, die das Deutschland des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts zu ausländischen Hochschulen gehabt hat, da sie für die deutsche Bildung des Mittelalters nicht unwichtig gewesen sind.

3. Das deutsche Auslandstudium bis zur Reformation



u dem Ältesten, was wir von deutschem Auslandstudium erfahren, gehören die flüchtigen Notizen über den „Zusammenlauf der Barbaren“ in Abaelards Hörsaal. Unter anderen großen und kleinen Nationen werden auch die Deutschen genannt. Ungleich lebendiger, aber und nicht sehr viel jünger ist ein Vagantenlied: „Der Abschied eines schwäbischen Scholaren von seiner Heimat“, das von seiner internationalen Umgebung seltsam absticht:

Vale dulcis patria,
Suavis Suevorum Suevia!
Salve dilecta Francia
Philosophorum curia!
Suscipe discipulum
In te peregrinum,
Quem post dierum circulum,
Remittes Socratinum!

Lebe wohl, mein Heimatland,
Mein schön schwäbisch Schwabenland!
Grüß dich Gott, lieb Frankenreich,
Fröhlich Lichtgedankenreich!
Mutterland der Geister,
Nimm den fremden Schüler auf
Und nach manchem Jahreslauf
Schick ihn heim als Meister.

(Laistner.)

Vielleicht ist Frankreich mit Paris, Orleans und Montpellier für das deutsche Auslandstudium immer das wichtigste Land geblieben, sicher ist keine Universität in Deutschland mehr gepriesen worden als die „hohe schuole“ zu Paris. In einer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts von „den zwölf weisen Meistern zu Paris“, in der jeder von den Zwölfen mit einem kurzen Spruch die Quintessenz seiner religiösen Anschauungen zu geben sucht — man denkt an die Pariser theologische Fakultät mit ihrem Dutzend Magister — sagt als zehnter Albertus Magnus, oder wie er in der Handschrift selbst heißt: der „Bischof Albrecht“: „Wil man fragen nach den wisosten pfafen die uf ertrich sint, die vindet man ze Paris in der schuol“. Sehen wir davon ab, daß die Äußerung uns als naives Selbstlob erscheint, da das Mittelalter darin weniger empfindlich war, so drückt die Stelle doch zutreffend die außergewöhnliche Schätzung der Pariser Universität und besonders ihrer theologischen Fakultät aus.

Leider läßt sich gerade die Geschichte der deutschen Studenten in Paris nicht schreiben; denn so genaue Angaben, wie wir sie über Bologna haben, fehlen. Die Zusammenstellung Budinszkys von 196 Deutschen, die vom elften bis zum sechzehnten Jahrhundert in Paris studiert haben, ist zwar an sich verdienstlich, aber es handelt sich doch nur um eine kleine, ganz zufällige Auslese, mit der sich für unseren Zweck nicht viel anfangen läßt.

Was wissen wir sonst von deutschen Scholaren in Paris? Wir wissen,

daß sie schon früh eng zusammenhalten. 1200 entsteht, weil der Diener eines vornehmen Scholaren mißhandelt worden ist, ein Tumult seiner deutschen Landsleute („concursus clericorum teutonicorum; clericus = scholaris), die nicht zusehen wollen, daß einem der Ihrigen eine Beleidigung widerfährt, und der Konflikt spitzt sich schließlich so zu, daß die Magister eingreifen und König Philipp August sein bekanntes Gerichtsprivileg erläßt. Also energisches Solidaritätsgefühl haben die Deutschen von Anfang an.

Von der Eingliederung der Deutschen in das System von Korporationen war ganz im allgemeinen schon die Rede. Eine „deutsche Nation" gibt es dem Namen nach erst seit 1442, in Wirklichkeit aber hat sich die englische Nation, die zunächst die Deutschen in ihrer zweiten Provinz: Nord- und Osteuropäer, mit umfaßt, bereits während des vierzehnten Jahrhunderts in Oberdeutsche (eigentliche Süddeutsche, Ungarn, Slaven, Skandinavier), Niederdeutsche (eigentliche Niederdeutsche, Rheinländer, Lothringer, Holländer) und Briten geschieden, so daß schon damals das deutsche Element darin die Führung hat. Die Messen der deutschen Nation finden in der Kirche Saint Côme statt, und ihr Schutzpatron ist seit dem fünfzehnten Jahrhundert Karl der Große, der durch Ludwig XI. in den Kreis der Heiligen eingeführt worden war. Die erste große Erschütterung des Ansehens von Paris brachte die Zeit des Schismas, doch läßt sich der Einfluß dieser kirchlichen Vorgänge auf die Studienverhältnisse leider nicht zahlenmäßig belegen. Seit 1345 kommen einige wenige Notizen über ein deutsches Kollegium vor, das sich auf der Rue Pavée (dem Steinweg) befand.

Zur Veranschaulichung haben wir eine eigenartige Quelle. Zwar ist es eine Dichtung, aber weil es unzweifelhaft echte Züge enthält, sei es hier nicht übergangen: Schernbergks „Spiel von Frau Jutten" (1480). Darin wird die alte Form der Aufnahme in die Korporation: die Aufnahme durch den einzelnen Lehrer, geschildert, und es handelt sich sogar um berühmte Persönlichkeiten, denn niemand anders als die erste (freilich verkappte) mittelalterliche Studentin: die Päpstin Johanna, und ihr Gefährte, der Teufel, werden zu Paris immatrikuliert.

Der Vorgang selbst ist geschäftsmäßig einfach und vollzieht sich so:

Clericus:

Meister hoch und an künsten reich,
Mein geselle und ich
Wir sind her zu euch komen,
Denn wir haben verstanden und vernomen,
Das ihr der klügste meister seid,
Der da ietzund zu dieser Zeit
Allhie zu Paris mag werden funden
Nun und zu allen stunden.
Darumb das und das ist worden bekannt,
So haben wir uns zu euch gewant
Und bitten euch aus herzlichem begeren,
Das ihr uns wollet geweren
Und wollet uns on allen schemen
Zu zweien studenten aufnemen
Und wollet uns in den freien künsten unterweisen.
Davon wollen wir euch allzeit preisen.
Auch sollet ihr von uns gar schon
Haben davon ein guten lon.

Magister:

Das will ich gerne thun
Und bin ganz bereite darzu
Und habe mich das ganz erwegen,
Das ich euch zu dienste wil pflegen.
Nu kompt zu mir in die schule herein!

Die Studienberichte, die wir sodann von deutschen Scholaren aus Paris erhalten, so von Erasmus und zwei jungen Baslern (den Brüdern Amerbach) geben freilich ein ganz anderes Bild (um 1500). Sie zeigen Enttäuschte, mit den Einrichtungen der berühmten Hochschule ganz Unzufriedene. Erasmus spricht sogar davon, daß er aus einem Pariser Kolleg nichts „als einen Körper voll ungesunder Säfte und eine große Menge Ungeziefer" mitgenommen habe. Allein hier äußert sich schon eine Generation, die von neuem Geist erfüllt ist; die vor den Inhalten, die man ihnen bietet, keine Achtung und vor der harten Behandlung des Mittelalters Abscheu hat. Selbst mit der Verpflegung gibt sie sich nicht zufrieden — darauf wird noch näher einzugehen sein. Aber der gestrenge Vater der beiden jungen Basler antwortet kurzerhand auf derartige Klagen seiner Söhne: „so sie nicht genug hätten an ihrer Portion, so sollten sie Brot nehmen und Wasser trinken".

Das deutsche Scholarentum in Orleans ist erst von Marcel Fournier genügend gewürdigt worden. Orleans war ursprünglich der Ort philologischer Studien in einem gewissen Gegensatz zu dem philosophischen Paris, seit 1219 aber hatte das aus Paris vertriebene weltliche Recht dort seine Heimstätte gefunden. Als Rechtsschule mit eigener Methode, die eine Annäherung des römischen Rechtes an die praktischen Verhältnisse bezweckt, hat es neben den italienischen Rechtsschulen eine Rolle gespielt. Die Zahl der Deutschen, die von etwa 1200 bis 1796 in Orleans studiert haben, schätzt Fournier auf rund 10000, von denen die größere Zahl auf die Zeit nach 1500 käme. Doch sind schon während des fünfzehnten Jahrhunderts oft gegen 100 Deutsche inskribiert worden.

Eine deutsche Nation begegnet uns in Orleans 1378. In diesem Jahre, dem Jahr des Schismas, gibt sie sich Statuten, die von 10 Lizentiaten, 21 Baccalaren und 27 Scholaren unterzeichnet werden. Darunter sind 21 Utrechter (Trajectenses) und 15 Kölner. Die Beziehungen sind also am stärksten zu dem deutschen Westen, daneben ist aber gerade auch der äußerste Osten, das preußische Ordensland, mit einigen Scholaren vertreten. Die Nation strebt hier wie überall, alle Landsleute zu organisieren und ihnen so gebührenden Einfluß zu verschaffen. Sie übt in ihrem Streben moralischen Zwang auf ihre Mitglieder aus. Das äußert sich am stärksten in dem Eide der Neulinge, der lautet: „Ich schwöre, daß ich die Versammlungen der Nation besuchen will, so oft ich im allgemeinen oder im besonderen geladen werde, und daß ich mich an der Beratung gewissenhaft beteiligen will. Ferner schwöre ich, daß ich dem Rektor und dem Prokurator (dem Vorstand der Nation) in allen ehrenhaften und erlaubten Dingen gehorchen werde und daß ich die Ehre der Korporation sowie meiner Nation wahren will und niemand Geheimnisse, die ich dort vernehme, verraten werde. Ferner schwöre ich, daß ich Neulinge, die den Eid noch nicht geleistet haben, der Nation oder ihrem Vorstand anzeige. Ferner schwöre ich, daß ich, falls die Wahl zum Prokuratorenamt meiner Nation mich trifft, mich dieser Würde und Bürde nicht entziehen werde (non refutabo honorem et honus), es sei denn aus einem gerechten Grunde."

Die Form einer solchen Organisation stammt so gut wie sicher nicht aus Orleans, sondern ist der deutschen Nation zu Bologna nachgebildet, die nach Brunners Ansicht für die Scholarenverbände überhaupt das Muster war. Diese Frage wird sich vielleicht nicht ganz entscheiden lassen, obwohl glücklicherweise die italienischen Universitäten, und vor allem Bologna, hinsichtlich des vorhandenen Materials wie der daran anschließenden Forschungen eine bevorzugte Stellung einnehmen.

Für den Zeitraum von 300 Jahren (1289—1599 ausschließlich der Jahre 1563—73, für die die Angaben fehlen) ist uns die Zahl der Deutschen bekannt, die in Bologna studierten. Sie beträgt 6439. Die Zahl der Bologneser Promotionen in einem fast entsprechenden Zeitraum (1377—1630) beträgt nach Luschin von Ebengreuth etwa 1000, ebensoviel sind uns innerhalb desselben Abschnitts, nach freilich mehrfach lückenhaftem Material, für Padua, Siena, Pavia und Pisa zusammen bekannt. Die meisten davon entfallen auf das Jahrhundert nach der Reformation, da Bologna von 1380—1449 nur 196 deutsche Doktoren aufzuweisen hat. In der Hauptsache handelt es sich in der älteren Zeit um Studierende geistlichen Rechtes (Dekretisten). In den von Luschin genauer untersuchten 70 Jahren sind unter den Doktoren von Bologna, Padua und Pavia drei Viertel (221 von 286) Dekretisten. Die genaue Verteilung geht aus der folgenden Tabelle hervor:

Deutsche Doktoren an italienischen Universitäten 1380—1449.

	geistliches Recht	weltliches Recht	beide Rechte	
Bologna	155	36	5	= 196
Padua	35	2	—	= 37
Pavia	31	13	9	= 53
	221	51	14	= 286

Die Zahlen mögen zunächst nicht übergroß erscheinen, pflegt man doch bis fast in die neueste Zeit hinein nach der übertriebenen Schätzung eines alten Bologneser Universitätslehrers die Frequenz Bolognas während des dreizehnten Jahrhunderts auf 10000 anzugeben. Das erinnert mehr an die typischen Zahlen von mittelalterlichen Spielmannsepen: zehntusend ode mere als an zutreffende Beurteilung, und man sollte endlich mit solchen phantastischen Überlieferungen gründlich aufräumen. Sicher ließen sich, wie Luschin annimmt, einzelne Wandervögel wegen ihres zu kurzen Aufenthalts nicht in die Listen der Nation eintragen, im ganzen aber werden wir die vorhandenen Zahlen wohl als für mittelalterliche Verhältnisse durchaus respektable ansehen und uns zu der Anschauung bequemen müssen, daß die hochberühmte deutsche Nation in Bologna zwischen 10 und 50 Mitglieder jährlich neu aufnahm; gelegentlich weniger, kaum jemals mehr.

Genauer dargestellt, verläuft die Entwicklung der Nation so: Von 1289 bis 1350, also von dem Jahr der frühesten Aufzeichnungen bis zur Gründung der ersten deutschen Hochschule, gehören ihr 1792 Scholaren — 29 im Jahresdurchschnitt — an. Der Jahresdurchschnitt sinkt von 1350—1400 auf 8, von

1400—1450 gar auf 6 herab und erhöht sich in dem Zeitraum bis 1500 wieder auf 14 (415, 308, 715 sind die jeweiligen Gesamtziffern). Zu berücksichtigen bleibt dabei, wenn man das Italienstudium überhaupt charakterisieren will, daß im fünfzehnten Jahrhundert das durch geschickte venetianische Bildungspolitik überraschend geförderte Padua wichtiger als Bologna wird, daß mithin die Abnahme der deutschen Nation in Bologna, die bis 1450 anhält, noch nicht die Abnahme des Italienstudiums überhaupt bedeutet.

Die deutsche Nation in Bologna gehörte zur „universitas ultramontanorum“ und nahm, wie auch die Nationen in Orleans und in Padua, unter deren 14 Verbänden eine bevorzugte Stellung ein. Der Glanz des römischen Kaisertums fällt auf sie. 1265 wird nach längeren Rangstreitigkeiten festgesetzt, daß der Rektor der „universitas“ jedes fünfte Jahr ein Angehöriger der deutschen Nation sein soll. „Und so soll es in Ewigkeit geschehen“ („et sic in perpetuum fiat“), setzt die Urkunde, die das älteste Zeugnis von dem Bestehen der Nation überhaupt ist, dieser Bestimmung hinzu. Außerdem aber sind sogar die Kompetenzen des Rektors zugunsten der Nation eingeschränkt, einzelne von ihnen hat er nur vorbehaltlich des Rechtes der Deutschen („salvo jure Teuthonicorum“). So schwören die Mitglieder der Nation nur ihrem Vorstand, so hat die Nation ihre eigene Rechtspflege. 1530 stattet Karl V. die beiden Vorsteher der Nation mit der Befugnis aus, Notare zu ernennen, Waffen zu tragen und Uneheliche zu legitimieren. 1576 werden die deutschen Scholaren für den Senatoren gleichberechtigt erklärt. Freilich kommen der Nation nunmehr kirchenpolitische Erwägungen zustatten. Sie wird von den Päpsten begünstigt, damit treue Söhne der katholischen Kirche aus ihr hervorgehen.

Die Nation nahm alle Deutschsprechenden auf, außerdem nach alter Gewohnheit Tschechen, Mähren, Dänen und Littauer. Aber auch Vornehme anderer Nationen konnten ihr beitreten. In älterer Zeit scheint im ganzen ein so starkes Solidaritätsgefühl vorhanden gewesen zu sein, daß sich die neuen Ankömmlinge ohne viel Zwang anschlossen. 1461 weigert sich einer von achtzehn. Seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hat man dann wohl mit vielen solchen Fällen zu rechnen, wenigstens wird deutschen Rechtshörern, die sich binnen zwei Monaten nicht bei der Nation anmelden, seit 1516 Aufnahme und damit auch Erwerbung von Genossenschaftsprivilegien dauernd verwehrt.

Der Neueintretende bezahlt eine in ihrer Höhe schwankende Immatrikulationsgebühr, die hauptsächlich für kirchliche Zwecke verwandt wird, und leistet dem Vorstande auf drei Evangelienstellen den Scholareneid, der lautet:

„Ego N. iuro, quod honorem, bonum et utilitatem nationis nostre diligenter curabo, et ut novicii et adventantes Germanicae nationis mihi noti illi incorporentur operam dabo; statutaque servabo et tenebo; hoc est penam in eisdem contentam solvam, vel in conscientia periurii penam in-

„Ich N. N. schwöre, daß ich auf Ehre, Gut und Nutzen unserer Nation genau achten will und mich bemühen will, mir bekannte Ankömmlinge deutscher Stammeszugehörigkeit ihr zuzuführen. Ich will ferner die Statuten treulich halten, besonders die darin festgesetzten Strafen zahlen, sonst

curram: sic me Deus adiuvet et hec Sancta Dei evangelia."

möge ich, meineidig, wie ich bin, die Gewissensstrafen des Meineids leiden: so wahr mir Gott helfe und Gottes heilige Evangelien."

Wir besitzen ein altes Bild, das diese feierliche Handlung darstellt. Es befindet sich im Statutenbuch von 1497, dem ältesten noch erhaltenen. Darauf schreiten sechs zum Schwure bereite Scholaren in langen, unauffällig bunten Mänteln und kleinen Baretts zu dem Stuhle des Prokurators, der eine aufgeschlagene Bibel vor sich hat. An dem Stuhl ist das Wappen der Nation angebracht: oben auf gelbem Grund ein doppelköpfiger Adler, unten in rotem Felde ein aufgeschlagenes Buch mit der Inschrift: Justitiae cultores. In der Handschrift stehen darunter die Schriftworte, auf die der Eid zu leisten war: Ev. Joh. 1, 1—14, Lukas 14, 16 u. 17 und 11, 27 sowie Lukas 2, 21. Sie waren von den Scholaren mitzusprechen.

Die Nation war „landsmannschaftliche Schutzgilde". Nach außen war die Vertretung der deutschen Interessen, oder wie es die Statuten selber sagen, „der Ehre und Würde der berühmten deutschen Nation" („solum honestum solumque decorum inclite Germanice nationis fovere"), nach innen die Pflege freundschaftlicher Gesinnung und brüderlicher Liebe der Zweck. Konkret gesprochen: man tröstete Kranke und man unterstützte arme Landsleute. An traurigen wie an freudigen Ereignissen des einzelnen zeigte sich die Teilnahme der Gesamtheit.

Die Nation führte ihre Doktoranden zur Promotionsstätte und gab ihren Toten das letzte Geleit. Wurde ein Deutscher zum Rektor gewählt, so war das eine Ehrung aller und wurde als solche gefeiert.

Beleidigungen von Angehörigen untereinander sollten sofort vor ein Schiedsgericht gebracht werden, das von beiden Parteien und einem Vorstandsmitglied zu wählen war. Ausdrücklich war verboten, sich an fremde Gerichte zu wenden.

Man achtete peinlich auf die Reputation der Genossenschaft. Scholaren, die, ohne ihre Schulden zu bezahlen, die Stadt verließen, wurden im Namen der Nation zum Zahlen aufgefordert, wenn möglich, sogar gezwungen, „damit nicht durch den sträflichen Leichtsinn einzelner die Menge der Guten schweren Schaden leidet". Wenn das alles nichts half, schloß man sie aus.

Wie in mittelalterlichen Zünften nahm das religiöse Leben breiten Raum ein. Jeder Neueintretende mußte sich zur Aufrechterhaltung der Gottesdienste verpflichten. Das Inventarium von 1475 zählt fast lauter Kultgegenstände auf. Die „Deutschenkirche" („ecclesia Teutonicorum": Fridianskirche oder auch al Sacco) war bis Mitte des sechzehnten Jahrhunderts das Zentrum der Nation, dann war es das Dominikanerkloster. Ihre Schutzpatronin war die heilige Katharina.

An der Spitze der Nation standen zwei Prokuratoren mit jährlicher Amtsdauer. Sie wurden am Dreikönigstag, der übrigens auch bei den deutschen Scholaren in Paris und Orleans ein besonderer Festtag war, auf Vor-

schlag ihrer Vorgänger gewählt. Die Wahlart war bis 1339 direkt, dann indirekt. Ohne stichhaltigen Grund durfte niemand die Annahme des Amtes verweigern. Bei ihrem Antritt gelobten die Prokuratoren, die Rechte ihrer Korporation voll zu wahren, ihre Bräuche, vor allem die religiösen, einzuhalten, und verpflichteten sich ferner zu genauer Rechnungslegung. In Kriegs- und Pestzeiten mußten sie die Lade der Nation, die für gewöhnlich in der Fridianskirche stand und alle Wertgegenstände enthielt, an einen ganz sichern Ort bringen. Dann sollten auch Statuten und Matrikel verschlossen werden. Zur Kontrolle waren Rechnungsprüfer („syndici") vorhanden.

Zu Ausgang des Mittelalters suchten sich viele der Prokuratorenwürde wegen der hohen Repräsentationskosten zu entziehen. Wir haben ja für diese Zeit überhaupt einen Rückgang des korporativen Sinnes festzustellen. Mit schuld an der Amtsscheu sind die luxuriösen Prokuratorenschmäuse, die denn auch im Interesse der Gesamtheit zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts verboten werden. Offenbar ohne Erfolg. Denn am 30. Oktober 1556 bewirtete der neue Prokurator Otto Horning außer der Nation noch sonstige Scholaren, citra- und ultramontane, in besonders üppiger Weise. Die Andacht und Begeisterung, die frühere Zeiten in solchen Dingen kennen, berührt uns einfach komisch, sie spielt aber gerade in der Universitätsgeschichte ihre Rolle.

Zweimal im Jahr — das eine Mal zur Prokuratorenwahl — fand die Verlesung der Statuten statt. Das war ein hochwichtiger Akt, denn nur durch ihn konnte man Kenntnis von den vorhandenen Bestimmungen erlangen.

Die Versammlungen, in denen die Nation ihre Beschlüsse faßte, wurden von den Prokuratoren nach Gutdünken durch Pedelle berufen. Alle waren zum Erscheinen verpflichtet, und unbegründetes Fernbleiben wurde bestraft.

Für Verwaltungszwecke bestand übrigens eine Einteilung der Nation in vier Provinzen (Quaternioneneinteilung: Schwaben, Bayern, Rheinlande, Sachsen), von denen jede ihren Vertrauensmann hatte. Sie wird zuerst 1324 erwähnt.

Der Zusammenhang mit der Nation blieb vielfach auch nach dem Weggang von Bologna. So kommen gelegentlich Stiftungen vor, wenn sich die Lebensumstände ehemaliger Nationsangehöriger günstig ändern. Ja, sie werden in solchen Fällen vielleicht sogar erwartet. —

Die deutsche Nation in Bologna darf in der Geschichte des deutschen Nationalgefühls nicht vergessen werden. Sie nahm den ersten Platz unter den Bologneser Scholarenkorporationen ein. Kaiser und Päpste haben sie geehrt, und die Italiener sind ihr mit hoher Achtung begegnet. Freuen wir uns an der schönen Geschlossenheit dieser kleinen Schar, deren solidarisches Gefühl, obwohl ganz in mittelalterlicher Anschauung begründet, mustergültig für alle Zeiten bleiben kann.

4. Die deutschen Universitäten bis zur Reformation


ür die Erfüllung deutscher Bildungsbedürfnisse waren vom siebenten bis zwölften Jahrhundert im Lande selbst nur die Kloster- und Domschulen vorhanden, deren Blütezeit aber keinesfalls über den umgrenzten Zeitraum hinausreicht. Auch nach 1200 setzt noch keine starke wissenschaftliche Bewegung ein. Offenbar genügt das, was man hat: eine elementare Gelehrtenbildung für die Kleriker, eine höfische Bildung für ritterliche Kreise. In der Geistlichkeit gab es zwar immer Leute, die aus theologischem Interesse auf Erweiterung ihrer Kenntnisse hinarbeiteten, aber dies Streben griff nicht auf andere Volksschichten über. Um die Mitte des elften Jahrhunderts schrieb Wipo, der Biograph Konrads II., an dessen Sohn, den bildungsfreundlichen Heinrich III.:

> Nur den Deutschen allein erscheint es als zwecklos und schimpflich,
> Daß jemand Unterricht nimmt, wenn er nicht Cleriker wird.
>
> (Solis Teutonicis vacuum vel turpe videtur,
> Ut doceant aliquem, nisi clericus accipiatur.)

Und das Rittertum verhielt sich noch auf der Höhe seiner Entwicklung zu eigentlicher Gelehrsamkeit ablehnend. Dafür lassen sich unschwer Zeugnisse finden. Bücherfeindlichkeit, zum mindesten Bücherfremdheit, herrscht bei den großen Epikern:

> ein riter so geleret was,
> daz er an den buochen las

lautet Hartmanns Selbstcharakteristik im „Armen Heinrich".

> swaz an den buochen stet geschriben,
> des bin ich künstelos beliben

das und ähnliches versichert — man weiß nicht recht, ob völlig ernsthaft — Wolfram von Eschenbach, und selbst der „Tristan", der doch aus städtischer Kultur hervorgegangen ist, steht keineswegs ganz auf dem Boden moderngelehrter Bildung, wie die Verse zeigen:

> der buoche lere und ir getwanc
> was siner sorgen anevanc.

Ebenso betont die gleichzeitige Lehrdichtung gegenüber der Anmaßung, alles erkennen zu wollen, das religiös-ethische Moment. Praktischen Agnostizismus finden wir in Freidanks weltklugem Berater:

> got alliu dinc geschaffen hat:
> nieman er rehte wizzen lat,
> was krefte in sinen dingen si;
> da ist meisteil allez waenen bi.

und ferner:

swer sich selbe erkennen kan
ze rehte, derst ein wiser man.

Und als der gelehrte Deutschitaliener Thomasin in seinem moral-philosophischen Gedicht „Der welsche Gast" von den sieben freien Künsten spricht, da führt er aus, daß ein gottgefälliges Leben die beste Grammatik, daß Aufrichtigkeit die wahre Dialektik, Schlichtheit die wirksamste Rhetorik, Pflichterfüllung die eigentliche Geometrie, Gutes tun ohne Rechnen und Zählen die echte Arithmetik, Übereinstimmung von Wort und Tat die schönste Musik und Tugend in allen Lebensaltern die rechte Astronomie sei. Damit will er gewiß nicht den Wert artistischer Studien mindern, aber noch niemals hat ein so weit getriebener ethischer Eifer bildungsfreundlich zu wirken vermocht.

So haben wir für das Deutschland des dreizehnten Jahrhunderts trotz hoher Volkskultur ein fast völliges Fehlen modern-gelehrter Einrichtungen festzustellen. In Trier war eine Art Universität, die emporgeblüht und vergangen ist, wie so manche nicht konstituierte und nur von bedeutenden Lehrkräften gehaltene Schule. In einem Vagantenlied „Heil dir, du Kaiserstadt: Trier, du Städtekron" („Urbs salve regia Trevir urbs urbium") wird sie gefeiert, werden ihr Wein und ihre Wissenschaft hoch gerühmt:

Ars dialectica	Der Philosophen Kunst
Nil probat verius:	Erweist nichts Wahreres
Gens teutonica	Des deutschen Volkes Stamm
Nil potat melius.	Trinkt nirgends Besseres.

Etwas mehr, aber auch nicht genug, wissen wir vom Erfurter Studienleben des dreizehnten Jahrhunderts aus einem satirischen Gedicht des Nikolaus von Bibra. Dort gab es leichtsinnige Scholaren in Menge — freilich das berichtet ein Satiriker —, sie studierten nicht, obwohl einzelne zweifellos die nötige Begabung hätten, sondern legten sich auf alle mögliche Gaunerei, wenn nicht gar aufs Stehlen:

„Was fängt so einer an, wenn die Weihe des Geistlichen etwan
Ihm mit Recht man versagt und die Scham ihm das Blut ins Gesicht jagt?
Läuten lerne der Narr, er bedien' als Küster den Altar,
Wähle des Glöckners Fach, da der Philosophie er nicht oblag."
(Rienäcker.)

(Quid faciet talis, si forsan presbyteralis
Ordo negetur ei? Confusio fit faciei.
Discat pulsare vel sacre serviat are,
Sit campanista, qui noluit esse sophista.)

Erfurt muß demnach ein deutsches Zentrum für fahrende Scholaren gewesen sein.

Selbst die Bettelorden haben in Deutschland später als anderwärts wissenschaftliche Arbeit in Angriff genommen. 1228 richteten die Franziskaner ihre erste Schule in Magdeburg ein. Der früheste namhafte Enzyklopädist des Mittelalters, Bartholomäus Anglicus, war dort Lektor. Ein noch Berühmterer, Albertus Magnus, half 1248 das Studium der Dominikaner in Köln ins Leben rufen, hat aber, ebenso wie sein Schüler Thomas von

Aquino, nur kurze Zeit und nur mit Unterbrechungen selber daran gelehrt. Auch in Leipzig und Regensburg gab es Ordensschulen, von Leipzig wird die Beschäftigung mit kirchlichem Recht überliefert. Aber zur Blüte sind diese Studien alle nicht gekommen, denn sie sind keine universellen Bildungsanstalten, dienen in der Hauptsache dem theologischen Unterricht und verleihen keine Grade. Deshalb lehnen sich die Ordensschulen in andern Ländern an die Universitäten an, und deshalb können sie in Deutschland, wo diese Möglichkeit fehlt, nicht recht gedeihen. Noch immer muß, wer im eigentlichen Sinne studieren will, ins Ausland gehen.

Aber damals mußten ja noch wenige studieren. Der Besuch einer Universität war ein vornehmer geistiger Luxus, keine Vorbedingung für ein Amt (das Lehramt selber ausgenommen). Erst vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts ab entwickelt sich das gelehrte Richtertum, das bis 1495, dem Gründungsjahr des Reichskammergerichts, braucht, um sich ganz durchzusetzen; erst zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wird unter dem Widerstand der Geistlichkeit auf dem Konstanzer Konzil beschlossen, einen Teil der Kirchenämter ausschließlich an Graduierte zu verleihen. Am frühesten vielleicht wurde wissenschaftliche Vorbildung für den ärztlichen Beruf erforderlich — bahnbrechend war das Medizinalgesetz Friedrichs II. von 1224 —, aber auch da ist zu berücksichtigen, daß fahrende Heilkünstler, „ehrbare Frauen", Beghinen, Barbiere und Bader den Tätigkeitsumfang des mittelalterlichen Arztes wesentlich einschränkten, und z. B. die Chirurgie, die früher für unehrlich galt, die Augenheilkunde und die Geburtshilfe nahezu ganz in ihren Händen hatten. Und diejenigen, die die Beherrschung der Wissenschaften an sich oder aus irgendeinem praktischen Grunde erstrebten, gingen eben ins Ausland.

Die erste deutsche Universität, die 1348 in Prag entstand, ist die Schöpfung des klug rechnenden Luxemburgers Karls IV. Für ihn ist diese Gründung ein Glied in der Kette großer Unternehmungen zum Wohle seines Landes Böhmen. Er hat vorher und nachher sich eifrig um Wirtschafts-, Verkehrs- und Kunstpolitik bemüht. Ist es ein Wunder, daß in dem Schüler der Pariser Universität der Wunsch entsteht, seinem Lande ein Bildungszentrum zu geben — schon der Przemyslide Wenzel hatte 1294 daran gedacht — und es auch in dieser Hinsicht an die Spitze der deutschen Territorialstaaten zu stellen?

In erster Linie handelte Karl als Landesherr. Und er hat auch aus dem Neapeler und Salerner Stiftbrief die Worte übernommen, daß seine Untertanen im Lande sollten studieren können. Aber er hat sich nicht bloß Landeskinder als Besucher der Hochschule vorgestellt. Das beweist die Einteilung der Universität in die vier Nationen der Böhmen, Bayern, Sachsen und Polen. Prag sollte also Studienzentrum für Deutsche und Slawen oder, wie man völlig zutreffend gesagt hat: es sollte das Paris des Ostens werden.

Prag war die erste Universität des Ostens überhaupt. Erst 1364 wurde Krakau von Kasimir dem Großen, 1365 von dem Habsburger Rudolf IV. Wien ins Leben gerufen. Aber keine dieser Schulen hat Prags

Entwicklung gehemmt. Zwar sind die früher üblichen hoch in die Tausende sich belaufenden Zahlangaben lediglich Übertreibungen, indes Karl IV. hatte richtigen Blick bewiesen, seine Schöpfung gedieh von Anfang an, bis sie durch den Nationalitätenstreit dauernd geschädigt und aus einer überwiegend deutschen in eine überwiegend slawische Universität umgewandelt worden ist.

Wichtiger noch als 1348 ist für die Geschichte der deutschen Universitäten 1378, das Jahr des Schismas. In diesem Jahre wurde zum ersten Male die Stellung der Universität Paris erschüttert, was bei der Bedeutung dieser Hochschule ein Weltereignis war. Paris — es war das Schoßkind der Kurie gewesen, die vorexilischen Päpste hatten es in ihrer Weise gehegt, Honorius III. voran; die avignonesischen hatten es verzärtelt. Der Ort theologischer Studien sollte es sein, das ist im ganzen der Sinn aller päpstlichen Eingriffe und Förderungen, vielleicht nur von der Entscheidung im Kampf mit den Bettelorden abgesehen. So erklärt sich in der Hauptsache die Unterdrückung des römischen Rechts, die oft derber zufassende Behandlung der zu Ketzereien geneigten Artistenfakultät, das Versagen der theologischen Lehrerlaubnis an viele Universitäten des vierzehnten Jahrhunderts. Jetzt aber kam Paris durch die Kirchenspaltung zwischen zwei Stühle, den römischen und den zu Avignon, und der bei den französischen Königen vielfach vorhandene Hang zur Landeskirche gab schließlich den Ausschlag für Avignon. Aber nicht alle waren damit zufrieden. Wir können nicht feststellen, inwieweit die deutschen Scholaren innerhalb der englischen Nation auf die Dauer dem französischen Papste widerstrebten. Jedenfalls sind damals deutsche Lehrer aus Paris fortgegangen: darunter Konrad von Gelnhausen, der früheste noch erfolglose Vertreter der Konzilienidee und nachmalige erste Kanzler von Heidelberg, Heinrich von Langenstein, der Reorganisator, um nicht zu sagen: Organisator, von Wien und Marsilius von Inghen, ein Niederländer, der auch in philosophischen Fragen zu seinen Kollegen im Gegensatz stand: der geistige Herrscher im neuen Heidelberg. So hat die Kirchenspaltung die Tendenz zur Universitätsgründung in Deutschland verstärkt.

Aber trotzdem in gewisser Weise triumphierte Paris. Nicht nur daß es Lehrkräfte abgab oder vielleicht auch dem Auslande zurückgab. Es wurde das Muster, das stets vorschwebte, wie für Prag und Wien, so für Heidelberg, Köln und Erfurt. „Nach dem Vorbild von Paris" („ad instar studii Parisiensis") gegründet zu sein, geben Köln und Heidelberg ganz offen zu, und bei den übrigen zeigt es die Praxis. Neue Gedanken, wenn auch mehr keimhaft, kommen erst bei den Gründungen zwischen 1450 und 1500 vor: Paulsen spricht von einer zweiten Gründungsperiode, in der schon humanistische Einflüsse einsetzen.

Suchen wir einige Hauptcharakteristika der Zeit bis 1500 zu erhaschen, so ist zuerst die Frage aufzuwerfen: Wer gründet Universitäten? Die Antwort lautet: In zwei Drittel aller Fälle Landesherren. Nur 5 von 15 Universitäten (4 von 12 reichsdeutschen) sind städtischen Ursprungs, nämlich Köln, Erfurt, Rostock, Basel und Trier. In der ganzen späteren Zeit kommen, darauf weist Eulenburg hin, lediglich Altdorf und Straßburg hinzu. Das bedeutet,

daß die produktive Kraft des Städtewesens im Anfang relativ groß ist und ziemlich plötzlich verschwindet, während die des Territorialfürstentums ständig wächst. Immerhin sind damit noch nicht alle Beziehungen zwischen Städtewesen und Universitäten aufgezeigt. Es muß noch gesagt werden, daß die Stadtentwicklung erst Boden und Möglichkeit für die neuen Körperschaften abgab, die die Universitäten im deutschen Kulturleben waren. Denn die Stadt brauchte am ehesten durchgebildete Intelligenzen: Stadtärzte, Stadtschreiber, Stadtschulmeister — sie sind wesentlich für das Entstehen akademischer Berufe. Und die Stadt stellte ferner die Masse der Studenten. Zwar fehlen uns noch umfassende statistische Untersuchungen, aber wo es Proben gibt, zeigt sich dasselbe Bild; der Anteil des Landes an der Studentenschaft ist klein. Freytag hat in zwei Abhandlungen die Preußen zusammengestellt, die von 1409—1539 in Leipzig, und die von 1502—1602 in Wittenberg studiert haben. In beiden Fällen ist der Sachverhalt so ziemlich der gleiche. Von den Leipziger Preußen stammen etwa 4 % (ungefähr 50 von 1242) vom Lande, während über ein Drittel (488) allein Danziger, Königsberger und Thorner sind; von den Wittenberger Preußen etwas mehr, nämlich 10% (50 von 538). Und darf uns das schließlich wundern? Sind nicht zu allen Zeiten die Städte in höherem Maße Träger der Kultur als das Land gewesen? Wie konnte man annehmen, daß das je anders war? Einige biographische Notizen genügen dazu nicht, und wenn Luther sich als Bauernsohn bezeichnet hat, — die Richtigkeit dieser Äußerung einmal zugegeben —, seit wann ist Luther der Maßstab für die Durchschnittsstudenten der ältesten Zeit?

Mit dem mittelalterlichen Korporationsgedanken kollidiert schon im fünfzehnten Jahrhundert der Gedanke der Staatsuniversität. Die aufstrebenden Landesfürsten vergessen ihre einstige Gründerrolle viel weniger als die Städte, und die deutschen Universitäten sind eigentlich diesen Tendenzen gegenüber von vornherein in der Defensive. Der Einfluß der Landesherren ist sehr groß, faktisch wohl größer als juristisch, wie das meist bei bedeutenden Wandlungen zuzugehen pflegt, und es ist durchaus nicht gesagt, daß ihre Wünsche immer sachlich unberechtigt gewesen wären.

Die Landesherren bestimmen — und das ist zu bedauern — schließlich die Meinung der Universitäten in der Konzilienfrage. Die deutschen Universitäten haben sich sehr allmählich mit der Berufung eines allgemeinen Konzils befreundet, aber bis 1409, bis zum Pisaner Konzil, ist es im ganzen doch geschehen. Sie sind dann, obwohl dazu ziemliche Opfer nötig waren, in Konstanz und Basel vertreten gewesen, aber als im Konkordatsjahr 1448 die Landesherren fast überall den Rückzug befehlen, gehorchen sie, und, was das Schlimmste ist, sie schweigen sogar gegen ihre Überzeugung.

Es lebt kein Kämpfertum, keine Charakterstärke in der deutschen Universität des Mittelalters, und infolgedessen herrscht Unfähigkeit, ins Große zu wirken oder auch nur den Lehrbetrieb zu reformieren. Kein Kämpfertum! Kämpfe gab es genug. Wie hat in der Zeit vor der Reformation der Streit um die „neue Methode“ getobt, oder wie man sagte, der Streit um die „via antiqua“ und die „via moderna“. „Neue Methode!“ das klingt unternehmungs-

lustig, und doch war das Ganze im eigentlichsten Sinne ein Streit um Worte, um logische Nüancen, um die Lehrbücher, die man kannte oder nicht kannte, und in letzter Linie ein Streit darum: soll man die durch Boethius vermittelte aristotelische Logik oder die Weiterbildung des Byzantiners Psellos zum Ausgang nehmen. Auch am mittelalterlichen Denken gemessen war der Streit die Aufregung nicht wert, die er verursacht hat. Was ist er gegen den großen Universalienstreit. Dort handelte es sich um die Macht philosophischer Spekulation. Denn waren die Begriffe reale Dinge, wie die Größen der Hochscholastik annahmen, dann war ein begrifflich konstruiertes Weltbild möglich, dann besaß die dialektische Methode Zaubergewalt und ersparte alle Einzelerfahrung. Und in der Tat sind die Gegner des Begriffsrealismus fast immer gläubigem Agnostizismus verfallen. Aber der „Methodenstreit" ist kein so zentrales Problem, und es war sehr wohl möglich, ihn mit Gleichgültigkeit zu behandeln, wie das das „Manuale Scholarium", ein in Heidelberg entstandener Scholarenratgeber, tat. Darin setzt sich der erfahrene Scholar einfach über die ganze Angelegenheit hinweg, indem er sagt, daß er für seinen persönlichen Geschmack zwar der alten Lehre huldige, daß man aber auch von der neuen manches lernen könne. Gewiß, wo es sich um ein wichtiges: Entweder — oder handelt, kein hoher Standpunkt, aber in diesem Falle vielleicht doch der richtige.

Dabei hat diese Frage zu großen Spaltungen geführt. Jede Richtung strebt nach Alleinherrschaft. Paritätisch waren Freiburg und Ingolstadt, nach 1452 wenigstens im Prinzip auch Heidelberg, das vorher wie Wien und Erfurt modern gewesen war, während Köln und Leipzig dauernd der älteren Lehre anhingen. Aber selbst in diese Verhältnisse greift der Landesherr ein, der Wechsel in Heidelberg ist auf Kurfürst Friedrich I. zurückzuführen, der beschließen läßt, daß die Artisten verkünden dürfen „viam modernorum et antiquorum, was nicht von der heiligen Kirche verbotten ist". Nur in Leipzig scheitert 1446 der Versuch Friedrich des Sanftmütigen, der Korporation neue Statuten zu oktroyieren. Sonst ist von mannhaftem Widerstand der Universitäten in solchen Fällen kaum zu berichten.

Neben den Landesherren bedeutet die kaiserliche Gewalt für die deutschen Universitäten zunächst nichts. Erst 1456 wird — für Freiburg — der früheste kaiserliche Stiftbrief erlassen. Bezeichnenderweise ist es das römische Recht, das zu dieser neuen moralischen Stärkung der Kaiserwürde führt. Der Kaiser hat — das ist der Grundgedanke dieses und einiger folgenden Stiftbriefe — die Erlaubnis zum Lesen des römischen Rechtes zu erteilen. Später hat sich das Verhältnis des Reichsoberhauptes zu den deutschen Universitäten zu einer Art Protektorat entwickelt. —

Zu Beginn der Reformationszeit gibt es in Deutschland bereits 17 Hochschulen, nämlich: Prag (1348), Wien (1365), Heidelberg (1386), Köln (1388), Erfurt (1392), Würzburg (1402), Leipzig (1409), Rostock (1419), Trier (1454), Greifswald (1456), Freiburg (1456), Basel (1460), Ingolstadt (1472), Tübingen (1477), Mainz (1477), Wittenberg (1502), Frankfurt a. O. (1506).[1]) Die erste

[1]) Die Zahlen sind schwer einheitlich festzulegen, da immer ein Unterschied zwischen Stiftungs- und Eröffnungsjahr besteht.

Universität im heutigen Reichsgebiet wäre Kulm im deutschen Ordensland gewesen, wenn dieser Plan des großen Ordenshochmeisters Winrich von Kniprode verwirklicht worden wäre, der sogar die päpstliche Sanktion hatte (1366). Der Gedanke der eigenen Landesuniversität ist gewaltig fortgeschritten, von seiner oben geschilderten inneren Durchbildung jetzt ganz abgesehen. Der Anstoß zu den ersten Gründungen geht vom Osten und Norden Deutschlands aus. Der Westen und Süden nimmt zunächst weniger daran teil (Heidelberg und Köln), weil er stärkere Auslandmöglichkeiten hat. Dagegen dominiert der Süden völlig in der zweiten Gründungsepoche, die mit der Stiftung der Freiburger Hochschule eingeweiht wird und bereits andeutend humanistisch charakterisiert ist. Der tatkräftige erste Freiburger Rektor, der Jurist Matthäus Hummel aus Villingen, eröffnet die Epoche gewissermaßen mit einer donnernden Philippika gegen die Unbildung von geistlich und weltlich am Oberrhein, die er 1460 zu Beginn der Freiburger Studientätigkeit hält. Und wie man sieht, hat sie gründlich gewirkt.

Um von den Zahlverhältnissen einige Vorstellungen zu bekommen: Die Gesamtsumme der Inskribierten auf den 13 „reichsdeutschen" Universitäten (die obengenannten ohne Würzburg) läßt sich für die Zeit von 1389—1515 nach den Angaben Eulenburgs auf über 150000 berechnen (heute macht schon die Frequenz eines Semesters auf allen deutschen Universitäten reichlich den fünften Teil dieser Zahl aus). In derselben Zeit verzeichnete die deutsche Nation in Bologna ungefähr 1500 Mitglieder. Wie wir sagten, hat Bologna damals einen verhältnismäßig starken Rückgang an deutschen Scholaren, aber was bedeutet er für das Zustandekommen der Immatrikulationsziffer von 150000. Die Gründung der Universitäten hat in Deutschland selbst die geistigen Kräfte mobil gemacht.

Die durchschnittliche Frequenz eines Jahres ist nach Eulenburgs Berechnungen seit 1450 über 2000, seit 1481 über 3000; man kann rechnen, daß um 1500 3—4000 Scholaren auf den deutschen Universitäten studierten, wozu Paulsen noch mindestens 2000 Studenten für Prag, Wien, Basel und das Ausland hinzunimmt. 6000 Scholaren wären also um diese Zeit der Jahresdurchschnitt. Und Paulsen überlegt weiter: „Rechnet man mit einem zweijährigen Umtrieb, so ist ersichtlich, wie groß die Zahl der Männer mit einiger Universitätsbildung im deutschen Volk schon damals war: 20 Jahre ergäben etwa 60000, eine erstaunliche Ziffer in einer Zeit ohne akademisch gebildetes Beamtentum."

Mit Energie und mit voller Kraft schloß sich Deutschland an die Bildungsbewegung an. Es geschah in einer Entwicklungsperiode, in der das überkommene Große zu erstarren begann, in der aber doch Vieles keimte, was die Universitäten gründlich umgestalten sollte.

5. Das deutsche Studententum bis zur Reformation



uf eine deutsche Universität vor der Reformation kommen in der Zeit der stärksten Frequenz durchschnittlich 3—400 Scholaren. Die entsprechende heutige Durchschnittsgröße ist 1600. Der Abstand von jetzt und früher ist vielleicht geringer, als man zunächst annehmen mag; es bleibt aber zu bedenken, daß von diesen 3—400 etwa drei Viertel, d. h. die sämtlichen Mitglieder der unteren Fakultät, für uns nur Schüler höherer Lehranstalten sein würden, sie müßten also beim Vergleich in Abzug gebracht werden. Trotzdem ist die Stellung der deutschen Universitäten niemals exzeptioneller gewesen, als damals, wo sie die Größe einer ausgebauten jetzigen Mittelschule hatten und vielfach sogar Mittelschulzwecken dienten, denn einmal war ihre rechtliche Stellung anders als heute, dann aber — und das spricht auch bei der Rechtslage mit — bedeutete eine Organisation von 3—400 bei der kleineren Stadtbevölkerung in diesen Zeiten recht viel. Die Leipziger Studentenschaft des fünfzehnten Jahrhunderts machte nach Wustmanns Meinung ein Sechstel, also 17 %, der Leipziger Bewohnerschaft überhaupt aus, 1900 betrug die Studentenschaft in der reichlichen Hälfte aller Universitätsstädte nicht oder gerade 1 %, in acht anderen nur 3 oder 4 %, in Marburg und Tübingen 6 und 10 %. Freilich war Leipzig im fünfzehnten Jahrhundert, an Köln oder Erfurt gemessen, eine zurückgebliebene Stadt, aber das Bild im ganzen dürfte zutreffend sein.

Die soziale Struktur des Studententums ist im Mittelalter wohl einheitlicher, als sie später war. Noch spielt der Adel (zahlenmäßig) nicht die Rolle wie in den folgenden Jahrhunderten, und die wissenschaftliche Hierarchie ist noch reiner durchgeführt als dann nach der Reformation. Differenziert wird die Scholarenmenge vor allem durch zweierlei: durch die großen Altersunterschiede und den Gegensatz von geistlich und weltlich.

Über Alter und — was damit zusammenhängt — über Vorbildung gab es keine Vorschriften. Ganz junge Leute und sehr alte können aufgenommen werden und werden aufgenommen. Das Studium ist eben in der Hauptsache nicht Voraussetzung höherer Berufstätigkeit, sondern wird freiwillig zu geistiger Ausbildung begonnen. Das kann jederzeit geschehen. Eigentliche Anfänger studieren neben kirchlichen Würdenträgern. Die Artistenfakultät dient dazu, ein gleiches Niveau herzustellen. Die Frage nach dem Durchschnittsalter von damals ist zwecklos.

„Gegensatz von Geistlich und Weltlich" muß richtig verstanden werden. Geistlich im letzten Sinne war die ganze mittelalterliche Bildung, aber es ist doch ein Unterschied, ob die Religion als Höchstes über einer Wissenschaft schwebt oder ob die Wissenschaft selbst durch und durch religiös bestimmt ist. Und

genau so ist es ein Unterschied, ob der Scholar selber Kleriker oder ob er nur klerikerähnlich ist. Alles Scholarentum im Mittelalter hat mit dem geistlichen Stande Zusammenhang, der im Zeitbewußtsein lebhaft empfunden wird, aber nicht alles Scholarentum ist geistlich. Das Verhältnis von geistlichen und weltlichen Scholaren ist bei der Eröffnung der Freiburger Hochschule wie halb zu halb, in Köln bilden in den Jahren 1391—1465 die Kleriker ungefähr ein Drittel der gesamten Studentenschaft. Zwischen Geistlich und Weltlich ist fortdauernd Kampf. Die Propaganda der Orden hat noch nicht aufgehört, aber die Entwicklung hat doch die Tendenz zur Verbreitung und Loslösung des weltlich gesinnten Elements. In Tracht und Lebensgewohnheiten will man von kirchlicher Gebundenheit freikommen, und wenn in ältester Zeit clericus mit scholaris gleichbedeutend war, ist in Deutschland der bezeichnende, doch schon abgeschwächte Ausdruck „Halfpapen" für Studenten geschaffen worden.

Im allgemeinen dürfen wir auf den deutschen Universitäten keine Wohlhabenheit suchen. Die Armut war im Mittelalter weniger als heute ein Studienhindernis. Religiöse Vorstellungen wirkten darauf hin. Arme zahlten keine Gebühren und konnten überdies Freistellen in den Internaten erhalten. In die Matrikel trug man dann ein „p." (pauper) oder ein „nihil dedit" hinter ihren Namen ein. Als arm galt, wer unter zehn Gulden im Jahre hatte, doch ist die Entscheidung, ob ein Scholar arm ist oder nicht, vielfach dem Rektor überlassen, und gegen Ausgang des Mittelalters zeigt sich eine Abnahme sozialer Rücksicht. In Köln waren in 70 Jahren (1395—1465) durchschnittlich 16 %, also ein Sechstel der Scholarenschaft, arm, in Leipzig sinkt ihre Zahl in den ersten 130 Jahren von 28 auf schließlich nur 4 % und beträgt für den ganzen Zeitraum durchschnittlich 9 %. Auch das Betteln wurde armen Scholaren nicht verwehrt, wie es denn im Mittelalter durchaus nicht für eine Schande galt. „Partheken schießen" („parthecas scutare") wird es in den Dunkelmännerbriefen genannt, wobei der mysteriöse Ausdruck „Parthéken" (Parteken) eine niederdeutsche Verkleinerungsform von pars ist und den Anteil an dem Erbettelten bezeichnet. Parthekenfresser oder Parthekenhengste war der Spitzname für diese Studentenkategorie. Es kam sogar vor, daß reiche Eltern ihrem Sohne aus erzieherischen Gründen nichts gaben.

Aber auch hier, wie im gesamten Leben der Zeit, dringt die kapitalistische Anschauung vor. Ein Scholarenhandbuch des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts, das hochwichtige „Manuale scholarium", kämpft gegen das Studentenproletariat. „Die Universität kann nur Bemittelte brauchen" („Pecuniosos requirit universitas") wird darin klipp und klar gesagt. Ein Student, der Fortschritte machen wolle, müsse frei von Nebenarbeit sein („Studium liberos requirit"). Er könne nicht bei Kameraden noch außerdem famulieren, von einzelnen Fällen vielleicht abgesehen. „Zwar sah ich Arme," sagt ein auskunftgebender Scholar, „die eine Dienerstellung annehmen mußten („famulus" ist in diesen Zeiten Diener im eigentlichen Sinne), bisweilen es in den Wissenschaften weiter bringen als andere und sogar berühmte Gelehrte werden, aber sie mußten viel arbeiten und studierten, während die andern schliefen, und hielten nichts für so erlesen als die Wissenschaft, die Tugend und die Kenntnis

der schönen Künste." Das notwendige Jahreseinkommen sei, so heißt es im „Manuale", zwanzig Gulden, was nach Paulsen dem Einkommen eines damaligen Handarbeiters entsprach; und auch wenn die Eltern nur mittelmäßig begütert sind, wird es als das übliche angesehen, daß sie den studierenden Sohn unterstützen. Die kirchliche Wohltätigkeitspraxis wird mehr und mehr zugunsten eines selbstbewußten studieneifrigen Scholarentums aufgegeben.

Die rechtliche Stellung des deutschen Scholarentums ist nach außen gut, im Innern aber, wie schon das Pariser Vorbild vermuten läßt, ziemlich ungünstig. Die Nationen spielen in Deutschland eine geringe Rolle, in den Fakultäten und Bursen geben naturgemäß die Lehrer den Ton an, und das passive Wahlrecht der Scholaren in den allgemeinen Universitätsversammlungen hat praktisch nur dekorativen Wert. Es bedeutet nur, daß ab und zu einmal vornehme Scholaren nominell zu Rektoren gewählt werden konnten, um der Hochschule größeren Glanz und ihren Jüngern ein üppiges Mahl zu spenden.

Der Gedanke des Emporlehrens wird allmählich durch den Gegensatz von Lehrer und Schüler verdrängt. Zwei streng geschiedene Lebenskreise entstehen innerhalb der Gemeinschaft. Schon vor der Reformation gibt es verheiratete Lehrer. Bei der sich herausbildenden Gegensätzlichkeit ist es kein Wunder, wenn sich eine studentische Klassenbewegung in ihren ersten Spuren zeigt. Die Scholaren beginnen Mißtrauen gegen ihre Lehrer zu hegen, wenigstens soweit es sich um Rechtsfragen handelt. Es kommen Fälle vor, wo sie sich von den Magistern im Stich gelassen fühlen und eigene Sprecher („Prokuratoren") ernennen. Dann fordern sie gewöhnlich auch das feierliche Verlesen ihrer Privilegien vor einer möglichst großen Öffentlichkeit. Man klagt darüber, daß das nicht oft genug geschieht, und sieht darin eine böswillige Beeinträchtigung studentischer Interessen und zum mindesten behördlichen Egoismus. Im „Manuale" sprechen zwei Scholaren über die Statutenverlesung: „Ich habe sie (die Statuten) so oft gehört," bemerkt der eine, „daß es mich vor nochmaligem Hören ekelt. Unsere Privilegien dagegen wünschte ich recht oft zu hören, doch will mir das nicht glücken." Worauf der andere antwortet: „Du bist ein Kind und schwätzst wie ein Kind. Wenn der Herr Rektor mit den Privilegien so viel Geld verdienen könnte wie mit den Statuten, sie würden, glaube ich, uns wohl auch in jedem Jahre verlesen werden."

In der Konsequenz dieser Entwicklung liegt die freie Scholarenverbindung. 1477 kommen in Pavia wenigstens gesellige Verbindungen vor, und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gibt es in Leipzig eine bis dahin unbekannte landsmannschaftliche Gruppierung (1514), und schon vorher werden geheime oder öffentliche Versammlungen („conspirationes vel conventicula") innerhalb wie außerhalb der Universitätsräume verboten. Das sind erste Keime neuer Organisationsbestrebungen, die sich erst später entfalten sollten.

So ist der allgemeine Durchschnitt durch das damalige Studententum. Wie verläuft ein einzelner Studiengang?

Von einer Immatrikulation darf man für diese Zeit nicht reden, sondern nur von Immatrikulationen. Zwar hatte sich die Einheitsidee durchgesetzt, man

bezeichnete schon den gesamten großen Organismus als die „universitas“, aber die „universitas“ war eine politische Korporation, an deren Spitze der Rektor stand. Wer studieren wollte, mußte außerdem durch den Dekan und den Bursenvorstand in die wissenschaftlichen Verbände: die Fakultät und das Studienhaus (Burse) aufgenommen werden. Der Angehörige der großen „universitas“ war der „civis academicus“, und dies Wort ist noch nicht mit „Scholar“ gleichbedeutend. Vielmehr waren auch die, die mit der Universität in dauernder gewerblicher Verbindung standen, wie z. B. Buchdrucker, Buchbinder, sogar Gastwirte, nebst deren Personal, ferner die Hofmeister und Diener von Scholaren „cives academici“. Sie wurden genau wie die Professoren und Studenten auf die Statuten vereidigt und genossen sämtliche Universitätsprivilegien. Erst vom absoluten Staate wird der Begriff auf die Studenten beschränkt.

Aber nur den an die allumfassende Korporation angeschlossenen Studenten sollten die übrigen Einrichtungen offenstehen. Einen Nichtimmatrikulierten durfte kein Lehrer zulassen und keine Burse aufnehmen, sogar die Hauswirte sollten ihnen das Logis verweigern. Nur nach der Inskription durch den Rektor konnte man sich in die Fakultätsmatrikel eintragen lassen, und nur auf Grund der allgemeinen Zugehörigkeit wurde jener eigentümliche Einführungsbrauch: die Deposition, vorgenommen.

Der Ausdruck Deposition („depositio beanii“) kommt in dieser Zeit am frühesten vor, in den Erfurter Statuten von 1447. Noch kennen und gestatten die Universitätsstatuten bloß die Form, daß der Bursenrektor vom Bean eine Gebühr erhebt, und verbieten alles Weitergehende, was sich damit verbinden könnte, besonders „ungebührliche Quälereien“ („indebitae exactiones“). So die gleichlautenden Paragraphen der Wiener und Kölner Statuten, die auf französisches Muster zurückgehen.

Unterdes aber hat sich ganz anderes entwickelt. Was: erfahren wir aus dem schon oft benutzten „Scholarenwegweiser“ von 1481. Nur Geldabnehmen und ungeregeltes Piesacken erscheint der Wichtigkeit des Vorganges nicht angemessen. Der Fux muß gründlicher behandelt werden, der Wahnsinn bekommt jetzt Methode.

So wird er behandelt: Im Beisein eines Magisters nahen sich ihm zwei Scholaren, beide seine Landsleute. Sie tun so, als ob sie von der Anwesenheit des Beans nichts wüßten, erst gräßlicher Gestank — so geben sie vor — veranlaßt sie, sich nach der Ursache umzusehen. Der Bean wird entdeckt: „Welch ein Ungetüm!“ sagt der eine zum andern, „sieh weg! Sein Anblick schadet Geist und Augen. Es ist ein gehörntes Vieh mit Rindsohren und mit Hauern auf beiden Seiten, mit denen es wie ein Wildschwein stoßen will. Die krumme Nase gleicht einem Eulenschnabel, die Augen sind rot, entzündet und Wut flammend. Wehe, wen es packt! Es wird ihn kurz und klein reißen usw.“ Schließlich aber wird es als Bean erkannt, und nun werden ernsthafte Ausstellungen an ihm gemacht, werden Benehmen und Haltung getadelt. „Wie könne er in Gegenwart eines Magisters sitzen bleiben! Und nun stehe er wieder wie ein Klotz und geniere sich gar nicht vor den Anwesenden. Ach, und jetzt klappt er gar zusammen, wahrhaftig, nicht für fünf Pfennige Schneid!“ Da der

Bean trotz einiger vorbereitender Worte des Magisters nun doch die Fassung verloren hat, nimmt sich der eine seiner scheinbar an und spricht auf den andern ein: Der Neuling sei sein Landsmann, man dürfe es nicht zu schlimm mit ihm treiben, — und versucht den Bean zu trösten, um ihn aber sofort wieder mit Schimpfworten zu überschütten. Nachdem die Minderwertigkeit des Beans genügend festgestellt ist, wird an Abhilfe gedacht. Der Arzt muß eingreifen, er soll zusehen, was sich bei einer solchen Mißgeburt noch tun läßt. Der eine Scholar, dessen medizinische Bildung vom anderen gerühmt wird, erscheint mit Instrumenten. Ein paar aufmunternde Worte: „Schon naht die Zeit des Heils. Da wirst du von jeglicher Abnormität des Leibes und der Seele befreit und erhältst teil an allen Privilegien unserer Genossenschaft" („fiesque particeps universitatis nostrae cuiusvis privilegii"), und der schlimmste Teil der Prozedur beginnt. Der Bean wird von den Hörnern befreit, die Zähne werden ihm gezogen, die Ohren verschnitten, der Star wird gestochen und der Bart geschoren. Damit er aber diese umfassende Kur übersteht, wird als Stärkungsmittel, eine Salbe aus den infernalischsten Bestandteilen verwandt. Trotzdem geht es ihm schlimmer und schlimmer. Der andere Landsmann nimmt ihm die Beichte ab. Schließlich kann nur noch ein Gewaltmittel helfen, man muß ihn im Bursenabtritt aufhängen. Zu beichten hat der Bean Lebensmitteldiebstähle und sexuelle Sünden. Aber er findet dafür gnädige Richter, seine Strafe soll sein, daß er Magistern und Scholaren einen Schmaus geben muß, wie denn der Neuling in allen Bursen für einen gemeinsamen Trunk („in propinam familiae") Geld zu stiften hat. Dann wendet sich der priesterliche Scholar an den anwesenden Magister, damit er die Deposition vollende: „Verehrungswürdiger Herr Magister! Hier steht ein großer Sünder, der folgende Untaten getan hat: (Leporelloalbum der Vergehen). Mir ist Macht gegeben, ihm Buße aufzuerlegen. So habe ich getan, und habe angeordnet, daß er seine Güter zum Verschlemmen gibt, und natürlich uns; und er hat versprochen, uns alle mit dem besten Wein zu bewirten, alles Geld herauszurücken, was sein Vater aus seinem Tuskulumbesitz eingenommen, und auch die Stücke, die die Mutter ihrem Mann entwendet und heimlich gespart hat. — Und nun, Johannes (zum Bean gesprochen), geh zu dem Magister. Du erhältst Verzeihung." Nach der Deposition wird dem Bean gratuliert: „Wohl bekomms!" („Proficiat vobis, Johannes!") —

Die Aufnahme war an keine bestimmte Zeit und kaum an irgendwelche Voraussetzungen gebunden, vor allem nicht an die Zugehörigkeit zum geistlichen Stand. Als wünschenswertes Minimalalter für die Zulassung zur Artistenfakultät kann etwa 15 Jahre gelten, da unter 17 Jahren niemand Baccalareus artium werden sollte. Doch wird es mit solchen Bestimmungen nicht allzu genau genommen. Vornehme vermochten sich durch splendides Auftreten besondere Auszeichnungen zu verschaffen. In Leipzig sicherte das Ausrichten des „Platzschmauses" („prandium loci") den Ehrenplatz hinter dem Rektor. Aus dem Jahre 1507 wird ein solcher Platzschmaus geschildert. Der Gastgeber läßt den ganzen Lehrkörper mit Musik abholen und bewirtet ihn mit der uns fast unbegreiflichen Reichlichkeit jener Zeit. Die Immatrikulationsgebühren

waren abgestuft. In Heidelberg wurden 1558 von den Vornehmen ein Gulden, von bemittelteren Bürgerlichen zehn Kreuzer verlangt und beide werden durch ein zugesetztes „d“ („dedit“) von den pauperes unterschieden.

Das Wohnungswesen war stets von der Universität aus geregelt. Bis zur Reformation ist für Lehrer wie Schüler der Aufenthalt im Internat das Normale. Mit den „Kollegien“ für Magister sind gewöhnlich eine Anzahl Scholarenräume verbunden, die zusammen als „Burse“ bezeichnet werden und unter Aufsicht eines Magisters stehen. Für den Aufenthalt in der Burse, der Beköstigung einschloß, sind in allen Bursen außer den Armenhäusern (den „Coderieen“) wöchentliche Beiträge zu entrichten. Ihre Höhe schwankt zwischen zwei bis acht Groschen. Die Burse hat einen heizbaren Raum für Eß- und Unterrichtszwecke („stuba communitatis“, „aestuarium“), um den sich die Schlafkammern der einzelnen gruppierten („camerae“, „cellae“, „commoda“). Die Ärmlichkeit war ursprünglich geradezu pädagogisches Prinzip, aber nach und nach kommt man wenigstens in der Theorie von dieser Auffassung ab, wenngleich die Mittel zu praktischer Besserung meist fehlen. Was für wunderliche Erziehungsgrundsätze sind nicht aufgetaucht! Ein Paduaner Jurist des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts, Johann Jakob Canis, der zur Anleitung junger Rechtsbeflissener ein Buch „über die Art zu studieren“ schrieb, meinte, eine Studentenwohnung müsse nach Norden liegen, „denn das erst bringt Standhaftigkeit und andauernde Festigkeit mit sich, und lenkt den auf Gedanken gerichteten Geist nicht durch Sinnenkitzel zu Vergnüglichkeiten ab“. Das Heizen der Räume wird als etwas Ungewöhnliches immer genau erwähnt, und wie es mit den Sitzgelegenheiten war, darauf läßt die von zwei Kardinälen für Paris getroffene Bestimmung aus dem Jahre 1452 schließen: die Scholaren „sollen vor ihren Lehrern auf dem Boden sitzen, und nicht auf Bänken oder auf erhöhten Sitzen, damit von den jungen Leuten jeder Anlaß zur Überhebung ferngehalten würde“. Erst der Humanismus hat diese Erziehungsgrundsätze aus den Universitäten hinausgefegt und den Scholaren das notwendige, gesteigerte Selbstbewußtsein gegeben.

Bei solchen Anschauungen ist es kein Wunder, daß uns Klagen über schlechte Verpflegung begegnen. „Warum kriegen wir fast immer Kalbfleisch zu essen?“ fragt der Scholar im „Manuale“. Und in den „Dunkelmännerbriefen“ wird gespottet, daß es oft Grütze, Suppe, Mus und mageres Fleisch, aber selten oder nie Obst, Braten und Käse zu essen gäbe. Aber wenn sich der Student bei seinen Eltern darüber hätte beklagen wollen, in den meisten Fällen wäre er wohl zur Zufriedenheit ermahnt worden, wie ein Zwickauer Student, dem sein Vater schrieb (falls der Brief nicht fingiert ist): „Du weist auch, das kein ding mehr schedlich ist dem ingenio den uberflußigkeit der speiß u. des Getranks. derhalben wirstu bei deinem magister bleiben u behelfen mit der speiß, damit sich dy andern behelfen. wan ein groß nahmen wirt nit erlangt durch zarthligkeit des lebens, sunder durch muhe, arbeit u. wachen.“ Ungemütlichkeit ist der Grundzug dieser Mahlzeiten. Nach dem Läuten beeilt sich jeder, damit er nicht zu spät kommt. Beim Zulangen geht es nach Alter und Würden, ihnen kommen die besten Stücke zu. Die Kameradschaftlichkeit

hört fast auf. Wer zu spät kommt, findet nichts mehr:

Regula bursalis	Dies ist der Bursenbrauch
Est omni tempore talis:	Heute und früher auch:
Si sint praesentes	Wenn mehr zugegen
Plures, quam deficientes,	Als fehlen mögen,
Nunquam praesentes	Wird, wer zugegen,
Debeant expectare absentes;	Sich nicht aufs Warten legen;
Absentes careant,	Spricht: „Bleibt nach Gefalle
Praesentes omnia tollant!	Ich eß schon für alle!“

Und noch weniger gab es in den Bursen Gastlichkeit. Man hatte kaum für sich selbst genug:

(Regula bursalis est omni tempore talis:
Prandia fer tecum, si vis comedere mecum.)

Geh' nit zu armer Bursch zu gast
So du dein speiß nit bey dir hast.

Freilich erging es denen wohl besser, die etwas anzulegen hatten. So rühmt der schwedische Domherr Johansen, der 1424 in Leipzig studierte, das Leben im dortigen Collegium minus. Wein und Bier seien gut, jeder habe seine eigenen Eß- und Trinkgeräte, und mit zwei rheinischen Gulden reiche man ungefähr drei Wochen.

Aus Gründen der Disziplin und der Übersichtlichkeit sollten alle möglichst zusammenwohnen. Rudolf IV. traf sogar in dem Wiener Stiftbrief Anordnungen für die Einrichtung eines besonderen Studentenghettos, die freilich nie ausgeführt wurden. Aber überall besteht der Bursenzwang, zunächst für die Artisten, dann gewöhnlich für alle Fakultäten. Für das Wohnen in der Stadt („stare cum hospite“ oder „stare extra bursam“) war eine besondere Erlaubnis erforderlich, die nur bei ausreichender Begründung erteilt werden sollte. Es erhielt sie jeder, der bei den Eltern oder bei Verwandten lebte, ferner Vornehme, die auf die Universität eigene Hauslehrer mitbrachten, sowie ganz Arme, die genötigt waren, Dienste anzunehmen. Auch sonst hat man wohl ein Auge zugedrückt, aber es sollte wenigstens anders sein. Im ganzen gewinnt man beim Einblick in die mittelalterlichen Wohnungsverhältnisse keinen günstigen Eindruck von der damaligen Kollegialität. Die für sich lebenden Magister beneiden die Leiter gutbesetzter Bursen und haben wohl gelegentlich durch Intrigen ihre Aufhebung veranlaßt. Anderseits erwächst den offiziellen Anstalten nach und nach eine gefährliche und nicht immer lautere Konkurrenz durch private Pensionen, die den Scholaren größere Freiheiten in Aussicht stellen konnten. Und trotz der Universitätsbestimmungen, die den jungen Scholaren freie Lehrerwahl sichern wollten, entwickelte sich für alle Arten von Bursen ein regelrechter Keilbetrieb. In Köln und Basel sandte man Scholaren an die ankommenden Rheinschiffe, damit sie die Beane abfingen und bestimmten Bursen zuführten (schon aus dem Altertum wird ja Ähnliches von Libanios berichtet). So beschwert sich Ekbert Ungenannt in den Dunkelmännerbriefen, daß ihm ein Kölner Magister, dem er zwanzig Scholaren zugeführt habe („et . . portavi ei viginti beanos“), die ausgemachte

Entschädigung vorenthalten und überdies ihm schlechte Verpflegung gegeben habe; dabei wage er noch, ihn an ein rückständiges Honorar zu mahnen. In nur wenigen Häusern, auf unglaublich engem Raum, wurde die ganze Studentenschaft zusammengepferchst; trotzdem kommt es zuweilen vor, daß die Bursen die Scholaren nicht fassen können, dann müssen sie auswärts wohnen, aber die Universität hat auch dann erst ihre Wohnung zu genehmigen. Am besten wendet man sich in solchen Fällen an den Pedell. Wenigstens rät das „Manuale scholarium" dazu. Der Pedell weist dem Neuling ein Unterkommen nach, in manchen Fällen kann er freilich nur als Zimmergenosse („contubernalis") Aufnahme finden. Aber selbst dann, wird im „Manuale" gesagt, ist es ohne Fürsprache eines Ortskundigen schwer, ein geeignetes Logis zu ermitteln. Auch für solche Wohnung stellte die Universität einen Tarif auf. In der Reformationszeit freilich, teilweise sogar noch früher, tritt dann meist das Umgekehrte ein, daß noch Bursen leerstehen. Der mangelnde Besuch der Universitäten sowie der zunehmende Unabhängigkeitsdrang der Scholaren sind daran schuld.

Der Arbeitstag des Scholaren war — besonders durch die Burseneinrichtungen — genau bestimmt. Lernfreiheit kannte die mittelalterliche Universitätspädagogik nicht. Fast alles war Zwang. Früh um vier oder um fünf wurde aufgestanden, und der Bursenvorstand war dafür verantwortlich; gelegentlich sollte sogar der Dekan revidieren. Acht oder neun Uhr war die Abendgrenze, die Bursen wurden dann geschlossen und niemand durfte sich jetzt mehr außerhalb ihrer Räume befinden. In der dazwischenliegenden Zeit wurden die Scholaren fortgesetzt in Atem gehalten. Hatten sie Vorlesungen, Diktier-, Wiederholungs- und Übungsstunden hinter sich und kamen in die Burse, so wurden sie dort nach der Mahlzeit in täglichen Disputationen (disputationes serotinae) gedrillt. Eigentliche Erholung gab es nicht, wie es keine Ferien im heutigen Sinne gab. Ferien waren die Unterbrechung der wichtigsten Beschäftigungen, nicht das Aufhören jeder Beschäftigung. Auch während der Ferien wurde gelesen, nur über Gegenstände, die man für minder notwendig hielt. Und ähnlich stand es mit dem Spazierengehen. Ein Naturbummel ohne jeden andern Zweck, als einmal auszuspannen und zu genießen, war der Denkweise der Zeit fremd. Im „Manuale" kommt ein Scholarenspaziergang vor. Famulus Wagner und der Osterspaziergang fällt einem dabei ein. Man hat den Eindruck, als würden die Naturschönheiten nur bezeichnet, damit die lateinischen Worte dafür geübt werden. Draußen aber, mitten in Gottes freier Natur, denken die Scholaren wieder an ihre Arbeit. „Und nun, Kamillus," sagt der eine zum andern, „wollen wir die Bücher wieder vornehmen und im Studieren fortfahren; denn gerade hier müßte der Geist alles viel schärfer behalten, was man sich einprägen will." Darauf Kamillus: „Gewiß. Auch mir scheint jetzt das Klügste, hier beim Ausruhen zu wiederholen, was wir in Vorlesungen und Übungen gehört haben." Und nun, du mittelalterlicher Scholar, so gehe hin und tue desgleichen! —

Damit aber nicht genug. Der Scholar sollte überhaupt möglichst selten

auf die Straße, und wenn schon, dann sollte er wenigstens sich durch Mitnehmen eines Buches kenntlich machen. So wird in den Dunkelmännerbriefen von den Klagen eines alten Leipziger Magisters berichtet: „Die Akademiker hätten sich damals (zu seiner Zeit) fleißig auf ihre Lektionen vorbereitet, sowohl auf die allgemein bildenden, als auf die über besondere Fächer, oder in den Bursen gehaltenen, und es wäre eine große Schande gewesen, wenn ein Student über die Straße gegangen wäre und nicht den Petrus Hispanus oder die „Parva logicalia“ unter dem Arm gehabt hätte. Und wenn es Schüler aus der Grammatik waren, so trugen sie die „Partes“ von Alexander, oder das „Vademecum“, oder das „Exercitium puerorum“, oder das „Opus minus“, oder die „Dicta“ des Johannes Sinthen mit sich.“ Und noch später fürchtet die Leipziger theologische Fakultät, ihre Schüler, die zur Vorlesung eine Viertelstunde Weg haben sollen, könnten dabei Schaden nehmen, „wurden sie spatziren uff dem marckte unnd uffs radthaus zum dantze zu gehen, auch zu andern leichtfertickeyten und uffener mehr dannsust georsacht“.

Die Studienangelegenheiten sind Sache der Fakultät. Die Fakultät setzt in ihren Statuten Lehr- und Prüfungsordnung fest. Der Scholar soll sich im allgemeinen an ein Mitglied des Lehrkörpers anschließen und ihn als den „magister suus“ um dauernde Beratung bitten. Freilich heißt das nicht mehr, daß er lediglich bei ihm hören soll, wie denn die ganze Einrichtung je länger je mehr als dem Geiste der Universität widersprechend empfunden wird. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts entstehen bereits gedruckte Ratgeber. Neben dem vielgenannten „Manuale“ von 1481, das ebensosehr Anweisung zum Lateinsprechen wie zu richtigem Verhalten sein wollte, gibt es einen „Tractatus de modo studendi“ des Sieneser Juristen Caccialupi (1467) und die gleichfalls schon zitierte Anleitung „De modo studendi“ von Canis (etwa 1475). Aber auch diese Schriften wollen den einführenden Lehrer nicht überflüssig machen. Caccialupi rät sogar dazu, nur einen zu hören, während das „Manuale“ wenigstens die Berücksichtigung verschiedener Richtungen empfiehlt.

Durch die Fakultätsstatuten war das Studium streng geregelt. Vorlesungen über die wichtigsten Bücher, die sogenannten „ordentlichen“ Bücher, Übungen und Disputationen waren obligatorisch. Kein Magister durfte sie einem Scholaren erlassen. Kolleg schwänzen wurde nicht geduldet und vielfach mit Geldstrafe belegt. Wer 14 Tage keine Vorlesung besucht, soll aus der Burse gewiesen werden und hat, wenn er sein Verhalten nicht ändert, weiterhin Nachteile zu befürchten. Vor allem die Zurückstellung vom Examen: die Retardation. An manchen Orten, wie in Wien, war die Kontrolle durch eine feste Sitzordnung erleichtert, und in Leipzig sollten die Magister in alphabetische Listen ihrer Schüler außer dem Nationale auch Honorar und Versäumnisse („puncta defectuum“) eintragen. Statutengemäß wurde es mit der Erfüllung der Anforderungen sehr genau genommen. Jeder, der sich zu einer Prüfung meldete, mußte sich darüber ausweisen. Er hatte auf einem Zettel, der wohl mit den Testaten und Quittungen der Magister versehen war

(„cedulae de libris auditis cum signetis magistrorum, a quibus audivit"; Testat auch mit „recognitio" bezeichnet), die mitgemachten Vorlesungen und Übungen anzugeben und mußte diese Angaben außerdem beschwören. Für Unregelmäßigkeiten hatte er um Dispens einzukommen. Helßig hat in der Jubiläumsfestschrift der Leipziger Universitätsbibliothek mehrere solche Studienausweise nach vorgefundenen Konzepten veröffentlicht. Daraus sei mitgeteilt: 1483 bewirbt sich der Salzburger Virgilius Wellendörffer um das Baccalareat in der Artistenfakultät. Sein Studienausweis beginnt: „Ich, Virgilius Wellendörffer aus Salzburg, immatrikuliert unter dem Rektorat des verehrungswürdigen Herrn Magisters Jakob Geslo aus Schweden, Baccalarei formati der Theologie an der Leipziger alma mater (d. h. Baccalar, der auch der mehrjährigen Lehrverpflichtung der Prüfungsordnung nachgekommen ist), der damals hochwürdiger Rektor war, habe nach folgendem Studiengang die erforderlichen Vorlesungen für den Baccalareus artium gehört." Und nun werden die Vorlesungen aufgezählt, erst der Magister, dann der Baccalare, ferner die Übungen und zuletzt ein kurzer Bericht über die Teilnahme an Disputationen erstattet. Die Unterschrift lautet: Virgilius Wellendörffer aus Salzburg von der bayrischen Nation.

Als sich derselbe Wellendörffer vier Jahre später um den nächsten Grad in der Artistenfakultät bewerben will, fügt er der Meldung folgendes Gesuch um Dispens bei: „Und er (Wellendörffer) bittet ganz demütigst, ihm im allgemeinen wie im besondern Dispens zu erteilen; im allgemeinen, da er nicht immer die Vorlesungen und Übungen von Anfang bis zu Ende besucht und den in ihnen eigens zu Grunde gelegten Text besessen hat; im besondern, da er bisweilen von der Übung des Herrn Procancellars (vicecancellarius) über Metaphysik weggeblieben ist, und ferner, wie er gestehen muß, die Übung des Herrn Dekans dreimal wegen Kopfschmerzen bez. einer Uhrendifferenz (propter infectionem capitis at horologiorum discordanciam) versäumt hat. Für diese und andere Versäumnisse, deren er sich gegenwärtig nicht mehr recht entsinnen kann, sucht er geziemend um Dispens nach." Bezeichnend ist, daß Dekan und Procancellar, die bei der Prüfung besonders mitzuwirken haben, ausdrücklich erwähnt werden.

Auditoriengebäude gab es noch nicht. Die Vorlesungen fanden in den Kollegien statt, oder auch, da dort oft der Platz nicht reichte, in Kirchen und Klosterräumen, im Sommer auch in Höfen — wie noch heute an den orientalischen Moscheenschulen. Wir besitzen eine Miniatur aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, die eine solche in einem Hofe stattfindende Vorlesung darstellt. Vor dem Katheder des Lehrers, des nicht recht feststellbaren Fr. Heinricus de Allemannia, sitzen zwanzig Scholaren, geistliche und weltliche. Einige lesen den Text nach, einige schreiben nach, einige hören nur zu, einer aber lehnt sich müde aus der Bank heraus und hält den Arm vor sein Gesicht. Ob ihm der Gegenstand zu schwierig wird? Auf einer Bank für sich sitzen offenbar Graduierte und sonst ausgezeichnete Personen. Das ganze Auditorium beträgt 24.

Selbstverständlich wurde in den ältesten Zeiten, die der Einzelunter-

nehmung noch nahestehen, Honorar („collecta“, „pastus“) gezahlt. In Deutschland ist aber gleich von Anfang an eine Neigung für unentgeltlichen Unterricht vorhanden. Frei lesen am frühesten die besser dotierten Lehrer der höheren Fakultäten, während die Artisten wohl überall auf Honorar angewiesen sind. Wurde Geld genommen, so hatte der einzelne Lehrer nicht mehr das Recht, von sich aus darauf zu verzichten. Man hätte das als unlauteren Wettbewerb angesehen. Die Zunft, will sagen: die Fakultät, ordnete vielmehr auch diese Angelegenheit. So werden in Leipzig und nach Leipziger Vorbild auch anderwärts am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von der Fakultät besondere Taxatoren ernannt, die in allen Honorarfragen zu entscheiden haben. Bei ihnen hatte der Scholar um Erlaß einzukommen, und nur, wenn er seine Armut eidlich erhärtete, konnte er auf Berücksichtigung rechnen.

In seinen Studien ist der Scholar viel mehr als in späterer bücherreicher Zeit auf den Lehrer angewiesen. Bücherbesitz war zwar für ihn nichts völlig Unmögliches; im Gegenteil, die Fakultäten verlangen die Anschaffung der wichtigsten Lehrbücher, und blühende Hochschulen, wie Paris und Bologna, sorgen für eine von der Korporation genau kontrollierte Organisation des Bücherverkaufs. Trotzdem litt wohl das wissenschaftliche Leben, vor allem an den deutschen Universitäten, unter der großen Ärmlichkeit. Die Bestimmung über die Texte wurde so wenig ausgeführt, daß fast überall besondere Diktierstunden notwendig wurden, bei denen man schließlich nur darauf achtete, daß sie nicht die Vorlesungen selber beeinträchtigten. Mancher arme Scholar war aus finanziellen Gründen von bestimmten Möglichkeiten überhaupt ausgeschlossen. So galt das juristische Studium für ziemlich kostspielig, hauptsächlich, weil der Ankauf der Gesetzessammlungen kaum zu umgehen war, und nur durch Zusammentun mit andern und durch gemeinschaftlichen Büchererwerb waren für viele diese Schwierigkeiten zu beseitigen. Einen solchen Fall von Studienkameradschaft behandelt das „Manuale“, in erzieherischer Absicht nimmt es an, daß ein Reicher dem Ärmeren auf diese Weise aushilft. „Willst du in dieser Fakultät (der juristischen) mein Studiengenosse („contubernalis“) sein?“ — „Wie kann ich? Ich habe kein einziges Buch und kann mir auch keins anschaffen. Ich bin zu arm.“ — „Könnten wir uns nicht zusammen Bücher halten?“ — „Für diesen Dienst wäre ich dir immer dankbar“ reden die beiden beispielsweisen Scholaren Camillus und Bartoldus miteinander. Von der Juristerei heißt es dabei: „Sie ist ein so weites Gebiet und erfordert zu viel Kolleggeld („praemium“) und Bücher. Von allen andern Fächern verlangt kaum eins eine so erhebliche und verschiedenartige Menge Codices, wie das juristische.“ Die Kollegienbibliotheken, die Abhilfe schaffen sollten, waren doch in erster Linie für den Lehrkörper da, und das anderweite Entleihen wertvoller Bücher war nur bei Hinterlegung eines entsprechenden Pfandes und auch da nur unter Umständen möglich. So erhält 1323 ein Pfarrer Otto von der Peterskirche in Haindorf, der in Bologna kanonisches Recht studieren will, dazu von dem Stifte Göttweig die erforderlichen Bücher: ein Dekretum, Dekretalen und außerdem eine Institutionenhandschrift geliehen, muß aber seine

ganze Habe dafür einsetzen. Und in anderen Fällen verfuhr man ähnlich. Die Bücherlosigkeit der Zeit ermöglicht eine ganz andere ferne Haltung des Gelehrtenstandes als später und sichert schon an sich innerhalb des Standes dem Lehrer das Übergewicht. Der Lehrer ist der Besitzende, der Scholar der demütig Hoffende. Aber gleich mit dem Aufkommen des Buchdrucks ist diese Form zünftlerisch-wissenschaftlicher Herrschaft veraltet, wir spüren es in den „Dunkelmännerbriefen".

Das von der Fakultät vorgeschriebene Lehrbuch war von autoritativer Geltung, doch begnügte man sich natürlich auch im Mittelalter nicht bloß mit mechanischer Aneignung, sondern versuchte im Gegenteil durch komplizierte Denkoperationen in seinen Inhalt einzudringen. Die maßgebende Methode, die in allen Disziplinen mit der notwendigen Nuancierung Verwendung fand, hat sich auf Grund der aristotelischen Logik gebildet. Sie besteht darin, aus dem Text eine Anzahl Probleme herauszuschälen und für sie streng syllogistisch die rechte, d. h. beinahe immer: die vorgeschriebene, Lösung zu finden. „Modus legendi cum quaestionibus" nennen die Heidelberger Statuten diese Lehrweise. Sie wurde in die Theologie durch Alexander von Hales († 1245) eingeführt, der die erste wirklich systematisch angelegte theologische Enzyklopädie, oder wie man im Mittelalter sagte: die erste „Summa", verfaßte. Sie herrschte zweckmäßig abgeändert, d. h. vor allem durch Anführen praktischer Fälle bereichert, bis tief in die Humanistenzeit hinein als „mos italicus" in der Rechtswissenschaft, wo sie mit folgendem Memorialvers des Gribaldus Mopha charakterisiert wird (1554):

Praemitto scindo, [summo] casumque figuro
Perlego, do causas, connoto, objicio,

der im Deutschen etwa folgendermaßen wiedergegeben werden kann:

Erst leite ein, zerlege und bilde einen Fall,
Dann lies den Text, begründe, gieb Für und Wider an.

Und schließlich ist die Disputation mit ihrem Problemestellen („arguere") und Opponieren („respondere") weiter nichts als dieselbe methodische Manipulation mit verteilten Rollen. Man ist wissenschaftlich, aber weniger dem Geiste als der Form nach.

Alle Lehreinrichtungen dienten dazu, den Scholaren mit diesem Verfahren gründlich vertraut zu machen: von dem bloßen Mitteilen in der Vorlesung ging man zu konversationeller Behandlung in Wiederholungs- und Übungsstunden über („resumptiones", „exercitia"), und von da schließlich zur Möglichkeit eigenen selbständigen Anwendens in der Disputation.

Die Disputation ist die interessanteste und ausgebildetste mittelalterliche Lehreinrichtung, weshalb von ihr ausführlicher die Rede sein muß.

Disputationen mit Kampfeszweck ebensosehr wie mit Erziehungszweck hat es bereits vor dem Mittelalter gegeben. Das Altertum kannte seine Redeschlachten, die gelegentlich zu groben Ausschreitungen führten, wie die berüchtigte Rhetorenschlacht im athenischen Lykeion, außerdem aber veranstalteten die römischen Juristen sogenannte Kontroversen, d. h. Scheinprozesse, die zu Übungszwecken über fingierte, meist ziemlich gewürzte Fälle, angestellt wurden.

Solche Einrichtungen entsprachen ganz dem rhetorisch-formalistischen Bildungsideal der Antike. Dann finden sich bei den Arabern in der Blütezeit ihrer Kultur Disputationen über Weltanschauungsfragen, die, weil sie voraussetzungslos geführt und neutral geleitet wurden, den Altgläubigen zuwider waren. Arminjon druckt den Bericht eines spanischen Orthodoxen ab, der in Bagdad am Ende des 10. Jahrhunderts diese Greuel sah.

Aber auch das christliche Mittelalter kannte wenigstens die Streitdisputation schon vor Bestehen der Universitäten. Am Hofe des jungen Ottos III. stritten sich 970 Gerbert von Aurillac (der spätere Papst Sylvester II.) und der Magdeburger Scholastikus Otrich, ob „mortale" oder ob „rationale" — beides Wesenseigenschaften von homo — der engere Begriff sei. Alle Gelehrten der kaiserlichen Umgebung waren dabei. Die Disputation wurde schließlich auf Ottos Befehl abgebrochen, aber der Sieg neigte sich Gerberts Ansicht zu, daß das „rationale" weiteren Umfang habe, die von ihm mit der Autorität des Porphyrios und Boethius bewiesen wurde. Um in die Art der Beweisführung Einblick zu geben, soll hier ein Bericht Anselms des Peripatetikers angeführt werden, den der vagierende Gelehrte über eine in Mainz geführte Disputation abgefaßt hat (um 1050). Kampfgegenstand ist der Begriff des Mittleren. Anselm behauptet: das Mittlere von zwei Dingen enthält beide, Anselms Gegner: das Mittlere schließt vielmehr beide aus. Ausgangspunkt war die Beurteilung der Droconischen Logik, deren eifriger Anhänger Anselm ist, zu der sich aber der Gegner neutral verhalten möchte. Anselm sucht ihm nun dialektisch nachzuweisen, daß Neutralität etwas völlig Unmögliches ist, daß es folglich nur ein glattes Ja oder Nein als Antwort gäbe. Ob sich der Gegner durch Anselms gewandte Worte wohl überzeugt fühlte? —

Die Beweisführung ist folgende:

Anselm. Eure bisherige ausnehmende Schweigsamkeit in unserer Frage berührt mich unangenehm. Wollen wir bitte davon abgehen. Denn man sollte Stellung nehmen: loben oder tadeln.

Gegner. Ich werde weder loben noch tadeln, ich will dagegen ein Mittleres tun, was weder Lob noch Tadel ist. Es ist, wie Ihr mir zugeben werdet, dort möglich, beides zu vermeiden, wo sich etwas findet, das keines von beiden ist.

Anselm. Keineswegs. Wenn Ihr, wie Ihr sagt, ein Mittleres tut, dann tut Ihr eben beides, denn das Mittlere besteht aus beiden, wie das Rot aus Weiß und Schwarz, und heißt deshalb das Mittlere. Und so werdet Ihr, gerade wenn Ihr keins von beiden tun wollt, beides tun. Ihr müßt mithin eins von beiden tun, da es ja weder bei einem von beiden noch bei beiden möglich ist, eines von beiden nicht zu tun.

Gegner. Das Mittlere entsteht nicht, wie Ihr sagt, aus beiden, sondern aus der Verneinung beider, so daß wir beispielsweise nicht, was weiß und schwarz ist, als jenes Rot bezeichnen, sondern was keins von beiden ist; und so bei jedem Mittleren. Man braucht also durchaus nicht eins von beiden zu tun, weil in meinem: „keinem von beiden" weder eins von beiden noch beides enthalten sein kann.

Anselm. Wenn das Mittlere aus der Verneinung beider entstanden ist, und, wie Ihr sagt, keins von beiden ist, dann ist es ebensosehr das Nichtvorhandensein („neutrum") der beiden wie das Nichtvorhandensein aller Dinge, also genau besehen: das Mittlere ist dann das absolute Nichts. Es stimmt deshalb genau so sehr mit der Wahrheit überein, daß jenes Rot weder Himmel noch Erde noch sonst irgend etwas ist, wie es weder weiß noch schwarz ist. Was aber nur die Verneinung aller Dinge ist, kann unmöglich ein Ding genannt werden. Eine Sache aber, die alles jenes nicht ist, muß (so ergibt sich) notwendigerweise selber nichts sein. Und so würdet Ihr, indem Ihr etwas tut (d. h. Euch auf den mittleren Standpunkt stellen wollt), nichts tun. Mithin ist nötig, eins von beiden zu tun, denn beides ebenso wie keins von beiden zu tun ist unmöglich oder überhaupt nichts.

Die Disputation, wie sie sich dann auf der Universität gestaltete, ist im allgemeinen nicht Kampfdisputation, sondern Übungsdisputation, freilich ist sie mit besonderer Feierlichkeit umgebene Übung. Für den eigentlich wissenschaftlichen Streit dagegen waren nur die außerordentlichen, keineswegs die regelmäßigen Disputationen da. Deren Zweck ist vielmehr die Erziehung zu Schlagfertigkeit und Sicherheit im öffentlichen Auftreten. Auf der Verteidigung, nicht auf dem Angreifen der zu lehrenden Wahrheiten liegt der Hauptnachdruck. Es wird erzählt, daß Albertus Magnus seinem großen Schüler Thomas von Aquino bei dessen Debut das höchste Lob mit den Worten aussprach: „Du scheinst nicht (wie ein Schüler) nur zu entgegnen, sondern (wie ein Magister) in begrifflicher Arbeit die Schwierigkeiten aufzulösen. („Tu non videris locum tenere respondentis, sed determinantis.") Das ist für die Auffassung der Rollen charakteristisch. Opponenten sind denn auch die jüngeren Elemente, die Baccalare und ungraduierten Scholaren, die sich dadurch methodisch schulen sollen. Übrigens wird gelegentlich sogar das Erheben von Einwänden verabredet, nur besteht noch außerdem die Möglichkeit, daß aus der akademischen Zuhörerschar beliebige eingreifen. Auch die Scholaren haben Redefreiheit. Eigentlich aber ist die Disputation der große Tag ihres Leiters, des magister disputans. Der steht vollkommen über der Situation oder soll es wenigstens. Er stellt das Thema, hält den einleitenden Vortrag, soll klären, das Endurteil abgeben, den Schwächeren aufhelfen, und er handhabt auch die Geschäftsordnung, die vor allem in Vorschriften über Zeit und über wissenschaftlichen Anstand besteht. Eine strenge Aufsicht war nötig. Sonst konnte es vorkommen, daß man „a verbis ad verbera", vom Sagen zum Schlagen — überging, und der Ton war manchmal reichlich grob. Trotz aller prinzipiellen Festsetzungen und persönlichen Abmachungen ist man indes vor Überraschungen nie ganz sicher, dazu war die Bewegungsfreiheit immerhin zu groß. Selbst ketzerische Ansichten wurden gelegentlich ausgesprochen. So soll Simon von Tournay um 1200 zuerst die bekannte Lehre von den drei Betrügern (Moses, Christus, Mohammed), die das ganze Mittelalter hindurch nie wieder völlig zum Schweigen gebracht werden konnte, in öffentlicher Disputation verkündet haben. Freilich fällt dies Ereignis in die Anfangszeit der Universitätsentwicklung. Später beschäftigte doch mehr das „Wie" als das „Was" die Gemüter.

Man erwartete keine umstürzenden Resultate, das wäre ganz und gar unmittelalterlich gewesen, aber man fragte gespannt: „Wie wird sich X halten, oder Y?" Halten vielleicht nur äußerlich, in der Form des Auftretens, in der Sicherheit und Gewandtheit des Redens, aber das galt immerhin für wichtig. Darüber sprach man dann hinterher; und wieder führt uns das „Manuale" in die Ideenwelt am besten mit dem folgenden Scholarengespräch ein:

Bartholdus. Kamillus, was meinst du von dieser Disputation. Die Respondenten haben doch sehr gut opponiert. Ich hätte sie nie für so gelehrt und unterrichtet gehalten.

Kamillus. Sie gefielen mir tatsächlich. Aber Magister Johannes Rechenmacher ist zu stürmisch und schrie sie beinah wütend an.

Bartholdus. So macht er es bei allen Opponenten. Sie mögen sagen, was sie wollen; stimmen sie ihm nicht zu, so schleudert er ihnen gewissermaßen seinen Zorn entgegen, und schließen sie sich seinen Ausführungen an, dann sagt er, sie wüßten nichts.

Kamillus. Das ist so eine alte und besonders seine alte Gewohnheit. — Aber was meinst du zu Magister Martin, der ihn fast durch einen Trugschluß (Paralogismus) überlistet hätte?

Bartholdus. Diese Nominalisten kommen immer mit den hohlen Argumenten. Mein Geschmack ist es nicht.

Kamillus. Aber es ist rühmlich, so etwas auflösen zu können, und darin zeigt sich erst der Dialektiker.

Bartholdus. Wer soll aber seine ganze Zeit mit Sophismen zubringen? Gibt es nicht andere und höhere Wissenschaften, um die man sich bemühen kann?

Kamillus. Ganz meine Meinung. — Es ist Frühstückszeit. Leb wohl!

Auch in den Disputationen gab es Abstufungen. Die am wenigsten hervortretenden waren die allabendlich in den Bursen stattfindenden, die „serotinae", die nur Scholarenübungen waren. Feierlicher waren schon die regelmäßigen Disputationen der Fakultät („ordinariae"), die in der Artistenfakultät allwöchentlich stattfanden. An solchen Tagen durften keine Vorlesungen oder andere Lehrstunden gehalten werden, die ganze Fakultät, der Dekan an der Spitze, sollten sich vielmehr bei der Disputation einfinden. Freilich führt die Universität zu diesem Zweck einen fortgesetzten Kampf gegen die Lässigkeit auch der Magister. Dabei durften diese schon an und für sich später erscheinen, und die ersten Frühstunden wurden durch minder wichtige Versuche der Baccalare ausgefüllt.

Das eigentliche große Ereignis des Studienjahres, die wissenschaftliche Parade, und kaum mehr als das, war die sogenannte Disputation über alles Mögliche („disputatio de quolibet"), die einmal im Jahr stattfand und unter Umständen ein bis zwei Wochen dauerte. Sie ist vor allem durch die scherzhaften Intermezzi, die für unsern Geschmack teilweise hanebüchenen Reden des Baccalare bekannt geworden, aber immerhin hat die Einrichtung, die übrigens nicht auf allen Universitäten bestand, zunächst ernstere Absichten gehabt. Hauptthemen waren etwa: „Gegen die Berechner des jüngsten Tages", „Ist Mohammed der Antichrist?", „Über das höchste Wesen" und ähnliches,

also wichtige Fragen, vielfach von aktuellerem Charakter als gewöhnlich. Aber dann freilich die Intermezzi („quaestiones fabulosae“, freie Themen)! Kaufmann hat sie mit unseren Bierreden verglichen, und sie können uns heute auch kaum anders vorkommen. Damals freilich hat man von ihren erzieherischen Absichten gesprochen, und es gibt wohl keinen der Baccalare, der nicht inmitten der blutigsten Zoten die sittigste Versicherung abgibt. Die Technik ist ja sehr einfach. Man braucht immer nur hinzuzusetzen: Ich bediene mich hier der Abschreckungsmethode. — Struwelpeterpädagogik, weiter nichts! Nur glaubt der Hörer selten daran.

Schon die Themen! Beliebt und relativ harmlos sind Revuen über alle Sorten von Lumpen. Über das „Lichtschiff“ (d. h. das leichte Schiff, das Schiff mit leichten Passagieren) und die Schelmenzunft wird 1488 in Heidelberg, über die Schweinezunft und die Arten von Betrunkenen später in Erfurt Vortrag gehalten, und zwei Heidelberger Reden von 1500 beschäftigen sich sogar mit „der Treue der Buhlerinnen gegen ihre Liebhaber“ und der „Treue der Konkubinen gegen die Priester“. Freilich enthält die erste Rede ein Lob der Ehe und der Vortragende, Jakob Hartlieb, bemerkt am Schluß: „Dies, geehrte und vortreffliche Herren, habe ich wegen unserer lieben Jugend angeführt, damit sie nicht Unschuld, Geist, Gedächtnis, Wohlgestalt, Körper- wie Seelenkräfte, damit sie nicht alle Gottesgaben, Vermögen und Mühe der Eltern, die schöne Zeit, überhaupt Arbeit und Unternehmungslust, einer Dirne in den Schoß wirft,“ — es sind vielleicht solche Gedanken auch nicht ganz abzuweisen, aber der Schelm sitzt doch im Nacken, und man wird heute solche Abhandlungen lieber als Schwanksammlung denn als pädagogischen Traktat ansehen. Dabei ist diesen Quodlibetreden stets ein wissenschaftliches Dispositionsschema zugrunde gelegt und eine Fülle von Zitaten aus den verschiedensten Autoren verrät in der Hauptsache wohl, wie sauer den Baccalaren das Zusammenbauen eines so umfänglichen Vortrags geworden sein mag.

Bald nach der Reformationszeit verschwinden diese Disputationen. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hebt sie Otto Heinrich in Heidelberg auf: „weil sie wenig nutzens, wol aber vill vergeblichen Prachts vnd ostentation zu sambt leichtfertigen schimpfirung auf sich gehabt“.

Die Prüfungseinrichtungen entsprachen dem Pariser Muster. Wie in Paris gab es zwei Grade: den Baccalar- und den Doktorgrad. Wie in Paris war das Durchlaufen der Artistenfakultät, der „ceterarum facultatum pia nutrix“, im allgemeinen Vorbedingung für die Aufnahme in eine der drei höheren Fakultäten. „Denn die Söhne der Artistenfakultät“ — behaupten die Wiener Statuten — „sind auch für alle höheren Studien geeigneter, doch nur wofern sie sich nicht vor der Zeit von ihrer fürsorglichen Mutter (d. h. der Artistenfakultät) zu trennen versuchen, der sie rechtmäßig zugewiesen sind, weil sie dann ohne Schwingen fliegen. Aber wer mit den vielerlei Federn der freien Künste, wie es sich gehört, geschmückt ist, erreicht unbedingt auch den Gipfel jeder anderen Fakultät leichter, indem er die Feinheiten der unteren durch und durch begriffen hat, obwohl sie schwer sind.“

Der Baccalar der freien Künste hatte ein bis zwei Jahre zu studieren,

um nach weiteren vier Jahren, mindestens 21jährig, zum Magister artium promoviert zu werden. Mit etwa 25—30 Jahren konnte man juristischer oder medizinischer Doktor werden, für den theologischen sollte hingegen ein Alter von etwa 35 erreicht sein. Vieles davon stand wohl nur auf dem Papier. So ist es sicher nicht überall mit dem Durchlaufen der Artistenfakultät genau genommen, und vor allen Dingen der größte Teil der Scholaren absolvierte schon die Artistenfakultät nicht einmal ganz. Der relativ am meisten nachgesuchte Grad war der Baccalareus artium, aber nach Paulsens Feststellungen erwarb ihn nur ein Viertel der immatrikulierten Scholaren, und höchstens ein Viertel wieder von denen, die in seinem Besitze waren (ein Sechzehntel der ursprünglich Immatrikulierten), studierte überhaupt weiter. Also: die Aufsteigenden nehmen in geometrischer Progression ab.

Das Stärkeverhältnis der Fakultäten läßt sich in einem Falle ziemlich genau berechnen, nämlich für Köln während der Jahre 1385—1467. In dieser Zeit macht die Artistenfakultät sieben Zehntel, die juristische zwei Zehntel und die theologische und medizinische zusammen das letzte Zehntel aus. Fraglich kann sein, ob in dieser Reihenfolge nicht gelegentlich die theologische und juristische Fakultät ihren Platz tauschen. Dafür sprechen die Doktorenzahlen, die Paulsen für Erfurt in der Zeit von 1392—1520 berechnet: es sind dreimal so viel Theologen (120) wie Juristen (40). Und außerdem ist zu berücksichtigen, daß die deutschen Ärzte und Juristen vor 1500 ihre Ausbildung zum größten Teil in Italien und Frankreich fanden, während die Theologen infolge kirchenpolitischer Vorgänge sich doch wohl früher vom Ausland, d. h. vor allem von Paris, freigemacht haben.

Daß das Stehenbleiben auf den untersten Rangstufen besondere Faulheit bedeutet, wie es gelegentlich rügende Fakultätsbeschlüsse auffassen, läßt sich nicht einmal sagen. Überlegen wir vielmehr: wofür „produzierte" die mittelalterliche Universität? Eigentlich nur für sich selber. Sie wollte sich Nachwuchs erziehen, Nachwuchs, dem sie, trotz der langen Lehrzeit, nur äußerst unsichere Aussichten zu bieten hatte. Natürlich kam Universitätsbildung auch anderweit zugute, aber praktische Leute begnügen sich unter solchen Verhältnissen gern mit dem geistigen Existenzminimum, müssen sich manchmal auch damit begnügen, das war damals nicht anders wie heute. Und so hörte denn das Gros seine Pflichtkollegs und nahm an den unumgänglichen Übungen und Disputationen teil (in Heidelberg waren es drei halbjährige Kurse zu je drei Vorlesungen und je zwei Übungen), baute seinen Baccalareus artium, vielleicht noch nicht einmal, und wurde Lehrer oder Schreiber, während die eigentlich verkrachten Existenzen nach der Schilderung des Carmen satiricum als Küster, später aber nach Sebastian Brants Versen vielfach als Buchdrucker oder Wirte Unterkommen fanden. „Wär nicht die rechte Bildung da, Wo blieben wir? Ja, ja":

„das gelt das ist verzeret do,
der truckeri sint wir dan fro,
und das man lert uftragen win,
daruß wurt dan ein Henselin.
so ist das gelt geleit wol an.
studentenkapp wil schellen han."

Ein Durchlaufen aller Stufen war also nur für profunde wissenschaftliche Bildung und die volle Lehrbefähigung in der Korporation nötig. Dagegen fehlt dem Mittelalter der Begriff der Beamtenbildung. Das Studienziel der Universität war unabhängig vom Staatszweck, was ja, wie wir sahen, noch keineswegs gleichbedeutend mit Lehrfreiheit ist. Die Kirche und die Organisation selber banden genügend.

Der Sinn der Grade ist die Lehrbefähigung, die stufenweise erworben wird. Daß man lehrend lernen und lernend lehren soll, darin besteht vielleicht die größte Weisheit dieser Einrichtung. Man hat das Baccalareat in den Künsten mit dem heutigen Einjährigen und den Magister mit dem heutigen Abitur verglichen. Die Analogie trifft in Kenntnisstand und Alter sicher zu und ist geeignet, uns den Wert der älteren Einrichtungen richtig abschätzen zu lassen. Aber sie zeigt auch den gewaltigen Unterschied zwischen damals und heute in hochschulpädagogischer Hinsicht. Damals führte die Anleitung nicht vom Lernen zum Forschen, sondern vom Lernen zum Lehren, und zwar ganz methodisch und schrittweise. Der Baccalar mußte, wenn er überhaupt fortschreiten wollte, einer Lehrpflicht genügen, die bei den Artisten zwei Jahre dauerte („biennium complere"). Während dieser Zeit hatte er unter Aufsicht der Fakultät über minder Wichtiges, gewissermaßen aushilfsweise, zu lesen. So war der theologische Baccalar zwei Jahre „cursor", d. h. er hielt kursorische (außerordentliche) Vorlesungen über biblische Fragen, die obligatorisch oder, wie man damals sagte, „pro forma" („forma" etwa mit unserem Worte: Prüfungsbestimmung zu übersetzen) waren. Dann aber las er nach einjährigem vorbereitenden Studium noch einmal zwei Jahre über das maßgebende dogmatische Lehrbuch des Mittelalters, die Sentenzen des Petrus Lombardus († 1164), und wurde „sententiarius" genannt. Der juristische Baccalar hatte, falls er Dekretist war, über das vierte Buch der Dekretalen, falls Legist über Institutionen Vorträge zu halten, eventuell auch über andere Themen, wie über den „arbor cognationis", eine schematische Übersicht aller Verwandtschaftsverhältnisse, die als ältestes mittelalterliches Lehrmittel Beachtung verdient. So werden einmal Lücken des Lektionsverzeichnisses geschlossen und anderseits einem guten pädagogischen Prinzip Genüge getan, das man mit den freilich modern gemeinten Worten Schellings charakterisieren könnte: Studieren heißt lernend zu produzieren. Mit Baccalareat und Doktor-(Magister-)Grad sind nur die beiden wichtigsten Stationen der Studienlaufbahn markiert. Der Aufstieg vollzog sich vielmehr in weit zahlreicheren Abschnitten, die wir aber in unserem Zusammenhange übergehen können. Von wesentlicher Bedeutung ist davon nur, daß bei Verleihung der höchsten Würde zwei Mächte zusammenwirken mußten: die Kirche und die Korporation. Die Kirche, d. h. ihr Bevollmächtigter, der Kanzler, gab die Lizenz, die Fakultät die Insignien des Doktorats.

Freilich erfährt die Befugnis des Kanzlers gegenüber dem französischen Rechtsbestand in Deutschland erhebliche Einschränkung. Die Pariser Formel sprach von der „licentia legendi, regendi, disputandi, docendi hic et ubique terrarum", die der Kanzler von Notre Dame verlieh, in Deutschland bürgert

sich nach und nach dafür der Ausdruck „licentia doctorandi“ (resp. magistrandi“) ein, d. h. der Kanzler gibt — so wandelt sich die Anschauung — nicht die endgültige Lehrerlaubnis, sondern mehr eine Art kirchlicher Empfehlung des Kandidaten an die Fakultät. Die Entscheidung der Fakultät, das fachmännische Urteil, wird zur Hauptsache.

Lizenz und Promotion konnten vielfach an einem Tage erledigt werden, und als Frist, innerhalb deren die Promotion der Lizenz folgen sollte, wird gelegentlich ein Jahr angegeben. Aber in den höheren Fakultäten begnügen sich schließlich viele wegen der hohen Promotionskosten mit der Lizenz allein. Durch diesen Mißbrauch wird das Lizentiat geradezu eine Stufe für sich und wird von den Fakultäten sogar als solche anerkannt, indem sie Lizentiaten genau wie Doktoren behandeln.

Eine eigentliche Doktorprüfung fand nicht an allen Universitäten statt. Doch hat die Wiener theologische Fakultät, deren Examenvorgänge wir uns genauer ansehen wollen, eine Prüfung nach Bologneser Vorbild. Der Gesamtverlauf ist dort so: Der Lizenzbewerber wendet sich an die Fakultätsversammlung, um sich von ihr dem Kanzler präsentieren zu lassen. Legitimiert er sich vor ihr genügend über die Erfüllung der Zulassungsbedingungen, so gibt man seinem Gesuche nach, und nun erbittet der „magister suus“ für seinen Schützling vom Kanzler einen Examenstermin. Nach bestandener Prüfung erhält der Bewerber vom Kanzler die Einladung zur feierlichen Lizenzverleihung: „Magister (bzw. Bruder) N. N. kommt morgen zur Stunde der Primen in den Stephansdom, die Lizenz in der theologischen Fakultät zu empfangen.“ Dort leistet der Kandidat kniend den Eid. Er verpflichtet sich zu ehrerbietigem Verhalten gegenüber den theologischen Magistern, zu baldiger Erledigung der Promotion und zu einjähriger Lehrtätigkeit an der Universität; er gelobt, den Grad an keiner andern Universität zu wiederholen, in der gesamten Korporation auf Ruhe und Frieden zu halten, und endlich nach einer Bestimmung Papst Clemens V. bei der Feier seiner Promotion nicht über 3000 Turoneser (8000 Mark heutigen Geldwerts) auszugeben.

Auch ein Alter von mindestens 30 Jahren muß er beschwören, was in einer Zeit ohne genaue Beurkundung des Personenstandes nötig ist. Braucht er in einem dieser Punkte Dispens, so soll er vorher unter Angabe eines zulässigen Grundes beim Kanzler darum einkommen. Nach Ableistung des Eides empfängt er, immer noch kniend — „aus Ehrfurcht vor Gott und dem apostolischen Stuhl“ — die Lizenz mit folgenden Worten: „Kraft der Autorität des allmächtigen Gottes und der Apostel Petrus und Paulus sowie des apostolischen Stuhles, als dessen Stellvertreter ich hier stehe, verleihe ich dir die Erlaubnis, in der theologischen Fakultät zu lesen, zu amtieren, zu disputieren und zu predigen und alle anderen Magisterbefugnisse darin auszuüben, hier und überall auf Erden. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“ Also in diesem Falle ist noch der Pariser Wortlaut vorhanden.

Der Verleihung der Insignien durch die Fakultät, der eigentlichen Promotion oder „aula“, ging eine Generalprobe am Vorabend, „vesperiae“ ge-

nannt, voraus, die in Disputieren bestand. Die „aula“ selbst begann mit der Übergabe der Insignien. Es sind: Doktorhut („birretum“), Ring, geschlossenes und aufgeschlagenes Buch, Kuß und Segen. Abweichungen kommen vor. Geistliche Scholaren erhalten den Ring, das Zeichen der Vermählung mit der Wissenschaft, nicht. In Italien war das wichtigste Symbol das Buch, in Deutschland der Hut, dessen Form und Farbe sogar zum Streitpunkt werden konnte. Die Dunkelmännerbriefe haben ja solchen Tiefsinn der Äußerlichkeiten verspottet, vor allem mit der berühmten Frage, ob man den Kandidaten „noster magistrandus“ oder „magister nostrandus“ zu nennen habe. Der „magister suus“ setzt seinem Schützling den Doktorhut aufs Haupt und spricht die berühmten Worte: „Und nun beginnt“ („Incipiatis“).

Dann hält der neue Magister von dem oberen Katheder, das er zum ersten Male besteigt, eine Lobrede auf die Wissenschaft und eine Disputation, die freilich, mit Kaufmann zu reden, lediglich „ein geistiges Turnier zu Ehren des Doktoranden“ ist. Die Partner („galli“, Kampfhähne) hatte er sich selbst dafür zu versorgen, und jedem von ihnen ein bestimmtes Honorar zu zahlen. Am folgenden Tage findet die Antrittsvorlesung statt.

Damit war der Scholar in den ersten Rang der mittelalterlichen Gelehrtenrepublik eingerückt. Er war vollberechtigtes Mitglied des akademischen Lehrkörpers, „ordentlicher Professor“ nach unseren Begriffen (Kaufmann). Das schaffte ihm auch eine bevorzugte soziale Position. Ein Doktor hat rittermäßigen Rang und steht über dem Landadel, obwohl er kein Adelprädikat hat. Adlige Juristen in Italien sollen den Doktortitel über ihren Geburtsstand setzen. Feierliche Anreden kamen den Doktoren zu: Maxime Reverendi den Theologen, Nobilissimi den Juristen, Experientissimi den Medizinern, Clarissimi und Doctissimi den Artisten, und durch besondere Tracht: den faltigen Talar („tabardus“) und das Barett unterschieden sie sich von den Nichtgraduierten auch äußerlich. Bei Regularen wurde die Frage aufgeworfen, ob die einfache Anrede „frater“ mit dem Ansehen des Doktorenstandes vereinbar sei.

Wie der Adel, hatten die Doktoren viele soziale Vorrechte. Gleich den Gelehrten der römischen Kaiserzeit waren sie von Reallasten und Einquartierungen befreit — von Militärpflicht selbst natürlich erst recht, die gab es ja nicht einmal für Scholaren —; als Zeugen müssen sie im Hause vernommen werden; die strengen Trachtverordnungen für Universitätsangehörige haben für sie keine Geltung. „Deßgleichen sollen und mögen die Doctores und ihre Weiber auch Kleyder, Geschmuck, Ketten, gülden Ring und anders ihrem Stand und Freyheit gemäß tragen.“ Und selbstverständlich war in einer Zeit, die keine Staatsprüfungen kannte, der Doktortitel für höhere Ämter auf alle Fälle eine gute Empfehlung.

Ausweise über abgelegte Examina gibt es früh. Das Leipziger „Libellus formularis“ von 1495 enthält z. B. eine ganze Reihe von Zeugnisformularen („litterae testimoniales“). Das älteste deutsche Doktordiplom, von dem wir Kenntnis haben, stammt gleich aus der ersten Zeit der deutschen Hochschulen. Es wurde am 12. Juni 1359 in Prag ausgefertigt. Die alten Doktordiplome hatten wohl immer Buchform oder waren wenigstens mehrseitig. Der Plakat-

charakter kommt nach Ewald Horn erst im 18. Jahrhundert auf. Wir können heute die wortreichen und ergiebigen Lobsprüche, mit denen sich die Korporation zu der neuen Akquisition gewissermaßen selbst beglückwünscht, kaum ohne Lächeln lesen. Man mag nach einem Beispiel urteilen. Ein mit bunten Ornamenten kunstvoll umrandetes Paduaner Doktordiplom (jetzt im Besitze Dr. Schloßbergers in Feuerbach), das dem deutschen Mediziner Wilhelm Hahn 1691 ausgestellt wurde, rühmt von dem Kandidaten: „Er hat in der Erörterung von Einzelfragen wie Texten, in der Verwendung von Gründen, der Lösung von Problemen, die ihm unvorbereitet zur Entscheidung vorgelegt wurden, kurz, in jeder Art von Prüfung sich als so vortrefflich, klug, beschlagen, ehrenhaft, rühmlich ausgezeichnet und mit Doktorenart vertraut bewiesen, und so viel Geist, Gedächtnis, Gelehrsamkeit und sonstige Fähigkeiten gezeigt, die bei einem begehrten Arzt gesucht werden, daß er die großen Erwartungen, die er bei allen erregt hatte, nicht nur gehalten, sondern noch bei weitem übertroffen hat", — weswegen ihn das Kollegium einstimmig zum Doktor macht. Aber auch in dem ferneren Wortlaut werden die Verdienste von Wilhelm Hahn noch dick unterstrichen. Will das Doktorenkolleg damit sagen, daß es nur Erstklassige aufnimmt? Oder welchen Zweck hat es dabei? Jedenfalls, für unser Gefühl waren auch die in Normalfällen üblichen Floskeln schon reichlich überschwenglich.

Die Gebühren waren in den oberen Fakultäten hoch, nur in der Artistenfakultät, die als einzige Massenpromotionen kannte, gering. Zu den allgemeinen Fakultätsgebühren kommen noch Ehrengaben an Fakultätsmitglieder hinzu, die vor allem in Tuch, Baretten, Handschuhen und Konfekt bestehen. Qualität und Maß wurde genau durch die Rangordnung bestimmt. Nur der Würdigere durfte z. B. hirschlederne Handschuhe erhalten. Auch die Pedelle, deren Stellung damals viel ebenbürtiger als heute war, mußten bedacht werden. Die Naivität einer Zeit, deren Finanzsystem noch nicht bürokratisiert ist, kommt in alledem zu klarem Ausdruck.

Endlich aber, — und das ist die mittelalterlichste Form, die Freude eines einzelnen auf die Gesamtheit zu verteilen, hatte der neue Doktor meist einen Schmaus zu geben, nicht etwa für seinen Freundeskreis, sondern für die offiziellen wissenschaftlichen und womöglich auch noch außerwissenschaftlichen Persönlichkeiten; denn Grenzen waren mehr nach unten als nach oben gezogen. Das „Manuale", das alle Möglichkeiten vorsieht, enthält gleich korrekte Einladungsformulare: „Verehrungswürdige Magister, hochgeehrte und hochgelehrte Herren! Magister N. N. bittet Ew. Hochwohlgeboren auf nächsten Tage zu einem Schmause und er wird stets bereitwilligst das Seine tun, sich in allen Dingen Ew. Hochwohlgeboren gefällig zu erweisen." („Reverendi magistri, viri magnae dignitatis ac scientiae, petit magister N. dominationes vestras, proxima luce futura secum in prandio fore volueritis, et quibus in rebus reverentiis vestris unquam complacere potuerit, faciet cupidissime.") Der Doktorschmaus bestand natürlich aus vielen Gängen — man aß damals noch mit wahrer Andacht — und Rechnungen, die uns Einblick gewähren, sind genügend erhalten. So betragen die Gesamtausgaben für einen Doktorschmaus

von 1579 207 Gulden, 2 Groschen, 10 Pfennige, und die Summe verteilt sich im groben folgendermaßen:

Getränke (darunter für über 60 Gulden Rheinwein) . .	94 fl.	10 Gr.	7 ₰
Fleisch	25 „	7 „	9 „
Fische	8 „	19 „	
Wildbret	6 „	7 „	
Brot, Kuchen	10 „	18 „	8 „
Gewürze	3 „	13 „	6 „
Holz und Kohlen	7 „	10 „	

Das übrige für Löhne, Trinkgelder, Spenden usw.

Und das scheint noch gar nicht einmal eine besonders schlimme Rechnung zu sein. Man hilft sich bei den hohen Ansprüchen vielfach damit, daß mehrere zusammen einen Schmaus ausrichten. Übriggebliebene Speisen ließen sich die Magister von ihren Dienern in die Wohnung bringen, wenn sie nicht diesen unterwegs von auflauernden Scholaren abgenommen wurden. Die Dunkelmännerbriefe mit dem doch wesentlich verfeinerten Schicklichkeitsgefühl der Humanisten schütten ja auch über solche Vorkommnisse ihren Spott aus. So erzählt der Leipziger Magister Curio in einem Briefe, wie es ihm sogar gelungen sei, von dem Hochzeitsmahle Heinrichs des Frommen (1512), zu dem er eine Einladung erhalten habe, Wein und ein Huhn mitzunehmen. „O heilige Dorothea, wenn Ihr damals bei uns auf dem Wege gewesen wäret, als wir wieder nach Leipzig zurückreisten, welch ein angenehmes Leben hätten wir verführen wollen! Ich aß auch noch zwei Tage nachher von diesen Überbleibseln, weil wir unterwegs nicht alles verzehren konnten. Dieß schreibe ich Euch aber deshalb, weil ich weiß, daß auch Ihr gerne mit Sieb und Sack stipitzet; denn Ihr thatet es damals, als Ihr noch bei mir waret, wo ich es von Euch gelernt habe." Musik durfte bei dem Mahle nicht fehlen. Die Gäste werden gewöhnlich mit Musik abgeholt. Ein Umzug und Tanz, „frauen und jungkfrauen zu ehrenn", schließt sich vielleicht an. Für das gelehrte Leben war der Aufwand eine Gefahr, und wird auch früh als solche empfunden, wie die in den Wiener Lizentiateneid aufgenommene Bestimmung der Klementinen beweist. Fürsten, denen die Wissenschaftlichkeit der Hochschulen am Herzen liegt, wie etwa der Herzog Georg von Sachsen, greifen deshalb mit Verfügungen ein und möchten mit dem Patriarchalismus jener Zeiten am liebsten jede Kleinigkeit selber regeln. Aber die juristische Fakultät wünscht eine streng plutokratische Auslese. Wer so hohe Ehren erwerben will, soll auch bezahlen. Wo käme man sonst hin? denn es falle zu schwer, „einenn allein der unwissenheit halbenn nicht zuzulassen". Damit wird zum Erschrecken klar, daß die Promotion eigentlich zum Handel mit Graden herabgesunken ist.

Ein studentisches Privatleben existiert gewissermaßen nur zu Unrecht. Alles war auf Gemeinsamkeit gestellt und sollte der Kontrolle der Allgemeinheit unterliegen. Eine so strenge Praxis ist aber niemals genau durchzuführen; je strenger das Prinzip, um so mehr Übertretungen kommen vor. Und am

Schlusse unseres Zeitraums kann man wohl, ohne aufzubauschen, von einem Fiasko der Bursenerziehung reden.

Über das Getränkequantum, das eingeführt werden durfte, gab es in Kollegien und Bursen Vorschriften, um deren Durchführung sich ein Bierwart („cerevisiarius“) zu bekümmern hatte. Er sollte auch über die Qualität der Getränke wachen, damit nicht etwa ihre Minderwertigkeit Unzufriedenen einen Vorwand abgäbe, sich noch auf eigene Rechnung Bier anzuschaffen. Aber selbst solche Fürsorgebestimmungen hinderten den Wirtshausbesuch und nächtliches Ausgehen ebensowenig wie die unmittelbaren Verdikte, die gegen die Kneipiers („tabernarii“) erlassen wurden. Sogar in den Bursen bildeten sich unerlaubte Trinkgesellschaften, und das Bewirten von Freunden in der Wohnung („haustus amicabilis“) scheint üblich und gestattet gewesen zu sein.

Trinkkämpfe kannten die Alten wie die Germanen. Das mittelalterliche Scholarentum entnimmt zu weiterer Ausbildung von Trinkgebräuchen noch dem Kultus und den Universitätseinrichtungen selber Anregungen. Die Trinkermessen und die Trinkdisputationen kommen auf, schon das Vagantentum übertrug den Präsiden hohe Kirchenämter und sang Loblieder zu ihrem Preis.

Papae vox est dulcis et unica,	Unsres Papstes Stimme ist einzig klar,
Papa novit jucunda cantica,	Unser Papst kennt Freudenlieder fürwahr,
Papam amat turba scholastica,	Ihn liebt auch die ganze Scholarenschar,
Papae nummi dentur et rèliqua.	Man zahlt unserm Papste stets in Bar
Tort a qui ne li dune.	Und Pflicht ist's ihm zu zahlen.

singt Hilarius, der Schüler Abaelards, von dem „Scholarenpapst“ („De papa scholastico“), und im fünfzehnten Jahrhundert halten in der Weingegend Freiburgs studentische „Weinkönige“ mit ihrem Hofstaat unter Musikbegleitung ihre Umzüge. Natürlich besteht ein ausgebildeter Komment. In den „Dunkelmännerbriefen“ ist von Streitigkeiten wegen Bescheidtuns die Rede, und von dem Freiburger Rektor wird die „teuflische“ Unsitte des Zutrinkens erfolglos bekämpft. Das verbreitetste Getränk ist Bier, für das es eine Unzahl lokaler Namen gibt. Die bereits zitierte Erfurter Rede „Von den verschiedenen Trinkersorten“ („De generibus ebriosorum“) zählt u. a. folgende auf: Schluntz für Erfurt, rastrum (Hacke) für Leipzig, Filtz für Magdeburg, Mumme für Braunschweig, Gose für Goslar, ferner: Lötenase, Mückensenf, Horlemotsche, Schlipschlap, Helschepoff usw. Definiert aber wird es als „jene dicke, dem menschlichen Körper schädliche Flüssigkeit, die irgendein böser Dämon zum Verderben der Menschen ausgeheckt hat“.

Studentische Duelle gab es im Mittelalter nicht, dagegen werden Überfälle und Gewalttätigkeiten gegen Genossen verboten. Verboten ist auch das Waffentragen, jedoch muß das noch in einem besonderen Zusammenhange besprochen werden.

Der Verkehr mit Frauen war, ob harmlos oder nicht, untersagt, und selbst die Tänze auf dem Rathaus hat der Scholar zu meiden. Die Abschreckungsmittel, deren man sich bedient, sind sehr lustig. So sagt Kamillus im „Manuale“ zu Bartoldus, die Frauen seien zu gewissen Zeiten giftiger als Schlangen, „so daß, wenn jemand sie dann ansieht, er nicht ohne Herzweh davon kommt.

Und bisweilen leidet er sogar so sehr durch ihren Anblick, daß er krank aus allem Verkehr ausscheiden muß". In einer Stunde könne man dadurch so in Flammen gesetzt werden, daß man vierzehn Tage zum studieren unbrauchbar sei. Dem wahren Scholaren souffliert das „Manuale" folgende Lebensweisheit: „Ich habe keine Freude an Tänzen und dem Anblick der Frauen. Viel schöner ist der Anblick der Weisheit, die durch wissenschaftliche Arbeit gewonnen wird. Denn in der Tugenden Fülle und der Gelehrsamkeit Frucht ruht die Freude des Paradieses", und ferner: „Bedenke, ein wie wankelmütiges Geschöpf das Weib ist und wie sie, ungezügelt, auch durch keinerlei Zügel gebändigt werden kann!" („Cogita quam flexibile animal sit mulier, quam indomitum et quam nullis frenis possit retineri.") Und wie die Misogynie zumeist sexuelle Unfreiheit des Mannes ist, so auch damals; die Scholarenethik war im höchsten Maße reformbedürftig. Die Rede „von den verschiedenen Trinkersorten" (1515) sagt in dem worteschöpferischen Polterton der Zeit, daß die meisten Erfurter Studenten zu den „metzenknechten, nachtraben, pflastertretern, krantznarren, tantzkompen, winckeltauben und pruntzern" gehören, daß sie früh und spät auf den Straßen flanieren, „auf dem Steiger und der langen Brücke, auf dem Roß- und dem Fischmarkt und sogar bisweilen, wenn sie betrunken sind, bei den acht Steinen" („ad octo lapides"), „bey den zerryssen frawen: do die er auff gleßern steltzen gehet". Freilich: wir wissen wohl von Verordnungen gegen Bordellbesuch, gegen Mitnehmen von Dirnen in die Studentenhäuser, aber wir wissen auch von der höchst toleranten Handhabung solcher Bestimmungen, die daher kam, daß die Aufsichtführenden selbst nicht über diese Scholarennöte hinaus waren und sich keineswegs zusammennahmen. Und „wann der Abt Wurfel auflegt, so spielen die Mönch".

Was uns heute als stärkster Eingriff in das Privatleben erscheint: die Trachtverordnungen, war im Mittelalter etwas einigermaßen Selbstverständliches, jedoch kaum noch in unserem Zeitraum. Da suchen sich die Scholaren — wie die Magister — von ihrer halbgeistlichen Kleidung („vestitus scholasticus sive clericalis") zu befreien — wie ja auch sich das Wort „Student" die früher üblichen Bezeichnungen „clericus" und „scholaris" verdrängt —, statt in langem, schlichtem Gewand aus dunklem Stoff und in Kapuze gehen sie lieber in modischem Kostüm, mit halboffenen Seidenärmeln, bloßem Hals, Schnabelschuhen und im Hut mit wehenden Federn, alles möglichst bunt und verziert, alles kurz, eng anliegend oder gar geschlitzt und durchbrochen. Das Entsetzen der Universitätsbehörden will ja darüber kein Ende nehmen. 1482 kam es in Leipzig zu einem förmlichen Trachtenkrieg, bei dem sogar die Entscheidung des Kurfürsten eingeholt werden muß. „Unnd ist die gantze universitett — schreibt der damalige Rektor, Andreas Friesner von Wunsiedel, an die Landesherrn, in deren Auftrage er eine verschärfte Kleiderordnung durchzuführen versucht hatte — also durch dise widerspenikeytt verhünt, gemühet, verhyndertt, erschreckt und gewitzigt, dasß versehentlich ist die universitett und zukunftige rectores werden nicht so kune thüren seynn, daß sie hynfur aynicherley ubel ader gebrechen dorstenn allein gedenckenn tzu püssen ader reformiren." Die Krise wurde überstanden, aber die Neigung der Scholarenschaft zu ver-

bürgerlichter Tracht blieb, und das Formelbuch von 1495 wie die Leipziger Statuten von 1500 kämpfen noch gegen die gleichen Ausschreitungen, wenn auch nicht mehr in dem gleichen entrüsteten Ton, offenbar weil man sich schon damit abgefunden hatte. Es ist einfach eine Geldstrafe (10 Groschen im Formelbuch, ein halber Gulden in den Statuten) für jeden einzelnen Übertretungsfall festgesetzt. Und in Praxis beschränkte sich, wie das „Manuale" verrät (1481), der Rektor wohl nur darauf, sich gelegentlich einen Sünder vorzuladen, um ein Exempel zu statuieren. Der ist dann natürlich entrüstet, da er nicht der einzige ist, zahlt aber trotzdem seine Strafe.

Daß das Waffentragen gleichfalls verboten ist, bedarf nach dem Bisherigen kaum der Erörterung. In Bologna dürfen nur die Scholarenrektoren, die aber auch, wenn sie Kleriker sind, und später noch die Prokuratoren der deutschen Nation Waffen tragen. In Orleans wird es den Champagnern und Pikarden 1333 an ihren Festtagen erlaubt. Noch im sechzehnten Jahrhundert sind in Bologna bei Ausnahmefällen Waffenpässe nötig. Im Laufe der Zeit aber werden diese Zustände unhaltbar. In Deutschland werden im fünfzehnten und noch mehr im sechzehnten Jahrhundert die Fechtübungen volkstümlich. Fechtmeister mit kaiserlichen Privilegien lassen sich in größeren Städten nieder, und Bürgersöhne und Handwerksgesellen nehmen bei ihnen Unterricht. Vielfach wohl nur aus sportlicher Neigung; aber in einer rauf- und reiselustigen Zeit war es in jeder Hinsicht gut, mit Waffen umgehen zu können. Fechtgesellschaften bilden sich wie heute Turnvereine, und öffentliche Wettfechten, sogenannte „Fechtschulen", finden statt. Nun hat es aber stets Zusammenstöße zwischen Scholaren und anderen Schichten gegeben, besonders natürlich mit jungem Volk, wie den Handwerksgesellen, und die Studenten fühlen sich schon um deswillen genötigt, nicht in ihrer körperlichen Ausbildung hinter diesen zurückzubleiben, und das wirkt um so mehr, als der Zug der Zeit, wie wir schon bei den Trachtverhältnissen sahen, überhaupt auf Verbürgerlichung des Scholarentums geht. Kurz, die Scholaren nehmen und erstreiten sich das Recht der Waffenführung. Am prinzipiellsten vollzieht sich wohl diese Wandlung in Wien, wo es ihnen nach mehrfachen Streitigkeiten 1514 von Kaiser Maximilian verbrieft wird. Aber Geiler von Kaisersberg († 1510) klagt bereits früher über das bücherfremde Treiben der Scholaren: „Die Studenten üben sich nach dem Mittagsmahl in solchen ehrlichen Künsten, in dem Balenschlagen, Fechten, Tanzen und Springen und wird etwann unter hundert nicht einer gefunden, der in die Lektion ginge." Auch hier macht sich schon die neue Zeit geltend.

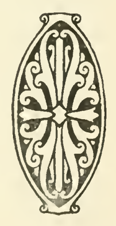
Fehden mit der Stadtbevölkerung ziehen sich durch die ganze Studentengeschichte. Sie sind wegen der romantischen Züge, die man an ihnen fand oder zu finden glaubte, viel behandelt worden. Dabei wurde aber der eigentliche Kern, der wenigstens in den meisten Fällen in ihnen steckt, nicht genügend herausgeholt: der Kampf um Privilegien der Universität. Die Handwerker Wiens sind erbost, als sie 1513 die Scholarenrechte bei einer Verlesung genau zu hören bekommen. Man fühlt sich auf Bürgerseite niemals mit der Universität solidarisch, denkt nicht an wirtschaftliche und sonstige Vorteile, die man

ja übrigens auch von ihr nicht im heutigen Maße hatte, sondern hat eine ehrliche Abneigung gegen diesen Staat im Staate. Und sicherlich übernehmen die „Halfpapen" („clerici") auch noch Volksantipathien gegen manche geistliche Kreise. Das klingt wohl aus dem Heidelberger Kriegsruf von 1406 mit heraus: „Sterben müssen alle Plattenträger und Langmäntel" („omnes tonsurati et rasi et longas tunicas ferentes").

Natürlich soll nun nicht gesagt sein, daß jede Schlägerei mit Handwerksgesellen oder mit Stadtknechten („se secare cum stadtknechtibus" 1515) einen prinzipiellen Anlaß hatte, nur die Gesamterscheinung ist doch unter allgemeineren Gesichtspunkten zu betrachten, als das sonst wohl üblich ist.

* * *

Überblicken wir diesen Abschnitt studentischer Entwicklung noch einmal! Es ist keine sonderlich produktive Zeit. Wir erfahren nichts von studentischer Dichtung, nicht viel von Kultur, die sich in einer eigenen Standessprache niedergeschlagen hätte, kaum etwas von organisatorischer Arbeit, die von Studenten selbständig geleistet worden wäre, wie wir überhaupt wenig von Fortbildung der alten übernommenen Formen im Hochschulleben sehen. Aber es ist eine Zeit notwendiger Zersetzung; darin, daß sie die Zukunftslosigkeit vieles Alten evident macht, liegt ihre Bedeutung, und gerade mit ihrer Minierarbeit dient sie dem Fortschritt. Zum ersten Male werden erprobte Lebensformen, wie die gelehrte Zunftordnung, die Internatserziehung schwer erschüttert und schließlich ganz oder zum Teil beseitigt. Von dem Scholarentum gehen diese Wandlungen mit aus, und sein Schicksal betreffen sie mit in erster Linie. Das Alte ist in seinem Werte zweifelhaft geworden und das Neue noch nicht da. Was wird die Zukunft bringen?



6. Die deutsche Universität im Zeitalter der Renaissance und Reformation (1517–1650)



eder Humanismus noch Reformation wurzeln in der mittelalterlichen Universität. Der Humanismus besaß seine eigene, neugeartete Vorstellung von einem berufenen, unzünftlerischen Gelehrtentum; er mußte mit seinem Maßstabe zu ironischer Ablehnung des älteren Wissenschaftsbetriebes kommen, die er auch bei jedem Anlaß überlegen zur Schau trug, und hat so bei den Universitäten natürlich in der Hauptsache Gegnerschaft gefunden. Die Reformation aber war ein Durchbruch volkstümlichen Empfindens durch das intellektualisierte mittelalterliche Glaubenssystem, das besonders von den Universitäten getragen wurde, und es bedeutet noch keine mitschöpferische Arbeit der Hochschule, daß Luther Theologieprofessor war, als er sein Werk begann. Hier und da haben freilich Landesherren dem Humanismus Eingang in die Universitäten verschafft. Kaiser Maximilian, der Albertiner Georg, Friedrich der Weise, der Gründer Wittenbergs, Joachim I., der Gründer Frankfurts, bewiesen Sympathie für die neue Richtung. Aber was konnten weltliche Gewalten allein erreichen, wo es sich um rein Geistiges handelte? Noch 1521 schreibt Melanchthon seinem Freunde Spalatin von Wittenberg: „Du weißt nicht, wie fest hier inzwischen die Leute schnarchen, während die studentische Jugend um Geld und Zeit kommt, obgleich es auch an einigen nützlichen Vorlesungen nicht fehlt," und erst durch weitere zwölfjährige Kämpfe haben Luther und er eine gründliche Besserung der Reformationsuniversität durchgesetzt. Es mußte eben noch eine Zeit mit dem Gegebenen gerechnet werden, moderne Lehrkräfte waren nicht genügend da, und die alten nicht gewillt, das Feld zu räumen. Im Gegenteil, die Fakultäten warfen den Neuerern Steine in den Weg, wo sie konnten, und ließen sie bei Prüfungen sowie in der Gehalts- und Hörsaalfrage ihre in der Vergangenheit gegründete Macht fühlen.

So lag es ganz in der Konsequenz der beiderseitigen Haltung, wenn in Wien neben der Universität eine besondere Humanistenlehranstalt, das Collegium poetarum et mathematicorum, eröffnet wird, das mit dem Rechte der Dichterkrönung ausgestattet war (1502—1508). Freilich ruhte die ganze Organisation auf der Persönlichkeit von Konrad Celtes und ging nach dessen Tode ein. Auch sonst suchten sich die Humanisten von den Hochschulen unabhängig zu stellen. Celtes, der eigentliche Agitator des Humanismus, gründete nach italienischem Muster gelehrte Gesellschaften, die Sodalitäten. Eine polnische (Vistulana) und eine norddeutsche (Baltica) bleiben geplant, eine ungarische,

die später mit der österreichischen verschmolzen wird, sowie eine rheinische kommen zustande. Von anderer Seite wird noch eine böhmische gegründet.

Die große Abrechnung beider Richtungen war unvermeidlich. Es ist schade, daß sie sich wesentlich um einen Punkt drehte, der keineswegs Hauptsache war: die Religionsgefährlichkeit der hebräischen Bücher, und daß so viel an Kleinkram und widerwärtig Inferiorem in den Streit mit einging. Denn die Dunkelmännerbriefe (1515 und 17) sind keine hohe polemische Leistung in dem Sinne, daß in ihnen etwas positiv Bedeutendes Altes verdrängt, das einmal bedeutend war. Sie sind bestenfalls ein großes Pamphlet, und das Interesse, das sie heute für uns haben, hat durch die Kleinheit ihrer Gesinnung wesentlich Einbuße erlitten. Ihr Ton ist maßlos scharf; die Gegner bestehen aus Gemeinheit und Bibelsprüchen. Dabei beziehen sich die Haupteinwände auf Formalien, und Sprache und Vers der Scholastiker müssen vor allem herhalten. „Siehe da! ich wollte kein Gedicht machen, und habe es doch getan und weiß nicht, von wannen gekommen ist, was ich gemacht habe," schreibt M. Johannes Crapp an Ortwin, der die Zentrale alles scholastischen Stumpfsinns ist. Natürlich hat er es in voller Ahnungslosigkeit der künstlerischen Regeln getan, indem er im Reim das Wesen der Verse sieht:

Commendo vos domino deo, qui vos custodiat quod estis fortis sicut leo.

(Unserm Herrgott ich Euch empfehle, er behüte Euch und mache löwengleich Eure Seele.)

Griechisch und Hebräisch betrachten Leute dieses Schlages als heidnisch oder gar als Zauberei, und selbst die lateinische Grammatik beherrschen sie mangelhaft. Aber sind das Vorwürfe, denen eine spätere Zeit besondere Bedeutung beilegen kann?

Selbst Erasmus, der mehr in die Tiefe geht, trifft doch in erster Linie die Methode der Scholastik. Scheinbar ernsthaft tritt er auf, ein Lobpreiser jeglicher Torheit (1508). Wie könnte er in seiner Revue der Theologen vergessen, die dieser Herrscherin liebe Freunde sind? Und er nimmt ihre Denkweise gründlich vor. Was haben sie nicht, so fragt er, für eine Unzahl feiner Wortklaubereien? „Die Verstandesbegriffe, die Relationen, die Momente, die Formalitäten, Quiddidäten, Ecceïtäten, — reine Phantasiegeburten, die niemand zu sehen noch zu erkennen imstande ist, er müßte denn solche Augen haben, daß er durch die schwärzeste Finsternis hindurch Dinge zu unterscheiden vermag, die nirgends existieren." Immerhin wenn Erasmus darauf verweist, daß die paulinische Definition vom Glauben im Sinne der Scholastik begrifflich unzulänglich sei; daß dem Hymnus auf die Liebe die schulgerechte dialektische Struktur fehle; daß die Jünger Jesu wohl selber nicht gewußt hätten, wann eigentlich die Transsubstantiation vor sich gehe, und über ähnliche Dinge, über die die Scholastiker wie die Bücher redeten, nichts hätten aussagen können, — da freilich rührt er an den Kern; daß der religiöse Geist von der hyperintellektualistischen Theologie des Spätmittelalters völlig zerdrückt wird. Aber darum kümmern sich die Humanisten nicht allzu oft.

Man soll sich hüten, die Schöpferkraft des deutschen Humanismus zu überschätzen. Er hat keine Weltanschauung hervorgebracht wie dann der

Realismus, und ist seinem Wesen nach eine rückläufige, historische und durchaus autoritative Bewegung. „Imitatio“ ist bezeichnenderweise eins der Lieblingsworte der humanistischen Pädagogik. Für den Wandel damaliger Bildung bedeutet er freilich sehr viel; er ersetzt das dialektisch-philosophische Erziehungsideal des Mittelalters durch ein ästhetisch-formalistisches; er lehrt die alten Sprachen gründlich kennen und die Kenntnis zu kritisch-historischer Arbeit verwenden; er ist unermüdlich im Herstellen von Lehrbüchern und Texten, organisiert den höheren Unterricht und macht so die Bahn für die spätere Wandlung der Artistenfakultät in die philosophische frei. Doch schließlich ist der deutsche Humanismus nur die Vorbereitung der viel engeren reformatorischen Bestrebungen geworden, die jedoch positive Überzeugungen zu geben hatten. Nicht der feine Spötter Erasmus, sondern der elementar wirkende Geist Luthers hat den deutschen Universitäten für anderthalb Jahrhundert sein Gepräge gegeben.

Luther ging an den formalen Fragen des Humanismus vorbei, wählte aber aus dem materiellen Bestand, was er für seine Zwecke brauchen konnte, z. B. die Sprachkenntnisse. Aber er stellte alles in den Dienst eines überzeugten Bibelglaubens. Wie die Humanisten die echte Überlieferung, die Quellen, suchten, suchte er die Quelle alles Fühlens und Wissens: die Bibel, und durch sie die Quelle alles Seins: Gott.

So nimmt der Humanismus im Kreise Luthers eine religiöse Wendung und entfremdet sich ganz und gar seinem alten immanenten Sinn. Es bleibt allein die Verwandtschaft des Forschungsprinzips: das Suchen nach der echten, vollgültigen Autorität. Daß diese Verwandtschaft keine moderne Konstruktion ist, daß der Schritt vom antik-irdischen zum christlich-transzendenten Humanismus (wenn man überhaupt noch so sagen darf) bewußt vollzogen wurde, lehrt das Bekenntnis Melanchthons aus seiner berühmten Wittenberger Antrittsrede von 1518: „Wenn wir unsern Geist auf die Quellen lenken, werden wir anfangen, Christum zu verstehen, sein Gebot wird uns zur Leuchte werden, und wir werden mit jenem beglückenden Nektar der göttlichen Weisheit erfüllt.“ Wie zu antiken Autoren stellt man zur Bibel ein unmittelbares von aller scholastischen Literatur befreites Verhältnis her, man versucht einige Jahrhunderte auszustreichen, aber man ist weit davon entfernt, in sich selbst oder im Menschentum die Möglichkeit aller intellektuellen Fortschritte finden zu wollen, weder im Lager der Reformatoren noch auch im allgemeinen im Lager der Humanisten.

Die Geburtsstunde der Geistesfreiheit hat noch nicht geschlagen, nur eine Vorbereitungszeit ist angebrochen. Man darf die Gebundenheit, die den Universitäten wieder auferlegt wird, keineswegs allein den Spätlutheranern zuschreiben, und man darf ebensowenig den Unterschied in dem dogmatischen Verhalten des Protestantismus und des Katholizismus übertreiben. Beide Konfessionen wollten Autoritätenglauben, und Luther war sich vollständig darüber im klaren. Er sagt in einer Tischrede: „Wer nachgibet, daß der Evangelisten Schriften Gottes Wort sein, dem wollen wir mit Disputiren wohl begegnen; wer es aber verneinet, mit dem will ich nicht ein Wort handeln.“

Bis hierher und nicht weiter. Die Bindung ist lockerer, aber sie ist da. Hat Ignaz von Loyola etwa die Wissenschaft verworfen? Im Gegenteil, er ist ihres Lobes voll, natürlich ebenfalls unter seinen Bedingungen: „Die Beschäftigung mit der Wissenschaft," sagt er, „wenn sie mit dem reinen Streben eines Gottesdienstes getrieben wird, ist gerade darum, weil sie den ganzen Menschen erfaßt, nicht weniger, sondern noch mehr Gott wohlgefällig als Übungen der Buße." Besteht nicht der ganze Unterschied in der Stellung zur Geistesfreiheit mehr darin, in welcher Weise man die Wissenschaft der Religion (und sogar der Theologie) unterordnet, und gibt es in der Sache selbst prinzipielle Abweichungen?

Folgerichtig ist Luthers Universitätsprogramm am stärksten im Negativen, während das Positive einseitig theologisch orientiert ist. Er reißt den Bau der scholastischen Hochschule ein. 1520 erdröhnt sein erster Hammerschlag: „Die vniuersiteten dorfften," schreibt er in der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation, „auch wol eyner gutten starken reformation. Ich muß es sagenn, es vordrieß wen es wil. Ist doch allis was das bapstum hat eingesetzt vnd ordiniert, nur gericht, auff sund vnd yrthum zumehrenn, was sein die Vniuersiteten, wo sie nit anders, dan bißher verordnet? Den, wie das buch Machabeorum sagt, Gymnasia Epheborum et Grece glorie, darynnen ein frey leben gefuret, wenig der heyligen schrifft vnd Christlicher glaub geleret wirt, vnd allein der blind heydnischer meyster Aristoteles regiert, auch weytter den Christus." Was muß anders werden? Zu entfernen sind geistliches Recht sowie die naturwissenschaftlichen Werke des Aristoteles; seine Logik, Poetik, Rhetorik dagegen mögen bleiben. Hauptziel des Universitätsunterrichts sei die Heranbildung schriftkundiger Theologen. Die Theologie darf sich nicht auf die Scholastik, sondern allein auf die Bibel gründen. „Ich hab groß sorg, die hohen schulen, sein große pfortten der hellen, ßo sie nit emßiglich die heylig schrifft vben, vnd treyben ynß iunge volck." Wichtig sei ferner eine geschickte Auswahl und gründliche Vorbildung der Studenten. Und noch derber fährt Luther in dem Sendschreiben an die Bürgermeister und Ratsherren über die Universitäten her (1524). Das sei die Ursache des geistig-religiösen Verfalls, daß man nicht für gute Bücher gesorgt habe, daß man die Mönche und der „hohen Schulen Gespenst" mit ihren „unflätigen, giftigen Büchern" habe walten lassen. Man müsse Bibliotheken mit Bibeltexten und guten Kommentaren, mit Fachliteratur und alten Schriftstellern einrichten; jetzt sei die höchste Zeit, aber auch die beste Gelegenheit dazu, denn, Gott sei Dank, sei nicht mehr Mangel an tüchtigen Gelehrten und brauchbaren Büchern. Das ist Luthers Programm. Er hat es, das ist nicht zu bezweifeln, ganz auf die Theologie gegründet. Gewiß muß die Bibel durch Menschenwerk ergänzt werden, sie enthält keine Normen für alles und jedes. Aber im Bereich des religiösen und sittlichen Lebens, dem sich nichts völlig entzieht, herrscht sie allein und uneingeschränkt, und damit herrscht sie auch auf den Universitäten.

Luthers Anschauung bestimmt den Gang der Dinge um so mehr, als sie von den protestantischen Fürsten übernommen wird, die bei der Universitätsreform das Machtwort zu sprechen haben. Sie übernehmen zuvörderst das

allgemeine Ziel: „Wir wissen," heißt es in den ältesten Königsberger Statuten, „daß es die allererste Sorge der fürstlichen Regierung sein muß, die wahre Gotteserkenntnis auszubreiten." Auszubreiten überhaupt, nicht etwa nur in der theologischen Fakultät. Das ganze Beamtenheer, das von jetzt ab von der Universität kam, sollte von ihr die vorschriftsmäßige konfessionelle Gesinnung mitbringen. Das lautet, in die Paragraphensprache übersetzt: die Hochschule soll unbedingt konfessionell einheitlich sein, mithin verlange man von jedem neuen Universitätsangehörigen ein religiöses Gelübde (juramentum religionis). Da überdies auch Universitäten derselben Konfession verschiedene theologische Lehrmeinungen vertraten, die sich ebenso heftig befehdeten wie die Konfessionen selber, war es das Beste, die Freizügigkeit ganz auszuschließen, was auch das fiskalische Interesse zu gebieten schien. So erreicht die Entwicklung zur reinen Landesuniversität nunmehr ihren Abschluß, und jede Universität nimmt ihren besonderen Charakter an.

Sollten freilich die Hochschulen ihren religiösen Erziehungszweck erfüllen, dann war vor allem ihre wirtschaftliche Reorganisation vonnöten. Denn sie waren so gut wie ganz verfallen. Die junge freiheitsdürstende Generation ließ sich nicht mehr zum Wohnen in den Bursen bewegen, die schlecht besoldeten Lehrer suchten ertragreichere Nebenarbeiten und blieben vielfach monate- und jahrelang von der Universitätsstadt abwesend. Der Geldwert der Stiftungen und Pfründen war gesunken und mithin die finanzielle Grundlage der Universitäten erschüttert. Die unruhige Zeit droht alles aufzulösen. Die Besucherzahl nimmt rapide ab. 1526—30 beträgt der Jahresdurchschnitt der Inskriptionen etwa ein Viertel des früheren: 650 an allen deutschen Universitäten zusammen; die durchschnittliche Jahresfrequenz ist also nicht viel über 1000. 1526 heißt es, daß in Heidelberg mehr Professoren als Zuhörer anzutreffen seien. Das ist immer noch nach der einen Seite günstig, wenn man bedenkt, daß manchenorts gar nicht gelesen wurde und daß die Wiener theologische Fakultät 1532—37 nicht einmal einen Dekan besaß, d. h. ohne alle Geschäftsführung und Leitung war.

Nur durch die Beschaffung von Geldmitteln waren diese Mißstände zu beseitigen. Aber zum Glück hatte man in den protestantischen Ländern verfallenes Klostergut und eingezogene kirchliche Stiftungen. Sie bereicherten zunächst die Landesherren, die aber den Universitäten einen Teil davon abgegeben haben. Die Reformatoren waren für eine solche Verwendung tätig und fanden darin lediglich die Erfüllung stiftungsgemäßer Absichten. 1540 schreibt Melanchthon in einem für Leipzig bestimmten Gutachten: „Diese Schenkungen sind zum Unterhalt von Lehrern und Lernenden gemacht worden. Dasselbe besagen die Canones."

Natürlich wuchs der Einfluß der Landesherren durch solche Überweisungen wieder. Sie geben nicht nur, sondern schreiben auch eine genaue Verteilung der Gelder vor, treffen Verfügungen über die Zahl der Dozentenstellen sowie über den gesamten Lehrplan. Sie wünschen dringend, daß alles besser wird, und begegnen sich darin mit den fortschrittlichsten Männern ihrer Zeit.

Für die geleistete Arbeit mögen Namen reden. Es fanden damals statt:

die Gründung von Marburg (1527), Königsberg (1544), Jena (1558) und Helmstädt (1576), sowie die Umgestaltung von Tübingen (1534), Wittenberg (1536), Frankfurt a. O. (1542), Heidelberg und Leipzig (beide 1558).

Natürlich sind die katholischen Universitäten nicht minder reformbedürftig, um so mehr, als die Studenten schon beginnen, in Territorien anderer Konfession abzuströmen. So werden allein in Tübingen, freilich einer von den Österreichern bevorzugten Hochschule, von 1530—1614 712 Österreicher immatrikuliert, vor allem aus Ober- und Niederösterreich, Krain und Steiermark. Und doch hatte Ferdinand I. in einem Erlaß von 1548 seinen Landeskindern nur den Besuch von Wien, Freiburg und Ingolstadt erlaubt und den Besuch anderer Hochschulen mit der Strafe der Landesverweisung belegt. Aber wirksamer als Verbote, die sogar gemildert werden mußten, war es doch, die eigenen Bildungsanstalten zu reformieren, und das geschieht denn auch von den katholischen Fürsten in ganz ähnlicher Weise wie auf protestantischer Seite. Die getreuesten Helfer sind ihnen dabei die Vorkämpfer der Gegenreformation, die Jesuiten. Vergebens setzen sich die Universitäten gegen deren Eindringen zur Wehr, der Orden gewinnt mehr und mehr Terrain, faßt in Dillingen, Ingolstadt, Wien, Freiburg Fuß und gründet außerdem in vielen Städten eigene Kollegien.

* * *

Was ist entstanden? Nicht die moderne Universität, deren Fundament die Lehrfreiheit ist, sondern eine Zwischenform von Mittelalterlichem und Modernem, wie Reformation und Humanismus selbst nur Übergänge vom Mittelalter zur Neuzeit sind.



7. Das deutsche Studententum von 1517—1650


it der Reformation beginnt die Geschichte des modernen Studententums. Von jetzt ab fehlt der Studentenschaft Zwangsorganisation und einheitlicher Charakter, den ihr im Mittelalter die hinter den Universitäten stehende Kirche verbürgte. Sie zersplittert sich, und die soziale Schichtung des übrigen Volkstums drückt sich nun naturgemäß stärker in ihr ab. Der Adel tritt hervor, den die Vorbereitung auf die Beamtenkarriere häufiger wie bisher zur Universität führt, und wird nicht nur vermöge seiner äußeren Überlegenheit tonangebend, er wird auch noch ganz im Sinne dieser ständisch denkenden Zeit von den Universitätslehrern bevorzugt. Strafen gegen Adlige fallen sicher glimpflicher aus, und am liebsten vermahnt man, wenn einzugreifen ist, den Hofmeister, auf den jungen Herrn besser zu achten.

Auch die Trennung von Arm und Reich macht sich deutlicher bemerkbar, als das innerhalb der ausgleichenden Burseneinrichtung angängig war. Vermögende konnten besser wohnen und sich besser kleiden, Bedürftige blieben für den einfachen Lebensunterhalt auf Unterstützungen angewiesen, und im Gegensatz zum Mittelalter gilt jetzt die Unterstützung als schmälernd. Die Konvikte entstehen, aber der Konviktorist, der freilich einengenden Bestimmungen unterliegt, wird als Student zweiter Klasse angesehen. Nach Vermögens-, Wohn- und Pensionsverhältnissen bildet sich eine Rangordnung aus, die noch zu betrachten sein wird: Adliger, Professorenbursch, Bürgerbursch, Konviktorist.

Natürlich wäre volle studentische Freiheit ganz gegen den Sinn der damals Maßgebenden gewesen. Der Student nahm sie sich mehr, als daß er sie erhielt. Der Student nennt sich „Bursch" (vorher Bursenknecht) zum Beweis, daß er sich als einzelner, von der Burse Losgelöster, fühlt, und man kann von dieser Zeit ab die vielumstrittene Anschauung von der „Burschenfreiheit" datieren; aber sie findet bei Universität und Regierung keine Förderung, diese sind im Gegenteil für eine Überwachung der Studentenschaft, die der mittelalterlichen wenig nachgibt. Nur die Formen werden andere. Der Student wohnt frei, aber er steht unter Aufsicht eines von den Eltern, auch vom Rektor oder Dekan bestimmten Privatpräzeptors, am besten eines Professors, bei dem er dann gleich Kost und Logis nehmen mag. Die Professoren sind ja verheiratet, und Aufsichtsführung und Vermietung wird für sie in den nächsten zwei Jahrhunderten eine ergiebige Einnahmequelle. Der Berater berichtet an die Eltern seines Zöglings; bei disziplinellen Vergehen tritt sogar die Universität selber mit dem Elternhaus in Verbindung. So will der Tübinger Senat 1581 an einen Studentenvater schreiben, er solle seinen Sohn

von der Universität wieder abholen lassen, und teilt 1600 der Mutter eines anderen mit, daß ihr Sohn „nicht zu den studiis tauge". Und in letzter Linie fühlt sich in dieser patriarchalischen Zeit der Landesherr für alles verantwortlich; so erklärt Herzog Albrecht bei der Gründung Königsbergs: Wir haben in den meisten Schulen Beispiele gesehen, die nicht nur christlicher Schulen, sondern jeglicher staatlicher Gemeinschaft unwürdig sind, deshalb wünschen wir, daß die Leiter der Akademie in der Aufsicht der Sitten wachsam und streng sein sollen, und wir selbst werden diese Sorge übernehmen.

Solche Bevormundungsmaßregeln vermögen aber die Burschenfreiheit nicht auf die Dauer zu beseitigen. Noch im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts entwickeln sich selbständige studentische Organisationen: die Nationen („collegia nationalia", „societates nationales"). Sie haben mit den älteren Nationen, die in Deutschland ohnehin eine ziemlich geringe Rolle spielen, keinen Zusammenhang und sind z. B. in Leipzig neben ihnen vorhanden. In ihren Zwecken haben sie jedoch manche Berührungspunkte. Zweck der neuen, von den Universitäten nicht anerkannten Nationen ist die soziale Fürsorge für Landsleute. Sogar Kultzwecke liegen ihnen in der ältesten Zeit nicht fern. So führen 1677 die Rostocker Pommern einen Kampf um die Plätze im Kirchenchor und die daran anstoßenden Begräbnisstellen. Der Ankauf von Erbbegräbnissen wird überhaupt mehrfach erwähnt. Die Nationen besitzen eigenes Vermögen, eigene Gesetze, ferner Gebrauchsgegenstände, z. B. Trinkgefäße, die, wie wir aus einer Königsberger Verfügung erfahren, in einer Lade aufbewahrt werden. Das alles ist ganz ähnlich wie bei den älteren Nationen.

Neu aber ist das landsmannschaftliche Erziehungsprinzip: unter Beseitigung aller sozialen arbeitet man auf Einführung rein studentischer Anciennetätsunterschiede hin. Jeder Student, er sei arm oder reich, hat sich in dem ersten Jahr seines Universitätsaufenthalts, dem sogenannten Pennaljahr („status"), den Anweisungen seiner fortgeschritteneren Landsleute, der sogenannten Schoristen oder ehrlichen Bursche, zu fügen. Die Älteren „erziehen" die Jüngeren; freilich wie erziehen sie! Man kann manches auf Konto einer roheren Zeit setzen, — der Pennalismus erlebt seine Blüte während des Dreißigjährigen Krieges —, aber was an Drangsalierung der Pennäle geleistet wurde, war auch an damaligen Anschauungen gemessen, hanebüchen genug. Der Pennal mußte Geld und gute Kleider hergeben, auf alle Burschenabzeichen oder gar Modeneuheiten verzichten und durfte sich nur in beinahe verwahrloster „Pennal"tracht blicken lassen, er mußte die Landsleute bewirten, sooft sie kamen, mußte bei den Kneipen der Nation aufwarten, nach seiner Ankunft den Akzeßschmaus geben, mußte sich prügeln lassen, durfte keine Geliebte haben, und nur, wenn er sich alle dem ein Jahr lang getreulich unterworfen hatte, konnte er um Absolution einkommen. Widerstand machte nur das Übel ärger, und es ist ein Fall bekannt, daß ein Pennal zum Fenster hinaussprang, um sich vor Quälereien zu retten, und sich zu Tode stürzte. Dafür wurden die Pennäle gegenüber fremden Landsmannschaften geschützt, deren Angehörige nichts von ihnen verlangen durften. In Schochs „Komödia vom Studentenleben" (1657) verbittet sich der Senior der Leipziger „Meiß-

ner", daß fremde Schoristen die Pennäle seiner Nation „beschmausten" oder ihnen Strafen auferlegten.

Das Pennaljahr dauerte meist kein bürgerliches Jahr, sondern ein Jahr, sechs Monate und sechs Tage. Dann entschied die Landsmannschaft über Absolution. Sie legt dem Pennal vielleicht noch eine Korrektion auf: er hat ein oder dem anderen Mitgliede für besondere Vergehen Abbitte zu leisten oder er muß Strafe zahlen oder im schlimmsten Falle nachpennalisieren. Findet die Absolution statt, so hat er ein Aufnahmegeld zu geben, das nach der Höhe seines Wechsels bestimmt wird, und gleichfalls seinem Vermögen entsprechend einen Absolutionsschmaus auszurichten.

Wir finden die Nationen nicht vor Anfang des siebzehnten Jahrhunderts organisiert, aber ihre Entwicklung beginnt sicher früher. Sie sind gleich in der ersten Zeit unserer Kenntnis entartet und von ihren ernsteren Zielen so gut wie abgekommen. So berichtet der Privatlehrer eines in Jena studierenden adligen Hessen (1630) über die beiden dortigen Landsmannschaften der Franken und Thüringer nach Hause, daß sie „tag vor tag bald bei diesem, dan bei Jehnem uff den Stuben liegen und nechst unwiederbringlicher Zeitverderbung mit dem bestialischen biersauffen ein ander also zurichten, das mancher die Zeit seines lebens nit allein zu studiren, sondern auch zu andern sachen gantz untauglich sein und pleiben muß."

Das Pennalwesen gab den Anlaß, gegen die Nationen einzuschreiten. Quistorp und Schröder in Rostock, Meyfart in Erfurt und Moscherosch eifern dagegen. Moscherosch in seinem bekannten Weckbuch: „Philanders von Sittewald wunderliche und wahrhaftige Gesichte" (1642) appelliert an Eltern und Landesherren: „Wo christliche Eltern ihre Kinder nicht ernster anhalten, wo christliche Obrigkeiten die Studenten nicht ernster abhalten von den üppigen Kleidungen, von den rüpelhaften Gebärden und dem bengelhaften Gebaren: da werden sie am jüngsten Gericht schwere Rechenschaft zu geben haben."

1633 sucht Wittenberg ein gemeinsames Vorgehen der Universitäten gegen den Pennalismus anzuregen. 1654 erläßt der Reichstag zu Regensburg ein Verbot, das in den folgenden Jahren schrittweise auf den einzelnen Hochschulen durchgeführt wird. Einige unterdrücken bei dieser Gelegenheit auch die Nationen als die Träger des Pennalismus, z. B. Leipzig (1682); in Königsberg dagegen sucht man die studentischen Organisationen unschädlich zu machen, indem man sie zu offiziellen Einrichtungen umgestaltet (1683). Inwieweit die Nationen an den Universitäten beseitigt worden sind, läßt sich nicht überall genau sagen, jedenfalls haben sie nach diesem Kampfe nirgends mehr Bedeutung gehabt und erst nach verhältnismäßig langer Zeit in den Landsmannschaften des achtzehnten Jahrhunderts ihre Auferstehung erlebt. So siegt staatliche Autorität über studentische Selbstverwaltung.

Für die wissenschaftliche Erziehung des Studenten sorgt, wie in der vorangegangenen Zeit, lediglich die Fakultät. Noch ist ein besonderer Eintritt in die Fakultät nötig, und merkwürdigerweise verbindet sich jetzt mit diesem Aufnahmeakt die Deposition. Der Dekan der philosophischen Fakultät voll-

zieht sie, meist mit einem besonderen Depositor. Der Dekan hält bei dieser Gelegenheit eine flüchtige Lateinprüfung ab, die aber bald zur Karikatur wird. So sind aus Jena Fragen überliefert: Was heißt das Mäuseloch? Antwort: Mysterium. — Was die Jungfernschaft?: Parenthesis. — Was ein Jungfernkind?: Posito. — Die Ohrfeige?: Accidens, Recipe usw. Sie dienten natürlich nur dazu, den Neuling in Verwirrung zu setzen und für seine Unkenntnis möglichst zu verprügeln. Dabei ist die Deposition als solche offizielle Universitätseinrichtung und der vom Dekan ausgestellte Depositionsschein Vorbedingung der Immatrikulation.

Natürlich gestalten sich auch die Depositionsbräuche weiter aus. Allerlei Handwerksgerät wird nun als Marterwerkzeug gebraucht: Axt, Beil, Schrupphobel, Schlichthobel, Bohrer, Zange, Feile, Schere, Ohrlöffel werden der Reihe nach zu kunstgerechter Bearbeitung des Beans angewandt. Dabei erfolgt jedesmal eine moralisch-symbolische Erläuterung, damit die pädagogische Bedeutung der Maßregel nicht vergessen wird. Von Art und Inhalt dieser rednerischen Leistungen des Depositors mögen einige Verse aus einer Schilderung der Straßburger Bräuche (Ritus depositionis von 1664) eine Vorstellung vermitteln. Beim Haarschneiden wird gesagt:

Weil du kanst mancher Haar, du Zottelbock, entpähren,
Drum muß zur Ehrbarkeit ich deinen Kopf bescheeren.

Zum Feilen:

Ich feyle dir die Hand, um damit anzudeuten,
Daß du, was redlich ist, mit ihnen sollst arbeiten.

Zum Bohren:

Bei diesem Bohren denkt, daß ihr, wan ihr nicht thoren
Wollt bleiben immerdar, müßt dicke Brettlein bohren.

Gegen Schluß der Zeremonie werden die, welche sich nun als Studenten fühlen, zum Erheben aufgefordert; wehe aber, wenn dann schon jemand aufsteht, für seinen Übermut hat er den Plumpsack zu fühlen. Zuletzt erfolgt eine Art Studententaufe. Salz und Wein wird den Beanen gereicht, gelegentlich auch über den Kopf gegossen, was freilich für einen Mißbrauch galt.

Studenten, und wohl in erster Linie Landsleute, waren bei der Deposition anwesend und halfen mit. Sie sangen im Chorus ein Lied, das spätestens im sechzehnten Jahrhundert entstand:

Beanus ille sordidus	Seht nur den schäbigen Bean
Spectandus altis cornibus	Mit seinen großen Hörnern an,
Ut sit novus scholasticus	Er kann erst dann der unsre sein,
Providerit de sumptibus . . .	Wenn er uns zahlet Gelder ein . . .
Signum fricamus horridum	Verwandelt nun den Unhold ganz,
Crassum dolamus rusticum	Entfettet ihm den Bauernwanst,
Curvum quod est deflectimus	Renkt erst mal ein, was krumm und schief,
Altum quod est deponimus.	Und legt ihm, was zu hoch ragt, tief.

Ziemlich früh wurde die Deposition als der Würde der Universität unangemessen empfunden. Man wollte sie abschaffen oder wenigstens ernster

gestalten. Der Erneuer der Heidelberger Hochschule, Pfalzgraf Otto Heinrich, verwarf sie so ziemlich, wenngleich er sie auch nicht beseitigen zu können glaubte: „Und anfenglichen von der deposition zu melden, wiewol wir achten, dieselbe von den alten nit gar ohne ursachen eingesetzt sei, so konnen wir doch den itzt eingerissenen mißbrauch nit loben, dieweil solche depositiones nunmehr zu einem unnutzen gespei und fatzwerkh geratten, doraus diejenigen, so deponirt werden, mehr zu beurischer unzuchtiger barbarei angereitzt und bewegt, dann das sie davon abgewendet und entzogen werden, deswegen dan nit fast hoch daran gelegen, obschon dieselbe hinfur gar und gantz abgestellt und underlassen wurde.“ Aber die Deposition war ein gutes Geschäft und fand beredte Verteidiger in den Depositoren, die darüber eine umfängliche Literatur zu ihrer Erhaltung zusammenschrieben und immer wieder auf ihre moralische Bedeutung hinwiesen. In der Praxis freilich drückten sie ein Auge zu, wenn man sich nur von der Quälerei loskaufte. Wurden sie ganz in die Defensive gedrängt, so schlugen sie eine Reform vor: retineatur usus (übersetze: die Gebühr!), tollatur abusus war dann ihre Devise. So ist die Deposition bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein erhalten geblieben, wenngleich zuletzt in gemilderter, spiritualisierter Form. Die einzigen Depositionsinstrumente, die sich bis heute erhalten haben, befinden sich in Leipzig und stammen aus dem Jahre 1711.

Die Arbeit der Fakultät dient jetzt nicht mehr bloß der Züchtung von Nachwuchs, sondern auch dem außerwissenschaftlichen staatlichen Zweck der Berufs- und Beamtenbildung. Der Staat schafft deshalb Aufsichtsorgane in seinen Visitationskommissionen und Konsistorien, die über den Lehrbetrieb der Universitäten wachen. Die Entwicklung zum Staatsexamen deutet sich an. Um 1660 verlangt das Dresdener Oberkonsistorium die Einsendung aller Zensuren der Leipziger theologischen Fakultät, lehnt aber gleichzeitig eine unbedingte Anerkennung ab, sondern behält sich besondere Prüfungen vor.

Der Weg aller Studierenden führt noch über die Artistenfakultät, für die sich nach und nach die Bezeichnung philosophische Fakultät einbürgert („collegium philosophicum“ in Leipzig seit 1550). Sie sollte vor allem noch in den „humaniora“ die nötige Sicherheit geben. Zu beachten bleibt dabei, daß für die Immatrikulation noch kein unbedingtes Altersminimum bestand und daß viele die Universität zu jung und nur ungenügend vorgebildet bezogen. Ein erfahrener Pädagog wie Schupp warnt, daß man „nicht zu frühe solle auff Universitäten eylen“. „Dann gleichwie ein Kauffmann der kein Capital habe / sondern bald hier bald dar 10. Reichsthaler entlehnen müsse / schwerlich reich werde; Also gehe es auch einem Studenten / wann er nichts auff Universitäten bringe / so nehme er auch nichts davon hinweg.“ Wer Leinwand angefertigt haben wolle, dürfe dem Leineweber nicht Flachs, sondern müsse ihm schon gesponnenes Garn schicken; „und je subtiler das Garn ist / je besser Leinwand machet mir der Leinweber“. Da sollte nun die Artistenfakultät nachholen und besonders die Lateinkenntnis vervollkommnen, soweit dazu nicht Privatlehrer engagiert wurden. Denn die völlige Beherrschung des Lateinischen war für alle Berufe, nicht zuletzt aber für die höhere Laufbahn, er-

forderlich. „Einem, der hirnechst zu hohen Politischen officiis kommen," schreibt ein besorgter Vater, der hessen-darmstädtische Kanzler Todenwarth, im Jahre 1630, „große correspondentz an Kayserliche, Königliche, Chur- und Fürstliche höfe halten, Legationes verrichten, mit großen herren raisen, vor diselbe oft das wort führen, großen consultationibus beywohnen, auf kirchen, schulen und gericht als ein hoher bedienter sehen und etwa auch bey vielen herren geschäften auf edirung eines oder mehrer tractätlein zu gewinnung ewigen nahmens bedacht sein will, ist die gründliche fassung diser sprach, auch darinn ein ohngezwungener, flissender, rayner, sich an kurtze periodos und anmütige deutlichkeit haltender stylus nötiger dan hochnötigst. Die studirende jugend kann dise nohtwendigkeit nicht so wohl begreiffen, als die omission im alter beklagen". Also mit andern Worten und ohne die erdrückende Umständlichkeit dieser Zeit: ob man nun Diplomat, Schulmeister, Jurist, Theologe oder gelehrter Schriftsteller werden wollte, man brauchte eine absolut sichere Beherrschung der lateinischen Sprache.

Natürlich erledigt sich aber diese propädeutische Aufgabe der Artistenfakultät mehr und mehr mit der Entwicklung der Gymnasien. Bei den Leipziger Juristen fällt der philosophische Vorkurs z. B. schon im siebzehnten Jahrhundert weg. Die Artistenfakultät muß also nach einem neuen Inhalt suchen, sie findet ihn in der eigentlichen Philosophie und den geschichtlichen Disziplinen, und nimmt, von allem Schulmäßigen freigeworden, dann seit dem achtzehnten Jahrhundert einen bewundernswerten Aufschwung.

Teils mit der Erziehung für das Berufsleben, teils aber mit der durch den Buchdruck ermöglichten Verbilligung und Verbreitung des Buches hängt die Verkürzung der Studienzeit zusammen, die alle neuen Universitätsstatuten der Reformationszeit aufweisen. Das schwerfällige und umständliche Mitteilungsverfahren der Vergangenheit war jetzt nicht mehr nötig. Man konnte und mußte Zeit sparen, denn das Studium beruhte nicht mehr auf Pfründnertum, sondern sobald als möglich hatte man den eigenen Unterhalt selbst zu verdienen.

Die Abstände zwischen den Graden werden kürzer, und dann begreift man die Notwendigkeit von mehreren „Graden", die mit dem wissenschaftlichen Zünftlertum des Mittelalters zusammenhing, überhaupt nicht mehr. Ein summarisches Verfahren, die „promotio per saltum" tritt ein. Man wird Baccalar und Magister auf einmal, und schließlich ist nur noch von der abschließenden Magisterwürde die Rede. In Frankfurt war es schon nach der Reformation von 1542 möglich, beide Grade zugleich zu erlangen, im siebzehnten Jahrhundert wird die Vereinfachung allgemein.

Die Unterrichtsmittel bleiben im wesentlichen dieselben: Vorlesung, Repetition, Disputation. Die Zahl der Disputationen wird verringert und z. B., wie bereits erwähnt, die Quodlibetdisputation gänzlich abgeschafft. Aber die Abhaltung regelmäßiger Disputationen durchzusetzen, kostet Mühe genug. So sind in der Leipziger theologischen Fakultät im sechzehnten Jahrhundert zwölf ordentliche Disputationen jährlich vorgeschrieben, indes schon von 1545 bis 1592 finden oft nur vier oder zwei, manchmal auch gar keine statt. Als neue

humanistische Übung kommt auf manchen Universitäten, z. B. in Königsberg, die Deklamation auf. Und in Erinnerung an die aushilfsweise Verwendung der mittelalterlichen Baccalare tun sich auch jetzt gelegentlich Studenten zu einer Art von wissenschaftlichem Verein zusammen, eine Einrichtung, die zunächst als „disputatio privata", dann aber als „collegium" bezeichnet wurde. Sie erwies sich vor allem wegen ihres kurzen und durchgearbeiteten Verfahrens als so praktisch, daß sie bald von den Professoren selbst nachgeahmt wurde, und erst dadurch hat sich das Wort „Kolleg", das ja während des ganzen Mittelalters etwas anderes bedeutet, in dem heutigen Sinne auf den deutschen Universitäten eingebürgert und ist aus der unbezahlten öffentlichen die bezahlte Privatvorlesung geworden.

Hier und da gab geradezu die Bequemlichkeit der Professoren zur Einrichtung von Kollegien Anlaß. So schreibt 1556 Felix Platter, der in Montpellier Medizin studierte, an seinen Vater: „Wie man so liederlich läse zu Mompelier und ettlich gar unnutzlich", und ferner: „wie wir privatas disputationes under uns teutschen hielten, damit wir uns gar nutzlich exercierten und daß ich der erst sy geweßt, so respondiert, wie auch noch mir andre, und alle wuchen also einest uns übten". Freilich hat man in Montpellier offenbar mehr studentische Selbstverwaltung, aber die hier in Betracht kommenden Verhältnisse treffen doch auch anderweit zu.

In dem jetzigen Umfang unbekannt, wenn auch nicht völlig neu, ist das akademische Theaterspielen. Es wird zunächst besonders von den Humanisten gepflegt, aber auch Luther und später die viel weltmännischeren Jesuiten stellten sich freundlich dazu. Der Bildungszweck — denn darauf kam es in erster Linie an — ist immer derselbe. Die Studenten sollen lateinisch sprechen und gewandt auftreten lernen. Um künstlerische Absichten handelt es sich nur nebensächlich, vor allem in der nachhumanistischen Epoche.

In Deutschland hat zuerst Konrad Celtes — wenn man von der Verwendung von Scholaren in den kirchlichen Dramen des Mittelalters absieht — das akademische Theaterspiel in die Mode gebracht. Er war dabei nicht original. Der römische Humanist Pomponius Laetus war sein Vorbild. Gleich ihm ließ er zunächst Terenz und Plautus aufführen, über die er auch Vorlesungen hielt (seit 1502), dann aber, 1504, ein eigenes Stück. War doch das humanistische Studium überhaupt als Anregung zur Produktion, oder um den entsprechenderen und auch authentischen Begriff zu gebrauchen, zur Imitation gedacht. Von Celtes geht die Entwicklung aus, zu der die beiden unter sich verwandten Reihen der deutschen (bzw. neulateinischen) Dramatik: das Schuldrama und das Jesuitendrama gehören. Beide haben für den Universitätsunterricht an den katholischen Hochschulen Bedeutung und behalten sie bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein.

Einzelne Stücke beschäftigen sich mit dem Studentenleben selbst. Sie sind für die Sittengeschichte von größtem Wert, und, obwohl stets eine moralpädagogische Absicht dahinter steckt, sind sie doch ziemlich unverfälschte Zeugnisse studentischer Art geblieben. Das liegt an der Drastik der Zeit, man glaubt derb auftragen zu müssen, um auf die Gemüter zu wirken, und gibt

dann nach reichlich naturalistischem Verfahren noch eine direkte Nutzanwendung zu. Erich Schmidt leitet bezeichnenderweise die Studentenkomödie von den zahlreichen Dramen über den verlorenen Sohn ab, die ja die tollen Jahre des verlorenen Sohnes mit verständnisvoller Ausführlichkeit behandeln.

Das anregende Stück dieser Gattung, Christoph Stymmels „Studentes“, erschien 1545 und wurde häufig dargestellt. Dann prägte Albert Wichgrev in seinem „Cornelius relegatus“ (1600 aufgeführt, 1602 erschienen) dem Bewußtsein der damaligen und der späteren Welt die Gestalt des Leichtfußes Cornelius ein („Cornelius“ war auch der Ausdruck für Katzenjammer), der von der Universität verwiesen und vis à vis de rien stehend nur durch eine zufällige Erbschaft vor dem Strick bewahrt wird und nun ein neues Leben anfangen kann.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erschöpft sich dann die Freude an der dramatischen Behandlung dieser Stoffe: Andreaes „Turbo“ (1616, noch lateinisch abgefaßt), Raues „Zwischenspiel“ (1648) und Schochs bekannte „Comoedia vom Studentenleben“ (1657), die das Tübinger, Wittenberger und Leipziger Studententum spiegeln, sind die letzten Ausläufer.

Die Promotion verbindet sich noch, wie im Mittelalter, mit einer Disputation, der jetzt gedruckte Thesen zugrunde gelegt werden. Aus diesen Thesen entwickelt sich im siebzehnten Jahrhundert die Dissertation, die zunächst auch nur Material für die Disputation, nicht etwa eine selbständige schriftstellerische Leistung ist. Deshalb wird durchaus nichts dabei gefunden, wenn der den Redeakt leitende Professor bei der Anfertigung der Dissertation mithilft oder sie ganz abfaßt. Freilich machen sich gegen diese Praxis schon früh auch Bedenken im Sinne des literarischen Anstandes geltend. So eifert der Tübinger Jurist Joseph Besold (Besoldus) um 1630 gegen die Doktorenzüchterei allzu wohlmeinender Lehrer:

Da kompt offt mancher her mit etlich wenig Bogen,
(Die er doch nicht gemacht) groß pralend auffgezogen,
Und sagt, daß seye nun sein Disputation,
Die Er pro gradu hält, versteht doch nichts davon.
Dann wann Herr Urian hinkompt auf das Catheder
So schweigt er wie ein Mauß, ihm zittert sein Geäder
Und alle Därm im Leib, weiß weder aus noch an,
Weil Er kein Argument nicht assumieren kan.
Wie im Examina sie als die Stummen schweigen,
Und ihr Unwissenheit mit Reden mehr bezeugen
Das ist genug bekant, und hat ein kleiner Spalt
Offt solches offenbahrt, wiewol mans heimlich helt.
Noch gleichwol kompt hernach der Präses auffgetreten
Und sagt uns, wie wir da ein Candidatum hätten,
Der wär so hoch gelehrt, in allen so versirt,
Daß Er die Doktors Stell wol doppelt meritirt.

Die Disputationsthemen sind oft ziemlich merkwürdig und vom modernen wissenschaftlichen Geist noch wenig berührt. „Ob ein Stein vollkommener wäre, wenn er reden könnte? (Antwort: Nein)“ lautet eine Marburger These von 1610.

Viel mehr als in früherer Zeit nehmen Verwandte an den Examensvorgängen teil. Mit Hochgefühl berichtet der neue Magister nach Hause, so schreibt ein Wittenberger 1542 an seinen Onkel in Zwickau, der ihn studieren läßt: „Lieber Onkel, ich habe (was mir zum Heil sein möge) am 20. April den Magistertitel an unserer Hochschule erlangt und von meinen Lehrer recht ehrenvolle Zeugnisse erhalten, was hoffentlich für alle meine Angehörigen rühmlich und nützlich sein wird. Wie Du weißt, sind ja solche öffentliche Ehrungen vor allem dazu bestimmt, daß über unsere Kenntnisse und unser Verhalten zum Zwecke unseres weiteren Fortkommens ein öffentliches Zeugnis besteht." Der Brief ist auch zugleich ein Beweis für den praktischen Geist, mit dem man jetzt an das Studium heranging!

Der Fleiß der Studenten wird von der Universität kontrolliert, die von Faulheit ebenso wie von schlechter Aufführung die Eltern in Kenntnis setzt. Wieder haben wir aus dem Tübinger Leben die besten Beispiele. 1554 wird einer Anzahl Studenten bei Verlust ihrer akademischen Rechte befohlen, wenigstens eine Lektion täglich zu hören, und 1591 ergeht das Schreiben an eine Reihe von Vätern, „daß ihre Söhne in ihrem studiren verlässig, auch hierneben in böse Gesellschaft und große Schulden gerathen seien; Rector und Senat verlangen also, daß die Väter Jemanden nach Tübingen senden, welcher den Sohn abforderte und sich mit den Gläubigern beneh̄me". Daneben nutzten wohl die Eltern noch private Beziehungen aus, um Erkundigungen über ihre Söhne einzuziehen, und ab und zu sehen sich diese in der Lage, gegen irgendwelche Gerüchte zu protestieren, die sich zu Hause über sie von ihnen unbekannter Seite verbreitet haben, was dann stets mit beträchtlicher Entrüstung erfolgt. Tout comme chez nous. So schreibt der schon erwähnte Wittenberger Student 1541 an seine Mutter: „Aber doch ich hab czeugnuß meines fleiß vnd studirns, nicht schlechte gesellen, sondern doctores vnd magistros, die mir beczeugen werden, was ich fleiß und muhe auff meine facultet vnd kunst wende, also auch das mir nicht allein meine präceptores, sonder auch andere gutte freund vnd herrn sehr geneiget vnd guttwillig sein, Bitt derhalben, mein herczallerliebste mutter, wollet euch meines wesens halben gancz vnd gar vnbekümmert lassen. Ich hoff ob gott wil mein geschlecht vnd alle die meinen in groß er vnd ruhm czu bringen", und 1542 besteht er ja auch, wie erwähnt, pünktlich sein Magisterexamen. Freilich, andere sind leichtsinniger oder offenherziger, so schreibt ein junger Kölner, Namens Sudermann, der 1585 in Rom Jura studiert, an seinen Vater: Man könne sehr wohl im Leben etwas ohne akademische Würden erreichen, wenn aber seine Promotion nun einmal väterlicher Wunsch sei, wolle er sich dem gern fügen. Das sei ja auch gar nicht so schwer, denn: „Es gibt hier Leute, die nach einer sehr kurzen Methode und einem solchen Leitfaden des Rechtes die Studien lehren und vollenden, daß sie sich anheischig machen, in der Zeit von sechs Monaten einen Unkundigen, der lateinisch kaum sprechen und verstehen kann, zu einem ausgezeichneten und trefflichen Doctor zu promovieren". Also: es gibt Repetitoren, und Sudermann denkt daran, sich nötigenfalls ihrer Hilfe zu bedienen.

Das studentische Privatleben wird durch den Untergang der Burse wesentlich umgestaltet. Denn naturgemäß brachte die Burse mehr Engigkeit mit sich als selbst die schönsten patriarchalischen Bestimmungen. Ein frischer Zug geht jetzt durchs Studentenleben. „Kein froelicher Volck funden ward, Wie auff den Schulen die Studenten," sagt Rollenhagen im „Froschmeuseler" (1595). In himmelstürmendem Drange lebt sich das Freiheitssehnen der neuen Generation aus. In autoritätenfeindlichen Demonstrationen und frevelhaften Unternehmungen sucht es Genüge. 1527 verbrennt ein junger Baseler Arzt: Paracelsus, Galen und Avicenna. In das Jahr 1525 verlegt man Dr. Fausts Faßritt aus Auerbachs Keller, wenn auch das dortige Bild gerade 100 Jahre später angefertigt wurde. Polnische Adlige, die in Wittenberg studieren, bilden des Zauberers Umgebung. Und in der Studentenschaft lebt diese Historie fort. 1587 steckt der Tübinger Senat zwei Studierende ins Karzer, weil sie „ein Tractätlein vom Faust" verfaßt haben. Gegen Exzesse in der Kirche, Fluchen und Gotteslästern einzuschreiten, findet sich häufig genug Gelegenheit. Und sogar gegen Studenten, die mit dem Teufel selber im Bunde standen, mußte hochnotpeinlich verfahren werden. Von einem Tübinger Doktorsohn, der beim Henker mit drei Genossen 22 Maß Wein vertilgt „hierauf sein Schwert zu sehen und einen Strick von ihm zu erhalten wünscht", heißt es 1592: „Es sey eine communis vox in der ganzen Stadt, der junge Hamberger sey ein magicus, schlage straks einem an den Hals." Er wird nun wiederholt angehalten, der schwarzen Kunst zu entsagen. Öfter kam es vor, daß sich verschuldete Studenten dem Teufel verschrieben, wenn auch nicht jeder gleich so anspruchsvoll war, für seine Seele 100000 Reichstaler jährlich zu verlangen, wie ein Kopenhagener Student, dessen Pakt Holberg fand und in Sorge um den jungen Mann loyalerweise verheimlichte. Alle waren außer Rand und Band. Studentenehen sind nichts Ungewöhnliches, und 1554 schreibt mißbilligend der alte Platter an seinen Sohn: „wie so iunge Studenten Basiliae wibeten". Später wurde freilich den Studenten verboten, zu heiraten, und ihr Eheversprechen für ungültig erklärt.

Die Bevormundungspraxis der Landesherren muß mit Wandel der Stimmungen rechnen. Man sorgt für erlaubte „Recreationes", zu denen an manchen Hochschulen, z. B. in Marburg und in Heidelberg, das Recht zu jagen und zu fischen gehörte. Es war vielleicht klüger, von vornherein Zugeständnisse zu machen, sonst hatte man nur Ausschreitungen zu befürchten, wie in Tübingen, wo die Studenten „der Armen Leute Gens und Enten schießen" (1547) und wo das Wildern und das Halten von Jagdhunden fortwährend untersagt werden muß (1562, 1577, 1593).

Die studentische Tracht lehnt sich an die modische und besonders an die militärische an. Kommt es doch jetzt öfter vor, daß der Student, wenn er nichts mehr auf der Universität anzufangen weiß, einfach Kriegsdienste nimmt. Die soldatisch sich gebärdenden Scholaren sind schon den Dunkelmännern ein Greuel. „Jene Gesellen, welche dort zu Tische gehen," schreibt Magister Lamp von Mainzer Studenten, „sind schreckliche Leute und haben Degen und Schwerter, und Einer von ihnen ist ein Graf, ein hochgewachsener Mann,

und hat blonde Haare. Man sagt, daß er mit seinen Händen einen Mann in voller Rüstung nehme und zu Boden werfe, auch hat er ein Schwert, so lang, wie ein Riese." Vor solchen Leuten vergeht dem Magister Lamp der Mut zu debattieren. Aber nicht minder waren die Landesherren Gegner der neuen Moden, obwohl auch ihre detaillierten Anweisungen nichts erreichten. 1547 beklagt ein Reskript Herzog Ulrichs von Württemberg, daß es „offenbar und landeskundig sei, daß man an Cleidungen und Weer nit wissen mege, welcher ein Student, Landesknecht oder Handwerksgesell sei". Das war natürlich in dem damaligen Territorialstaat, der geordnet und etikettiert sein sollte wie ein wohlassortierter Kramladen, ein arges Vergehen und hat Dutzende von mißbilligenden Erlassen zur Folge gehabt, die uns die damalige Studententracht genau beschreiben. Die Studentenporträts in den Stammbüchern reden dieselbe Sprache. In engem Wams mit Puffärmeln, Pluderhosen, Spitzenkrausen, Baretts mit Federn — alles aus bunten, kostbaren Stoffen — schauen uns die Kommilitonen von damals daraus an. Wenn Du in eine Studentenbude kommst, „ich frage Dich, was wirst Du für Hausrath finden?" — sagt ein Jenaer Strafprediger, Professor Heyder, um 1607 — „Erstlich zwar keine Bücherlein (denn was hat dieser hitzige oder tolle Soldatenhahn mit den kalten und verzagten Studien zu thun?) oder etliche wenige unter die Bänke und in die Winkel verwegentlich geworfene, die von Staub verwüstet, von Motten zerfressen und von Mäusen fast aufgezehrt. Schaust Du hin und her, Du wirst sehen an der Wand abhangen etliche Dolche, etliche Sticher, darunter ein Theil nicht um drei Heller zu lösen sein, damit wenn es Noth thut, er solche den Rektoren einhändigen könne. Ueber dieses etliche Büchsen, die er bisweilen in dem Losament oder in den Vorstädten zwischen Häusern mit Schindeln gedeckt und Scheuern mit Getreide bereichert los zu platzen sich gar nicht scheuet. Du wirst sehen Panzer oder eiserne Händschuhen, damit der Riese nicht ungewappnet auf dem Kampfplatz erscheine; auch Wämbster, die inwendig mit Baumwollen, Werg, Haar oder Fischbeinen dick ausgefüllt und wohl vermachet sein, damit, wenn es zur Faust gerathen, solche den Stich dulden können. Du wirst sehen etliche Humpen und eine große Anzahl Gläser, welche der neuen Gäste erwarten. Du wirst sehen Karten, Bretspiel, Würfel und mehr Instrumente, das Geld samt der Jugend zu verderben." Einhalt ist dieser Entwicklung nicht mehr zu gebieten, das Waffentragen der Studenten läßt sich einfach nicht mehr beseitigen. Der Degen wird geradezu zum Symbol der Burschenfreiheit. Aus dem Rechte seines Gebrauchs werden alle andern Privilegien abgeleitet. Martialis Schluck, der Verfasser eines Komments von 1776, überliefert den tollen Syllogismus: „Ulpian sagt in Buch III der Pandecten von der Gerichtsbarkeit: Herrschaft im eigentlichen Wortsinne heißt Schwertgewalt haben. Die Studenten haben Schwertgewalt also auch Herrschaft im eigentlichen Wortsinn. Herrschaft im eigentlichen Wortsinn wird zu den Majestätsrechten gerechnet; Majestätsrechte aber besitzen die Fürsten; also sind die Studenten Fürsten. Nach Buch I der Pandecten Titel 3 Gesetz 31 gemäß dem Julischen und Papischen Gesetz ist der Fürst vom Gesetz befreit, also sind auch die Studenten vom Gesetz befreit."

Die Modeunarten erreichen ihre Höhe im siebzehnten Jahrhundert, und die Studenten haben sich eifrig daran beteiligt. Bei Moscherosch führen die Teufel einen à la mode Studenten, einen Handwerkersohn, in Luzifers Palast. Er wird dort für seine vorbildlichen Neuerungen, die dem Teufel viele zugeführt haben, belobt und dann in tausend Stücke zerrissen. Der Pennalismus hat im Interesse des Forschen das Alamode-Wesen bekämpft.

Auf der Straße und bei Lustbarkeiten sind jetzt die Studenten zu aller Zeit und trotz einschränkender Verfügungen zu finden. Die Straße wird gewissermaßen entdeckt. Man spürt noch den Reiz des Beinahverbotenen und die ganze verschmitzte Freude des Übertretens, wenn die Burschen des sechzehnten Jahrhunderts vom „gassatum laufen" (auch gassatim laufen) erzählen, eine nach unseren Begriffen überaus bescheidene Freude, wenn „gassatim laufen" auch in vielen Fällen so viel wie „poussieren" heißen mag.

Natürlich durchzieht man die Stadt mit Musik — „mit Raßbarlament, Rumpelscheit, Triangel oder Klingeisen" — bei Tag und bei Nacht, und macht großen Eindruck auf die Schönen. So singt schon im sechzehnten Jahrhundert „ein zartes Jungfräulein", das vor allen andern den Studenten den Preis gibt:

Ach wann sie kommen spatzieren daher,
Leuchten sie wie der Morgenstern!
Wem thun sie nicht gefallen?
Wem ist nicht lieb ihr Lautenschlan,
Wann sie daher modieren (musizieren) gan
Mit Saitenspiel und Schalle?

Bei solchen nächtlichen Ausflügen („grassationes nocturnae") und Ständchen kommt es vielfach zu Ruhestörungen: Anremplungen mit Passanten, Eindringen in Bürgerhäuser. Dann sucht der Pedell Ordnung zu stiften, oder in schlimmeren Fällen greifen städtische Sicherheitsorgane ein. Freilich war dies Eingreifen ein ständiger Streitpunkt, und die Studenten haben den Stadtsoldaten ihren Dienst im Sinne der öffentlichen Ordnung mit grimmigem Haß vergolten.

Wie schon im Mittelalter muß das Maskentragen verboten werden, und in Tübingen veranlaßt 1594 die unerhörte Neuerung, daß einige Edelleute eine nächtliche Schlittenfahrt unternommen haben, „was res nova nec sine periculo", auf die Beschwerde des Rektors hin den Beschluß: „es den praeceptoribus zu verweisen und sie, daß es nicht mehr geschehe, zu warnen."

Das Wort „Gassenhauer" nimmt von solchen Studentenbummeln seinen Ursprung, denn vielfach sangen die Studenten nicht die besten Lieder. 1597 werden Tübinger Studenten bestraft, weil sie vor Professorenhäusern das Lied von den sieben Nonnen angestimmt haben, und unter den Übeltätern ist ein Hauptanstifter zu allerlei schlimmen Streichen in den neunziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts, der genannte junge Hamberger.

Aber das eigentliche Studentenlied steht auf annehmbarer Höhe:

Studentengsang Und Saitenklang
Ist lieblich anzuhören,
Macht oft und viel Schön Freudenspiel,
Thut all Kurzweil vermehren.

heißt es in einem 1611 gedruckten Gedicht.

Die Poesie war wohl noch größtenteils lateinisch. Der Refrain von ça ça geschmauset, das natürlich wesentlich jünger ist, läßt sich damals schon nachweisen. 1557 kommt er in einer Schrift Schildes „Spielteuffel" vor: „wie ir (der Spieler) reyen anzaigt:", heißt es da, „ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas." Die deutschen Studentenlieder der Zeit sind längst vergessen. Was Hoffmann von Fallersleben in seinen „Gesellschaftsliedern" abdruckt, ist merkwürdig zahm. Darin wird, ein wenig spießerig, die maßvolle Lustigkeit gerühmt, in der Weise Jesus Sirachs: „Freue dich Jüngling in deiner Jugend, aber vergiß nicht usw." Lebenskluge Pastoren oder kunstliebende Theologiestudenten mögen diese Lieder gedichtet haben. Einige Proben sind schon in die Darstellung mit verflochten.

Studentendichtung ist auch ein beliebtes Werk der Reformationszeit, Friedrich Dedekinds „Grobianus" von 1549, eine Verspottung und Überbietung alles unflätigen Wesens, das sich damals sehr bemerkbar machte. Daneben sind natürlich die Studenten in der Gelegenheitspoesie stark vertreten, und der Marburger Student Schmidt, ein hessischer Bauernsohn, von dem wir noch öfter hören werden, schickt 1608 sogar seinem Vater und Großvater ein carmen mit, selbstverständlich, wie er betont, „ein geringes carmen nah gelegenheid der Zeit, welhe ih dem studiren hab abbrechen dürfen," „welhes ih verhoff, mir werdet zu gut halten und es vor gut nach der kurzen zeit, die ih dazu gehabt, annehmen." Er erhält dafür ein Geschenk und weist es natürlich nicht zurück, „war auch das carmen derhalben nicht angestellt".

Unbestreitbar hat sich die studentische Produktivität gehoben. Die Anfänge der Studentensprache („stylus pursicus") reichen in diese Zeit. Das Wort „Student" selbst wird üblich. „Bursch" und „gassatum gehen" wurden schon erwähnt. In der Weise wie „gassatum" besteht eine ganze Wortkategorie. „Stellatum gehen" (was übrigens nicht bloß die astronomische Exkursion, sondern auch sonstige Mondscheinpartien bezeichnet), herbatum, cadaveratum gehen (zu wissenschaftlichen Zwecken), hofisatum (zechen) gehen, dann aber von dem Schnellkünstler der Worte, von Fischart, auf die Spitze getrieben: „hippenspilatum, mummatum, dummatum, fenstratum, raupenjagatum" — finden sich, und alle sind in studentischer Art gebildet.

Besonders liebt man Zusammensetzungen aus mehreren Sprachen, etwa das Anhängen der lateinischen Endung ibus oder der griechischen ικῶς an deutsche Worte. Bis heute haben sich ja burschikos und studentikos erhalten; Ausdrücke, die übrigens in älterer Zeit nicht verwandte, sondern gegensätzliche Bedeutung hatten. Das beweist u. a. folgender Eintrag in ein Jenaer Studentenalbum von 1732:

Immer sitzen, meditieren
Und die ganze Nacht studieren
Dieses heißt studentικῶς;

Aber raufen, balgen, saufen
Und beständig Dorf zu laufen; —
Dieses heißt pursch$\iota\varkappa\tilde{\omega}\varsigma$.

Diese Wortsphinxe sind sicherlich Erzeugnisse desselben gelehrten Spieltriebes, der die Sprache der Zecher und Schlemmer, das makaronische Latein hervorbringt:

Sic jacet in drecko, qui modo reuter erat.

oder

Cum sterni leuchtunt, Monus quoque scheinet ab himmlo
Gassatim laufent per omnes compita gassas,
Cum geygis, cytaris, lauthis, harpfisque spilentes etc.

sind bezeichnende Beispiele. Durch Verwendung wissenschaftlicher Kenntnis möglichst kompletten Unsinn zu erzielen ist das Prinzip.

Außerdem aber dringen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges Gaunerworte in die Studentensprache ein.

Nicht unbedingt Beweise studentischer Produktivität, wohl aber eines gesteigerten Standes- und Zusammengehörigkeitsgefühls sind die Studentenstammbücher, die im sechzehnten Jahrhundert aufkommen. Die älteste Form des Eintrags ist ein kurzer Sinnspruch mit hinzugefügtem Wappen. Aber schon im sechzehnten Jahrhundert begegnen uns Kostüm- und Genrebilder, die in der folgenden Zeit die Wappenmalerei nahezu verdrängen. Sie sind nicht so originell, wie man bei flüchtigem Blättern meinen könnte, und in den meisten Fällen keine studentische Arbeit. Ein großer Teil der Motive ist vielmehr Vorlagenwerken entnommen, wie dem „Speculum Cornelianum“ von der Heydens (1608), und selbst das Kopieren wurde meist von Berufsmalern besorgt. In einer Monatsrechnung Todenwarths (August 1630) findet sich die Ausgabe von drei Groschen „dem Mahler in ein stammbuch zumahlen“, und eine Stelle aus einem sittengeschichtlichen Gedicht aus nicht viel späterer Zeit beweist, daß die Rechnung des Stammbuchmalers unter den standesgemäßen Schulden des damaligen Studenten eine Rolle spielte:

Der Maler wil auch sein bezahlt,
Hat viel in Stammbücher gemahlt.

Die Deckfarbenmalereien des siebzehnten Jahrhunderts sind vielfach von beträchtlichem künstlerischen Wert und unterscheiden sich in ihren besseren Erzeugnissen wesentlich von der salopperen Ausführung der späteren Zeit, in der aber durch Wort und Bild der spezifisch studentische Geist mehr zur Geltung kommt.

Auch die Fortentwicklung der Trinksitten darf nicht auf rein studentisches Konto gesetzt werden. An ihr ist vielmehr das gesamte Volkstum beteiligt. Unmäßiges Trinken ist das bevorzugte Laster des sechzehnten Jahrhunderts, man braucht sich ja nur in der Literatur, etwa bei Hans Sachs, umzusehen. Nicht an die Studenten, sondern an die Allgemeinheit richtet sich des Theologen Mathäus Friderichs strafende Broschüre: „Wider den Sauffteufel“ (1552), in der er allen Trinkzwang verwirft. Ob man denn Halbe oder Ganze nachzukommen habe? Keineswegs. „Wer wil dich zwingen? vnd ob dich gleich

jemand zwingen wolte (wie du meinest) damit, das er vorgebe, Du soltest seine Hulde nicht haben, Er wolte nicht dein Freund hinfürder sein, Oder wolte dir dies vnd das anthun, wo du jm nicht bescheid theteſt, solstu dich drumb zwingen lassen, wider Gott vnd sein wort zu handeln, dein nechsten zu ergern, vnd dich vieler sünden teilhaftig zu machen?" Daraus klingt die Grundmelodie: religiöses Bedenken. Da dachte Luther schon milder. Man weiß, wie er den Wein verherrlicht hat, und auch den Trinkbräuchen war er so wenig abgeneigt, daß er einst aus einem Humpen mit drei Strichen das ganze „theologische Studium" trank: erster Strich — die zehn Gebote, zweiter — der Glaube, dritter — das Vaterunser. 1616 erschien „von Blasio Vielsauff (Multibibus), beider Wein und Bier Candidaten" der erste Trinkkomment. Und während Friderich verwerfend definiert hatte: „Sauffen aber heißt (wie es alle vernünfftige Menschen verstehen) wenn man mehr in den Leib geußt, denn die notturfft foddert," definiert nun das Zech- und Saufrecht: „Saufen ist ein ernsthafter, mit Bechern, Gläsern, Krausen und dergleichen weinfähigen Geschirren vorgenommener Streit. Zech- und Saufrecht wird genannt, welches vom Saufen entsprungen und daher seinen Namen bekommen hat, in sich haltend die Gebräuch und Solennitäten dieses Festes, auch was einer dem andern, solchem Recht und Gesetz nachzuhalten oder nicht, schuldig und verbunden sey, erklärend und anzeigend." Vielsauff ist nun ganz studentischer Gesetzgeber, der streng methodisch mit juristischen Begriffen arbeitet. Er verfährt abwägend und maßvoll und verurteilt z. B. Auswüchse des Pennalismus, wie die erzwungenen Gelage auf Kosten der Pennäle. Dagegen ist ihm die Verpflichtung, sich nach den Trinkmanieren zu richten, nicht zweifelhaft. Den Willkomm darf man nicht ausschlagen, einen Ehrentrunk einem besuchenden Freunde zuliebe zu tun, gebietet der Anstand. Ganze auf einen Zug („continue") zu trinken ist man gelegentlich durchaus verpflichtet, nur kann nicht von jedem vorausgesetzt werden, daß er alle Finessen beherrscht. Man unterschied dabei nämlich zwei Arten, das florικῶς und das haustικῶς trinken, und nur zum haustικῶς ist man nach Vielsauffs Meinung gezwungen. Er beschreibt beide Arten folgendermaßen: „Florικῶς trinken heißt und ist soviel, als nämlich den Rand des Gefäßes, in welchem das Getränk ist, mit den Lefzen des Mundes ringsherum umgeben und mit einem Sturm den zugebrachten Getrank in die Gurgel schütten, daher dann aus Widertrieb des Athems kleine Bläslein auffahren, welch die Unsere Flores, zu teutsche Blümlein oder Röslein, zu nennen pflegen. — Haustικῶς wird aber getrunken, wenn man auf eine gemeine Weise alles ohne wiederholten Athem herauszeucht." Dann aber gab es noch ungezählte Methoden einzeln oder kollektiv, auf einmal oder in mehreren Absätzen zu trinken: Kurl, Murl, Puff („der Trunk, welcher seltsame Schnacken und Possen in seinem Umgang verursachet"); sine Tuck, sine Schmuck, sine Bartwisch; das Römische Reich (wenn mehrere aus demselben Glas sich zutrinken) usw. Besonders aber erwärmt sich Vielsauff für den Kommers mit Damen: „Allhie habt ihr etwas Sonderlichs und Neues wohl in Acht zu nehmen, welches dann ein fein-löblicher Gebrauch ist, so ich in einem wohlbestellten Regiment observirt und gesehen hab. Ich sahe an einem

Tisch beisammen sitzen, nicht anders als die Tauben pflegen, Paar und Paar Jungfrauen und junge Gesellen, welche sich mit den Goldfingern allzugleich aneinander haltend, unten mit beiden Händen das Glas griffen, und also zu beiden Theilen gleichsam, als mit zusammengereckten Schnäbeln, tranken, und hernach solchen Trunk und ehrbare Gesellschaft mit einem beiderseits geleisteten Kuß, als mit einem Siegel bestätigten und versiegelten. Es wäre wohl zu wünschen, daß solch löblicher Brauch allenthalben in Uebung wäre, ich wollte schwören, daß der Trunk noch eins so wohl schmecken sollte, allein (welches zu bedauern) so ist solches aus etlicher Fahr- und Nachlässigkeit ganz in Abgang kommen." Und auch Zechlieder werden von ihm in Menge genannt: Bacchus nobiscum cum suo dolio; der Bacchus und sein Faß sey mit uns, und nimmermehr von uns laß; Es fuhr, es fuhr, es fuhr ein Bauer ins Holz, allde, allde mit seinem Rößlein; Der tolle Hund; Bonum vinum post Martinum; He setzt den Birckenmeyer wohl an sein usw., die beinahe alle unbekannt sind. Sehr alt sind auch die „Rundas" (Rondos), bei denen reihum gesungen und getrunken wird; nur in den immer wiederkehrenden Refrain: Runda und Rundadinellula stimmt der gesamte Chorus ein.

Ausführlich geht das Zech- und Saufrecht auch auf das Brüderschaftstrinken ein. Brüderschaft darf der Student nicht mit dem Pennal, wohl aber mit dem „Pix" (Philister) trinken, denn der könnte ihm einmal in Geldsachen nötig werden. Ein Adliger darf es nicht für unter seiner Würde halten, sich mit einem bürgerlichen Studenten auf Du zu stellen; denn der Student, und besonders der Jurist, könne später geadelt werden. Sehr hoch wird freilich diese Saufbrüderschaft nicht eingeschätzt; wenn Vielsauff auch nicht wie Meyfart der Ansicht ist, daß man sich meistens schon eine halbe Stunde nach ihrem Abschluß prügele, so meint er doch: „So kann derowegen auch in einer solchen aus dem Glas entsprungenen, und durch Wein confirmirten und bestätigten Brüderschaft nicht viel Kräftiges und Beständiges seyn noch erfunden werden."

Die etwas umständlichen Formalien, die bei Meyfart gröber und kürzer angeführt werden, lohnt es sich im genauen Wortlaut kennen zu lernen, der folgendermaßen aussieht:

Der das „Du" anbietende spricht:

Vielgeliebter Herr, wann ich demselben nicht zu kindisch, oder zu gering und schlecht wäre, möchte ich von Herzen wünschen, mit dem Herrn durch einen freundlichen Trunk eine gute Freund- und Brüderschaft auf- und anzurichten;

darauf dann der ander (wofern er nit etwan längere Ohren zu haben sich bedünken läßt) antwortet:

der Herr der trinke in Gottes Namen, es soll und wird mir ein lieber und angenehmer Trunk seyn.

Nach welchem ein solch künftiger und neugebackener Bruder sich ritterlich in dem Trunk erzeiget, und wenn er hernach solch grundausgezogenen und widerstreichvöllig eingeschenkten Trunk liefern will, spricht er also mit nachfolgenden Worten:

Mein Namen heißet N. und N.
  Bin gebürtig da und davon.
Wo ich dir dienen kann und mag,
  Es sey zu Nacht oder zu Tag,
Will ich's mit Nichten unterlan,
  In Glück und Unglück dir beistahn.
Wo mein Ehr thut periclitiren,
  Sollst du dieselbe defendiren,
Ehr, Leumund, ja den Namen mein,
  Sollst du retten so wohl als dein,
Und wann die Wort haben schlechte Kraft,
  Schlag drauf, bis geht der rothe Saft,
Ich will mich als ein Bruder dein
  Halten. Drauf nimm die Hande mein

Drauf dann der neugeworbene Bruder hinwiederum spricht:

So nimm deßgleich die meine hin,
  Dann ich jetzund dein Bruder bin.
Was du mich heißt, dasselb ich thu,
  Befleißen will ich mich darzu,
Daß ich dein Wohlfahrt procurir,
  Dein Ehr und Namen defendir.

Nach welchem löblichen Werk und geleisteten Handtreu sich dann allerhand heimliche Gespräch erheben, daß um solch neu entstandener Freund- und Dutsbruderschaft mehrer Confirmation und Bestätigung willen einer dem andern zeitlich zusprechen und ihn besuchen wolle.

Die Ausdrücke: Schmollis (vielleicht mit smullen, ndl. = schlemmen, zusammenhängend) und Fiduzit (Fiduz sit), die es damals schon gab, finden sich noch nicht angewendet. Aber das alte und noch heute gesungene Schmollis-Trinklied: „Herr Bruder zur Rechten, Herr Bruder zur Linken, wir wollen einander ein Schmollis zutrinken“ gehört bereits ins siebzehnte Jahrhundert. Zehn Trinkergebote, die wegen ihrer Einmengungen aus der Gaunersprache (Massaquidit! Toppetinque, Pindiuva, Tschittschi!) schwer zu erklären sind, finden sich bei Moscherosch.

Das Duell kommt in diesem Zeitraum auf, und eine sehr frühe Beteiligung der Studenten muß angenommen werden. 1546 untersagen die Königsberger Statuten „jemand zu fordern oder eine Forderung anzunehmen“ („neminem ad pugnam provocet nec provocatus assentiatur provocanti“). 1579 wird das erste Freiburger Studentenduell (auf Hieb) erwähnt. Allgemeine Verbote erfolgen gleichzeitig mehrfach: 1572 für Sachsen durch die Landesordnung Vater Augusts, 1578 für Frankfurt, 1583 für Straßburg. Nachdem noch viele Landesfürsten sich dem Beispiel der Wettiner angeschlossen haben, kommt 1668 auch ein Reichsschluß zustande, der aber für die Praxis weniger Bedeutung gehabt hat als die Verwerfung des Duells durch die Territorien.

Es wird auf Hieb gefochten, und die übliche Waffe ist das Schwert. Beim Kunstfechten werden noch eine Menge anderer Waffen verwandt: das riesige, zweischneidige Langschwert, das mit zwei Händen zu führen war und deshalb Bidenhänder hieß, eine Art Holzsäbel: der Dussack, Hellebarde,

Stange, Messer. Es ist wahrscheinlich, daß im Duell der germanische Privatzweikampf wieder auflebt. Sehr weist darauf hin, daß die heutigen Formalitäten: das Bandagieren, die Anweisung der Plätze, das Sekundieren usw. genau mit den Formalitäten übereinstimmen, die die Dresdener Bilderhandschrift des Sachsenspiegels zeigt. Auch die Fechtausdrücke sind damals alle noch deutsch. Man spricht von „Versetzen" (Parieren), von „Oberhau", „Unterhau", „Mittelhau", bezeichnet die „Läger" als „Tag", „Ochs", „Pflug" usw.

Erst allmählich bürgert sich unter romanischem Einfluß das Stoßfechten ein, das ja dann erst im neunzehnten Jahrhundert mühsam wieder beseitigt wird. Mit ihm kommen die jetzt üblichen fremdsprachigen Fechtbezeichnungen: Terz, Quart, Parade, Touche, Satisfaktion, Avantage, Sekundieren usw. Und erst jetzt läßt sich von einer eigentlichen Duellwut reden. Seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, besonders unter der Regierung Karls V., wird der Degen bei Studenten und Edelleuten Mode. 1620 läßt sich Wilhelm Kreußler, der Ahnherr einer Fechtlehrerdynastie, der berühmter als mancher damalige Professor geworden ist, in Jena nieder und lehrt das Fechten nach der neuen Art. Ende des siebzehnten Jahrhunderts hat sich der Stoßkomment überall durchgesetzt. Die härtesten Strafen werden nun für Duellieren angedroht, vielfach Todesstrafe; aber die Praxis bleibt milde. Man focht auf offener Straße oder in der nächsten Umgebung der Universitätsstadt; der Übeltäter hatte fast immer Gelegenheit, zu entkommen, selbst wenn er seinen Gegner erstochen hatte, und kaum ein Erlaß hat auf die Entwicklung des studentischen Duells nennenswerten Einfluß gehabt.

Die studentische Häuslichkeit (musaeum, hospitium, Studierstüble) war, wie bereits gesagt, ganz nach den Vermögensverhältnissen verschieden. Das Wünschenswerte war das Wohnen bei Professoren, aber das Normale sicherlich das Einmieten in Bürgerhäusern. Dann wirtschafteten die Studenten vielfach selbständig, wenigstens kaufen sie ein und überlassen nur die Zubereitung der Wirtin, wie eine Marburger Studentenkolonie, zu der der erwähnte Eberhard Schmidt gehörte. Dieser berichtet 1609 an seinen Vater, wie sein Vetter Johann Konrad sich im Ökonomischen ausgezeichnet habe, und fährt fort: „es wird aber mein datum zu kochen sich anfangen mittwochen nach pfingsten uber 4 wochen. Modum den Johan Conrad (der Vetter) im kochen und speissen observiret, consignir ich von mahle zu mahle, darnah ich mich dann reguliren will, uf das ich ihm respondir und gleich thue, denn er uns verwahr sich wol helt und uf seiner seiten uns zimlich tractirt". Um den gleichen Küchenzettel für seine Zeit durchzuführen, verlangt er gesalzene Butter, Honig, Reis, Hirse, Linsen, Kochbutter, Schmalzspeck. Die Briefe Schmidts beschäftigen sich recht häufig mit Küchenangelegenheiten, er ist, um einen Halleschen Ausdruck des achtzehnten Jahrhunderts zu gebrauchen, Kümmeltürke und erhält einen großen Teil seiner Viktualien von zu Hause.

Die Wohnungsfrage spielt überhaupt in dem Briefwechsel mit den Eltern eine Rolle, mindestens schreibt man von seiner Zufriedenheit, öfter vielleicht macht man seinem Ärger Luft. Daß ein erboster Student seine Wirtsfamilie

in die Literatur einführt, wie es Christian Reuter in seinen Schriften: der „Ehrlichen Frau", „Der ehrlichen Frau Schlampampe Krankheit und Tod" sowie dem berühmten „Schelmuffsky" (1695 und 1696) mit den dummstolzen Angehörigen des Leipziger Gastwirts Müller tat, der ihn freilich wegen Insolvenz nicht minder als wegen Insolenz auf die Straße gesetzt hatte, ist wohl nur einmal dagewesen, aber Krach gab es zwischen den Parteien öfter. Der arme Simon Wilde hatte eben sein Magisterexamen hinter sich (1542) und kaum die dringendsten Ausgaben dafür beglichen, als sich seine Wirtin mit Ansprüchen meldet: „Inzwischen entstand unter uns" — schreibt er seinem Onkel — „aus einem geringfügigen Anlaß Streit, und sie machte mir so schlimme und so tragische Szenen um ihr Geld, daß ich (was mir zuvor nie passiert war) meine Bücher versetzen mußte, um ihre Wut (Du kennst ja solche Ausbrüche aus Erfahrung) zwar nicht zu beruhigen, wohl aber zu mildern. Sie forderte sogar das Geld für die Wohnung, für die ich ihr drei Gulden schuldig bin, wiewohl sie weiß, Du habest es ihr immer zur Leipziger Messe geschickt und das erst sei der letzte Termin. Was mich aber besonders kränkt und was mir mein Lebtag noch nicht vorgekommen ist: sie wirft mir außerdem vor, sie habe mir fast zwei Jahre umsonst meine Wäsche gewaschen und mit Bettzeug und manchem andern ausgeholfen, während Du doch selber angeordnet hattest, daß ich mich darum hier überhaupt nicht zu kümmern brauchte, Du wolltest selbst dafür sorgen. Soll es mich also nicht kränken, wenn sie mir vor Fremden und zumal vor meinem jetzigen Mitbewohner diese Vorwürfe macht und sogar zu sagen wagt: ohne ihre Hilfe hätte ich nackt herumlaufen und vor allem die Bewerbung um die Magisterwürde unterlassen müssen. Hast Du denn ihr und den Ihrigen gar keine Wohltaten erwiesen. (Damit sie mir in dieser Weise nichts mehr vorwerfen kann, bitte ich Dich, mir zur Bezahlung jener und anderer kleiner Schulden die zehn Gulden zu schicken, die ich jetzt als Stipendium erhalte. Denn ich möchte mir lieber den Tod wünschen, als länger solche Szenen ertragen.)"

So wohnten die Studenten, die über den normalen Jahreswechsel verfügten. Die finanziellen Erfordernisse haben sich gegenüber denen der älteren Zeit etwa verfünffacht — wobei freilich Änderungen des Geldwerts außer Betracht geblieben sind —; ein bescheiden für sich lebender Student braucht jetzt im Jahr, wenn er alles aus eigenen Mitteln bestreiten will, immerhin um 100 Gulden, während das „Manuale" ja angenommen hatte, daß mit 20 gut auszukommen sei. Freilich ist eben die Erleichterung durch die Bursen inzwischen weggefallen. Wer noch weniger als dies Minimum hatte, der mußte sich selber Geld verdienen, wenn er nicht akademische Benefizien erhielt. Geld erwarb man sich, zumal am Ende der Studienzeit, als Privatlehrer, aber auch mit Verfertigen von Gelegenheitsgedichten, Famulieren, Leichentragen usw. Die Benefizien, deren Errichtung für das Bursenwesen Ersatz bieten sollten, bestand in freien oder verbilligten Mahlzeiten (Konvikt, Kommunität) oder in vollständig freier Station in einer kollegähnlichen Anstalt, die verschieden genannt wurde; in Tübingen hieß sie Stift (1536), in Leipzig, wo sie übrigens nach Tübinger Muster eingerichtet wurde, Stipendium. Die

Wohltätigkeitseinrichtungen sind jetzt in der Regel nur für Landeskinder, und zeigen den patriarchalischen Reglementierungsgeist in vollster Blüte. Wie im Mittelalter war die Tageseinteilung in diesen Anstalten vorgeschrieben, und von Zeit zu Zeit stellten Prüfungen fest, ob die Fortschritte den Erwartungen entsprachen, die man von den Aufgenommenen hegen durfte. Die religiöse und sittliche Disziplin war selbstverständlich straff. Da ist es kein Wunder, daß die Benefiziaten von der übrigen Studentenschaft als Studenten zweiter Klasse angesehen wurden, ganz im Gegensatz zu den Grundgedanken, nach dem sie als wissenschaftliche Elite und als Zukunft des territorialen Beamtentums aus den andern herausgehoben und vor jedem schlechten Einfluß bewahrt werden sollten.

Die reichen und vornehmen Studenten gaben sich dagegen zu den Professoren in Pension. Das war natürlich bei weitem kostspieliger. Der hessische Ministerssohn Eberhard von Todenwarth, der 1630 fast ein Jahr bei dem berühmten Jenaer Theologen Gerhard wohnt, verbraucht mit seinem Privatlehrer zusammen in dieser Zeit bei durchaus zurückgezogener Lebensweise 463 Rtlr. (etwa 700 Gulden). Freilich gingen davon 100 Taler an Gehältern ab; 60 für den Privatlehrer, einen Juristen, Kolb, der außerdem noch freie Station erhielt, 33 für einen besonderen Lateinlehrer, den Theologen Haberkorn. Dagegen fallen auf Universitätsgebühren (inkl. Kolleggelder) und Bücheranschaffungen zusammen nicht viel mehr als 25 Taler, wobei zu berücksichtigen ist, daß Eberhard bei dem unglaublichen Zustand des Jenaer Vorlesungswesens gerade ein einziges Fachkolleg über Institutionen hören kann. Für die Wohnung bei Professor Gerhard mußten halbjährlich 8 Rtlr. bezahlt werden. Dafür bekam man Stube und Kammer, aber ohne Heizung und Beleuchtung, und auch die Betten waren extra zu mieten, sie kosteten für dieselbe Zeit je 4 Rtlr. 9 Gr. Das Tischgeld betrug für die Woche 1 Rtlr., die Getränke nicht eingerechnet. Wer auf seinem Zimmer essen wollte, hatte, wie heute im Hotel, einen Aufschlag von 1—2 Groschen zu bezahlen. Geschenke an die „Frau Doktorin" und Trinkgelder an die verschiedenen Dienstboten (Magd, Köchin, Nebenmagd) waren üblich; außerdem engagierte Todenwarth einen eigenen Famulus für wöchentlich 5 Groschen, wie das alle wohlhabenderen Studenten taten.

Der erzieherische Wert dieser Pensionsverhältnisse litt im allgemeinen stark unter der geschäftlichen Ausnutzung. Es gab Professoren, die sich für ihren schlechten Gehalt durch solche Einnahmen schadlos hielten, zumal in Jena, wo ihnen noch außerdem das Recht des Bier- und Weinausschanks zustand. Solche kapitalistische Interessen vertrugen sich natürlich nicht mit einer sinngemäßen Leitung und Beaufsichtigung. Selbstverständlich bemühten sich ernsthafte Universitätslehrer, einen wirklich guten Einfluß auf ihre Pensionäre zu gewinnen, und versuchten, alle Ausschreitungen durch eine eigene Hausordnung zu verhindern. Wir haben solche „Hauß- und Tisch-Leges" von dem Erfurter Mathematiker Ludolff aus etwas späterer Zeit (1697). Ludolff bietet für 120 Taler im Jahr volle Pension und außerdem mathematischen Unterricht. Täglich erteilt er vier Stunden, früh und abends von 6—8, von

denen niemand unentschuldigt wegbleiben oder ohne Grund fortgehen darf. Hausschluß ist abends 9 Uhr. Punkt 12 beginnt das Mittagessen mit einem Tischgebet, das stehend gesprochen wird. Man setzt sich nach der Rangordnung — das ist alt —, aber während des Essens wird — und das ist etwas Neues — zu allgemeiner Belehrung die Zeitung („die Nouvellen und nebst denselben andere nützliche Historica-Politica") vorgelesen, die Ludolff auf eigene Kosten hält. Unnütze Reden dürfen bei Tische nicht geführt werden, und ausdrücklich wird verboten, „obscoena vorzubringen" oder „sich anderweit ärgerlich zu bezeigen". Für alle Übertretungen, insbesondere für Zuspätkommen, werden Konventionalstrafen in eine gemeinsame Kasse gezahlt, und der bildungseifrige Hausherr schlägt vor, davon eine „nützliche Spatzier-Reyse" zu machen, „etwann die benachtbarten Städte, Schlösser, Gärten, Bibliothequen und Kunst-Werke zu besehen". Daß seine Pensionäre eigene Bedienung haben, hält er für überflüssig und regt vielmehr an, sie sollten alle Bestellungen schreiben und bis früh 9 Uhr oder nachmittags 3 Uhr in einen Kasten werfen. Er werde dann alles besorgen lassen. Die Studentenjungen oder Famuli waren nämlich vielfach durchtriebene und minderwertige Subjekte, und für alle Fälle setzt Ludolff fest, daß seine Pensionäre ihm auch für Übertretungen ihrer Bedienten zu haften haben.

Für arme Studenten war aber in dieser Zeit noch mehr gesorgt als für arme Schüler, bei denen wenigstens vor der Festigung des höheren Schulwesens ein fahrendes Leben üblich war: Vagierer oder auch fahrende Schüler werden sie genannt. Aus Hans Sachs' Werken oder aus Thomas Platters Selbstbiographie sind sie ja genügend bekannt. Sie scheiden sich in Bachanten (von bacchari = vagari, also = Vagant, inhaltlich mit Bean gleichbedeutend) und Schützen. Schützen sind die Anfänger, die von den Bachanten unterwiesen wurden. Sie stehen unter ihrer Obhut, d. h. sie müssen ihnen betteln und stehlen helfen, und werden dafür meist so schlecht behandelt, daß sie bei erster Gelegenheit davonlaufen, wie das Thomas Platter beschreibt, der seinem Vetter durchgeht und von ihm verfolgt wird, „den er hatt ein gutte pfründ mit mier verloren". Beigebracht haben ihnen die Bachanten sicher herzlich wenig. Es lag auch in deren Interesse, anstellige Schützen nicht zu bald selbständig werden zu lassen. Hübsche zarte Jungen, die die Hausfrauen zum Mitleid stimmen, nehmen sie gern als Schützen. Der ältere und rüstige Bachant selber hält sich für gewöhnlich im Hintergrund. Wehe aber dem Schützen, wenn er nicht alles überbringt („präsentiert") und abwartet, was ihm davon wieder zugeteilt wird.

Wenn schon die Studenten in nicht sehr gutem Ansehen beim Volke standen, und es von ihnen in der Zimmerschen Chronik heißt:

Wann ein student wurd geporn,
So werden im vier baurn ußerkorn,
Ein baur, der in nert,
Der ander, der im den markt kert,
Der drit, so fur in in d'hell fert,
Und der viert, der im ain schöns weib beschert,

so gelten die fahrenden Schüler für eine wahre Landplage. Die vom sozialen Standpunkte interessantesten Ausführungen über sie finden sich in Pamphilus Gengenbachs „Liber Vagatorum“ (um 1510) oder vielmehr in dessen erweiterter Prosabearbeitung, die 1528 von Luther eingeleitet und dann noch öfter gedruckt worden ist. Dort heißt es von Vagierern: „Das siebent Kapitel ist von Vagierern, das sind Bettler oder Abenteurer, die gelen Garn antragen (als Abzeichen) und aus Frau Venus Berg kommen und die schwarze Kunst könnten und werden genannt fahrend Schüler. Dieselben, wo sie in ein Haus kommen, so fahen sie an zu sprechen: hie kommt ein fahrender Schüler, der sieben freien Künsten ein Meister — die Houtzen zu besefeln (die Bauern zu betrügen) — ein Beschwörer der Teufel, für Hagel, für Wetter und für alles Ungeheuer; darnach spricht etlich Charakter und macht zwei oder drei Kreuz und spricht:

Wo diese Worte werden gesprochen,
da wird niemand erstochen
es gat auch Niemand Unglück zu Handen
hie und in allen Landen,

und viel andere köstliche Wort; so wähnen dann die Houtzen, es sey also und sind froh, daß er kommen ist, und sie hond nie kein fahrenden Schüler gesehen und sprechen zu dem Vagierer: das ist mir begegnet oder das, könnt ihr mir helfen, ich wöllt euch ein Gulden oder zwei geben, so spricht er ja und besefelt die Houtzen ums Meß (Geld). . . . Conclusio: vor diesen Vagierern hüt dich, denn wo sie mit umgond, ist alles erlogen.“ Außerdem werden noch geschildert die „Schlepper“ und die „Kammesierer“, die sich für Priester oder Theologiestudenten ausgeben und zu geistlichen Zwecken einsammeln, „und was sie überkommen und erbettlen, das verjonen sie, verschöcherns und verbölens“ (verspielen, vertrinken und verbuhlen sie).

Jedenfalls: die fahrenden Schüler sind das Zwischenglied zwischen Studenten und Gaunern, deren Sprache ihnen wohl geläufig war. Sie stellen hauptsächlich die wissenschaftlich drapierten Betrüger: die Quacksalber und fahrenden Heilkünstler, die Chiro- und Nekromanten, die Bettelsänger und alle jene selbstüberzeugten, aber höchst windigen Gesellen, die den höheren Formen des Betruges mit oft nur allzuviel Erfolg oblagen. Wie die Zigeuner waren sie mit geheimnisvollem Nimbus umgeben. Jeder von ihnen kam aus dem Venusberg, worunter in älterer Zeit der Monte del Lago della Sibilla bei Nursia im alten Sabinerlande (Norcia in der Provinz Perugia) zu verstehen ist, während später verschiedentlich deutsche Berge genannt werden, wie der Pilatus oder „Frakmont“, der Heuberg bei Rottenburg, der Blocksberg. Neben dem italienischen Nekromantenberg liegt übrigens der eigentliche Venusberg: der Monte della Sibilla, in den einst Tannhäuser eingegangen war.

Nicht mit diesen Vaganten mehr zu verwechseln sind die in die Fremde ziehenden Studenten, unter denen die Vornehmen und Begüterten überwiegen. Die Anziehungskraft Italiens vervielfacht sich sogar, und Marcel Fournier meint, daß der Besuch der französischen Universitäten vom sechzehnten Jahrhundert ab den der italienischen bei weitem übertroffen habe. Unter den

italienischen Universitäten läuft Padua, das trotz der eifersüchtigen Wachsamkeit Bolognas in religiösen Dingen toleranter ist, diesem den Rang ab. Die venetianische Regierung schützt die deutschen Studenten selbst gegen Angriffe der Inquisition (1587). Deutsche Reformierte studieren in Genf, wo man auf ihre Anwesenheit durch Einrichtung bestimmter Kollegs und selbst einer besonderen Reitbahn Rücksicht nimmt. Nach dem Dreißigjährigen Kriege, der zunächst das Auslandstudium einschränkt, kommen die holländischen Universitäten, voran Leyden, in Mode. Nur Paris hat infolge der humanistischen Angriffe dauernd eingebüßt.

Die Bilanz des Zeitraumes sieht mithin so aus: Gewonnen sind Weltlichkeit und Berufsaussicht, freilich beides eingeengt durch Konfessionalismus und staatlichen Patriarchalismus. Gewonnen ist ferner innerhalb der Lebenssphäre der Universität selber die Burschenfreiheit, die sich gegen alle einschränkenden Bestimmungen im Guten wie im Schlechten zu behaupten weiß. Lebenslust ist erwacht. Lied und Sprache entwickeln sich. Trink- und Fechtsitten werden zwar nicht erst geschaffen, aber doch in spezifischer Weise ausgebildet. Verzerrt und gedrückt wird diese Aufstiegslinie freilich durch kulturwidrige Tendenzen: die zunehmende Verrohung des ganzen Volkes auch vor dem großen Kriege, die wesentlich dadurch ermöglicht wird, daß von den positiven Werten der Reformation nicht mehr viel zu spüren ist. Und in letzter Linie: Hat die Reformation das notwendige Neue in vollem Umfange gebracht? Hat sie die gesamte Kultur so zu erfassen vermocht, wie es in einer solchen Schicksalsstunde erforderlich gewesen wäre? Die Frage ist zu verneinen, hier wie überhaupt. Sie hat nichts Vollwertiges für die mittelalterliche Organisation der Studentenschaft zu schaffen gewußt und nur kurzlebige Anregungen gegeben. Die Universitätsreformen, die sie brachte, waren keine kühnen Baupläne für Jahrhunderte, sondern gouvernementales Flickwerk, was sich bald zeigen sollte. Der Studentenschaft gegenüber fehlte es insbesondere an jedem Sinn für freie und selbständige Regungen. Man dachte mittelalterlich, ja oft schlimmer, ohne die jenem Denken entsprechenden Formen halten zu können. Und so werden alle studentischen Organisationsversuche, die vielleicht durch eine freiere Praxis veredelt werden konnten, von vornherein zu Unbotmäßigkeiten gestempelt; statt zur Höherentwicklung beizutragen, führen sie die Studentenschaft tiefer in den Sumpf hinein.

Am Schlusse unseres Zeitalters sind die Universitätsverhältnisse wiederum unhaltbar geworden.

8. Die deutsche Universitätsentwicklung in der Zeit der Abkehr vom Konfessionalismus



ie Klage über das gesunkene Ansehen des Gelehrtenstandes wird im siebzehnten Jahrhundert allgemein. In den Liedern klingt zwar alter Zunftstolz weiter:

> Studentenrath Findt manche Gnad
> Bei hoch und gringem Stande,
> Der Glehrten Kunst Ist nicht umsunst,
> Wird geehrt in allen Landen. (1611.)

Aber die Führer zu neuer Kultur und überhaupt die Kritischen und Urteilsfähigen verhalten sich zu den Leistungen der Universitäten ablehnend. In einem neulateinischen Drama von tiefer Intention: dem „Turbo" Andreaes (1616), geht der Titelheld (Turbo: Wirbel) unbefriedigt durch die Wissenschaften seiner Zeit; Logik, Rhetorik, Mathematik, Politik, Geschichte: sie vermögen ihm nichts zu geben. Eine nach der andern lockt ihn an und enttäuscht ihn. So wird er reif für den Praktiker Horatius, der ihn den höchsten Lebenszweck in der Weltbildung erkennen lehrt und ihn freilich dadurch nur in neue schwere Erschütterungen und Mißerfolge stürzt. Zuletzt wirft noch die Religion auf seinen eingewurzelten Diesseitspessimismus lichteren Schimmer. Turbo wird zum Serenus, er geht, ein strenger Selbstrichter, seinen eigenen Weg, im Vertrauen auf die göttliche Gnade. Gewiß führt das Stück in Menschheitsprobleme, aber es ist doch Ausdruck zeitlicher Nöte, und besonders ist es für die sich wandelnden Bildungsanschauungen charakteristisch. „Wissenschaft," spricht Horatius zu Turbo, „habe ich für meinen Lebensberuf verflucht wenig nötig gehabt. Das Zeug macht auch nur unmännlich, aufgeblasen und pedantisch. Meine Schule ist die Welt, meine Lehrer sind die einzelnen Länder, in den Taten der Menschen lese ich wie in Büchern, und die Charaktere der einzelnen sind die Buchstaben dazu." Turbo solle reisen und Welt sehen. Da schöpfe man an der Quelle des Lebens, lerne alles kennen, alle Verhältnisse und alle Stände. Gegen solche Erfahrungen sei die Wissenschaft von sekundärer Bedeutung, sie habe sich der Praxis vollkommen unterzuordnen.

Zwei Jahrzehnte später klagt ein über den Verfall der Universitäten tief bekümmerter religiöser Eiferer, der Erfurter Theologe Johann Matthäus Meyfart: „der gantze Orden der Gelehrten sey durch die Academische Tartarey vnd Boßheit bey vielen Fürsten / Herren / Edlen in Haß / und bey dem gemeinen Pöbel in die eußerste Verachtung kommen." Freilich, er bleibt Kritiker der Symptome: Ändert Eure Sitten! Kehrt zu dem Geiste der Re-

formationszeit zurück! ist seiner Weisheit letzter Schluß. Daß die Frage tiefer liegt, entgeht ihm.

Und schon beginnt man die Konsequenzen zu ziehen, fürs erste freilich nur die negativen. Schupp, der „einen hitzigen Kopf, ein deutsches Maul, aber ein ehrlich Herz“ besaß, rät 1657 von langem Universitätsstudium ab: Erwirb dir die Fundamente in der Philosophie und Theologie und werde Hauslehrer in möglichst vornehmer Familie. Geh ins Ausland. Dann kannst du in deiner Zeit leben, hast allenthalben Zutritt, und wenn auch deine Stellung dich äußerlich unterordnet, so läßt dich dein Geist aus allem dem doppelten Nutzen ziehen. Sieh dich um und schaffe dir Verbindungen, dann hast du mehr als von einem langen Aufenthalt auf Universitäten.

Die Wirkung solcher — durchaus berechtigter — Strömungen macht sich auch sozial geltend. Die Doktorenprivilegien kommen ab, das Ansehen der Doktorwürde sinkt. Früher hätten sie Adlige und Fürsten für eine Ehre gehalten, meint Thomasius in der Vorrede seiner „Hofphilosophie“ („Introductio in philosophiam aulicam“ 1688), heute genierten sich Privatleute, graduiert zu sein. Und die Praxis zeigt, daß das nicht rhetorische Übertreibungen sind. Ein Führer der deutschen Bildung wie Leibniz hat die Universitäten Zeit seines Lebens gering geschätzt, und man darf es nicht etwa aus ein paar ungünstigen persönlichen Erfahrungen ableiten. Auch der junge Pufendorf lehnte die Berufung zu einem juristischen Lehramt ab und nahm erst an, als ausdrücklich für ihn ein neuer Lehrstuhl für Naturrecht geschaffen wurde, der älteste in Deutschland (1661 in Heidelberg). Spinoza, der 1673 gleichfalls nach Heidelberg berufen wurde, zog es im Interesse der Gedankenfreiheit vor, außerhalb des Hochschulbetriebes zu bleiben, obwohl er die weitgehendsten Zusicherungen erhielt. Die produktive Wissenschaft der frühen Aufklärung ist keine Universitätswissenschaft. Weltleute und freie Idealisten sind ihre Träger, und sie haben, auch außerhalb Deutschlands, für die Universitäten nur Spott.

In einer solchen Lage gibt es für die Vertreter einer veraltenden Institution zwei Möglichkeiten, sich mit dem Neuen auseinanderzusetzen. Entweder sie sind völlig selbstüberzeugt, hermetisch verschlossen, und schieben beide Hälften der Schuld dem entarteten Zeitgeist und dem Mangel an Idealismus zu, oder aber sie suchen zu lernen und durch eine überlegte Aufnahme junger Tendenzen die unverminderte Existenzberechtigung ihrer Sache nachzuweisen. Die bornierten Köpfe sind stets zu abwehrendem Verhalten entschlossen, aber schließlich behalten die bornierten Köpfe doch nicht auf die Dauer recht, so zahlreich sie auch jeweils sein mögen, und das Vernünftige bricht sich Bahn.

So war es auch im siebzehnten Jahrhundert. Schließlich fanden sich Männer, wie Pufendorf und Thomasius, die es unternahmen, die neue Bildung auf den Universitäten einzubürgern, und es fanden sich Fürsten, wie Karl Ludwig von der Pfalz, der Große Kurfürst, Friedrich I. von Preußen, die ihre Hand schützend über die Angefochtenen und Verketzerten hielten. Und vor allem hatten diese Reformatoren Recht und Vernunft für sich, die die kräftigsten Verbreiter ihrer Schriften wurden.

Thomasius! Der Mann gehört nicht zu den schöpferischen Gelehrten,

die in der Wissenschaftsgeschichte auf Jahrhunderte eine Macht bedeuten. Seine Wirksamkeit ging mehr in die Breite als in die Tiefe, aber er war ein echter Repräsentant der fortschrittlichsten Regungen seiner Zeit, die er gegen die feindlichen Beharrungsmächte wirksam zu vertreten verstand. Und was ihm unvergessen bleiben wird: er hat es gewagt, mit dem Herkommen zu brechen und in deutscher Sprache ein deutsches Kollegium anzukündigen; wenn es auch darin einige Vorgänger gibt, er hat den Kampf siegreich durchgefochten. Im Oktober 1687 schlug er die denkwürdige Einladungsschrift an das schwarze Brett der Leipziger Universität: „Christian Thomas eröffnet der Studierenden Jugend zu Leipzig in einem Discours Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle? ein COLLEGIUM über des GRATIANS Grund-Regeln / Vernünfftig / klug und artig zu leben." Darin führt er aus — auch der Inhalt bringt wichtige Anregungen zur Universitätsreform —, daß mit Nachahmen von Äußerlichkeiten nichts erreicht sei, sondern es komme auf ein auswählendes und besonders auf ein produktives Verhalten an. Er sei der Meinung, „daß wenn man ja denen Frantzosen nachahmen wil, man ihnen hierinnen nachahmen solle, daß man sich auf honnétete, Gelehrsamkeit, beauté d'esprit, un bon gout und galanterie befleißige". Dann habe man das berechtigte Kulturziel erreicht, das sich die Franzosen gesetzt hätten, vollendeter Weltmann („un parfait homme Sâge") zu werden. Das aber könne man unmöglich werden ohne reale Kenntnisse in der Mathematik und den Naturwissenschaften, ohne die Beherrschung von Logik, Kritik, Rhetorik und Stil, oder, wie Thomasius auch sagt, ohne Fähigkeit, „gründlich zu räsonnieren". Dagegen sei der Bildungswert der Sprachen gering. „Sprachen sind wohl Zierrathen eines Gelehrten, aber an sich selbst machen sie niemand gelehrt".

Es war hohe Zeit, daß dieser Anstoß kam. Denn schon war man dabei, für den Adel in den Ritterakademien getrennte und natürlich moderner gerichtete Schulen zu gründen (seit 1589), und was noch schlimmer war: schon waren, ähnlich wie in der Renaissance, in den gelehrten Akademien besondere Organisationen für die produktive Wissenschaft entstanden, die das Interesse des absoluten Fürstentums an sich zu reißen drohten. Die Ausschaltung der Universitäten an wichtigen Stellen des Kulturlebens stand bevor. Da führte ihnen die Richtung, die Thomasius verkörperte, wieder frisches Blut und Lebenskraft zu, und nur die damalige Reform hat es ermöglicht, daß sie Zentren deutscher Geistesbildung bleiben konnten.

Aber noch ein Gutes ging von diesen Bestrebungen aus. Die Verminderung der Auslandsucht. Der Humanismus hat, wie sich deutlich nachweisen läßt, den Wert der deutschen Hochschulen gegenüber den ausländischen hervorgehoben und hat vor allem dem einzigartigen Ansehen der Pariser Universität den Todesstoß versetzt. Die Schwankbücher des sechzehnten Jahrhunderts wimmeln von Anekdoten, die von eingebildeten Dummköpfen mit ausländischer Hochschulbildung erzählen. Aber bald nimmt die akademische Auswanderung wieder zu, und im siebzehnten Jahrhundert ist der Zug nach fremden Ländern und fremder Bildung außerordentlich stark, wie ja auch die oben angeführte

Äußerung Schupps beweist. Bildungsreise ist mehr als Studium! war die Meinung vieler, und neben mancherlei Berechtigtem steckte doch zum mindesten in der Übertreibung eine Gefahr für den Bestand der deutschen Hochschulen. Auch hier wirkt der Einfluß der modernen Richtung ausgleichend.

Aber natürlich machen nicht Programme die Kultur, sondern die ernste Arbeit, die dahintersteht. Thomasius selbst hat in verschiedenen Ratgebern (1689, 1699) den Studenten nahegelegt, sich eine auf vernunftgemäßer Philosophie fundierte durchdachte und zusammenhängende Bildung zu erwerben. Und er hat ferner betont, daß der Lehrer Verkehr mit den Schülern haben müsse, um sie persönlich in diesem Sinne beeinflussen zu können. Und während er mehr auf die Juristen wirkte und in seinen Hallenser Jahren eine recht bedeutende Generation von Beamten heranzog, machte auch der naturwissenschaftliche Universitätsunterricht Fortschritte, freilich, wenn man auf die allgemeine Geistesgeschichte sieht, spät genug! — Anatomische Schausäle („Theatrum anatomicum“: Freiburg 1620, Jena 1630, Leipzig 1706), botanische Gärten („hortus medicus“: Leipzig 1542, Heidelberg 1593, Jena 1631) und schließlich auch hier und da Sternwarten (Jena 1657) werden angelegt. Als erstes großes Krankenhaus für Universitätszwecke wird das Würzburger Juliushospital von 1580 zu nennen sein.

Und vor allem kehrt jetzt die philosophische Arbeit in die Universitäten zurück. Humanismus wie Reformation haben kaum wertvolle philosophische Leistungen hervorgebracht, erst dem aufkommenden Realismus blieb das vorbehalten. Die großen Philosophen der Neuzeit: Descartes, Spinoza, Hobbes, Locke und Leibniz verdanken in erster Linie der Entwicklung von Mathematik und Naturwissenschaften ihre Anregungen. Systematisierte und verflachte Resultate ihrer Spekulation führen Thomasius und nach ihm erfolgreicher, weil doktrinärer, Christian Wolff in den Wissenschaftsbetrieb der Hochschule ein, und was noch wichtiger ist: der Geist freier Forschung, der die neuere Philosophie schuf, wird allmählich auf den Universitäten heimisch. Descartes, der Begründer der modernen Philosophie, hat auch das Schlagwort von der „libertas philosophandi“ geprägt. Spinoza, der sich freilich darüber klar war, daß die vorhandenen Staatsanstalten „nicht sowohl zur Ausbildung des Geistes, als zu deren Einschränkung errichtet“ wurden, schrieb den programmatischen Satz: „Der Zweck des Staates ist also im Grunde die Freiheit“ (1670). Und nicht viel später tritt auch Pufendorf in einer dem Großen Kurfürsten gewidmeten Abhandlung für die Gewissensfreiheit des einzelnen ein (De habitu christianae religionis ad vitam civilem, 1687). Entscheidend aber war, daß der absolutistische Staat auch von sich aus an der Idee der Lehrfreiheit Geschmack fand. Das geschah, wie Ewald Horn hervorgehoben hat, in der Hauptsache aus fiskalischen Gründen, weil man die Zugkraft bedeutender Lehrer und den Einfluß ihres Namens auf die Entwicklung einer Universität zu schätzen wußte, und weil man unter allen Umständen die Hochschule des Nachbarlandes überflügeln wollte. Freilich dieser Ursprung ändert nichts an der ideellen Notwendigkeit der Lehrfreiheit, weder für heute noch für damals. Als erster freigesinnte Vertreter des Fürstentums ist Pufendorfs Gönner, Karl Ludwig

von der Pfalz, zu nennen, der Reorganisator Heidelbergs nach dem Dreißigjährigen Kriege, der Spinoza Lehrfreiheit anbot, freilich aber Sachen des Glaubens davon ausnehmen wollte. In diesen Zusammenhang gehören die großen Universitätsgründungen des Absolutismus: Halle (1694), Göttingen (1734), Erlangen (1743) und Neugestaltung der Wiener Hochschule durch Maria Theresia (1749—53), überhaupt die Beseitigung des Jesuiteneinflusses auf den katholischen Universitäten.

Jetzt etabliert der Staat seine Macht. Und wie er eine moderne Bildung erstrebt, so auch eine moderne äußere Organisation. Die Korporationsrechte werden aufs äußerste eingeschränkt. Staaten im Staate sollen nicht mehr bestehen. Nur der Student ist im allgemeinen noch civis academicus und hat an den Privilegien teil, dagegen nicht die der Stadtbevölkerung angehörigen „Universitätsverwandten". Die Universitätsrichter werden staatliche Organe. Das Staatsexamen kommt neben dem Doktorexamen der Fakultäten auf. Im Preußischen allgemeinen Landrecht wird dann 1794 die Staatsidee kodifiziert: „Schulen und Universitäten sind Veranstaltungen des Staates". Maria Theresia hatte sie schon vorher „Politica" genannt. So holt die beginnende Aufklärung nach, was in der Reformationszeit versäumt war, und legt erst den Grund zu der modernen Universität.

Freilich müssen wir uns auch vergegenwärtigen, was alles damals noch beim alten blieb. Die wirtschaftlichen und statistischen Verhältnisse der Universitäten erfuhren keine wesentlichen Änderungen, und oft erwies sich der absolute Staat weniger als kühn überschauenden Beschützer denn als kleinlichen, eifersüchtig über seinen Rechten wachenden Dreinreder. Und selbst die geistigen Reformen wurden in vollem Umfange nur von führenden Gelehrten und führenden Hochschulen vorwärtsgetragen. Wie es so oft bei Fortschritten ist: nur ein Teil der Lebensbedingungen erneute sich; aber, wenn wir den Wechsel der Zeiten charakterisieren wollen, müssen wir auf diese entwicklungskräftigen Anfänge unseren Blick richten.



9. Das deutsche Studententum von 1650—1750


n der Studentenschaft geht es langsam vorwärts. Ihr fehlt Bewegungsfreiheit. Die letzte organisatorische Regung, die sich auf Selbstverwaltung richtete: der Pennalismus, war seiner unleugbaren Schäden wegen unterdrückt und durch nichts Besseres ersetzt. Die Burschenfreiheit wurde von niemand anerkannt, weder von Lehrern noch von den Regierungen. Christian Wolff, der Aufklärer, der erste Philosoph, der auf deutschen Universitäten Herrschaftsrecht erwarb, nennt sie „licentia academica" und verwirft sie, die wahre akademische Freiheit, die sich doch auf einen Studienzweck beziehen müsse, die „libertas academica" sei die Lernfreiheit (1731). Im übrigen sei der Student trotz einiger Privilegien Zeitbürger („civis temporarius") und habe nicht mehr und nicht weniger zu beanspruchen als die andern Zeitbürger auch.

Gewiß haben die Gegner der Burschenfreiheit in vielen Punkten nicht unrecht und in manchen sogar unbestreitbar recht, aber das Wichtigste übersehen sie doch: daß ohne Spielraum auch keine Initiative zu notwendigen Umgestaltungen möglich ist. Und die Beengung der Studentenschaft nahm eher zu. Der Absolutismus kennt im Grunde nur den Begriff: Schüler und will nicht, daß etwas ohne sein Wissen und ohne seinen Willen vor sich geht. Die preußischen Minister Massow und Goldbeck erlassen 1798 eine Prügelverordnung für die Universität Halle. Daß diese energischen Vertreter altpreußischer Bureaukratie sich dann 1806 feige genug benahmen, soll nicht verschwiegen werden. Mehrfach, und nicht nur unter dem gewissenlosen kurhessischen Regime, auch in Preußen, kommt es vor, daß Studenten nicht vor gewaltsamer Anwerbung zum Militär sicher sind, ganz im Gegensatz zu ihrer früheren Unantastbarkeit, und daß alle Beschwerden der Universität erfolglos blieben. In Österreich verwendet man im achtzehnten Jahrhundert sogar Spitzel („Naderer"), die studentischen Verbindungen nachspüren. Die Freizügigkeit war beschränkt, Vereinsverbote hatte man überall, überall schnitt man die Entwicklungsfäden am liebsten durch.

Die studentischen Organisationsleistungen sind dann auch hinreichend dürftig, und das Neue, das sich geltend macht, ist mehr interessant als einflußreich. Höchstens in den neuen Orden ist das Wehen eines gesunden Allgemeingeistes zu spüren. Aber sie gehören in der Hauptsache einer späteren Zeit an. Vielfach halten sich noch die Landsmannschaften in alter Weise, z. B. in Jena, doch erlangen sie erst nach 1750 wieder stärkeren Einfluß. Und endlich gibt es hier und da schon wissenschaftliche Vereine, in denen sicherlich der Sodalitätengedanke der Humanisten fortlebt. Besonders Leipzig ist ihr Mutterboden. Dort entstehen um die Wende des siebzehnten Jahr-

hunderts einzelne „Collegia“, die wenigstens zunächst studentischen Vereinscharakter tragen. 1686 wird von August Hermann Francke und Paul Anton, einem Anhänger Speners, das „Collegium Philobiblicum“ ins Leben gerufen. Vier Lausitzer Studenten, Hörer des beliebten Leipziger Historikers Burkhardt Mencke, gründen 1697 die „Görlitzische Poetische Gesellschaft“, die 1727 von Gottsched in die „Deutsche Gesellschaft“ umgewandelt wird; und 1702 richtet der spätere Komponist Telemann, damals noch Leipziger Student, auch ein „Collegium musicum“ ein. Solche Anregungen waren nicht unbedeutend. Das „Collegium Philobiblicum“, das in Jena und Wittenberg Nachahmung fand, ist erst 1822 eingegangen. Die „Deutsche Gesellschaft“ besteht noch heute, und eine andere Leipziger Vereinigung der damaligen Zeit, die „Lausitzer Predigergesellschaft“ von 1716, ist studentische Korporation geblieben, und wohl die älteste, die in Deutschland überhaupt existiert.

Und doch gibt es einen mächtigen Unterschied gegen früher. Aber weniger die Allgemeinheit als der einzelne ist daran schuld. Der Student als Zeitbürger entwickelt sich.

Der Student des achtzehnten Jahrhunderts! Wir sind gewöhnt, ihn uns als vollkommenen Rokokomenschen vorzustellen, in Manier, Tracht und Interessen, als Rokokomenschen oder aber als sein Gegenspiel, als Vertreter derber studentischer Tradition: als Stutzer (petit maître) oder als Renommisten.

Diese Vorstellung ist aber nur teilweise richtig, nur unter der Voraussetzung nämlich, daß diese beide Typen nicht die gesamte Studentenschaft repräsentieren, in der es eine Menge Physiognomieloser und Gedrückter gab; sie treten nicht hervor, weil sie mit Studium, vielleicht auch Erwerb des Lebensunterhaltes vollauf beschäftigt sind. Denn die Studenten des achtzehnten Jahrhunderts waren überwiegend arm, alle Berichte erzählen davon, und ein moderner Gelehrter (Eulenburg) stellt den Rückgang der Frequenzziffern, der nach 1740 eintrat, als Gesundungsprozeß dar, weil er durch eine bessere Verteilung auf die bürgerlichen Berufe herbeigeführt wird. Zutreffender als die Gegenüberstellung von petit maître und Renommist ist deshalb eine andere, erst später überlieferte Scheidung nach Typen, die John Meier mitteilt. 1785 zerfallen nämlich die Göttinger Studenten in Crasse, petits maîtres und honorige Studenten, was mit folgenden Worten erläutert wird: „Craß heißt in weitläufigem Verstande alles, was steif ist und nach Pedanterie schmeckt. Ein crasser und ein petit maître beobachten zwey Extreme, und sind einem studioso honorico gleich unverdaulich. Jener ist leicht daran zu erkennen, daß er den Hut vollkommen wagerecht, die Spitze gerade vor der Stirn, und einen ziemlich großen, dicht an den Kopf gebundenen Haarbeutel, ein Kleid mit langen Schößen, Rahmenschuhe mit kleinen viereckigen Schnallen, oder bey einer schwarzen bocksledernen Hose ebenso schwarze Stiefeln trägt. Seine Bücher schleppt er unterm rechten Arme ins Collegium, wo er den ganzen Discours nachschreibt. In Gesellschaft weiß er seine Hände nirgends zu lassen, er beißt sich also zum Zeitvertreibe seine Nägel ab. Bey Tische erzählt er, was er am liebsten gegessen hat, als er noch zu Hause war, und was für Lehren ihm seine selige Großmutter gegeben hat.“ Sicherlich

waren die Crassen sehr zahlreich, wahrscheinlich von den drei Gruppen die stärkste.

Der petit maître ist der zeitgemäße Nachfolger des à la mode-Studenten. Vermutlich waren es hauptsächlich Adlige und Reiche, die zu solcher Lebensführung neigten. Wesentlich ist ferner der Charakter der Universitätsstadt. In einer vermögenden Kaufmannsstadt wie in Leipzig werden auch die Studenten zu kultivierterem Auftreten gezwungen als anderswo. Goethe hat im sechsten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ in Erinnerung an seine Leipziger Jahre die Sachlage geschildert: „In Jena und Halle war die Rohheit aufs Höchste gestiegen; körperliche Stärke und Fechtergewandtheit, die wildeste Selbsthilfe war dort an der Tagesordnung. . . . Dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant sein, sobald er mit reichen, wohl und genau gesitteten Einwohnern in einigem Bezug stehen wollte“. Mehr als früher haben sich die deutschen Universitätsstädte individualisiert und der genius loci wirkt auf die Studenten bestimmend ein.

So wird, was freilich nur bedingt richtig ist, in Zachariaes bekanntem scherzhaftem Heldengedicht: „Der Renommist“ (1744) der Gegensatz vom Stutzer und Renommisten zum Gegensatz von Leipzig und Jena und schließlich mit dem Sieg des Stutzers über den Renommisten auch zum Sieg Leipzigs über Jena. Der Stutzer gilt als der fortgeschrittene Typ: Er hat Form und ist zugleich überlegener Fechter:

Mit Herrlichkeit umringt und Lorbeern stolz umlaubt,
Erhob die Mode nun mit neuer Pracht ihr Haupt;
Und die Galanterie ging nach Jenschen Saale.
Da wurden Stutzer reif an ihrem holden Strahle,
So artig, so geputzt als Leipzigs Stutzer ist;
In ew'ge Schande fiel der Name Renommist.

Zachariae hat für die spätere Zeit in scharfumrissenem Bild beide Typen festgehalten. Seinen Sieger, Sylvan, schildert er bezeichnenderweise beim Lever. Sylvan trägt einen seidenen Schlafrock, weißseidene Strümpfe und schwarze bandbesetzte Schnallenschuhe. So trinkt er Kaffee, gibt den Domestiken Aufträge, läßt sich frisieren — „Pomadenhengst“ wird gelegentlich als Spitzname für die Stutzer verwandt — und macht sich nun erst zum Ausgehen fertig:

Ein neuer Modesamt aus aschenfarbger Seide,
Voll Laubwerk schön gewebt, dient ihm zum Oberkleide,
Ein breitgewirktes Gold umgab der Weste Rand,
Und Atlas hieß der Stoff, aus welchem sie entstand.
Sie war noch prächtig neu; die Farbe glich den Lüften,
Wenn sie der Frühling leert von rauhen Winterdüften.
Ein schwarzer Atlas war der Hüften enges Kleid;
Das Uhrband schimmerte mit goldner Herrlichkeit.
Um seinen Degen war ein weißes Band geschlagen,
Zum Zeichen nie damit ein Blutduell zu wagen.
Sein Rohr aus Indien ziert ein besondrer Knopf,
Aus Meißner Porzellan ein Frauenzimmerkopf;
Der unbeseelte Thon sprach in das Aug' Entzücken;
Der Reiz war auf der Stirn, der Mutwill in den Blicken.
So stellte sich das Haupt von Leipzigs Stutzern dar.

Natürlich ist er parfümiert, geht oder vielmehr hüpft er mit „kühnem Entrechat" (Luftsprung) vor den Spiegel, und fast hätte er sich in sich selbst verliebt, als ihm der Diener meldet, daß die Sänfte warte. Leipziger Studentenerinnerungen aus dem Jahre 1743 beweisen, daß ein petit maître seine zwei Stunden zum Ankleiden brauchen konnte.

Der Renommist haust dagegen in tabakdurchräuchertem Raume, hat noch Zopf statt des modischen Haarbeutels, behält den Hut auf dem Kopfe, — die Galanterie erfordert „chapeau bas" zu gehen —, und trägt schwere Stiefel, plumpen Degen, primitive Kleidung. Außerdem aber unterscheidet ihn Sprache und Auftreten, die möglichst forsch und laut sind. Das zeigt Zachariaes hübsche Szene, wie sich die Studienfreunde Sylvan und Raufbold als Führer entgegengesetzter Parteien wiedersehen:

„Was Teufel! Bruderherz (sprach Raufbold voller Freuden),
Wer hätte das gedacht bei unserm letzten Scheiden,
Daß wir in Leipzig einst uns würden wiedersehn! —
Doch, Kerl, Du bist ja doch, der Teufel hole! schön.
Gehst Du beständig so wie aus dem Ei geschälet,
Und sind die Haare stets in dem Toupee gezählet?"

„Mon cher (versetzt Sylvan), wir leben hier galant:
In Leipzig gilt doch noch Verdienst und Adelstand,
Und vendre bleu! wer wird in Kleidern schlechter gehen,
Da wir hier jeden Tag die schönsten Damen sehen?
Doch, Bruder, wie confus sieht nicht Dein Anzug aus!
Wie kömmst Du in den Hecht, in dies vilaine Haus?
Hat niemand Dir im Thor den Engel angewiesen?
Und Artopö gelobt, und Waplern Dir gepriesen?"

Renommist wie Stutzer fühlen sich als Urbild des Studenten und schauen auf die misera plebs der „Crassen" oder gar der Konviktoristen (Kommunitäter) und der Erwerbstätigen hinab. Aber schon machen sich Strömungen gegen die scharfe soziale Scheidung in der Studentenschaft geltend. Ganz in der Gedankenrichtung des Naturrechtes verwirft Thomasius die unterschiedliche Behandlung reicher und armer Studenten. Seine Zuhörer gälten ihm alle gleich: „Es ist mir ein Geringer der fleißig ist / lieber als ein Vornehmer der unfleißig ist / und ein Armer gratuitus so lieb als ein reicher der viel Geld gibt." Diese Ansicht drang freilich weder bei den Kollegen des großen Reformers noch in der Studentenschaft selbst durch.

Die Lebensgewohnheiten der Studenten werden von den beiden Richtungen: der galanten wie der renommistischen, sicher aber von der mehr eingewurzelten renommistischen stärker berührt, während die Masse der Indifferenten ohne Mitbestimmung bleibt. Man kann das an Lied und Sprache kontrollieren. Der französische Einfluß an sich, Studentenworte wie fidel, Courage, Komment und Kontrahage oder gar Sadonc (später durch Profit verdrängt), kommen nicht auf Rechnung der Stutzer, die wie Sylvans Beispiel zeigt, gewähltere Ausdrücke in ihr Deutsch einfließen ließen. Und im Studentenlied hat sich wohl die Abneigung gegen das Galante, aber nicht die Galanterie selbst ausgedrückt:

Hinweg mit der Pomade,
Die nach Lavendel stinkt,
Hinweg mit der Orsade,
Die nur der Stutzer trinkt:
Laßt, Freunde, jungen Thoren
Der Wollust Kinderspiel,
Zum Trunk sind wir geboren,
Seit Vater Adam fiel.

Am meisten französiert war wohl die Erotik, wenigstens soweit sie sich nicht auf „die fünfte Fakultät", sondern auf „das bürgerliche Frauenzimmer" bezog. Da mußte man moderne Manieren haben, um zur Geltung zu kommen, sonst war der Kommis einem über. Vor allem mußte man elegant konversieren können, etwa in der Weise, wie es die damaligen Romane zeigen. „Monsieur," sagt eine Schöne zum ‚verliebten Studenten', „wann ich glaube / daß er nicht weiß was lieben ist / so kehret sich Blut in Schnee / denn wie kan ein Mensch in seiner Blüte / ohne Liebe seyn." Die Nachäfferei französischer Sitte reichte sehr weit hinunter. Schon aus Christian Reuters pamphletistischen Dramen geht hervor, daß gar manche filia hospitalis den bürgerlichen Stutzer vor dem ungeschliffenen „Hausburschen" bevorzugte (1695—1696). Das empfanden die einen als Schimpf und rächten sich durch schlechte Streiche; die andern dagegen paßten sich der neuen Art an, karikierten sie vielleicht ohne es zu wollen. Denn wie bei jeder Nachahmung kamen die sonderbarsten Lächerlichkeiten und Donquichotterien vor. Thomasius erzählt davon (1687): „Bald, wenn man studieren oder was nöthigers thun soll, verliebt man sich sterblich, und zwar zum öfftern in ein gut einfältig Buttes-Mägdgen, aus deren Augen man gleich sehen kan, daß eine Seele ohne Geist den Leib bewohne. Was gehen nun da für galanterien vor? Wie zutrampelt man sich vor dem Fenster, ob man die Ehre haben könne, oder doch an deren statt die Magd oder die Katze zu grüßen? Wie viel verliebte Briefe, die man aus zehen Romans zusammengesuchet hat, und die mit vielen flammenden und mit Pfeilen durchschossenen Hertzen bemahlet sind, werden da abgeschicket, gleich als ob man des guten Kindes affection damit bombardiren wolte." Aber: Dulcinea von Toboso ist das schönste Weib von der Welt und die Galanterie braucht die Hyperbel der Illusion. Sogar der Renommist erwählt seine „Charmante", zu deren Ehren er dann —, seiner Art entsprechend, — trinkt und ficht. Ihr Wohl muß auf jeder Kneipe ausgebracht werden und stets wird in den späteren Huldigungsliedern des achtzehnten Jahrhunderts ihrer gedacht:

Man säuft sich von Verstand bloß auf ihr Wohlergehen.
Man kennt die Schöne nicht, als daß man sie gesehen;
Doch dies ist g'nug, deßhalb die Schnurrbartei (Stadtwache) zu stürmen,
Und sie mit Bier und Blut herkulisch zu beschirmen.

Freilich die studentische Leichtlebigkeit fand sich nicht ohne Humor mit solchen „Gesetzen" ab und kannte neben den wirklichen Charmanten auch die „Spaßcharmanten". Vielfach waren die Charmanten einfach „Verhältnisse"; und vermutlich werden die guten Vorsätze, die sich auch hier und da im

Studentenlied hören lassen, nicht allzu viel Segen gestiftet haben. Es kam sogar vor, daß Studenten für geleistete Dienste „Schürzenstipendien" bezogen.

Auf den galanten Typus ist vielleicht weiterhin das zunehmende Theaterinteresse zurückzuführen. Ganz abgestorben war es seit dem Humanismus nie, aber inzwischen haben Studentenaufführungen so gut wie aufgehört, — die pädagogische Absicht dabei entsprach nicht mehr recht dem Fortschritt der künstlerischen Bildung — und an ihre Stelle war im Zusammenhang mit der Entwicklung der deutschen Bühne ein rein rezeptives Verhalten getreten. Das Ab- und Zuwandern von Schauspielergesellschaften wird in Universitätsstädten auch zu einem studentischen Ereignis. Zwar verbieten fürsorgliche Regierungen und Universitätsbehörden vielfach den Theaterbesuch ganz oder suchen ihn wenigstens einzuschränken, weil sie Ablenkung von den Studien befürchten; aber dadurch machen sie die Sache erst zu einer Haupt- und Staatsaktion, oft sogar im buchstäblichen Sinne, und die Studentenschaft sucht nun durch Tumulte die Zurücknahme solcher Verbote durchzusetzen, so im Leipziger Musenkrieg von 1768. Die Anziehungskraft, die das Theater ausübt, ist außerordentlich stark. Man braucht sich nicht zu wundern, wenn die Neuberin mit ihren Bühnenbestrebungen auf den jungen Lessing nachhaltigen Eindruck machte, der 1746—48 in Leipzig studierte, aber auch Studenten, die nicht den Drang zu künstlerischer Produktion hatten, standen im Banne solcher Eindrücke. Ausführlich berichtet ein Stralsunder Patriziersohn, der der Leipziger Universität einige Jahre vor Lessing angehörte, über die Neuberin: Sie sei mit einem Prager Studenten, ihrem späteren Manne, geflohen und eigentlich jetzt die Seele des Unternehmens. Als Darstellerin sei sie nicht unbedeutend und habe sogar „Herrn Professor Gottscheds" Beifall gefunden. „Und gewiß war die Frau in allen Vorstellungen geschickt; sie spielte ihre Rolle jederzeit zur Bewunderung; sie dirigierte auch das ganze Werk, und es hieß von ihr, daß sie dem Herrn Professor selbst einen Geschmack und Kenntnis dramatischer Vorstellungen beigebracht." Sie sei stets entzückend gekleidet, sei etwas kokett und lasse gern ihre „netten" Füße sehen. Ein Schauspieler sei ihr erkorener Liebhaber. „Ihre Hurtigkeit und Geschicklichkeit habe ich besonders einmal in dem Lustspiel gesehen, welches genannt wurde „Das Reich der Toten", darin sie einen Leipziger, Wittenbergischen, Hallischen und Jenaischen Studenten und bei allem das Lächerliche ohne Verbesserung vorstellte." Offenbar zeigte also die Studentenschaft für das größte damalige Theaterereignis Interesse.

Im Studentenlied herrscht die ausgelassene Lustigkeit, die darum noch keine französische Stilisierung erfahren hat, weil man französische Worte braucht und im achtzehnten Jahrhundert sogar „fidel" ist:

Sa lustig Courage getruncken,
Wer singet ein lustig Runda
Last trauern die kühlen Halundken,
Wir sind ja deßwegen nicht da.

Es ist bey den Purschen nicht Mo
Daß man das Capitolium stützt
und hermet sich kranck und zu tode
und immer verzumpfen da sitzt. (1667.)

Die Lebensfreude bleibt ein Grundthema. Ein anderes ist natürlich die Liebe mit ihrem Für und Gegen. Ein drittes der Beruf und seine Nöte. Leidlich vergnügt stellt ein Jurist von 1716 fest, daß ihm das Soldatenleben allemal noch übrigbleibe, wenn es mit der Juristerei nichts werden will:

Ich will meinen Sinn ergetzen
An Justinians Gesätzen,
Die man sonst die Rechte heißt;
Wills nicht gehen,
Muß ich sehen,
Wo die blancken Deegen klingen
Und die blauen Kugeln singen.

Und nicht gerade angenehm kommt mit dem Studentenleben verglichen die spätere bürgerliche Stellung und ihre Pflichten vor. Deshalb nur rasch genießen, später muß sich das ja ändern. Um 1700 singt man in Altdorf:

Sind wir nun von hier geschieden,
Prägt man uns das Sprichwort ein,
Andre Länder, andre Sitten,
Und wir müssen ehrbar seyn,
Gravitaet uns angewöhnen,
Und das kömmt uns Spanisch für —
Ach! wie werden wir uns sehnen
Nach ein Glas Altdorfer Bier!

Die meisten Lieder der Zeit sind außer Übung gekommen, selbst das Lied: „Ich lobe mir das Burschenleben", das 1760 bezeugt, aber sicher älter ist, wird trotz Webers Komposition kaum mehr gesungen, nur Johann Christian Günthers Übersetzung des „Gaudeamus" („Brüder laßt uns lustig sein") und das Krambambulilied von 1745 sind noch immer verbreitet. Das Krambambulilied entstand nach dem Kanapeelied („Das Kanapee ist mein Vergnügen"), mit dem es das übertriebene Behagen an einem immerhin bescheidenen Genusse teilt.

Komponisten studentischer Lieder gab es schon lange: Melchior Franck (1573—1639), Johann Hermann Schein (1586—1630), der nach Friedländer zuerst den rechten musikalischen Humor für das Studentenlied gefunden hat, und Johann Rosenmüller (1620—84). Auch Sammlungen wie das „Studentengärtlein", Nürnberg 1613, das „Augspurger Tafelconfect von 1733" kommen in Betracht, und manches ist handschriftlich geblieben wie das Liederbuch des Leipziger Studenten Clodius von 1669. Eigentliche Kommersbücher aber entstehen erst nach 1750, Kindleben (Studentenlieder 1781, nur Text), Niemann (Notenbuch zum akademischen Liederbuch 1783) und Rüdiger (Trink oder Commerschlieder 1791, 2. A. 1795) geben den Anstoß, und eine starke Produktion noch heute beliebter Lieder setzt zu gleicher Zeit ein.

Das gesellige Leben des Studenten bleibt im allgemeinen in den Formen, die nach der Reformation entstanden sind, und hat sich erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts entscheidend geändert. Neue Genüsse werden ihm durch das Aufkommen von Tabak und Kaffee zugeführt. 1590 sah ein holländischer Arzt englische und französische Studenten in Leiden irdene

Pfeifen rauchen, obwohl man sie gewarnt hatte, weil davon ihr Gehirn schwarz werden müsse. In Deutschland bürgert sich die Sitte während des Dreißigjährigen Krieges ein und sofort findet die Studentenschaft am „Tabaktrinken" Gefallen. Bald wird auf jedem Burschenschmaus geraucht. Die Pennäle haben die Pfeifen anzuzünden und oft überhaupt zu beschaffen. Im siebzehnten Jahrhundert war das Rauchen verboten und die Einladungen zu den Tabaksschmäusen deshalb geheim. Nach dem Einladungsformular, das beispielsweise lautete: Fid(elibus) (fratr)ibus s(alutem) d(icit) N. h(opes), hodie hora VII (apparebitis in musaeo meo) (Nicotianna herba et) c(erevisia) a(bunde) v(obis) s(atisfaciam), und das dann zum Pfeifenanzünden Verwendung fand, soll das Wort Fidibus gebildet sein.

Das Kaffeetrinken wird seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland allgemeiner. Damals entstehen die ersten öffentlichen Kaffeehäuser. Sie werden Treffpunkt der modern Gerichteten, vielfach verbindet sich mit ihnen ein Lesekabinett. Unter den Studenten werden „Coffeschmäuse" beliebt, die auf den Wohnungen abgehalten werden. Überhaupt war damals die Blütezeit der „Hospize", d. h. der auf der Bude abgehaltenen Kommerse. Die Stammbuchbilder stellen solche Szenen zu Dutzenden dar. —

Für die nichtstudentische Bevölkerung bürgert sich der Ausdruck Philister ein. Er soll 1680 aufgekommen sein, als ein Jenaer Geistlicher seiner Leichenrede für einen erstochenen Studenten den Text untergelegt habe: „Philister über dir, Simson" (Richter 16,9); das ist schwer zu kontrollieren. Jedenfalls ist der Grundgedanke, vermöge dessen das Wort sich durchsetzte, der, daß sich die Studenten als auserwähltes Volk fühlten und die anderen als zweitklassig hinstellen wollten. Manichäer dagegen, wie der geldfordernde Gläubiger genannt wird, erklärt sich wohl ganz einfach als Mahn—ichäer, und aus der Studentenperspektive konnte man in einem solchen Menschen ganz gut einen halb unchristlichen Sektierer sehen.

Daß die Studienverhältnisse sich wesentlich zu ändern beginnen, läßt sich aus der Universitätsentwicklung schließen. Die geschäftlichen Interessen des Professorentums treten zugunsten pädagogischer zurück. Wieder ist Thomasius ein eifriger Mahner: Ein Professor muß arm und reich gleichmäßig behandeln, nur Fleiß und Begabung können Unterschiede bedingen. Ein Professor müsse zu sprechen sein und müsse auf die beruflichen Ziele seiner Hörer eingehen können. Er müsse scheiden, ob er vor Anfängern oder Fortgeschrittenen lehre. Dabei sei aber das Wesentliche einfach und lasse sich stets klar, kurz und elegant ausdrücken. Und vor der reinen Doziermethode gibt er der konversationellen den Vorzug und richtet selbst Disputierkränzchen ein. Freilich disputiert man darin nicht mehr im alten Sinne; nicht mit vorgeschriebenen Formen und mit eingelernten Argumenten, sondern benutzt seinen gesunden Verstand und redet, wie der Schnabel gewachsen ist. Die alte Art zu disputieren verschwindet zwar nicht gleich, wird aber mit Hohn überschüttet. Schon von Andreae im „Turbo", mehr noch von dem dänischen Erzieher zur Aufklärung, von Holberg, der im „Peter Paars" die Gelehrten sich darüber streiten läßt, ob

Venus vor Troja in der rechten Hand, im linken Arm oder im Schenkel verwundet wurde.

Große Bedeutung für den Universitätsunterricht hat weiterhin die Abfassung brauchbarer Leitfäden, vor allem der Geschichte und der Philosophie. Werke wie Pufendorfs „Historie der vornehmsten Staaten und Reiche so jetziger Zeit in Europa sich finden" (1682), wie Wolffs und Baumgartens philosophische Schriften entstehen und werden in Vorlesungen zugrunde gelegt. Überhaupt gehen die modernen Geister darauf aus, möglichst reichen Bildungsstoff faßlich, übersichtlich und doch systematisch zu bewältigen. Thomasius weist darauf hin, wieviel Unnötiges man weglassen könne, und wie sehr er recht gehabt haben mag, zeigt die Tatsache, daß ein Tübinger Professor von 1624 bis 1649, also fast die ganze Zeit des Dreißigjährigen Krieges, brauchte, um in 1509 Vorträgen den Propheten Jesaias zu erklären. Mit solchem Unwesen wird jetzt gründlich aufgeräumt.

Auch Franckes Organisationstalent wirkt günstig auf den Hochschulbetrieb ein, vor allem auf Lehrerbildung und Theologiestudium. Er gründet 1702 das Collegium orientale, aus dem Michaelis hervorgeht, und richtet ein Lehrerseminar zur Ausbildung der zahlreichen Lehrkräfte ein, die seine Stiftung braucht.

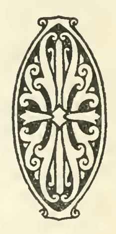
In den naturwissenschaftlich-medizinischen Fächern wächst das Verlangen nach Anschaulichkeit, freilich bleibt eine völlige Umwälzung der exakten Studien noch aus. Es hätten auch im achtzehnten Jahrhundert die dazu nötigen Geldmittel gefehlt.

Hinsichtlich der Vorbildung kündigt sich ein die Folgezeit beherrschender Gegensatz an: Thomasius baut auf dem Grunde des allgemeinen Menschenverstandes, er wünscht vor allem reale Kenntnisse und Fertigkeiten und möglichst wenig humanistische Verbildung, dagegen war beispielsweise Gellert von der Unentbehrlichkeit klassischer Bildung überzeugt. Er setzt wohl die vollkommene stilistische Beherrschung der Muttersprache voraus, aber jeder Student, gleichviel welcher Fakultät er angehört, soll sich außerdem „in lateinischer Schreibart üben" und sich mit alter Geschichte und den klassischen Schriftstellern vertraut machen. Das sei die beste Schulung für alle Disziplinen. Schon beginnt der Neuhumanismus auf die Universitäten einzuwirken und seine gewiß einseitige, aber menschlich vornehme Auffassung vom Studium zu verbreiten. Es mag noch stark an Popularphilosophie erinnern, wenn Gellert formuliert: „Ohne Genie, und aus niedrigen Absichten studieren, heißt die Wissenschaften vermehren, sich selbst beschimpfen, die Ordnung der Natur und der Welt umkehren," sowie daß es die Pflicht der Akademiker sei, „durch Wissenschaft der Welt ein Segen, und ihrem eigenen Herzen ein Glück zu werden," aber es lebt doch in solchen Sätzen ein ähnlicher Geist wie in Schillers akademischer Antrittsrede, wie in Fichtes und Schellings schönen Universitätsschriften.

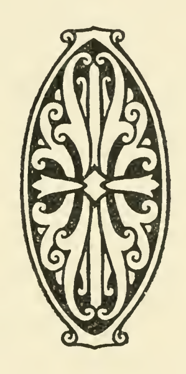
Und nun im ganzen: das Niveau des einzelnen Studenten hebt sich; der einzelne nimmt vielfach an gesellschaftlicher Bildung und allgemeinen Interessen

zu; der Universitätsunterricht vertieft sich. Die Studentenschaft als solche aber kommt nicht höher; in ihr entsteht noch kein Gemeinschaftssinn; alle Ansätze zu sozialen Bildungen werden niedergehalten. Und so wird verhindert, daß die studentischen Verhältnisse im großen moderner und freier werden.

Wieder, und diesmal im Gegensatz zur Universitätsgeschichte, schließt ein Kapitel Studententum mit einer Frage ab, der Frage nämlich: Wann kommt etwas grundlegend Neues; etwas, an dem auch ein heutiger Betrachter wahre Freude haben könnte?



Zweiter Teil ✎ ✎ ✎ ✎ ✎ Das Deutsche Studententum von 1750 bis zur Gegenwart (1910) von Dr. Paul Ssymank



1. Landsmannschaften und Orden in der Aufklärungszeit. Der Göttinger Hain. Die erste Antiduellbewegung. Das Entstehen der „Kränzchen"


er absolute Territorialstaat des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts, der sich unter schweren Kämpfen aus den Trümmern des alten ständischen entwickelt hatte, konnte seiner ganzen Natur nach kein großer Freund der Universitäten sein, da sie sich trotz aller Ungunst der Zeiten noch mancherlei Vorrechte als selbständige Korporationen gerettet hatten. Auf sich selbst angewiesen und kaum gefördert von der Landesregierung, zudem ohne rechte Fühlung mit dem fortschreitenden Geistesleben, zeigten daher manche Universitäten jener Tage ein Bild tiefen Verfalls und großer Unkultur bei Professoren und Studenten trotz der vielfach vorhandenen bedeutenden Gelehrsamkeit. Aber seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts rang sich im Schoße des absoluten Staats eine neue Macht zum Dasein hervor, welche die Trägerin des deutschen Geisteslebens werden und sich in einer herrlichen Blüte der deutschen Literatur zuerst offenbaren sollte: die Bourgeoisie. Ihr Aufkommen konnte, da sie sehr bald den Hauptteil der Studenten stellte, nicht ohne Einfluß auf das akademische Leben sein, und ihrem Wirken war es zu verdanken, daß im Universitätswesen und im Dasein der studentischen Jugend ein allmählicher Verjüngungsprozeß einsetzte, der die großartige Entwicklung des akademischen Lebens während des neunzehnten Jahrhunderts in wichtigen Punkten vorbereitete. Daß die neuaufkommenden geistigen Strömungen in der Studentenschaft zum endlichen Durchbruch kamen, legt Zeugnis von ihrer Stärke ab, denn unter dem Druck der Regierung und getreu der staatlichen Auffassung, welche nur den einzelnen gelten ließ und alle korporativen Zusammenschlüsse verpönte, wollte es die akademische Behörde zu keinerlei Verbindung gleichgesinnter Studenten kommen lassen. Es war eine Ausnahmeerscheinung, wenn eine Universität wie Leipzig 1716 einen wissenschaftlichen Studentenverein unter Aufsicht eines Professors zuließ, die noch jetzt bestehende Lausitzer Predigergesellschaft (Societas Lusatorum Sorabica), oder wie 1766 in Frankfurt a. O., wo das Ministerium erst nach langem Zögern seine Genehmigung erteilte. Aber trotz aller Mühen und Kämpfe vermochten die Universitätsbehörden den uralten Drang zur korporativen Gestaltung des Studentenlebens in der akademischen Jugend nicht zu unterdrücken, ja durch ihre Edikte und Verfolgungen zwangen sie dieselbe nur, das im geheimen zu tun, was ihr in der Öffentlichkeit verboten war. Aus diesem Grunde ist die Anfangsgeschichte der beiden Verbindungsarten, welche im

achtzehnten Jahrhundert vorherrschten, der neueren Landsmannschaften und der studentischen Orden, in Dunkel gehüllt. Wenn ihre Geschichte in den Universitätsakten begann, waren sie zumeist schon ältere Gebilde, die sich dank der völligen Abgeschiedenheit in eigentümlicher Weise entwickelt hatten. Beide Organisationsformen erhielten, wiewohl sie als selbständige Körperschaften mit dem Ausgange des Jahrhunderts zertrümmert wurden, für die ganze kommende Zeit hohe Bedeutung; auf sie als Urformen geht das gesamte moderne studentische Verbindungswesen zurück.

Die älteren Landsmannschaften, deren letzte sich in Rostock um 1750 auflöste, hatten durchaus den Charakter von Gilden besessen; die neueren, die vielleicht teilweise ihre Fortsetzung waren, trugen von vornherein ein anderes Gepräge. Es waren offenbar anfangs ganz lockere Vereinigungen von Studenten, die aus derselben Gegend stammten, und die das Geselligkeitsbedürfnis zusammenführte. Sie hatten zuerst weder Namen noch Satzungen, und die Zeit ihrer Gründung umgab völliges Dunkel. Charakteristisch und typisch für die Entwicklung aller Landsmannschaften dürfte die Geschichte der Mosellanerlandsmannschaft zu Jena sein. Nach einer unbewiesenen Überlieferung bestand sie seit 1646, sicher nachgewiesen als „mosellanische Landsmannschaft" ist sie seit 1721, der Name „Mosellaner" kam angeblich zwischen 1730 und 1740 allgemein in Gebrauch, aber schriftlich aufgezeichnete Gesetze besaßen sie nach einem glaubhaften Bericht bis etwa 1760 nicht. Zu ihnen hielten sich die Rheinländer, Schwaben, Pfälzer und Elsässer. „Es waren junge Leute, die sich mutua officia leisteten, d. h. miteinander umgingen, zu Dorfe stiegen, in den Kneipen miteinander zechten, sich dann und wann im Falle der Not Geld borgten und ihre und ihrer Brüder Ehre aufrecht zu erhalten suchten." Äußerlich erkannte man die Landsmannschafter an der „längst verhasseten und mehrmals verbotenen Bändertracht," wie es in einem Erlasse von 1724 heißt. Im Laufe der Jahre bildete sich allmählich eine gewisse Überlieferung in der Vereinigung aus, die offenbar nur mündlich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt ward. Der Schriftsteller Laukhard, der das Studentenleben jener Zeit aus eigener Erfahrung kannte, und dessen Werke daher eine Fundgrube für den Geschichtsforscher sind, hat die Hauptpunkte zusammengestellt, und die von ihm überlieferte Form verdient deshalb Erwähnung, weil sie als Urform des späteren landsmannschaftlichen Komments gelten darf. Sie lauteten: „1. Freundschaft ist das Fundament der Verbindung, folglich muß jedes Mitglied das Seinige zur Erhaltung der Freundschaft beitragen, es mit jedem Gliede gut meinen und sein Wohlsein aufrichtig zu befördern suchen. — 2. Die Beleidigungen, welche ein Mitglied dem anderen zufügt, müssen gütlich abgetan und verglichen werden, wie es unter Freunden Sitte und Recht ist. — 3. Beleidigungen von einem Fremden dürfen nicht gelitten werden, denn wenn dies bekannt würde, so fiele der Verdacht der Feigheit und des schiefen Sinnes auf die Verbindung selbst. — 4. Folglich hat jedes Mitglied das Recht, darauf zu sehen, daß kein anderer beleidigt oder beschimpft werde. — 5. Das gesellschaftliche Vergnügen macht die Würze der akademischen Freundschaft aus; folglich müssen die Mitglieder ihre Vergnügungen miteinander teilen. — 6. Freundschaftliche gegenseitige Dienste

der Mitglieder müssen dankbar anerkannt und in vorkommenden Fällen erwidert werden; wer dies nicht tut, ist unwürdig, in der Verbindung zu bleiben. — 7. Was die Gesellschaft durch Mehrheit der Stimmen beschließt, dem darf sich kein einzelnes Mitglied widersetzen. Wer dies tut, kann nicht in der Gesellschaft bleiben. — 8. Wenn ein Senior da ist, so muß ihm gehorcht werden, sofern er für das Beste der Gesellschaft sorgt." —

Die wenig überragende Stellung des Seniors zeigt deutlich den lockeren Zusammenhang der Verbindung. Wie aber in der Korporationsgeschichte neuerer Zeit, so wirkten auch damals Umstände außerhalb des akademischen Lebens darauf hin, daß aus der losen Vereinigung allmählich eine fest geschlossene Körperschaft entstand. Während des Siebenjährigen Krieges nahm die Mehrzahl der Jenaer Studenten, insbesondere die Mosellaner, für Friedrich den Großen Partei. Den schönsten Ausdruck dieser Begeisterung zeigt ein Jenaer Stammbuchblatt von 1762:

„Sinnt, Zeiten, auf ein Wort, woran man Friedrich kennt,
Nennt ihn nicht Menschenfreund,
Nicht Held, nicht Sieger, nicht den Weisen,
Nein, so mag nur ein Teil von ihm in kleinern Fürsten heißen,
Nennt ihn den *Einzigen*, so ist er ganz gemeint."

Ja, viele Jenaer Studenten verschworen sich sogar, im Falle von Friedrichs Unterliegen Husaren zu werden und dem großen Könige ganz Deutschland bis an die Mosel gewinnen zu helfen. Auf den Straßen, in den Kneipen und auf Kommersen konnte man täglich singen hören:

„Vivat bonus,
Vivat magnus,
Vivat Fridericus rex."*)

Sehr bald kam es zwischen den Anhängern Preußens und den nicht preußisch Gesinnten zu Händeln, der Senat überwachte daher die Studentenkneipen und verbot den Landsmannschaften sogar, an öffentlichen Orten zusammenzukommen; die Zuwiderhandelnden, namentlich Mosellaner, schickte man auf den Karzer. Da beschloß die mosellanische Landsmannschaft, ihre Zusammenkünfte auf den Zimmern fortzusetzen. Als der damit verbundene Lärm die Sache gefährlich erscheinen ließ, gab man sich geschriebene Gesetze gegen Lärm und Skandal. Das um 1762 bei den Mosellanern zuerst ausgebildete „System eines Landsmannrechtes" umfaßte 86 Paragraphen. Bald ging man weiter und stellte einen förmlichen Paukkomment auf. Die Handhabung der Gesetze übertrug man dem Senior, ihm zur Seite stellte man den Subsenior und den Sekretär. War bis zu jener Zeit die Tätigkeit des Seniors auf Berichterstattung bei Versammlungen und Anordnung von Gelagen beschränkt, ja hatte er sich höchstens gegenüber den Füxen etwas erlauben, den „alten Burschen" aber niemals „dumm kommen" dürfen: so wurde jetzt mit einem Male seine Stellung zu einer hervorragenden. Die Verbindung nahm sogar regelmäßig den Charakter ihres jeweiligen Seniors an und neigte gleich ihm entweder zu feinen Sitten oder,

*) Es lebe der gute, es lebe der große, es lebe der König Friederich.

was meistens der Fall war, zu Trunk- und Händelsucht. Der schärfer ausgeprägte Korporationsgeist zeigte sich auch daran, daß man ein eignes Siegel ersann, einen gemeinsamen Wahlspruch: „Aeterna sit conjunctio nostra“*) wählte, in Stammbüchern ein besonderes Zeichen zum Namen setzte und nicht mehr wie früher jeden Landsmann, der sich zur Landsmannschaft hielt, Mosellaner nannte. Bald führte man eine förmliche Aufnahme ein. „Der Kandidat besuchte einige Zeit den Fürstenkeller, die Rasenmühle oder sonst einen Ort, den die Mosellaner frequentierten. Bei einem Krug Bier lernte er die Bursche kennen und sie ihn auch; nun gab er dem Senior oder sonst einem Mitgliede zu verstehen, daß er gerne in ihre Verbindung treten wollte. Bei der nächsten Zusammenkunft wurde die Sache vorgetragen, die Stimmen wurden gesammelt und waren meistens ganz übereinstimmend, weil sich nicht leicht jemand einfallen ließ, eintreten zu wollen, der Feinde und Neider in der Landsmannschaft hatte. Nun wurde der Kandidat herbeigeholt, man las ihm die Gesetze vor, er versprach, ihnen gehorsam zu sein, gab dem Senior die Hand darauf, zahlte etwas Weniges, höchstens einen Taler, in die Büchse und die ganze Sache hatte ein Ende."

Der Unterschied zwischen engerer und weiterer Verbindung fehlte damals noch völlig; die Bezeichnungen „Fux", „Bursch", „alter Bursch" und „bemoostes Haupt" bezogen sich lediglich auf das Burschenalter und bedeuteten keinen Rangunterschied, nur weist die von Laukhard berichtete Tatsache, „daß der Letztrezipierte täglich zum Senior mußte, um dessen Befehle zu empfangen und den Brüdern davon Nachricht zu geben," auf eine beginnende schärfere Gliederung innerhalb der Verbindung hin. Im allgemeinen zwangen die Landsmannschaften niemanden zum Beitritt, durften aber nach ihren Gesetzen auch keinem honorigen Landsmann die Aufnahme verweigern. Ihre Tätigkeit beschränkte sich auf das akademische Leben; der Zusammenhang der Mitglieder hörte, wie dies für die Jenaer Landsmannschaft der Wetterauer ausdrücklich bezeugt ist, wohl überall mit der Exmatrikulation auf.

Ein bedeutsames Element der Weiterentwicklung und Umbildung des Studententums führten die Studentenorden ins akademische Leben ein. Ihre Anfänge verlieren sich ins Dunkel, doch dürften die neueren Forschungen ergeben haben, daß diese Organisationsform nicht erst auf Anregung der Freimaurerlogen entstanden ist. Letztere erhielten bekanntlich in England 1717 zuerst öffentlich-rechtliche Geltung als Körperschaften, und seit dem ersten Versuch, in Hamburg 1733 eine Loge zu gründen, machte sich das englische System der Freimaurerei immer mehr geltend und wurde durch Friedrich den Großen mächtig gefördert, der seit 1738 selbst Freimaurer war. In Deutschland fand es jedoch schon organisierte geheime Gesellschaften vor, die sich über einen großen Teil des Landes erstreckten; für sie Charakteristisches bietet das neuaufgefundene, durch andere Zeugnisse als echt bestätigte Gesetzbuch der Hauptloge Indissolubilis („Haupthütte der unzertrennlichen Freunde"), deren Gründung 1580 stattgefunden hatte. Außer dieser Hauptloge, die zumeist unter akademisch Gebildeten und in Universitätsstädten Anhänger besaß, gab es im

*) Ewig sei unsere Vereinigung.

siebzehnten Jahrhundert noch andere, wie diejenige „Zu den drei Sternen“ mit dem Hauptsitz in der Pfalz, die „Zu den drei Rosen“ besonders in den Niederlanden und als blühendste die „Zu den drei Palmen“ oder den „Palmenorden“, der 1617 vom Fürsten Ludwig von Anhalt zur „Pflege der Tugend und Weisheit“ gestiftet worden war und wohl erst später den Charakter der „Sprachgesellschaft“ mit dem einer Loge vertauschte. Zum Palmenorden gehörten Herrscher und Prinzen aus den Häusern Hohenzollern und Oranien, Braunschweig-Lüneburg, Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha und andere in- und ausländische Magnaten, böhmische Flüchtlinge, schwedische Staatsmänner wie Oxenstierna und alle jene Männer, die wie Valentin Andreae, Comenius, Leibniz und Pufendorf nicht nur das deutsche, sondern das ganze europäische Geistesleben mächtig förderten. Am 1. Mai 1671 verschmolz durch einen zu Marburg geschlossenen Vertrag die Hauptloge Indissolubilis mit dem Palmenorden zu einer einzigen Hauptloge, deren Richtung bis zur Einführung des englischen Systems in Deutschland das Übergewicht besaß. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts kamen neue Lehrarten neben den alten deutschen und der neuenglischen auf. Seit etwa 1740 wirkten die aus Frankreich stammenden schottischen Logen der sogenannten „strikten Observanz“, welche ihre Mitglieder zu unbedingtem Gehorsam gegen unbekannte Obere verpflichteten, und später kamen die von ihnen beeinflußten Logen schwedischer Art sowie der im katholischen Süddeutschland gegründete Illuminatenorden auf. Diese einzelnen Lehrarten unterschieden sich voneinander teilweise sehr wesentlich; während z. B. den älteren Systemen die Pflege der Weisheit und der Wissenschaft als Zielpunkt galt, trat bei den Freimaurern die Pflege der Wohltätigkeit, der gegenseitigen Bruderhilfe und der Geselligkeit stark in den Vordergrund. Zwischen den verschiedenen Richtungen begannen sehr bald erbitterte Konkurrenzkämpfe, ja die Feindschaft der einzelnen Logenarten ging bis zur förmlichen Verfemung des Gegners. So erklärten seit etwa 1765 die Logen neuenglischen Systems die älteren deutschen wie die Hauptlogen Inviolabilis und Indissolubilis für Winkel- oder Bastardlogen, und diese wiederum setzten fest, wie das Gesetz der Inviolabilisten von 1766 beweist: „Keiner von unseren Brüdern darf sich unterstehen, ein Freimaurer zu werden; wir schließen auch diese Leute gänzlich von unserem Orden aus.“ Die angedeuteten Kämpfe währten jahrzehntelang im geheimen, und zumal rang damals das neuenglische System um sein Dasein, da es als das staatlich anerkannte eine Art Vorkämpferstellung erhielt und wegen seiner internationalen Verbreitung und seiner Pflege der freien Humanitätsideale den Zorn der strenggläubigen protestantischen und besonders der katholischen Kirche erregte. Schon 1738 hatte die römische Kurie die „Brüderschaft der Freimaurer“ mit dem Bannfluch belegt, und eine freimaurerische Schrift: „Relation apologique et historique de la société des Franc-Maçons“ ward 1739 auf Anordnung der Inquisition vom Henker verbrannt. Seit etwa 1775, wo in Braunschweig ein gemeinsamer Konvent von Logen schottischen und neuenglischen Stils stattfand, begann allmählich ein Ausgleich der Richtungen. Von 1782 an verlor sich die Lehrart der strikten Observanz, die in Braunschweig durch Herzog Ferdinand

Hauptförderung erhalten hatte, als selbständiges System, lebte aber bei verschiedenen Logen in der Form von „inneren Ringen" oder „höheren Graden", insbesondere als Andreasgrad, bis zur Gegenwart fort. Nicht so glücklich wie die strikte Observanz waren die älteren deutschen Lehrarten, die noch im achtzehnten Jahrhundert sehr kräftig bestanden. Seit etwa 1780 datiert wohl ihr Rückgang, und die preußische Verordnung von 1798, welche alle geheimen Gesellschaften verbot, die drei Berliner Großlogen nebst ihren Tochterlogen aber ausdrücklich gestattete, dürfte mit beigetragen haben, ihren Einfluß zugunsten jener Gesellschaften zu vernichten. Wo es ihnen nicht gelang, sich mit Freimaurerlogen zu vereinigen und als „innere Ringe" fortzuleben, gingen diese Systeme völlig zugrunde und hinterließen im Logenwesen nur wenig Spuren, so daß man von ihrem Dasein erst neuerdings wieder Kunde erhielt.

So hat denn nicht erst das englische Freimaurersystem in Deutschland den Boden für das Entstehen von nichtöffentlichen Logen geebnet, ja Universitäten wie Halle, Helmstädt, Jena, Leipzig und Wittenberg waren schon jahrzehntelang Sitze weitreichender Logen der älteren deutschen Lehrart, und es wäre verwunderlich, wenn dieselben nicht versucht haben sollten, ihre Werbung auf die akademische Jugend zu erstrecken. Und das scheint tatsächlich der Fall gewesen zu sein, jedenfalls taucht im Universitätsleben der Name „Orden" schon viel früher auf, als es Freimaurerlogen und Studentenorden gab. Schon 1622 ist von den gedruckten Statuten eines damals gegründeten „Konstantinerordens" die Rede, die einst in der Universitätsbibliothek zu Marburg aufbewahrt waren. Aus der ungedruckten Selbstbiographie eines in Orléans studierenden Niederländers van Slochteren ersieht man ferner, daß dieser um 1655 einer dort bestehenden „Loge" beitrat. 1683 ward dem Heidelberger Senat bekannt, daß ein „neuer Orden" aufgerichtet worden sei, der „gewisse Zeichen von Band" trage und wöchentliche Zusammenkünfte habe, und gegen Ende desselben Jahrhunderts wird aus Tübingen berichtet, daß dort ein Orden der „Kreuzbrüder" mit dem Zeichen eines Herzens mit weißem Kreuze und den Symbolbuchstaben: L.N.P.H. bestehe, und aus Jena ist ein Stammbuchblatt von 1712 bekannt, welches als Spruch die Devise des Hosenbandordens: „Honny soit qui mal y pense" trägt und im Bild ein Ordenskapitel zeigt, und zwar einen Senior und zwei Konsenioren mit gezogenen Schwertern, zehn kniende Brüder und auf der Tafel brennende Lichter, Pfeifen und Trinkgefäße.

In den Mittelpunkt des studentischen Lebens rückten die Ordensbestrebungen erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, als die Einrichtung von gestatteten Logen neuenglischen Systems und die Verfolgung der Freimaurer durch die katholische und die strenggläubige protestantische Kirche die öffentliche Aufmerksamkeit erregten und Verräterschriften über die neue Bewegung berichteten. Eine wertvolle Propaganda für die freimaurerischen Bestrebungen war der gegen sie gerichtete Bannfluch des Papstes. Gerade um jene Zeit traten ehemalige Freimaurer katholischen Bekenntnisses aus höheren Gesellschaftskreisen zu einem neuen Orden zusammen, dem sogenannten „Mopsorden". Er nahm Damen und Herren auf, die sich nach dem Ordenssymbol als „Möpsinnen" und „Möpse" bezeichneten. Er verbreitete sich über England, Holland, Frank-

reich und Deutschland und hatte in den verschiedensten Städten Logen; in Göttingen zählte er 55 adlige und bürgerliche Mitglieder, und in Köln beteiligte sich sogar der Erzbischof daran. So scheint der Orden trotz seines komischen Symbols nicht bloß einer gesellschaftlichen Laune gedient zu haben, sondern einem ernsteren Zweck, der Opposition gegen eine päpstliche Willenskundgebung. Dieser Vereinigung gehörten auch zahlreiche Göttinger Studenten an, wie 1748 bei seiner Entdeckung festgestellt ward. Daneben stammen aus der gleichen Zeit einige verstreute Nachrichten über andere Orden, an denen Musensöhne teilnahmen. In Halle z. B. stiftete 1743 ein Student Brückenthal eine Loge aus lauter Studenten, worin er selbst den Meisterhammer führte. In Jena hatte 1744 die Loge „Zu den drei goldenen Rosen" und in Göttingen 1747 die Freimaurerloge „Friedrich" Studenten und Professoren zu Mitgliedern, um 1748 wurde in Göttingen ein sonst unbekannter Josephitenorden entdeckt, der von Marburg gekommen sein soll, in Halle 1751 eine „Sozietät der ewigen Freundschaft" und in Frankfurt a. O. 1755 ein Orden der irrenden Ritter. In den sechziger Jahren mehrten sich dann offenbar an allen Hochschulen diese Art Vereinigungen, die vielfach mit literarischen Äußerlichkeiten verbunden waren.

Die Kenntnis der älteren Orden bis gegen 1770 ist, soweit sie die Studentenschaft betreffen, überaus dürftig. Sie scheinen mehr einen klubartigen Charakter besessen und losen Zusammenhang mit der Studentenschaft gehabt zu haben. Zweifellos ging ein Teil dieser zumeist wohl akademischen, nicht rein studentischen Vereinigungen auf unmittelbare Anregung von Freimaurerlogen zurück, welche die Studentenschaft für ihre Ideale zu gewinnen suchten. Eine solche war z. B. der Mopsorden, der mit der Braunschweiger Freimaurerloge in Verbindung stand. Aber es scheint fast, als wenn diese von außen her in die akademische Jugend getragenen Bestrebungen der Freimaurer als etwas Fremdes nicht den gehofften Erfolg gezeitigt und nur kleine Kreise an sich gezogen haben. Ja vielleicht hat die Studentenschaft gar eine größere Rolle in dem Daseinskampfe gespielt, welcher zwischen dem neuenglischen Logensystem und den älteren deutschen seit etwa 1760 geführt ward. Die Verfemung der Freimaurer durch die Inviolabilisten, deren Orden auch in der Studentenschaft verbreitet war, deutet dies an, und ein weiterer Beweis dafür ist wohl, daß seit etwa 1769 selbständige studentische Orden auftraten, die eher in Verbindung mit den älteren deutschen Systemen als mit dem neuenglischen standen, ja ursprünglich möglicherweise gar ein Kampfmittel gegen letzteres darstellten. Am schroffsten scheint der Gegensatz zwischen „Universitätsorden" und Freimaurern in Halle gewesen zu sein; seit 1782 bis 1803 verschloß die Zugehörigkeit zu ersteren dem Suchenden die Tür der Logen. Außer den Orden Inviolabilis und Indissolubilis war es besonders der Amizistenorden, von dem man annehmen darf, daß er mit der Hauptloge Indissolubilis zusammenhing. Neben dem Amizistenorden traten als mächtige Nebenbuhler der Unitisten- und der Konstantistenorden auf, über deren ursprünglichen Zusammenhang mit irgendwelchen Logensystemen nichts verlautet. Das Bezeichnende dieser drei großen Ordensbünde bestand darin, daß die Ordensentwicklung inner-

halb von Landsmannschaften vor sich ging und so in größtem Maße die Studentenschaft beeinflußte. Der erste Sieg des Freimaurertums auf akademischem Boden scheint die Gründung des Harmonistenordens oder des Ordens der Schwarzen Brüder gewesen zu sein. Nach der Broschüre von Tyrtäus, einem Oberen dieser Vereinigung, soll die bürgerliche Loge, auf welche die Jenaer Mutterloge zurückging, seit 1675 bestanden haben. Ihre Gesetze ähnelten denen der Hauptloge Indissolubilis an verschiedenen Stellen, aber sie ward andererseits durch das Hochgradwesen der strikten Observanz beeinflußt. Dieses System, welches bekanntermaßen den Versuch machte, alle deutschen Logen an sich zu ziehen, erreichte es, daß die Jenaer Loge die Unterordnung unter die Braunschweiger „Crotona zur Quelle" endlich vollzog. Durch die Verschmelzung der bürgerlichen Harmonistenloge mit einer vom Amizistenorden abgezweigten Gruppe erhielt die Freimaurerbrüderschaft wohl zum erstenmal Anschluß an eine studentische Landsmannschaft. Mit dem Übergang des ganzen Amizistenordens, der um 1794 in seinen neuen Gesetzen den „Freimaurerorden" ausdrücklich als verwandten Orden bezeichnet, und mit der Annäherung der Konstantisten, denen nach ihrem Satzungsentwurf um 1790 der Beitritt zu Freimaurerlogen gestattet sein sollte, war der Sieg des englischen Systems und die Niederlage des deutschen auf akademischem Gebiet entschieden.

Während die Frage des Logenzusammenhangs der Studentenorden noch nicht befriedigend beantwortet ist, kennt man das Wesen und die Verfassung der Hauptverbindungen genauer. Aber auch auf diesem Gebiet scheint Vorsicht geboten, da die Ordensgesetze, welche bei Verfolgungen den Behörden in die Hände fielen, oft nicht die rechten waren. In Zeiten der Not verfertigte man kurzerhand neue, lediglich zu dem Zweck, die Verfolger über die Ordenseinrichtungen zu täuschen. Die typische Entwicklung, die ein Studentenorden durchmachte, dürfte die Geschichte des Amizistenordens bieten.

Diese Verbindung, die zu Jena ihre Mutterloge besaß, war angeblich im Jahr 1746 gegründet. Daß sie mit den älteren deutschen Hauptlogen in Verbindung stand, darauf deutet das charakteristische Amizistenzeichen, welches auf das uralte Zeichen des „Winkelhakens" (Zirkel und Winkelmaß) zurückgeht und in den vorenglischen Logensystemen, besonders im Palmenorden, eine wichtige Rolle spielt. Auch der um 1778 gebildete Wahlspruch, welcher das von den Mitgliedern getragene Kreuz schmückte: „Sit indissolubile vinculum nostrum"*) dürfte als Beweis dienen. Das erste beglaubigte Auftreten des Ordens fällt in das Jahr 1769. Damals sonderten sich aus den stark verwahrlosten Mosellanern die Elsässer und Badener als „Oberrheinische Landsmannschaft" ab. Sie führten eine durchaus neue Bestimmung bei sich ein: „Wer sich einmal zur Gesellschaft gehalten, konnte niemals ohne hinreichende Gründe wieder abgehen, und jeder Aufgenommene mußte, nachdem er die Gesetze unterschrieben hatte, dem Senior auf Burschenparole und mit Handschlag angeloben, daß er in allem, was die Gesellschaft beträfe, so lange er Mitglied sei und selbst dann, wenn er sich von ihr aus wichtigen Gründen trennen müsse, gegen andere verschwiegen

*) Unauflösbar sei unser Band.

sein wolle.“ Diese neue Landsmannschaft geriet in heftige Streitigkeiten mit ihrer Mutterverbindung, mit der sie sich, um dieselbe nicht völlig untergehen zu lassen, wieder versöhnte. Doch behielt sie ihre besonderen Zusammenkünfte bei, zog die „tauglichsten Subjekte“ von den Mosellanern an sich, bildete einen inneren Ring in der Gesamtlandsmannschaft und gab sich eine nur den Eingeweihten bekannte Konstitution. Diese neuen Bestimmungen waren den Mosellanergesetzen „in allen Stücken ähnlich, nur positiver und strenger“. Man erstrebte größte Ausschließlichkeit. So sollte kein Ordensbruder einem Nichteingeweihten in Gesellschaft etwas einräumen oder zugeben, es mochte sein, was es wolle. Keiner sollte eine von einem Fremden aufgebrachte Mode oder sonst etwas, was er unternähme, mitmachen, vielmehr es zu hintertreiben suchen; jeder sollte sich in Gesellschaft nur zu seinen Ordensbrüdern setzen und bloß mit ihnen reden, die übrigen aber weder seiner Aufmerksamkeit, noch weniger seines Umganges würdigen.

Zeigte der Orden durch seinen Abschluß gegen die Nichteingeweihten, die „Profanen“, daß er der bessere Teil der Studentenschaft sein wolle, so bewies er durch seine innere Organisation und seine Tendenzen, daß er das Gemeinschaftsleben der Brüder besser pflegte als die Landsmannschaften. Seine Gesetze bestimmten: „Wenn mehrere Mitglieder sich an einem Ort zusammenfinden, wo noch keine Loge besteht, so müssen sie sich zu einer solchen vereinigen, um die Ausbreitung des Ordens zu fördern. Die Mitglieder sollen den Orden nicht ohne die höchste Not verlassen und den Vorgesetzten im Rahmen der Gesetze willig gehorchen; sie sollen nach ihrem Abgang von der Universität mit dem Orden in Verbindung bleiben und Ordensbrüdern zu ihrem Fortkommen behilflich sein, auch im Falle der Not Gut und Blut für sie aufopfern. Die Verbindung soll also für das ganze Leben gelten.“

Die Förmlichkeiten bei der Aufnahme waren zuerst gering. Der Eintretende legte einen einfachen Eid ab, er gelobte, die Ordensgesetze zu beachten, sich nie ohne Not von der Verbindung zu trennen, sie stets zu fördern und immer ein rechtschaffener Mensch und Bursche zu bleiben. Dann ward er mit den „Geheimnissen“ d. h. Zeichen des Ordens bekannt gemacht, und der Senior sowie die anwesenden Brüder gaben ihm die Hand. Bald ward die Aufnahme feierlicher. Der Anwärter „stand vor einem Tisch, auf welchem vier Schläger in der Form des Doppelkreuzes gelegt waren und vier Lichter brannten. Er sprach die ihm vom Sekretär vorgelesene Formel nach, die den Zusatz hatte: „Sollte ich aber meinem gegebenen Worte und Versprechen untreu werden, so sollen meine Brüder das Recht haben, die hier liegenden Degen gegen mich zu gebrauchen und mich für meinen Bundesbruch zu bestrafen.“ Darauf gab er dem Senior den Bruderkuß.

Irgendwelche Grade besaß der Amizistenorden zuerst nicht. Als Zeichen der Bundesangehörigkeit trugen die Brüder ein Kreuz an einem orangefarbenen Bande. Die Leitung des Ordens lag in den Händen des Seniors oder Logenmeisters, des Konseniors oder Unterlogenmeisters und des Sekretärs, für welch letzteren in der Chiffresprache eines anderen Ordens, des Konstantistenordens, das Zeichen × gebraucht ward. Die Zusammenkünfte hießen

Konvente oder später auch Logen und wurden vielfach durch ein Rechteck bezeichnet (bei den Harmonisten durch den eigenartig gestellten Winkelhaken). Alljährlich feierten die Amizisten ein besonderes Ordensfest in Kahla.

Das Gesetzbuch schwoll allmählich immer mehr an. 1783 beschloß man, einen Auszug daraus zu machen, 1789 arbeitete man es von neuem um, und gegen 1794 fand die letzte große Umänderung statt, durch welche der Orden seinen bis dahin rein studentischen Charakter einbüßte und zu einem Anhängsel der Freimaurerbrüderschaft wurde.

Der Amizistenorden fand an fast allen deutschen Universitätsstädten Ausbreitung, in Erlangen gehörte ihm z. B. Peter Hebel an. Neben ihm erhob sich, wahrscheinlich von Halle ausgehend, seit etwa 1771 ein andrer Hauptorden, derjenige der Unitisten, der nach Jena, Leipzig, Wittenberg, Rostock, Erlangen, Göttingen und Frankfurt a. O. verbreitet ward. Sein Wahlspruch war: „Unitas jungit amicos fideles“*), und das Ordenszeichen ein silbernes Kreuz. Als heilige Zahl galt die 3, geschrieben ∴. Zu ihm gehörte u. a. während seiner Studienzeit auch Jahn, der spätere „Turnvater“ und geistige Urheber der Burschenschaft.

Der dritte große Ordensbund war der Konstantistenorden. Er soll am 23. Februar 1777 in Halle gestiftet worden sein, doch ist es nicht ausgeschlossen, daß er schon vorher bestanden hat. Jedenfalls war die Mutterloge in Halle. Sein Wahlspruch lautete: „Vivant Fratres Constantia Conjuncti“**), sein Ordenskreuz zeigte auf dem Kreuzungspunkt der Balken ein Herz, aus den Winkeln traten Strahlenbündel hervor, unten hing ein Totenkopf mit zwei gekreuzten Gebeinen. Der Orden verbreitete sich nach Erlangen, Gießen, Göttingen, Heidelberg, Jena, Leipzig, Wittenberg, vielleicht auch nach Marburg.

Den ausgesprochensten Ordenscharakter besaß der vierte der großen Ordensbünde, der Harmonistenorden oder Orden der „Schwarzen Brüder“ oder „Literärische Harmonie“. Nach Tyrtäus bestand er als bürgerliche Loge seit 1675. Als 1781 der Amizistenorden durch Einschreiten der Behörde gesprengt worden war, blieb ein schon früher abseitsstehender Teil der Mitglieder als „Schwarze Brüder“ zusammen. Sie behielten das Amizistenkreuz bei, wählten aber einen neuen Wahlspruch und entfernten sich durch Aufnahme von Studenten aus verschiedenen Gegenden immer mehr vom Amizistenorden, dessen Pflanzschule die Mosellanerlandsmannschaft war. Als dieser Orden 1784 neu erstand, waren die „Schwarzen Brüder“ ihrem Wesen nach der alten Mutterverbindung so fremd, daß es zu keiner Wiedervereinigung, sondern zu heftigen Streitigkeiten kam. Vielleicht erfolgte gerade zu jener Zeit die Verschmelzung mit der älteren bürgerlichen Loge und der Anschluß an die Braunschweiger „Crotona zur Quelle“, deren Großsekretär den Oberen der angeschlossenen akademischen Logen dauernd Anweisungen gab. Die Jenaer Loge „Christian zu den sieben goldenen Sternen“ war die Mutterloge für die studentischen Harmonistenorden. Etwa gleichzeitig mit Jena trat auch in

*) Einigkeit verbindet treue Freunde.
**) Es leben die durch Beständigkeit verbundenen Brüder!

Gießen eine verwandte Vereinigung hervor, etwas später in Erlangen, Göttingen, Heidelberg und Marburg. Die Beeinflussung des Harmonistenordens durch die strikte Observanz zeigte sich an dem geplanten Hochgradwesen; der Orden soll sieben Grade besessen haben, doch sind nur zwei, später drei (Sternen-, Monden-, Sonnengrad) als wirklich bestehend nachgewiesen. Das geheimnisvolle Zeremoniell war sehr stark ausgebildet, wie die von Tyrtäus geschilderte Aufnahme in den ersten Grad deutlich zeigt:

„Auszierung des Zimmers. Dasselbe ist rot behangen, mit sieben Wandleuchtern geziert. Altar. Über demselben eine schwarze Tafel mit silberner Schrift: ‚Was hier geredet und gelehrt wird, soll nicht über die Schwelle kommen‘. Im Osten die drei Teppiche dieses Grades. Auf dem ersten: Weltkugel, blühender Obstbaum, Melonen, Bergwerk, fruchtbares Land voll Unkraut. Auf dem zweiten: bewölkter Himmel mit durchbrechender Sonne und der Beischrift: ‚Post Nubila Phoebus‘*). Auf dem dritten: Hund, Fisch, Bienenschwarm, Pelikan, Löwe, Maus, Affe, der sein Junges erdrückt, Schlange, Taube, Pfau und Eule. Die Teppiche sind schwarz verdeckt. Vor ihnen zwei hohe schwarze Säulenleuchter mit großen weißen Wachskerzen. Davor der Meister mit dem Zeichen seiner Würde: der bloße Degen liegt zu seiner Rechten auf dem rot behangenen Altar. Auf diesem ferner ein Schädel mit zwei Armknochen, das Gesetzbuch und sieben Leuchter. Bei Rezeptionen auch eine aufgeschlagene Bibel (Matth. 5, Bergpredigt). Vor dem Altar ein schwarzes Kniepolster. Um den Altar herum sitzen die Brüder ihrem Rang gemäß, bekleidet mit dem Kreuz ihres Grades, mit Degen, weißen Handschuhen, Strümpfen und Schuhen, am Hut eine schwarzrote Schleife. Der Sekretär sitzt an einem rot behangenen Seitentisch und verfaßt ein genaues Protokoll. — Das Vorbereitungszimmer ist schwarz behangen, der Boden mit schwarzer Decke belegt. Auf einem schwarz behängten Tisch ein Totenschädel, eine Sanduhr, ein schwachleuchtendes Lämpchen und ein Glas mit frischem Wasser. An der Wand hängt eine schwarze Tafel mit folgenden Worten in weißen Buchstaben: ‚Das Leben ist eine goldene Halskette, außen mit gleißendem Golde übertüncht. Aber inwendig morsch und faulend, und am Ende dieser goldenen Halskette hängt statt des Kleinods — kalt und eisig der Tod‘. — Der Eintritt in das Logenzimmer geschieht nach siebenmaligem Anklopfen mit gewissen Begrüßungsworten. Nach den Worten des Meisters: ‚Es ist Loge‘ wird ein Lied gesungen. Soll eine Aufnahme erfolgen, so wird dem im Vorzimmer wartenden Kandidaten ein Fragebogen (Namen, Alter usw.) überbracht. Bei dieser Gelegenheit wird der Kandidat auf den großen Moment mit den Worten aufmerksam gemacht: ‚Hören Sie, mein Herr: der große Augenblick der Entscheidung nähert sich mit Riesenschritten.‘ Später wird der ‚Lehrling‘ bis aufs Hemd entkleidet und mit verbundenen Augen nach dem Logenzimmer geführt, während des Weges aber von mehreren Marschällen mit rauher Stimme angerufen: ‚Was suchst du, Verwegener, hier im Vorhof?‘ Antwort: ‚Arbeit, Stärke, Wahrheit.‘ Wenn nun der Lehrling

*) Nach Regengewölk die Sonne.

mit seinem Paten endlich ins Logenzimmer eingetreten ist, spricht der Pate: ‚Willkommen, Brüder, zur Feier des Bundes!‘ Antwort: ‚Glück auf, Bruder!‘ Pate: ‚Ich habe diesen Irrenden gefunden, welcher die lichtvolle Straße der Wahrheit sucht. Weihet ihn in unsere Geheimnisse, um ihn zu führen in den Tempel der Harmonie!‘ Antwort: ‚Harmonie, wir verehren dich!‘ — Nun hält der Meister eine Anrede über geheime Verbindungen, in der es u. a. heißt: ‚Unser Tempel steht auf sieben unerschütterlichen Säulen. Ewigkeit ist sein Grund und der Himmel seine Decke! Sechs Stufen führen zum Altar, auf dem ein ewiges Feuer der Eintracht lodert. Dunkel umhüllt dem Ungeweihten den Eingang in die Vorhöfe; näher tritt der Sohn der Weihe und sieht mit klarem Blick.‘ — Die Teppiche werden enthüllt. Es folgen mehrere Fragen an den Rezipienden, dann wird ihm der Zweck des Bundes mitgeteilt: Ewigkeit des Bundes; Glück der Brüder; Wahrheit, Tugend, Ehre, Freundschaft — und ein vorläufiger Schwur der Verschwiegenheit abgenommen."

Das bereits erwähnte äußerliche Hauptmerkmal der Studentenorden seit 1770 im Gegensatz zu den früheren akademischen Logen bestand darin, daß sie mit einer Landsmannschaft eng zusammenhingen und deren inneren Ring bildeten. So gingen die Amizisten in Jena aus der Mosellanerlandsmannschaft, die Halleschen Konstantisten aus der westfälischen, die Marburger und Gießener Harmonisten aus der fränkischen, die Unitisten zu Jena aus der mecklenburgischen und livländischen hervor. Ferner bildete die Einzelloge kein selbständiges Ganzes, sondern war nur ein Glied einer großen Gemeinschaft, die von der Mutterloge aus geleitet wurde. Als rein studentisch erscheint nur der Amizistenorden; die Unitisten, Konstantisten und insbesondere die Harmonisten nahmen auch Bürgerliche und Offiziere auf, doch beherrschte trotzdem das studentische Element die ganze Verbindung und gab ihr das eigentliche Gepräge. Das Neue nun, wodurch die Orden auf die studentische Gesamtentwicklung bestimmend einwirkten, war ihr Wesensprinzip. Die Landsmannschaften stellten lose Vereinigungen zufällig zusammengekommener Landsleute ohne irgendwelche Tendenz dar, zumeist kaum mehr als „Saufgesellschaften", wie sie Laukhard nennt. Die Orden dagegen bildeten einen enggeschlossenen Kreis Gleichgesinnter, und das Geheimnis ihrer Wirkung beruhte auf ihrer straffen Organisation, die im Senior ihren sichtbaren Ausdruck fand. Sie nahmen den Begriff der Freundschaft auf, den man auch den Landsmannschaften theoretisch zugrunde legte, vertieften ihn aber und erhoben ihn zum herrschenden Grundsatz. So hieß es im Eid der Inviolabilisten: „Ich . . . schwöre bei der heiligen Dreifaltigkeit, bei meinem Leben und bei meiner Ehre, daß ich mich den Gesetzen willig unterwerfen, daß ich sie, solange ich lebe, unverbrüchlich halten will, daß mich nichts in der Welt soll bewegen, den Bund mit meinen Ordensbrüdern zu brechen, daß ich das Wohl meiner Freunde bis in die Stunde des Todes befördern will." Und die gelehrte Amizistenloge zu Jena verlangte um 1792, daß in Beachtung des Prinzips der lebenslänglichen Freundschaft ein Mitglied unter keine andere Verbindung gehe. Damit schufen die Orden einen im damaligen Studentenleben völlig neuen Begriff,

den der „Lebensverbindung". Daß für eine solche andere Voraussetzungen galten als für die Landsmannschaften, sah man frühzeitig ein. Aber diese boten ein vorzügliches Rekrutierungsgebiet, das man ohne Not nicht verlieren wollte. So sagen die 1789 entdeckten Amizistengesetze: „Wir sind es den Stiftern dieses Ordens schuldig, daß den Elsässern, Badensern, Nassauern der Eintritt in die Loge ohne gerechte Ursachen niemals verweigert werde." Aber man fügte sofort hinzu: „übrigens hängt die Rezeption von der Willkür der Ordensbrüder und der Tauglichkeit des sich meldenden Subjektes ab, unter welchem Himmelsstrich übrigens auch sein Vaterland liegen und nach welcher von denen in Deutschland tolerierten Religionen und Parteien er seinen Gott verehren mag." Daher nahm man sehr bald auch Nichtlandsleute auf, veranlaßte allerdings vorher ihren Eintritt in die Landsmannschaft, welche als Pflanzschule des Ordens galt. Weiter gingen seit etwa 1781 die von den Amizisten abgesonderten „Schwarzen Brüder", welche diesen Umweg außer acht ließen. Und so brachen die Orden bewußt mit dem starr landsmannschaftlichen Grundsatz, nach dem bis dahin die Verbindungen unter sich die Studenten verteilt hatten. In dieser Tat und in der Aufstellung des „Lebensprinzips" beruht die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung der Orden. Allerdings vermochten sie ihr Wesensprinzip nicht allgemein durchzusetzen. So bekennen Eingeweihte, wie Laukhard und der Verfasser des Buches „Graf Guido von Taufkirchen", man entdecke beim Amizistenorden keine Spur, daß derselbe über das akademische Leben hinausreiche. Aber nach ihrer Zeit scheint es anders geworden zu sein; so weigerten sich 1798 beispielsweise die Jenaer Amizisten, ihre Ordensliste auszuliefern, „weil sie Leute in Amt und Ehren wie Kriminal- und Justizräte zu alten Ordensbrüdern hätten". Und von den Unitisten wird erzählt, sie besäßen in Berlin und anderwärts „Zivillogen, in welchen angesehene Personen die Sünden ihrer Jugend fortsetzten". Die Fortdauer der Beziehungen der Ordensbrüder zueinander nach der Universitätszeit setzte eine gewisse Stellungsgleichheit voraus, welche das Studium damals in keiner Weise verbürgte, und eine sorgfältige Auswahl der Mitglieder, wie sie zu jener Zeit scheinbar nur vom Unitistenorden getroffen ward. Ebenso wie die ewige Freundschaft blieben auch andere schöne Vorschriften in den Ordensgesetzen auf dem Papier. So sagten die Amizistenbestimmungen von 1789: „Die Sitten seien, soviel möglich, von allem rohen Wesen entfernt. — Anhaltende Versäumnis der Kollegien, dauerndes liederliches Leben, schlechte Streiche qualifizieren völlig zur Exklusion." Gleich unbeachtet blieben zumeist auch die Humanitätstendenzen, welche die Orden seit etwa 1790 als Ziele annahmen.

Daß diese Verbindungen so wenig ihre Zwecke erreichten, hatte auch darin seinen Grund, daß den Hauptorden als Ideal vorschwebte, die ganze Studentenschaft zu beherrschen. Ein solcher studentenpolitischer Gesichtspunkt trat sehr bald in den Vordergrund, und man wählte die Brüder nicht nach ihren geistigen und sittlichen Eigenschaften aus, sondern nach ihrer Befähigung zum äußeren Auftreten. „Ein Haupterfordernis eines guten Ordensbruders war, daß er sich zu schlagen verstand und nichts auf sich sitzen ließ,

was seine Ehrliebe verdächtig machen konnte." Zu dieser Veräußerlichung kam die entstehende Nebenbuhlerschaft der verschiedenen Orden, die sich in Duellen, Verrufen oder in roher Beschimpfung der Gegner zeigte. Einsichtigere verschlossen sich denn auch schon damals keineswegs der Ansicht, daß die gesteckten Ziele für das ewig wechselnde Studentenpublikum zu hoch und daher kaum erreichbar seien. In einer Broschüre sagt beispielsweise ein Mitglied des Harmonistenordens: „Soviel leuchtet jedem unparteiischen Zuschauer ein, daß nirgends ein Orden so schlecht, so zweckwidrig und so planlos bestellt ist als auf Akademien, denn dort, wo oft mancher Jüngling ohne alle Erfahrung bloß nach seiner übersprudelnden und faselnden Einbildung oder nach seinem zu frühzeitig verdorbenen Herzen sich als ein unwürdiges Glied einer solchen Verbindung zeigt und oft noch einige Zeit in der Verbindung geduldet wird, um ihn zur Rückkehr zu bringen, muß daher durch ihn der Orden zuweilen in der Schattenseite erscheinen; allein bei Männern, welche Denker und Menschenkenner sind, welche die Grundsätze zu prüfen und zu beurteilen imstande sind . . . erhält er bald seine Lichtseite wieder." Da wir nun über die Lebensbetätigung der Orden nur zufällige Nachrichten und parteiisch gefärbte Berichte von Gegnern besitzen, und zwar nicht über ihre Frühzeit, sondern über die Periode ihrer Kämpfe im Hochschulleben: so ist es schwer, über sie ein einigermaßen abschließendes Urteil zu fällen. Daß in ihrem Wesen etwas Kernhaftes, Lebenskräftiges verborgen war, und daß nicht bloß ihre geheimnisvolle Äußerlichkeit die Studenten anzog, geht mit Sicherheit daraus hervor, daß die von ihnen ausgebildeten Gebräuche und Formen mit einer allen Angriffen trotzenden Zähigkeit im Studententum hafteten und zum dauernden Bestand des modernen Verbindungslebens wurden. Am meisten lebten augenscheinlich die Harmonisten den Ordenszwecken nach, und ihr enger Zusammenhang mit der Braunschweiger Loge der strikten Observanz und der starke Zusatz von Nichtstudenten dürfte in dieser Hinsicht segensreich gewirkt haben. Ihnen nahe kam auch seit etwa 1790 eine Abzweigung des Amizistenordens zu Jena, die sogenannte „gelehrte Amizistenloge", die sehr bald durch ihre Sonderstellung wichtig ward. Eine Ausnahme machten ferner die Unitisten, die sich nach dem Urteil von Zeitgenossen als artige Leute auszeichneten. Von ihnen sagten die „Briefe über Jena": „Sie haben arme Studenten frei studieren lassen und haben der Welt durch solche schöne Handlungen nützliche Mitglieder geschenkt. In der Stille haben sie Arme erfreuet und, ohne Aufsehen zu erregen, manche Zähre der leidenden Menschheit getrocknet." Am berüchtigtsten dagegen waren an allen Hochschulen infolge ihres rohen, an Ausschweifungen und Ausschreitungen reichen Verhaltens die Amizisten, und ihnen nahe kamen die Konstantisten, von denen man besonders in Halle viel Schlimmes beweisen konnte.

Die Geschichte der Landsmannschaften und Orden ist eng miteinander verknüpft. Zum erstenmal öffentlich traten die ersteren zu Jena am 2. Mai 1763 auf, als die akademische Feier des Hubertusburger Friedens stattfand. Um die Anordnungen des Festes zu erleichtern, gestattete die Behörde „für dieses Mal", daß sich die Studentenschaft in Landsmannschaften gruppiere. Es

kamen deren fünfzehn, die sich durch die Wahl der Farben unterschieden. Das Verhalten der Behörde stärkte naturgemäß die landsmannschaftlichen Bestrebungen, und schon zwei Jahre später erschien eine strenge „Verordnung wider den Nationalismum", die wegen ihrer kulturgeschichtlichen Hinweise interessant erscheint:

„Es ist — so lautet sie — vornehmlich von Zeit des an hiesigem Orte feierlich begangenen Friedensfestes eine sehr genaue Verbindung in den meisten Landsmannschaften dergestalt erwachsen, daß 1) in solchen gewisse Verordnungen bald unter diesem, bald unter jenem Namen eigenmächtig gefertiget, hiernächst in den Landsmannschaften 2) Seniores und Subseniores von Zeit zu Zeit erwählet worden sind, welche solche Verordnungen abzulesen, deren genaueste Befolgung den übrigen zu inculcieren und die Contravenienten zu bestrafen sich angemaßet haben; wie denn 3) in sotanen unstatthaften Gesetzen unter anderen folgende Anordnungen begriffen sind, daß ein Landsmann die landsmannschaftliche Masche bei einer namhaften Strafe tragen soll und muß; ingleichen 4) daß jeder Landsmann, unter der gleichen Commination, den wöchentlichen Zusammenkünften auf Kellern, in Wirtshäusern, des Sommers in Gartenhäusern und anderwärts beiwohnen muß, um daselbst teils eine Art von Gericht zu halten, teils zu spielen, zu tanzen, zu schwelgen, auch wohl um einander und besonders die neuankommenden Landsleute von da auf die Mühlen und auf andere liederliche Orte zu führen, nicht weniger sind 5) durch solche anmaßliche Verordnungen diejenigen Landsleute, welche an diesen schädlichen Zusammenkünften und landsmannschaftlichen Verbindungen ein gerechtes Mißfallen hegen, zum Schlagen und Balgen dergestalt genötiget worden, daß derjenige, welcher mit einem sich ausschließenden Landsmann sich schlägt, und wenn es herauskommt, von dem akademischen Magistrate gestraft wird, dieser Strafe halben von der ganzen Landsmannschaft Vergütung erhalten muß, durch welche und andere in den Landsmannschaften häufig vorkommende Contributionen 6) den Landsleuten ihre Wechsel, welche sie zu ganz anderen Notwendigkeiten von den Ihrigen erhalten, abgelocket und sie zum Aufborgen genötiget werden. Auch ist 7) in nicht wenigen Landsmannschaften den Landsleuten mit Commilitonibus von anderen Landsmannschaften umzugehen untersaget worden, dergestalt daß verschiedene sogar mit ihren ehemaligen Freunden aus anderen Landsmannschaften sich zu schlagen verhetzet und genötiget worden: — ohne dermalen der übrigen verderblichen Anstalten, welche in den meisten Landsmannschaften eingeschlichen sind, zu gedenken . . ."

Das Verbot scheint mit Nachdruck durchgeführt worden zu sein, worauf ein damaliges Stammbuchblatt hindeutet: „Sollennes Begräbniß der landsmannschaftlichen Maschen 1765, den 13. Juni, des Nachts um 12 Uhr." Trotzdem erhielten sich die Landsmannschaften, und in ihrem Innern bildeten sich seit etwa 1770 die schon charakterisierten vier Ordensbrüderschaften, neben denen zahlreiche andere, wie Inviolabilisten-, Desperatisten-, Konkordien-, Kreuz-, Faßbinder- und Lilienorden bestanden. Der Gegensatz der Orden unter sich und ihr verschiedenartiges Verhältnis zu den Landsmannschaften bestimmte die Geschichte des nächsten Jahrzehnts. Die behördlichen Verfügungen wurden

zwar mehrfach erneuert und auf die Orden ausgedehnt, gegen die man 1748 zu Göttingen das erste Verbot ausgesprochen hatte, und wiederholt brachen große Verfolgungen über beide Arten von Verbindungen herein. So sprengte man 1779 den Amizistenorden an allen Hochschulen, wo er bestand. Ähnlich ging es andern Orden, insbesondere in den achtziger und neunziger Jahren den Konstantisten, aber selbst die schwersten Strafen, wie die Relegation der Senioren und sonstigen Führer vermochten die Verbindungen nicht dauernd zu vernichten. Die Entdeckung geschah meist nur infolge von Verräterei oder sonstigen Zufälligkeiten, und naturgemäß leugneten die Angeschuldigten solange es ging; im Ersinnen von Ausreden und harmlosen Deutungen ihrer Ordenszeichen waren sie sehr gewandt. Den schönsten Ulk lieferte dabei wohl ein Frankfurter Student, offenbar ein Konstantist, der ein Stammbuchzeichen: V. F. C. M. I. G. auflöste in: „Vivat, Floreat, Crescat Marie Juliane Grützmacher", die Existenz dieser von ihm angeblich still geliebten Dame nachwies und so den Orden vor Entdeckung bewahrte. Um die Mitglieder bei Verfolgungen zu schützen, reichten die Orden bei der Entdeckung nicht nur untergeschobene Gesetze ein, sondern stellten wie die Amizisten 1789 einen besonderen Paragraphen auf, der besagte: „Sollte die Akademie aufmerksam auf unsere Gesellschaft werden und wir es erfahren, so berufe der Senior außerordentlich die Ordensbrüder zusammen und entlasse sie ihrer Verbindlichkeit. Alsdann können sie schwören, was man ihnen zumutet. Ein rechtschaffener Mann wird nach überstandenem Sturm immer seiner Pflicht noch eingedenk sein." Und die Gesetze desselben Ordens von 1794 schrieben vor: „Gestehe bei einer Untersuchung niemals, daß du Bruder bist, aber bleibe es, wenn auch der Neid durch einen Eid dich davon zu trennen sucht." Ja, 1798 soll an jeden Ordensanwärter die Frage gerichtet worden sein, ob er sich stark genug fühle, die Verbindung auf Verlangen zu verleugnen und abzuschwören und dennoch darin zu bleiben.

Derartige Bestimmungen mußten bei ihrem Bekanntwerden die Meinung der Behörden gegen die Vereinigungen der Studenten, insbesondere gegen die Orden ungünstig beeinflussen, und tatsächlich bezeichnete man denn auch die letzteren als „Schulen des Meineids". Interessant ist die Stellung, die Goethe als Staatsminister zu der Frage der Verbindungen einnahm. In seinem längeren Gutachten sagte er 1786: „Landsmannschaften und andere Verbindungen der Studierenden können vielleicht nie ganz ausgerottet, sie können aber geschwächt werden. Anhaltende Aufmerksamkeit und fortdauernde Wirkung auf denselben Zweck können das Übel mindern, ihm Einhalt tun, dessen Ausbrüchen zuvorkommen. Wie sollten Männer, die ihre Lebenszeit an einem Ort zubringen, Erfahrung und Gewalt haben, nicht mit jungen Leuten, die längstens alle drei Jahre wechseln, fertig werden können? Aber Lässigkeit und Uneinigkeit dieser Häupter läßt das Übel einschleichen und einwurzeln..."; und am 1. Juni: „Bei meinem Aufenthalt in Jena habe ich die wiederholten Klagen über das einreißende landsmannschaftliche Wesen vernehmen müssen, und ich bin auf das Dringendste veranlaßt worden, höchsten Orts deshalb Vorstellung zu tun. Obgleich nur eine geringe Zahl der Studierenden als Urheber

und eigentliche Triebfedern dieses Unwesens angesehen werden können, so ist doch bereits der größte Teil der Studierenden teils verführt, teils gezwungen worden, sich in solche Verbindungen zu begeben, und die gegenwärtig noch freien und wohlgesinnten gehen täglich gutdenkende Professoren an mit der Bitte, daß Anstalten getroffen werden möchten, sie vor der Zudringlichkeit der übrigen zu schützen. Man hält für nötig, alle diejenigen, welche der landsmannschaftlichen Verbindungen verdächtig sind, und welche von den Pedellen gar sicher angegeben werden können, vorkommen zu lassen und solche ohne Untersuchung und ohne weiteres abzulegendes Bekenntnis dahin zu bedeuten, daß sie eidlich anzugeloben hätten, wenn sie sich in einer solchen Verbindung befänden, daß sie selbige sogleich verlassen und niemals wieder darein sich begeben wollten... Man würde sich freilich sehr betrügen, wenn man glauben wollte, daß eine solche Operation nachhaltig sein könnte; allein für den Augenblick hält man sie höchst nötig, um Luft zu gewinnen..."

Die Entwicklung der Landsmannschaften und Orden machte trotz vieler Störungen fast überall Fortschritte. Der Konkurrenzneid verführte zwar manche Verbindung zu Übergriffen und roher Schimpferei, ja die Gießener Amizisten machten 1777 einen neuen Orden dadurch unmöglich, daß sie ihn als „Lauseorden" schmähten; aber im ganzen standen die beiden damaligen Organisationsformen trotz der Rangstreitigkeiten noch nicht in unversöhnlichem Gegensatze. Im Sommer 1791 kam sogar in Jena ein von beiden Verbindungsarten vereinbarter neuer Burschenkomment zur Annahme, der älteste, der uns überliefert ist. Er regelte in fünf Kapiteln alle Einzelheiten beim Duell, er bestimmte die Stellung zu den Relegierten, zu den „Profanen" (Nichtverbündeten = Nichtkorporierten) und zu den Konviktoristen oder Freitischlern. Insbesondere setzte er fest, daß keine neue Landsmannschaft und kein neuer Orden ohne Genehmigung der bestehenden aufgetan werden dürfe.

Gegen das Treiben der Landsmannschaften und Orden, welche dem Trinken und Duellieren oft bis zur Maßlosigkeit huldigten und der Studentenschaft ihre Gesetze aufzwingen wollten, erhob sich im Laufe der Zeit die Opposition mancher studentischer Kreise. Die frühesten Spuren davon finden sich in der Geschichte des Göttinger „Haines". Es war ein Kreis abseitsstehender Jünglinge, die am üblichen Studentenleben keinen Gefallen fanden und zumeist wegen Kränklichkeit kaum daran teilnehmen konnten. Am 12. September 1772 erhielt ihr Bund eine festere Gestalt. Sechs von ihnen, darunter Hölty und Voß, begaben sich spät abends nach dem Dorfe Weende. „Entzückt von der lauen Abendluft und dem hellen Mondschein, schwelgten sie in Naturempfindungen, aßen in einem Bauernhause eine idyllische Milch und kamen dann in einen Eichengrund, der ihre deutschen Empfindungen wachrief. Sofort bekränzten sie ihre Hüte mit Eichenlaub, umtanzten einen als Bundeseiche erkorenen Baum, schwuren sich ewige Freundschaft und nahmen dazu Mond und Sterne als Zeugen. Deutsche Gesinnung, größte Aufrichtigkeit gegeneinander war die Losung; Voß wurde durch Los zum Ältesten gewählt." Klopstock war ihr Prophet, und Wieland der ihnen Verhaßteste, dessen Bücher und Bild sie sogar feierlich verbrannten. „Sie sangen des Vaterlandes Lob und Haß den Tyrannen, träumten

den hohen Gedanken der Unsterblichkeit und vertieften sich in eine Sentimentalität, deren lyrischer Niederschlag Seufzer und Tränen waren." Jeden Sonnabend kamen sie zusammen, lasen einige Gedichte vor, deren schönste sie in ihr „Bundesbuch" eintrugen, und tranken dabei Kaffee. Mit der Beendigung ihres Studiums hörte der Bund auf zu bestehen, ja einige Mitglieder wurden später bittere Feinde. Man hat den Hain vielfach einen Vorläufer der Burschenschaft genannt, aber der Unterschied zwischen beiden Bewegungen ist bedeutend. „Das Deutschtum des Göttinger Dichterbundes, ohnehin gespreizt, hatte keine reale Unterlage, verfolgte kein klares vaterländisches Ziel, weil es einen klaren Vaterlandsbegriff überhaupt nicht gab. Es fehlte der Eindruck gewaltiger Ereignisse, wie es die Freiheitskriege waren, es fehlte die Weihe der Schlacht und der für die erste Burschenschaft so wichtige Begriff der Wehrschaft und die Bekanntschaft mit dem Waffenhandwerk. Von alledem ist bei den Bündlern keine Spur." Mit mehr Recht könnte man dagegen den Hain als einen Vorläufer des Wingolfs bezeichnen.

Wenn aber auch der Göttinger Bund selbst zerfiel, die von ihm gepflegte religiös-vaterländisch-rührsame Stimmung gewann doch an Boden in der Studentenschaft. Ein charakteristischer Beweis dafür ist die Fassung des „Landesvaters", wie sie 1782 in der Niemannschen Liedersammlung erscheint:

„Ihr Edlen, ihr von Manas Samen,
Glüht noch in euch Thuiskons Blut,
O schändet nicht den heil'gen Namen!
Vertilgt die feile Afterbrut,
Die Schwache mit dem Stahle schreckt
Und Wingolf frech mit Blut befleckt.
Sich feindlich mit dem Freunde schlagen,
Das tut kein wackrer deutscher Mann,
Hat nie in jenen deutschen Tagen
Ein tapfrer Heldensohn getan.
Fürs Vaterland und eignen Herd
Und Unschuld blitzt das deutsche Schwert.
Wohlan, ihr deutsches Bundes Erben,
Wohlan! Gelobt mit Mund und Hand,
Den Degen nimmermehr zu färben
Als fürs gekränkte Vaterland.
Wer anders tat, der fliehe fort
Und weile nicht an deutschem Ort."

Diese den Landsmannschaften und Orden ungünstige Strömung in der Studentenschaft ward verstärkt durch das aufblühende geistige Leben Deutschlands, durch die zunehmende Verbreitung der Kantischen Philosophie, sowie der Ideen Rousseaus und der französischen Revolution, die alle Standesvorrechte und Standesmißbräuche verwarf. In Jena, wo das alte Studententum und die neue Bildung ihren Hauptsitz hatten, strebte die Gegenströmung zum erstenmal danach, sich zu organisieren, ja der erste Versuch dazu wurde im Schoße des Amizistenordens unternommen. In ihn waren 1790 drei Mitglieder getreten, welche sehr friedliche Gesinnung hegten, den üblichen rohen Studententon verschmähten, aber zu schwach waren, um dagegen aufzutreten. Furcht vor Händeln mit ihren Brüdern hielt sie ab, aus der Verbindung auszuscheiden, und so sammelten sie insgeheim einen Kreis Gleichgesinnter, errichteten unter sich eine besondere Loge und setzten in einem Gesetz fest, „sich durchaus nicht zu schlagen, sondern das für Ehre zu halten, über seine Leidenschaften herrschen zu können und den Beleidiger sowie den Beleidigten um Verzeihung zu bitten." Sie verbanden zugleich mit ihrer Loge eine literarische Gesellschaft, zu der jeder Fremde Zutritt haben und die den ersten Grad des Ordens bilden sollte. Die „Winkelloge" oder „gelehrte Amizistenloge" zählte bald 14 Mitglieder, doch

mußte sie, um den Zusammenhang mit der Mutterverbindung nicht zu verlieren, auf deren dringendes Verlangen ein Zugeständnis in der Duellfrage machen, wie die Satzungen von 1791 zeigen: „Überhaupt soll das Schlagen gänzlich vermieden werden, weil wir nicht verbunden sind, uns durch Schlagen Ruhm zu erwerben, sondern vielmehr unserer wahren Bestimmung näherzukommen. Es sei denn, daß dieses dem guten Rufe eines Mitglieds Schaden brächte und es sich der Verachtung der ganzen Akademie aussetzte."

Ihren Höhepunkt erreichte die studentische Gegenströmung in der einst vielgepriesenen, neuerdings sehr geschmähten „Antiduellbewegung der Schokoladisten" zu Jena. Nach den Vorschlägen ihrer Vorkämpfer, der „Deputierten der zur Abschaffung der Duelle verbundenen Landsmannschaften", sollten alle Studierenden, welche sich dieser neuen Verbindung anschlössen, in natürliche Landsmannschaften eingeteilt werden; sobald sie die Mitgliederzahl von 15 erreicht hätten, sollten sie das Recht besitzen, einen Deputierten zu wählen. Beim akademischen Gericht bzw. bei einer neuzuerrichtenden Kommission sollten außer den beiden Kommissarien als Vorstehern der Verbindung vier in festbestimmter Weise abwechselnde Deputierte beisitzen, die das gesamte Korps der verbundenen Landsmannschaften repräsentierten. Das Duell sollte unbedingt verboten sein: „Wer den andern zum Zweikampf herausfordert, wird nach überwiesener Handlung sogleich unabänderlich relegiert; wer sich wirklich schlägt, wird cum infamia relegiert, und zugleich sein Vaterland davon benachrichtigt." Jeder Schlag mit der Hand sollte durch zwei Tage Karzer seine Ahndung finden, jede schwere Mißhandlung durch Relegation. Das Fernbleiben vom Gericht sollte zuerst mit Karzer, bei fortgesetzter hartnäckiger Weigerung mit Relegation bestraft werden.

Diese Antiduellbewegung ging nicht von den Orden aus, sie war vielmehr durchaus demokratischen Charakters und fand ihre geistigen Häupter in einem kleinen Kreise, der den damaligen Hofmeister, den spätern Kirchenrat Stephani, umgab. Sie gewann bald eine größere Anzahl Anhänger (gegen 300) und bildete ein beachtenswertes Gegengewicht den Verbindungen gegenüber. Ein Orden, wohl der der Harmonisten, war dafür, vielleicht auch die gelehrte Amizistenloge, ja ein Ordensbruder forderte in einer Rede von den Orden geradezu, sie möchten sich mit Rücksicht auf ihr bedrohtes Dasein der Bewegung anschließen; trotzdem verhielten sich die meisten Senioren zwar wohlwollend, aber doch abwartend. Nur wenige zeigten eine ablehnende und feindliche Gesinnung. Jedenfalls erzielten die Duellfeinde insofern schon einen Erfolg, als 1792 kein Duell in Jena vorkam. Aber die Behörden, zumal die weimarische Regierung, nahmen wohl die Eingaben entgegen, förderten jedoch die Bestrebungen nicht, ja Goethe meinte, die Eingabe der Duellgegner sei nur das Werk einiger besserer Köpfe, der Plan entspreche aber nicht dem rohen Geiste des großen Haufens, auch sei es eine Maxime der Regierungsklugheit, die Menschen nicht so zu behandeln, wie sie sein sollen, sondern wie sie wirklich sind. Zum Unglück griff in die Bewegung ein in Jena studiernder Grieche Polizzo ein. Diese unsaubere Persönlichkeit, ein in Halle konsiliierter Konstantist, schloß sich aus Eigennutz und Rachsucht an und brachte die Bewegung

in Verruf. Man begann die Schokoladisten zu schmähen, die bei einer Tasse Schokolade alle Streitigkeiten schlichten wollten; manche Mitläufer fielen ab, und seit den Krawallen des 10. Juni 1792, wo in höchster Erbitterung die Studenten den als Angeber bezeichneten Polizzo zu schimpflicher Flucht und Abbitte zwangen, verlor sich die Antiduellbewegung im Sande.

Die Jenaer Duellgegner hatten ein Sendschreiben an ihre Brüder auf den übrigen deutschen Akademien versandt. Darin hieß es jugendlich begeistert: „Die goldenen Tage brechen für Europa an, seitdem die Menschen, durch das Licht der Philosophie aus dem tierischen Schlummer geweckt, mit reger Kraft anfangen, die Vernunft auf den ihr gebührenden Thron der Gesetzgebung zu erheben, der bisher ein Raub der Willkür und noch öfters der schrecklichsten Vorurteile war. Überall regt sich der Geist der Nationen, die göttlichen Rechte derselben geltend zu machen... Wir, deutsche Brüder, sollten nichts zu diesem großen Werke beitragen?... Nicht den Drang empfinden, auch unter uns die Vernunft als höchste Gesetzgeberin einzuführen?... Die Vernunft duldet keine Vorurteile, die sie höhnen. Der Zweikampf ist ein solches Vorurteil; und wenn wir nichts zu seiner Abschaffung tun, wird uns die Nachwelt mit allen vorhergehenden akademischen Geschlechtern in eine Klasse, in die Klasse roher, unaufgeklärter Menschen werfen." Diese Gedanken der Jenaer Duellfeinde schlugen auch anderwärts Wurzel. In Rostock bildete sich 1793 eine allerdings nur kurzlebige Geheimverbindung verwandter Tendenz, eine „Gesellschaft zur Bestreitung akademischer Vorurteile", die Konkordisten oder spottweise der „Kümmelorden" genannt. Sie bestand zumeist aus Theologen und richtete sich prinzipiell gegen das Ordenswesen, sie verpflichtete ihre Angehörigen, keine unter ihnen vorkommende Streitigkeit durch die Klinge auszugleichen, und verlangte sehr bald von jedem das Versprechen, „von keinem auf der hiesigen Akademie Studierenden eine Satisfaktion durch ein Duell zu fordern oder sie ihm zu geben." Das letzte und höchste Ziel der Verbindung sollte sein, auf ein von der Behörde zu errichtendes allgemeines Ehrengericht hinzuarbeiten und so ihrem Grundsatze: „Perpetua pax! Pereat infernale Duellum"*) zur Verwirklichung zu verhelfen. Und in Kiel, wo es damals die einheitlichste Studentenschaft gab, fanden diese Reformströmungen in der Gestalt eines allgemeinen Ehrengerichts 1793 sogar einen festen, wenn auch nicht dauernden Ausdruck.

Die Behörden, welche in Jena die Antiduellbewegung unterschätzt und daher nicht unterstützt hatten, waren sehr im Irrtum, wenn sie glaubten, der Zeitpunkt sei da, wo sie mühelos Orden und Landsmannschaften vernichten könnten. Die Bestrafung des angeblichen Spions Polizzo war nur das Vorspiel des Ereignisses, welches das damalige Verbindungswesen auf seiner Höhe zeigte: des Auszugs nach Nohra. Die rohen Ausschreitungen gegen Polizzo und gegen den damaligen Prorektor Ulrich, dessen Haus ein Haufe Studenten demolierte, wurde von der Masse der akademischen Jugend — 800 an der Zahl — ausdrücklich gemißbilligt, aber neue behördliche Verbote und das Heran-

*) Ewiger Friede! Das höllische Duell gehe unter!

ziehen von Militär auf den Jenaer Markt erbitterte die Studenten, und mit Mühe verhinderten die Senioren einen blutigen Zusammenstoß. Alle Verhandlungen waren ergebnislos, und so fand am 19. Juli 1792 morgens 3 Uhr der Auszug der Studentenschaft statt. Der Führer war der Livländer v. Dahl, eine besonnene, aber energische Persönlichkeit, die schon als Unitistensenior „manchen Handel rückgängig gemacht und die unruhigen Köpfe unter seinen Brüdern unablässig zur Achtung gegen Fremde und andere Verbindungen ermahnt hatte." Voran zogen die Livländer, Kurländer, Polen und Danziger mit weißer Fahne, ihnen folgten die andern Landsmannschaften, jede mit eigener Fahne, mit Ausnahme der Gothaer und Altenburger, denen ihre Regierungen im Falle der Teilnahme die schwersten Strafen angedroht hatten. Etwa fünfhundert Mann stark, marschierte man mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen in die Stadt, über den Markt und durchs Johannistor nach Weimar zu. Den Einzug in diese Stadt wehrte die Regierung den Studenten, und so zogen diese, deren Reihen sich schon etwas gelichtet hatten, nach dem kurmainzischen Dorfe Nohra, wo sie mit der Regierung zu Erfurt in Verbindung traten, um dort ihre Studien fortzusetzen. Die Geneigtheit der Erfurter, die Ausgewanderten aufzunehmen, übte einen moralischen Druck auf die weimarische Regierung, diese schickte einen Kommissar und machte in den wichtigsten Punkten befriedigende Zugeständnisse. Es erfolgte nun der Rückzug, wobei die Studenten mit fliegender Fahne unbehelligt durch Weimar zogen. Von dort aus führten zwei Jenaer Professoren die Ausgewanderten zurück, im Mühltal empfing sie ein Teil der Bürgerschaft mit Kanonenschüssen und herzlicher Ansprache, und von drei Musikchören begleitet, marschierten sie mit wehenden Fahnen nach dem Markt von Jena, allen voran die Livländer, auf deren weißer Fahne jetzt die Worte: „Vivat libertas academica" prangten. Der Auszug lebte noch lange in der Erinnerung der Jenaer fort, ja ein scherzhafter Bericht darüber in biblischer Sprache ist so originell, daß er als literarisches Denkmal dauernd Beachtung verdient.

Bei dem Auszug nach Nohra erschienen die Orden und Landsmannschaften aufs engste verbündet. Dieses Freundschaftsverhältnis hörte aber überall sehr bald auf, ja an manchen Universitäten war es schon früher geschehen; teils lösten sich die Landsmannschaften von den Orden, teils diese von jenen, und es begann ein erbitterter Kampf zwischen beiden Verbindungsarten. Anstelle der alten Landsmannschaften trat vielfach eine neue Organisationsform, die der „Kränzchen" auf. Typisch dürfte die Entwicklung zu Frankfurt a. O. sein. Dort gründete schon 1786 ein studentischer Reformer mit Brüdern verschiedener Orden eine neue Verbindung, die märkische Gesellschaft, um den bestehenden Mißbräuchen und dem Ordenswesen entgegenzuwirken. Als sie zu stark an Mitgliedern geworden war, löste sie sich in kleinere Gruppen auf, die sich „Kränzchen" nannten und infolge ihrer provinziellen Färbung die Nachfolgerinnen der alten Landsmannschaften wurden. Am 14. Juni 1793 erfolgte dann das Verbot aller Studentenverbindungen, die letzte große gemeinsame Handlung des Regensburger Reichstages, und die Behörden gingen jetzt nachdrücklicher vor und verfolgten insbesondere die Orden als die angeblich gefährlicheren Organisationen.

Die Kränzchen erfreuten sich, weil sie die letzteren ebenfalls bekämpften, zeitweise der Duldung der Behörden und überdauerten so die nächsten Jahrzehnte, ja sie übernahmen von ihren Gegnern außer Formen, Bundesliedern und Zirkeln die straffe Organisation und den Grundsatz der Lebensfreundschaft. So entstanden aus der Verschmelzung des landsmannschaftlichen und des Ordensprinzips neue Lebensverbindungen. Ihrem Wesen nach waren sie durchaus „Fortsetzungen der alten Orden, aber mit Weglassung alles dessen, was die Orden bei den Universitätsbehörden und bei der Studentenschaft mißliebig gemacht hatte." Während nun aber die 1791 gestiftete Hallesche Marchia überdies noch einen rein landsmannschaftlichen Charakter besaß, nahm die 1798 gegründete Erlanger Onoldia auf die provinzielle Herkunft ihrer Mitglieder keine Rücksicht mehr. Durch Betonung dieses nichtlandsmannschaftlichen Grundsatzes erhielt sie eine wichtige entwicklungsgeschichtliche Bedeutung: sie war das erste moderne deutsche Lebenskorps.

Der neuen jugendkräftigen Verbindungsform der Kränzchen konnte das Ordenswesen nicht standhalten; den wilden, aber ohnmächtigen Haß der Ordensbrüder zeigt ein ausdrucksvolles Stammbuchblatt Jahns: „Es wird auf den Universitäten nicht eher besser werden, als bis der letzte Kränzchensenior an den Gedärmen des letzten Kränzianers erdrosselt ist." Ruhmlos und klanglos verschwanden in der Zeit vor 1811 die letzten Spuren der Studentenorden. Sie mußten untergehen mit dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, der sie groß gemacht hatte: das war das Ergebnis ihrer inneren Entwicklung. Dieser Geist lebte sich in ihnen aus. Die weltbürgerlichen Ideen und die für Volkssouveränität schwärmende Freiheitsliebe, welche in der französischen Revolution den Beginn einer neuen Zeit sah, fanden in den Orden einen empfänglichen Nährboden. Die Stimmung der Jugend war damals allgemein tyrannenfeindlich, freiheitsdürstend und radikal vorwärtsstürmend; bei der gelehrten Amizistenloge zu Jena entstand z. B. die allerdings bekämpfte Idee, unter den Brüdern einen natürlichen Gottesdienst einzuführen und überhaupt zur kritischen Zersetzung der Offenbarungsreligion beizutragen. Und von der französischen Revolution war man dort derart begeistert, daß man die Siege der französischen Waffen in dem damaligen Feldzug (um 1790) und alle französischen Nationalfeste so feierlich wie möglich, selbst durch Illuminationen, beging. Auch in Halle lachte man um 1796 über den, der auf das Wohl seines Landesherrn trank. Daß aber derartige Äußerungen weltbürgerlichen Denkens auch in der Studentenschaft erstarben, das bewirkten die Waffentaten des französischen Kaisertums, welche das zerfallene Deutsche Reich vernichteten und dem Staat Friedrichs des Großen einen kläglichen Untergang bereiteten. Die Zeit, die mit der innern Wiedergeburt Preußens begann, brachte einen neuen Geist über Deutschlands studierende Jugend. Und so bedeutet auch in der Geschichte der Studentenschaft die Schlacht bei Jena den Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung.

2. Die studentische Kultur am Ende des achtzehnten Jahrhunderts



Die Tatsache, daß sich das gesamte Organisationsleben der akademischen Jugend im Dunkel und ohne Wissen der Behörden vollziehen mußte, hatte naturgemäß auf die Ausgestaltung des studentischen Wesens den größten Einfluß. Sie zeigt auch deutlich, daß in rechtlicher Beziehung die Studenten völlig unfrei waren und — gleichviel welches Alter sie hatten — durchaus als Schüler und Unmündige galten. Typisch für die damalige Auffassung sind die Bestimmungen, die das „Allgemeine Preußische Landrecht" betreffs der Studierenden gibt. Letztere wurden geradezu unter eine genaue Aufsicht der Professoren gestellt. „Bemerkt der Dekanus, heißt es, an einem zu seiner Fakultät gehörenden Studenten Unfleiß oder unordentliche Lebensart: so muß er davon dem akademischen Senate Anzeige machen. — Dieser muß den Studierenden durch Ermahnungen zu bessern suchen, und wenn dieselben fruchtlos sind, seinen Eltern oder Vormündern, sowie denjenigen, von welchen sie Stipendia genießen, davon Nachricht geben."

Für die Studierenden galt kein einheitliches Recht, sie unterstanden schon damals den Polizeigesetzen des Landes und Ortes, in Kriminalfällen den Staatsgesetzen, sowie in Angelegenheiten der akademischen Zucht besonderen Disziplinarbestimmungen. Die Paragraphen des Landrechtes sind so charakteristisch, daß sie schon als bloße Kulturdokumente eine wörtliche Anführung verdienen:

„Studierende müssen sich in jeder Hinsicht anständiger Sitten befleißigen. Sittenlosigkeit und Unanständigkeiten, besonders auch in Ansehung der Kleidung, werden das erste Mal mit ernstlichem Verweise, im Wiederholungsfalle mit Karzer und Verlust der bisher genossenen Wohltaten und, wenn auch dadurch die Besserung nicht bewirkt wird, mit Entfernung von der Universität bestraft. — Das Baden und Schwimmen darf bei Vermeidung einer achttägigen Karzerstrafe nicht anders als an den dazu von der Polizei sicher befundenen Orten geschehen. — Wer das Hausrecht verletzt oder sich in Örter und Versammlungen, welche nur für gewisse Personen bestimmt sind, namentlich bei Hochzeiten, eindrängt, hat dreitägige Karzerstrafe, und im Fall dabei begangener Ausschweifungen noch härtere Ahndung zu erwarten. — Noch härtere Strafe trifft den, welcher liederliche Häuser besucht oder sich eines verdächtigen Umgangs mit liederlichen Weibsbildern schuldig macht. — Studenten, welche sich zur Zeit eines Tumults oder in größerer Zahl nach Mitternacht auf der Straße finden lassen, haben die Vermutung böser Absicht oder eines liederlichen Lebens-

10*

wandels wider sich; auch muß niemand nach zehn Uhr abends sich in einem Wirtshause antreffen lassen."

Die Rechtsunfähigkeit des Studenten geht besonders klar aus den §§ 110 und 111 hervor: „Wenn ein Studierender durch das Außenbleiben der ihm zu seinem Unterhalte ausgesetzten Gelder oder durch andere für ihn unvermeidliche Unfälle in die Notwendigkeit, ein Darlehn zu seiner Subsistenz aufzunehmen, gesetzt ist: so muß er sich mit seinem Gläubiger bei dem akademischen Gerichte melden und dessen Einwilligung nachsuchen. — Das Gericht muß die angebliche Notwendigkeit und Bedürfnis des Schuldners so wie die übrigen Umstände der Sache genau prüfen, und wenn sich nichts dabei zu erinnern findet, den Konsens unter das aufzustellende Instrument verzeichnen."

Den schärfsten Ausdruck für die unmündige Stellung des Studenten, der in keinem deutschen Staat übertroffen ward, zeigt eine wohl nicht angewendete, aber auch nie widerrufene Verfügung Friedrich Wilhelms III. vom 23. Juli 1798: „Bei groben, die Sicherheit störenden Exzessen soll in keinem Fall auf Geldbuße oder Relegation, sondern jederzeit auf Gefängnis oder körperliche Züchtigung erkannt werden, wobei dem Erkenntnisse vorzubehalten ist, inwiefern nach erlittener Bestrafung der Verbrecher von der Akademie fortgeschafft werden müsse. — Sollten so grobe Exzesse vorfallen, daß eine vorstehendermaßen zu schärfende Gefängnisstrafe nicht für hinlänglich zu achten wäre, so soll körperliche Züchtigung platzgreifen. Welche Art zu wählen sei, soll nach den individuellen Verhältnissen des zu Bestrafenden in jedem vorkommenden Falle in dem abzufassenden Urteil bestimmt werden. Eine jede solche Züchtigung muß als ein väterliches Besserungsmittel angesehen, sie muß im Gefängnisse in Gegenwart der Vorgesetzten vollstreckt und von diesen mit den nötigen Ermahnungen begleitet werden. Überhaupt ist dafür zu sorgen, daß vernünftiges Ehrgefühl des Bestraften dadurch nicht gekränkt, sondern derselbe so behandelt werde, als wenn er sich noch auf einer niederen Schule und in den Jahren befände, wo Züchtigungen, welche Eltern oder Lehrer veranlassen, in der Folge zu keinem Vorwurfe gereichen können."

Die Strafen, welche von der Behörde verhängt wurden, bestanden im allgemeinen in Verwarnungen, Androhung der Wegweisung, in der Wegweisung selbst (consilium abeundi), im schimpflichen Ausschluß vom Studium oder Relegation und in Freiheitsstrafen, die im Karzer abgesessen wurden. Geldstrafen waren nicht üblich, ja 1777 entstand in Gießen ein Aufstand, als der Rektor solche einführen wollte; nur Friedrich der Große wünschte 1750, daß die Adligen, abgesehen von Relegationen, mit Geldstrafen statt anderen belegt würden, während bei Studenten geringerer Herkunft Freiheitsstrafen eintreten sollten, „damit sonsten nicht des Vaters Vermögen, statt des Verbrechers gestrafet werde und dieses vor jene büßen muß". Die Karzerhaft, die bis zu einem Jahr dauern konnte, wurde schon damals nicht mehr als eigentliche Strafe empfunden. Der Studentenhumor ersann für dieses Gefängnis verschiedene Namen, man nannte es entweder nach dem ersten Insassen oder nach dem Karzerwärter, wie in Gießen Cordanopolis nach Cordanus (Conrad), im neunzehnten Jahrhundert hieß es in Jena „Gasthof

zur akademischen Freiheit" und in Göttingen zu Heines Zeit „Hotel de Brühbach". Man verewigte seinen Namen an den Wänden und zierte dieselben auch mit allerhand Karikaturen; in Gießen kam letzteres erst zu Laukhards Zeit auf. Vergeblich bestimmten die staatlichen Verordnungen, insbesondere die preußischen, daß die Haft mit gänzlicher Entfernung aller Gesellschaft und Entziehung der gewöhnlichen Bequemlichkeiten des Lebens verbunden sein solle; in Wirklichkeit war der Karzer, wenn er nicht, wie in Gießen, im Winter einen qualmenden Ofen besaß, ein recht fideles Gefängnis und zugleich das „teuerste Logis, das man auf Universitäten finden kann und das auf den Beutel der Eltern wenigstens völlig so viel wirkt als eine eigentliche Geldstrafe". Mit betrübtem Sinn beobachtete 1786 der Verfasser einer Broschüre das Karzerleben der Studenten: „Anstatt daß sie an eine rechtschaffene Reue sollten gedenken, über ihre übelgeführte Lebensart Gott um Vergebung ihrer Sünden bitten und den festen Vorsatz fassen, sich also künftig aufzuführen, daß dieser Schimpf durch eine gute Lebensart wieder möchte vertilgt werden und in Vergessenheit kommen, so leben sie davor auf dem Karzer so lustig als möglich, laden gute Freunde zu sich, singen und schreien, saufen und spielen, als wenn man sie deswegen hieher gesetzt hätte. Einige meinen, sie wären keine rechte Studenten, wenn sie nicht auch auf dem Karzer gelegen und ihren schönen Namen unter die andern mit an die Wand oder Tisch gegraben hätten."

Die zahlreichen, zum Teil sehr drückenden Gesetze vermochten keineswegs, das Studententum völlig zu beherrschen; das wirkliche Leben war im ganzen bedeutend freier und fortgeschrittener, als die damalige Rechtsauffassung gestattete, und mit der Losung: „Vivat Libertas Academica!" nahm sich der Student das Maß von Freiheit, das ihm wünschenswert erschien, ja im Notfall ertrotzte er es. So bildete sich im Gegensatz zur rechtlichen Unfreiheit des akademischen Bürgers durch Gewohnheitsrecht im Hochschulleben etwas Neues heraus, die sogenannte Burschenfreiheit, die oft kaum mehr bedeutete als eine alle Gesetze verachtende rohe Willkür. Weil aber die Behörden die rückständigen Bestimmungen für Studierende wohl in Vergessenheit geraten ließen, aber nicht förmlich aufhoben, so gestaltete sich die Rechtslage äußerst mißlich. Jene Verordnungen konnten zu jedem Zeitpunkt wieder in Kraft gesetzt werden, und ein solcher Vorgang, ein Bruch mit dem oft langjährigen Gewohnheitsrecht, mußte die Studentenschaft erst recht erbittern und zu schweren Konflikten führen, bei denen sie dank ihrer Einmütigkeit zumeist den Sieg über die Behörden davontrug. Diese ungenügend geklärten Rechtsverhältnisse des Studenten waren nicht nur für die frühere Zeit typisch, sondern auch für das ganze neunzehnte Jahrhundert, und selbst das zwanzigste ist bis jetzt noch zu keiner Lösung dieses alten Problems gekommen.

Die Stellung der Studenten zu den Professoren erfuhr im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts eine wichtige Änderung. Früher hatten die Dozenten ihre schmalen Einkünfte dadurch erhöht, daß sie Studierende in Kost und Wohnung nahmen. Aber dieses Geschäft der Tischwirtschaft wurde mehr und mehr aufgegeben, wenn auch in Jena noch 1753 und 1763 ausdrücklich eine behördliche Bestimmung erschien, daß außer den

Dozenten keinem Einwohner der Stadt verstattet sein sollte, ohne Erlaubnis der Polizeikommission Tisch zu halten. An manchen Universitäten bestand die Sitte etwas länger, wie z. B. in Halle, wo das Haus des Professors Semler noch in den achtziger Jahren sehr bekannt war und im Winter nach Laukhards Ausdruck, einem Traiteurhause glich. Die Professoren begannen mehr und mehr ausschließlich ihrer Wissenschaft zu leben, aber ihr damals nicht immer genügendes Einkommen machte sie durch die Honorarfrage von der Studentenschaft abhängig. Beim Bezahlen der Kollegien kam es oft zu wenig würdigen Vorgängen; so pflegte der Hallesche Professor Knapp zu den Studenten zu sagen: „Dingen Sie nicht so gewaltig, meine Herren, die Theologie ist ohnedies wohlfeil genug!" Und 1792 kapitulierte er förmlich mit einem Studenten, der für Vergnügungen viel ausgab, ihn aber um Honorarerlaß so lange bettelte, bis er ihm den Betrag für zwei Lehrstunden erließ. Manche von den Professoren hielten sich stolz von den Musensöhnen zurück, insbesondere warf dies der Pamphletist Anselmus Rabiosus der Jüngere den Leipzigern vor. Im allgemeinen aber war die Trennung von Professoren und Studentenschaft nicht so schroff, und der Verkehrston besaß eine gewisse Freundschaftlichkeit. Nirgends kam es in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu einem Vorgang wie 1742 in Frankfurt a. O., wo sich die Studenten an Friedrich den Großen mit einer Petition wandten, welche die Unterschrift trug: „Die Namen derer Studenten in Frankfurt, so sich über die Faulheit und Ungerechtigkeit vieler öffentlichen Lehrer daselbst beschweren". Aber doch hielten es die Behörden, wie z. B. die Göttinger, 1777 für nötig, den Studenten einzuschärfen: „Der Studiosorum Schuldigkeit ist, ihren Lehrern mit aller Liebe und Freundlichkeit zu begegnen, ihren Vermahnungen zu folgen und mit willigem Abtragen der Honorariorum ihre Dankbarkeit zu bezeigen." Am engsten scheint das Verhältnis um 1777 in Göttingen gewesen zu sein, wo es, nach Laukhard, nicht selten geschah, daß ein Professor die Studenten auf ihren Stuben besuchte, und wo es zum guten Ton gehörte, die Lehrer von Zeit zu Zeit zu sich zu bitten und zu bewirten. An manchen Hochschulen führte der Verkehr zu manchen Unzuträglichkeiten, ja einige Professoren wurden geradezu zum Spielball der studentischen Laune. So kam einst in Halle der Senior einer Verbindung mit einem jungen Fux zu dem halbtauben Professor Hoffbauer, donnerte zuerst mit mächtigen Kanonenstiefeln gegen die Stubentür, klopfte ihm nach dem Eintritt kräftig auf die Schulter und rief ihm zu: „Prosit, altes Haus, hier ist ein junges Hühnchen, das du rupfen sollst." Andere Professoren wußten allerdings ihre Würde zu wahren, und als derselbe junge Fux bei Professor Niemeyer in der Weise seines Seniors eintrat, erhielt er zur Begrüßung die Worte gesagt: „Mein Herr, lernen Sie zu Hause erst Sitte, ehe Sie es wagen, zu uns zu kommen!" Noch derber antwortete einst der Jenaer Geheime Kirchenrat Griesbach einem Studenten, der von ihm wegen Zweikampfs verurteilt worden war. Als dieser ihn auf eine Narbe im Gesicht aufmerksam machte und bemerkte, er habe ja selbst einmal die verletzte Ehre durch das Duell wiederhergestellt, erwiderte er: „Ja, das war damals, als ich noch ein solcher dummer Junge war wie

Sie!" Bei manchen Gelegenheiten bewies allerdings auch ein ganzes Professorenkollegium einen wenig rühmlichen Mangel an Charakterfestigkeit. So stimmte nach dem Auszuge nach Nohra von den Jenaer Professoren nur Friedrich Schiller dafür, daß man den Studenten nicht nachgeben solle. Wenn nun auch die Beschlußfassung der Professorenschaft durch die Rücksicht auf ihre und der Stadt Interessen erklärt werden kann, so war es dagegen eine höchst bedenkliche Maßnahme, daß zwei Dozenten, Döderlein und Walch, den Ausgezogenen feierlich entgegenreisten. Auch erschien es wenig rühmlich, daß ein akademischer Lehrer, der in einem scharfen Anschlag den Auszug verurteilt hatte, „auf einleuchtende Vorstellung und Befehl des Prorektors und akademischen Senats" seine Äußerung über die „Auswanderung so vieler guter und rechtschaffener Seelen" in demütiger Weise öffentlich zurücknehmen mußte. Eine ebenso übel angebrachte Nachsicht gegenüber der Studentenschaft zeigten die Professoren oftmals bei Ausübung ihres Richteramts. Das krasseste Beispiel hierfür bietet das Verhalten des Gießener Rektors bei den von Laukhard geschilderten Eulerkappereien. Als die Studenten den ihnen verhaßten Schulleiter Euler unausgesetzt quälten und ihm die Fenster einwarfen, verurteilte er die Schuldigen wohl zu Karzer, bezeugte aber dabei seine Freude über die gemeinen Streiche und hieß Laukhard, einen der Rädelsführer, unter Gelächter „des Satans Engel, der Eulerkapper mit Fäusten schlüge". Manche Professoren selbst wurden oft das Opfer von Ausschreitungen, unbeliebten Dozenten warf man die Fenster ein, und selbst Fichte mußte sich wegen seiner Angriffe auf die Duell- und Ordenspartei 1795 vor solchen Demonstrationen eine Zeitlang von Jena nach Oßmannstädt zurückziehen. Noch schlimmer erging es kurz vor dem Auszug nach Nohra dem Prorektor Ulrich, dem man wegen der Verfolgung der Orden zürnte. Bei Nacht stürmte ein Trupp Studenten in sein Gartenhaus, warf die Fenster ein, beschädigte und zerstörte Tische, Stühle, Spiegel und anderes Gerät. Ebenso stürmisch und nachdrücklich aber wie die Äußerungen studentischen Unwillens und Zorns waren auch die Kundgebungen des Beifalls gegenüber beliebten Universitätslehrern. So jubelte fast die gesamte Jenaer Studentenschaft einst Schiller zu, als er am 26. Mai 1789 seine Antrittsvorlesung hielt, und wenige Jahre früher (1784) hatten die Studenten dem Hofrat Gruner laut applaudiert, der im Kolleg den anwesenden Herzog Karl August von Weimar auf wichtige Wahrheiten öffentlich aufmerksam machte. Manchem scheidenden Gelehrten, wie z. B. dem Kantianer Reinhold in Jena, wurde der Dank für seine Wirksamkeit durch eine Deputation und durch ein feierliches Ständchen dargebracht. Wie jugendlich-keck und unbekümmert man bei solchen Ehrungen oft vorging, zeigte sich besonders 1803, als in Lauchstädt einige Hallesche Studenten den dort anwesenden Schiller zu einer Schmauserei einluden. Sie fanden den Dichter, wie er eben ins Bett steigen wollte. Jeder von ihnen ergriff ein Kleidungsstück, und sie umgaben ihn wie Kammerdiener, bereit, ihn anzuziehen. Das Gelächter Schillers machte sie dreister, und fast willenlos fuhr er in die Kleider. Mehr gezogen und getragen als gehend, brachten sie ihn in den Saal, wo sie ein überschwengliches Jauchzen empfing. Fast eine Stunde blieb Schiller bei ihnen, wahrhaftig

ein Bursche unter Burschen. Am schönsten zeigte sich die Sympathie der Jenaer Studenten, als die Angriffe der Orthodoxie die Stellung Fichtes als Universitätsprofessors zu untergraben drohten. Und nachdem er dann wirklich 1799 seiner Professur enthoben war, richteten zahlreiche Musensöhne an den Herzog von Weimar Bittschriften, worin sie um seine Wiederanstellung baten. „Niemand", sagten sie, „besitzt als Führer zu dem, was wir suchen, zur Wahrheit, in so hohem Grade das Zutrauen und die Anhänglichkeit aller Studierenden, niemand kann unsere Wünsche auf eine so völlig befriedigende Art und der Höhe, worauf jetzt die Philosophie steht, entsprechende Weise erfüllen, als Fichte. Es ist daher allgemeiner Wunsch der hiesigen Studierenden, daß es ihnen vergönnt sein möchte, wieder unter Fichtes Anleitung zur Erreichung des Zwecks ihres Hierseins hinarbeiten zu können." Und als alle Bemühungen vergeblich waren, beschloß ein Teil der jugendlichen Verehrer Fichtes wenigstens eine Medaille mit des geliebten Lehrers Bildnis.

Die Zusammensetzung der Studentenschaft war sehr verschiedenartig. Während Jena den Sammelpunkt einer mehr kosmopolitischen Gesellschaft bildete, ja ohne die Ausländer überhaupt nicht bestehen konnte, kam, zuerst wohl in Preußen, der Grundsatz ausgesprochener Landesuniversitäten auf. Schon 1749, 1750, 1751 sowie nochmals 1795 wurde der Besuch ausländischer d. h. auch außerpreußischer Universitäten streng verpönt „bei Verlust aller Beförderungen in Königlichen Staaten", bei Adligen sogar bei Vermögenskonfiskation.

Die Anzahl der Studierenden war in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts größer als in der zweiten; so studierten z. B. 1716/17 in Halle 1202, in Frankfurt a. O. 190, in Königsberg 400, in Duisburg 163, während 1799—1805 die durchschnittliche Anzahl der Studenten in Halle 729 betrug, in Frankfurt 236, in Königsberg 314, in Duisburg 38, in Erfurt 43, in Erlangen 203 und in Göttingen 800. Die Gesamtzahl aller Studenten in Deutschland ums Jahr 1800 dürfte 7000 betragen haben. Der Zudrang zu den Universitäten erklärte sich aus den verschiedensten Ursachen. Zwischen Schule und Universität bestand zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch keine scharftrennende Scheidewand, und die vor der Immatrikulation abgehaltene Prüfung bedeutete kaum mehr als eine Förmlichkeit. Der Unterrichtsbetrieb der Universität war durchaus schulmäßig, der Lehrstoff wurde zumeist diktiert und zwar im Anschluß an irgendein Lehrbuch und durch Examinatorien, Repetitorien und Disputatorien befestigt; ja die wichtige Magisterprüfung, die den Weg zum akademischen Lehramt öffnete, ähnelte in den Anforderungen unserer heutigen Reifeprüfung. Die Aufgabe der Universität war die Vertiefung und Erweiterung der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung und eine Vermittlung brauchbarer Kenntnisse, nicht aber wie heute die Einführung in die wissenschaftliche Forschung und in ein bestimmtes Fachstudium. Außer der Magisterprüfung gab es kein akademisches Examen, und auch das staatliche Prüfungswesen begann sich nur allmählich, zuerst in Preußen, zu entwickeln. Lockten so die geringen Anforderungen zu Beginn und im Verlauf des Studiums die Bevölkerung zum Besuch der Universitäten, so erfreuten

sie sich außerdem deshalb großen Zuspruchs, weil sie als Schutzort vor den Werbungen und dem noch viel weitergehenden Enrollement galten. Durch verschiedene Verordnungen suchte man in Preußen den kantonpflichtigen (militärpflichtigen) Teilen der Bevölkerung das Universitätsstudium zu erschweren; dasselbe Ziel verfolgte man 1721 in Hessen gegenüber den Bürgern, Bauern und herrschaftlichen Livreebedienten, und in Preußen schrieb man 1793 eine Prüfung der Kantonpflichtigen vor, welche die Universität beziehen wollten. Eine entscheidende Wandlung brachte die Einführung der Abiturientenprüfung, mit welcher Preußen am 23. Dezember 1788 bahnbrechend voranging. Von nun an ward allmählich eine größere Sichtung der Studierenden, wenigstens betreffs ihrer Reife, möglich. Trotzdem bildete auch fernerhin die Studentenschaft eine bunt zusammengewürfelte und ungleiche Masse, nicht nur dem Lebensalter nach, das damals zwischen 16 und 22 Jahren schwankte, sondern auch in sozialer Hinsicht. Neben den Adligen machten sich die zahlreicher werdenden Bürgerlichen geltend und neben beiden sehr stark auch die Landbevölkerung, ja Anselmus Rabiosus klagte sogar: „Jeder Tagelöhner läßt seinen Sohn studieren, sobald er ihn nur auf der Schule vor dem Verhungern sichern kann."

Dem Herkommen entsprechend waren die Bedürfnisse der einzelnen verschieden. In Jena genügten für einen mäßig lebenden Studenten etwa 150—200 Taler im Jahre. „Wohnungen, meist recht sauber und ‚niedlich', viele aber auch sehr elegant, waren von 8—40 Talern jährlich für eine Stube mit Kammer, welche letztere meist mit Estrich ausgegossen war, zu haben, wogegen für die Bettmiete außerdem noch 3—5 Taler gezahlt, ein etwa benötigtes Sofa, Kommode, Schreibpult oder Lehnstuhl aber besonders gemietet und alle kleinern Stubengeräte, als Leuchter, Lichtputze, Kaffee- und Milchkannen, Tassen, Gläser und Wasserflasche von den Studenten mitgebracht oder gekauft werden mußten. Der Mittagstisch bei den privilegierten Traiteurs, welcher oft schlecht genug war, kostete wöchentlich 12 Groschen bis 1 Taler 8 Groschen. Der Abendtisch, welcher gewöhnlich nicht zu wöchentlicher Lieferung verlangt, sondern besonders bedungen wurde, war zwar ungleich besser, mußte aber, in Betracht der ziemlich kleinen Portionen, verhältnismäßig zu teuer (mit 3—5 Groschen) bezahlt werden. Alles, was zur Kleidung gehört, wurde elegant, aber nicht wohlfeil geliefert; ‚ein Paar außerordentlich gut gemachte sogenannte Zugstiefeln kosteten einen Karolin pränumerando'. Für das Mieten eines Pferdes auf einen halben Tag bis Weimar war 1 Taler, für ein Kabriolett in gleicher Weise 1 Taler 12 Groschen, für eine Chaise 2—2½ Taler zu entrichten. Der Perruquier bekam für tägliches Frisieren mit Puder 1 Taler 15 Groschen bis 2 Taler, der Barbier für einmal wöchentliches Rasieren 6 Groschen, die Wäscherin für das wöchentliche Waschen eines weißen Anzugs 20 Groschen bis 1 Taler — alle auf ein Vierteljahr."

Es war das Bestreben der Universitäten, möglichst solche Studenten heranzuziehen, die über einen reichlichen oder mindestens genügenden Wechsel verfügten, ja vor diesen „Studenten von Stande" hegten die Behörden eine so große Hochachtung, daß 1802 der Göttinger Prorektor schrieb: „Selbst eine

mäßige Zahl von fleißigen, untadeligen, aber armen Leuten, sei ein großes Übel, während man den Herren von Stande sowohl Duell als Hasardspiel ihrer Erziehung gemäß erlauben müsse." Trotzdem war die Zahl der armen Studenten auch im achtzehnten Jahrhundert sehr groß, insbesondere scheinen Halle und Leipzig Hauptmittelpunkte derselben gewesen zu sein, zumal letzteres galt als universitas pauperum. Beide Orte sicherten ihnen am ehesten einige Erwerbsmöglichkeiten als Lehrer oder Druckereikorrektoren, ermöglichten ihnen ein zurückgezogenes, anspruchsloses Leben und lockten sie durch die Aussicht auf Stipendien. Das Dasein dieses Teils der Studentenschaft war traurig genug. Von ihren Kommilitonen, die es eher gelten ließen, daß man Schulden machte und die Philister prellte, wurden sie für minderwertig angesehen, insbesondere mißachtete man diejenigen, welche Freitische genossen, wie in Jena und Leipzig das Konvikt, in Halle das Waisenhaus, in Heidelberg die Sapienz. So durften die sogenannten „Sapienzknaster" sich nirgends sehen lassen, wo Juristen verkehrten, sonst bekamen sie Nasenstüber. In den Kollegien ward ihnen Musik gemacht, und wer des Nachts bei der Sapienz vorbeiging, der schrie: „Heraus, ihr lumpigen Sapienzknaster! Pereant!" Überaus traurig war das Schicksal der armen Theologen zu Straßburg, welche als „Schanzer" ihr Brot durch Unterrichterteilen erwarben. Sie saßen, wie Laukhard schrieb, mittags und abends in den Schmudelbuden oder Garküchen, verzehrten da für einige Sous Gemüse und Fleisch und waren gekleidet wie weiland Don Quichottes Schildknappe. Sie wurden von ihren Brotherren mit „Er" angeredet, erhielten ganz unten am Tisch einen Platz angewiesen, und es verstand sich von selbst, daß sie ihre Prinzipale, meist Fleischer, Schuster und Schornsteinfeger, nie anders anreden durften als: „Um Vergebung, mein Herr, wenn es Ihnen gefällig wäre, mir die restierenden zwei Sols auszuzahlen." — Ähnliche schlimme Verhältnisse herrschten nach Anselmus Rabiosus unter den Studenten des Leipziger Paulinums. Die langen, schwarzen Säle waren dunkel und von den vielen Schlafkammern stets mit widrigem Geruch angefüllt. Des Abends wurden sie mit Laternen erleuchtet, die man hin und wieder so sinnreich angebracht hatte, daß man wirklich mit ihrer Hilfe erst bemerkte, wie finster es war. Die Stubentüren befanden sich in patriarchalischen Umständen und ließen vermuten, daß die Bewohner keine Kostbarkeiten zu verbergen hatten. Ein zerbrochner alter Lederstuhl, ein Holztisch von gleicher Güte und ein winziges Bücherbrett bildeten die Ausstattung; das Bett bestand oft nur aus Stroh und Lumpen. In Halle diente der Name „Waisenhäuser", trotzdem es darunter auch gut gebildete Elemente gab, geradezu als Schimpfwort, und die Redensart: „der benimmt sich wie ein Waisenhäuser" war sprichwörtlich. Die Einrichtung ihrer Zimmer, in denen stets drei zusammenwohnten, ähnelte der Leipziger. Des Mittags konnte sich jeder unentgeltlich sättigen und so viel Brot mitnehmen, daß er am nächsten Tage davon zu frühstücken vermochte. Das unentgeltliche Mittagessen am Extra- oder „Grütztisch", meist nur eine dünne Suppe, war allerdings so kläglich, daß ein Zeitgenosse 1794 einem Freunde schrieb: „Sie und ich würden lieber zwei Tage hungern als *so* speisen." Wer an der Schule des Waisenhauses täglich

eine Stunde unterrichtete, erhielt außerdem freien Abendtisch; wer zwei Stunden unterrichtete, ein besseres Mittagessen mit Fleisch und Bier.

Aber selbst diese drückende Armut, die den Charakter vieler verschlechterte und manchen zur Ablegung jeder Selbstachtung, zu Neid, Mißgunst und kriecherischer Liebedienerei veranlaßte, konnte nicht bei allen Jugendlust und höheres geistiges Streben unterdrücken. So meinte Anselmus Rabiosus vom Paulinum: „Nirgends in Sachsen wird wohl so frei über Staat und Religion gesprochen als hier.“ Auch hörte man aus den Zimmern bald Flöte, bald Klarinette, bald Geige, bald Harfe, bald Baß, bald Klavier, bald Fagott, bald Jubel und Lärmen. Hier sah man durch eine halbgeöffnete Tür bei qualmender Öllampe, in Tabakswolken gehüllt, eine Solo-Gesellschaft, dort ein frugales Mahl, das aus Brot und Kartoffeln oder im günstigsten Falle aus Erbsen, Linsen und grünem Gemüse, auch wohl aus Fleisch bestand. Bei dergleichen Schmausereien präsidierte gewöhnlich einer der ältesten Musensöhne, der auch die Zubereitung der Gerichte besorgte. Was diesen an Schmackhaftigkeit abging, ersetzte er durch originelle Einfälle und Erzählung von alten Paulinerschwänken. Die Halleschen Waisenhäuser besuchten statt der Mode-Bierdörfer in zahlreichen kleinen Gesellschaften andere preußische Orte, freuten sich ihres Daseins bei einer Schüssel voll Milch oder einem frischen Butterbrot und sangen wohl auch einige Kommerslieder, bei denen nach alter Art ein biergefüllter Humpen in der Runde kreiste. Ihre Geselligkeit hatte teilweise etwas Herzerquickendes. „Wollen Sie recht lachen sehen (so recht aus Herzensgrunde), so kommen Sie nach Halle und bringen einen Abend auf der Stube eines Waisenhäusers zu, der Gäste bei sich hat,“ meint der schon erwähnte Briefschreiber über Halle. Man besuchte sich auf den Stuben, rückte den Tisch in die Mitte, setzte sich auf die hölzernen Schemel um denselben herum, rauchte ein trauliches Pfeifchen, sang ein artiges, von allen Unanständigkeiten freies Liedchen, erzählte sich Possen, hielt sich Schlafrocksreden und lachte sich dabei in den Himmel und womöglich noch seliger, als man sich den Himmel träumt.

Ungleich reicher als das Leben dieser armen Studenten gestaltete sich das ihrer vermögenden Kommilitonen, das sich zumeist in Verbindung mit den Landsmannschaften und Orden vollzog. Schon äußerlich fielen sie durch ihre Tracht auf, die im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts manchen Wandlungen unterworfen war. Auch bedingte der Ort, an dem sich die Universität befand, gewisse Erscheinungen. In Leipzig z. B., wo der reiche Kaufmanns- und Buchhändlerstand das gesamte Leben beherrschte, mußte die Studentenschaft, soweit sie überhaupt etwas gelten wollte, den herrschenden gesellschaftlichen Formen, also auch der Mode, sich möglichst anpassen, und so gedieh in Leipzig der Typus des studentischen Stutzers oder des petit maître, der auf anderen Universitäten, abgesehen vielleicht von Göttingen, so gut wie unmöglich war. Ja, in Gießen wurde, nach Laukhards Erzählung, ein Student, der in einem prächtigen roten Kleide mit seidenem Futter einherging, in den Kollegien und auf der Straße von seinen Kommilitonen so lange mit lautem Hohn verfolgt, bis er die Stadt verließ. Überhaupt zeichnete sich Gießen um 1770

als diejenige Universität aus, wo die Burschen blutwenig Geld für Kleidung ausgaben. Ein Flausch war ihr Kleid an Sonn- und Werktagen; selten besaßen sie daneben noch einen Rock. Sie trugen lederne Beinkleider und Stiefel, doch sahen die ersteren, die nur selten gewaschen wurden, gemeiniglich aus wie die der Fleischer. Ähnlich waren in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Jenaer Studenten gegangen, deren Typus, den echten Renommisten, Zachariae in seinem komischen Heldenliede verewigt hat. Die Mitte zwischen dem Jenaer Renommisten und dem Leipziger Stutzer hielt etwa der Hallesche Musensohn. Gegen Ende des Jahrhunderts kam der Gebrauch der Perücken ab. In den achtziger Jahren trugen sich die Studenten Jenas noch altenfritzisch; ein dreieckiger Hut saß auf dem Kopf, ein weiter, bequemer, blauer Rock bedeckte die gelbe Schoßweste, und an die Hosen schlossen sich lange Stiefel oder Kniestrümpfe. In den neunziger Jahren wurde die Tracht militärischer, der Student erschien in Lederhelm mit Federbusch oder in einem Dreimaster von Schulterbreite und in einem Koller, der oft geradezu ein goldgestickter Uniformsrock mit silbernen oder goldenen Epauletten war. An die enganliegenden, meist weißen Lederhosen schlossen sich zierliche Husarenstiefel oder plumpe Kanonen mit Pfundsporen. Ironisch bemerkte Ludwig Börne von den Jenaer Studenten um 1800, daß sie von oben römischen Kriegern, von unten deutschen Postillionen glichen. Im allgemeinen trug man diese Tracht nur Sonntags und bei Festen, sonst ging man einfacher und bequemer in farbiger Mütze oder Filzhut, ja man begab sich sogar im Schlafrock ins Kolleg, nur die Senioren hatten fast immer ihre Uniform an. Während der Vorlesung behielt man nach Belieben die Kopfbedeckung auf oder nahm sie ab, im Sommer gingen viele Studenten oft immer barhaupt. Als Unterscheidungszeichen wählten die einzelnen Verbindungen farbige Bänder (Maschen), die sie gewöhnlich am Degen trugen, oder Kokarden, auch natürliche oder künstliche Blumen, wie in Leipzig bei dem von Goethe 1768 miterlebten „Musenkrieg". Die Behörde eiferte ohne Erfolg gegen alle solche Abzeichen, welche ohnehin, wie die Jenaer 1765 meinte, Personen, so sich freien Künsten und Wissenschaften widmeten, nicht anständig seien, sondern sich nur für Soldaten schickten.

Das Kennzeichen eines echten Studenten bildete der Degen, den er immer bei sich trug. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wandten sich die Behörden nachdrücklicher gegen die Sitte des Waffentragens. Friedrich der Große verbot 1750 zuerst, daß die Studenten, abgesehen von den adligen, Degen trügen, und auch diesen ward später durch das Allgemeine Preußische Landrecht ihr Vorrecht genommen. Friedrichs Beispiele folgten die übrigen Staaten allmählich nach, ohne jedoch ihr Verbot vollkommen durchzusetzen. An die Stelle des Degens trat nun vielfach der Knotenstock, ja an manchen Universitäten, wie in Jena, ward beides zugleich getragen.

Nur zu häufig geschah es, daß der „fidele Bursche", auch wenn sein Wirtschaftsgeld, sein „Wechsel" reichlich war, bald nicht mehr „Mosen und die Propheten" besaß, und so „verteilte" er seine Habe und ließ sie auf dem Pfandhaus „Gevatter stehen". Von nun an aber spielten seine Gläubiger,

die wenig beliebten „Manichäer", in seinem Leben eine bedeutende Rolle, und bekümmert sang wohl mancher:

„Die Menge meiner Schulden
Bekümmert mich gar sehr,
Was muß ich Armer dulden
Von der Philister Heer!
Die Manichäer wollen,
Ich soll aufs Karzer hin;
Auch meine Mädchen schmollen,
Weil ich verschuldet bin.

Wo bist du, Sonne, blieben,
Du meines Lebens Kraft?
Der Wind hat dich vertrieben,
Ach! Brüder, sagt, wer schafft
Mir Geld und Kleider wieder?
Denn alles ist versetzt;
Ich singe Klagelieder,
Bin auf den Mist gesetzt."

Selbst die unentbehrlichsten Dinge wurden von den Studenten dem Pfandleiher gebracht; so standen beim Leipziger „Meister Wind" besonders die Pauliner Kaffeetöpfe als sichere Pfänder in Ansehen, weil er genau wußte, wie notwendig jedem dieses Möbel war. Naturgemäß nutzten viele Gläubiger die Zwangslage der Musensöhne aus, und mancher von letzteren mußte sogar in den Schuldturm wandern, der in Jena und Helmstedt Tabulat genannt ward. Doch kam gegen Ende des Jahrhunderts die Schuldhaft ab, ja 1795 gab die Gefangensetzung eines Studenten auf Antrag seiner Gläubiger Veranlassung zu einem großen Krawall in Jena. Um nun der akademischen Jugend das „Pumpen" zu erschweren und sie vor Ausbeutung zu schützen, regelte in wohlmeinender väterlicher Weise die Behörde das Kreditwesen. An allen Universitäten erschienen zu verschiedenen Zeiten besondere Mandate, welche die Frage des Kreditierens bis ins einzelne regelten, und genaue Bestimmungen darüber wurden sogar in das Preußische Allgemeine Landrecht aufgenommen. Danach mußten die Honorare für die Kollegien zur Hälfte vorausbezahlt, zur andern zu Johannis bzw. Neujahr entrichtet werden. Im Falle längerer Stundung hatten die Professoren dafür Sorge zu tragen, daß der Betrag der Schuld vom akademischen Gericht registriert und in dem akademischen Zeugnis notiert wurde. Ferner hob man damals den bis dahin gestatteten Kredit von 25 Talern bei Kaufleuten, die Materialien zur Kleidung lieferten, ganz auf, weil diese Gegenstände oft mißbräuchlich verkauft oder versetzt wurden; dagegen erlaubte man den Schneidern, da ein angemessenes fertig gemachtes Kleid weniger Gelegenheit zum Mißbrauch gäbe, bis zu 25 Talern einschließlich des Stoffes zu kreditieren. Buchhändler, Schuhmacher, Aufwärter und Aufwärterinnen konnten nur auf 10 Taler, Buchbinder nur auf 3 Taler Kredit geben, und zwar nicht über ein Vierteljahr hinaus. Kostgeld, Waschgeld, Friseur- und Barbierlohn, Stubenmiete, Bettzins, Aufwartung, Arzeneien, Arztlohn, Honorar für Unterricht in den Sprachen oder Leibesübungen durften

ebenfalls nicht über drei Monate hinaus geborgt werden. Auch behielten die genannten Schulden nur dann das Vorrecht gesetzlicher Schulden, wenn der Gläubiger sie nach Ablauf des Vierteljahres, in welchem der Schuldner sie gemacht hatte, in dem unmittelbar darauffolgenden einklagte. Alle anderen Privatschulden eines Studierenden waren nichtig und begründeten keine Klage. Hatte der Student auf eine solche ungültige Schuld etwas bezahlt, so konnten die Eltern oder Vormünder dasselbe unter fiskalischer Assistenz zurückfordern. Und wenn jemand einem Studierenden Geld oder Geldeswert zu unnützen Ausgaben oder gar zur Üppigkeit oder Schwelgerei geliehen hatte, so sollte er, außer dem Verluste der Schuld, auch noch um den ganzen Betrag derselben fiskalisch bestraft werden.

In sittlicher Hinsicht stand es im achtzehnten Jahrhundert bei der Studentenschaft zumeist recht übel. Das zeigt sich schon an der damaligen Auffassung von Ehre und Ehrenwort. So entfloh 1786 der Konstantist v. Held, dessen Lebensbild Varnhagen gezeichnet hat, unter Verpfändung seiner „Kavaliersparole" bei einer Untersuchung aus Halle. Die Behörde diktierte ihm dafür nur zwei Tage Karzer zu, und von seiten seines Ordens geschah gegen ihn überhaupt nichts Erhebliches. Um 1790 schrieben sogar die Satzungen der Leipziger Indissolubilisten vor: „Das Versprechen auf Ehre muß jedem Bruder heilig sein. Wer es das erste Mal bricht, muß freundschaftlich, das zweite Mal ernstlich ermahnet, das dritte Mal ausgeschlossen werden." Und in Halle galt bei der dortigen Landsmannschaft der Märker als Prinzip: „Wer sich eine Handlung hat zuschulden kommen lassen, die nicht mit den Grundsätzen eines rechtschaffenen Mannes übereinstimmt, der wird auch gewiß nicht länger in der Verbindung geduldet und wenn er *nur* sein gegebenes Ehrenwort bricht, so ist dies *schon* ein hinreichender Bewegungsgrund." Auch das Verhalten der Orden bei Untersuchungen und das von einzelnen Studenten bei Alimentationsklagen bewies, wie gering man über den Eid dachte, und 1794 wurden die Halleschen Landsmannschaften der Pommern und Westfalen ausdrücklich gerühmt, weil ihnen „ihr Wort so heilig sei, wie ein Eid." Ja nicht einmal die Verbindungsehre war damals allen heilig; so gab man in Halle einem Mägdlein, das mehreren Ordensbrüdern der Konstantisten sein Dasein verdankte, um 1795 in der Taufe den Namen Constantia.

Bei der allgemein studentischen Sitte, Streitigkeiten nicht vor dem Universitätsgericht auszutragen, muß es als ein bedenklicher Zug erscheinen, wenn ganze Verbindungen ihnen nicht genehme Forderungen angaben und nur gegen Schwächere losgingen, wie es nach 1790 den Halleschen Konstantisten vorgeworfen ward, die außerdem noch so verschlagen handelten, daß zuerst nicht einmal ein Verdacht auf sie fiel. Mit einer strengen Ehrenauffassung vertrug es sich sicherlich auch nicht, wenn sich Ordensſenioren nach Laukhards Zeugnis „für *Geld und gute Worte* zur Rettung solcher Menschenkinder schlugen, welche das elende Vorurteil hatten, daß man seine Ehre mit dem Degen retten könne, aber nicht Herz genug besaßen, selbst einen Degen zu führen." Und nach den Satzungen der Leipziger Indissolubilisten mußte es der Senior tun, wenn ein Ordensbruder sich nicht schlagen konnte *oder es nicht wollte*. Eine eigen=

tümliche Unsitte bei Ehrenangelegenheiten, die ebenfalls eine niedrige Ehrenauffassung verrät, scheint gelegentlich vorgekommen zu sein; eine Göttinger Bestimmung untersagte 1735 ausdrücklich, daß ein Student Händel anrege, „alsdann zum Sekundanten sich gebrauchen lasse, oder, wenn ein Studiosus sich nicht gerne duelliren will, sich zum Unterhändler aufwerfe, es sei in die Wege zu richten, daß der, so das Duell decliniret, gleichsam pro redimenda vexa, durch ein dem, der ihm ein Duell angeboten, und seinem Anhange, zu gebendes Konvivium, vom Duelliren sich befreyen möge."

Besonders schlimm stand es mit dem geschlechtlichen Leben der Studenten. Der übermäßige Biergenuß, der gerade bei zahlreichen in die Entwicklungsjahre fiel, mußte naturgemäß die Sinnlichkeit des einzelnen aufregen. Das Feiern der „Charmanten" (Geliebten) beim Trinkgelage (Hospiz) bedeutete nicht mehr als ein Minnespiel, doch blieb es im Leben nicht bei solchen platonischen Liebesbeweisen. Von eigentlichen Liebesverhältnissen hielt der echte Bursch nicht viel, ja in Gießen verspottete man es als „Knöpfe machen", in Jena dagegen ward schon zu Laukhards Zeit die Charmante zur tatsächlichen Geliebten, mit welcher der Student während seiner Studienzeit umging, und welche er dann einem anderen überließ. Bordelle gab es nur an wenigen Orten, die grauenvollsten ihrer Art waren die in Halle. In allen Universitätsstädten dagegen fanden sich gefällige „Nymphen", die sich oft gegen geringes Entgelt preisgaben. Auch Bürgertöchter, sogar solche aus höheren Kreisen, wurden in dieses Lotterleben hineingerissen. Ja, selbst die Frauen von Universitätslehrern ließen sich zur Untreue verleiten. Aus dem Jahre 1769 stammt der folgende bittere Jenaer Stammbuchspruch: „Regula: Communia sunt, die sich endigen auf in, als: Aufwärterin, Wäscherin, excipe die Frau Doctorin und Professorin; observatio: Doch lassen sich auch diese nach obiger Regel gebrauchen." Und ein anderer Stammbuchvers aus demselben Jahre besagt:

„Wenn alles knacken sollte, wenn man in Jena Ehe bricht,
Hörte man vor lauter Geprassel seine eigenen Worte nicht!"

Bei diesem Verkehr in bürgerlichen Kreisen kam es manchmal dank der Schlauheit der beteiligten Damen über ein bloßes Hofmachen nicht hinaus, und die Folgen zeigten sich nur in dem leergewordenen Geldbeutel des Musensohnes; in vielen Fällen aber erging es den Studenten schlimmer. In Jena z. B. lautete um 1780 die typische Antwort der Pferdejungen auf die Frage, wer ihr Vater sei: „Een Bursche", und ein Stammbuchvers klagte (1767):

„Kein Degen, kein Pedell, kein Wetter, Sturm noch Wind,
Erschreckt den Purschen so, als wie ein Jungfer-Kind."

Mancher mußte, wie sich Laukhard ausdrückt, „oft wegen anomalischer Beiträge zur Bevölkerung starke Summen auszahlen," nur in Fulda galt der Satz des Code Napoleon: la recherche de la paternité est interdite. Das Eingehen von Verlöbnissen ward den Studenten erschwert oder gesetzlich unmöglich gemacht, wie in Jena, wo 1773 jeder Jenaer Weibsperson bei Vermeidung empfindlicher Leibes- und anderer Strafen verboten ward, sich mit einem Studenten in eheliche Versprechung einzulassen, und 1797 verfügte man sogar, daß die Heirat

eines Studenten den Verlust des akademischen Bürgerrechts nach sich ziehe. Und wenn die Behörden nichts taten, griff mit rascher Selbsthilfe die akademische Jugend ein. So stürmte sie 1776 in Jena das Haus einer Dirne, welche das schriftliche Eheversprechen eines Musensohnes besaß, und zwang sie, dasselbe herauszugeben.

Der Umgang mit liederlichen Dirnen hatte vielfach Geschlechtskrankheiten zur Folge, deren Wirkung furchtbar war. Ein falsches Ehrgefühl oder die Furcht vor dem drohenden Verlust der Stipendien, die im Falle der Entdeckung verfügt ward, hielt manchen ab, sich einem tüchtigen Arzt anzuvertrauen. Von schlecht unterrichteten älteren Studenten oder anderen Pfuschern halb geheilt, übertrugen die Kranken das Gift auf gesunde Weiber der Universitätsstadt oder ihrer Heimat, und da der Prozentsatz der geschlechtskranken Studenten nicht unbeträchtlich war — in Göttingen soll es einmal ein Drittel der Gesamtstudentenschaft gewesen sein —, so hatten die Studenten das traurige Verdienst, daß sie wesentlich zur allgemeinen Verbreitung der Geschlechtskrankheiten schon damals beitrugen.

Aber nicht nur das Liebesleben des Studenten besaß frivolen Charakter, auch sonst herrschte große Unsittlichkeit. Die Ordensgesetze, welche ein gesittetes Betragen vorschrieben, standen vielfach nur auf dem Papier, ebenso auch behördliche Bestimmungen, wie die Göttinger von 1777: „Die Studiosi sollen einen gottesfürchtigen Wandel führen, und dem öffentlichen Gottesdienste fleißig und ohne dessen Störung beywohnen.“ Gerade in Göttingen wird um dieselbe Zeit geklagt, daß die Studenten von nichts sprächen als von Ausreiten, Landesvätern, Kommersen und noch schändlichern Dingen und leichtfertig und ärgerlich von der Religion redeten. Das Zotenreißen war etwas durchaus übliches, ja in Gießen hielt man zu Laukhards Zeit in einer Kneipe regelrechte Vorlesungen über die Zotologie, worüber ein Kompendium im Manuskript da war. Und während des Auszuges der Gießener Studenten ließ sich Laukhard selbst zum Professor Zotologiae ernennen und las über ein selbst geschriebenes Buch: „Elementa Zotologiae sive Aeschrologiae tam theoreticae quam practicae,“ das damals häufig abgeschrieben wurde. Die leichtfertigste Freigeisterei scheint in Heidelberg gegen Ende des Jahrhunderts üppige Blüten getrieben zu haben. Dort konnte ein später als Kriminalbeamter bekannt gewordener Mann an der ewigen Lampe in der Heiligengeistkirche seine Pfeife anzünden, ohne unter seinen Mitstudierenden Entrüstung zu erregen, und ein später im höchsten Staatsdienst Verstorbener saß dort einen ganzen Nachmittag als Priester verkleidet im Beichtstuhl, legte den Weibern und Jungfrauen der Stadt profane Buße auf und erteilte ihnen scheinbare Absolution.

Das studentische Leben vollzog sich zumeist im Kreise der Studentenschaft selbst. Zwischen ihr und der höheren Gesellschaft gab es noch weniger Berührungspunkte als mit der Professorenschaft. Nur die adligen Studierenden erhielten Zutritt in feineren Kreisen, und es wurde von den Zeitgenossen als eine Besonderheit vermerkt, wenn Studentengesellschaften, wie die Jenaer Unitisten, Familienverkehr pflegten oder, wie seit etwa 1787 in Jena im Rosensaale, förmliche Bälle von Studenten veranstaltet wurden. In Halle

ermöglichte der Eintritt in Freimaurerlogen den vermögenderen Studenten auch gesellschaftlichen Verkehr, aber das königliche Edikt vom 20. Oktober 1798 verbot die Aufnahme von Leuten unter 25 Jahren und verminderte dadurch den bis dahin starken Zuzug aus studentischen Kreisen. Aber selbst noch 1797 heißt es von Halle: „In Familienbekanntschaft zu kommen, hält sehr schwer, weil man gleich den Namen eines Frauenzimmers für befleckt hält, wenn sie mit einem Studenten geht.“ Eine Ausnahmestellung nahm nur Leipzig ein, wo der vornehme und wohlhabende Teil der akademischen Jugend Anschluß an die oberste gesellschaftliche Schicht der Handelswelt suchte und fand.

Im täglichen Leben der Musensöhne nahm der Besuch der Vorlesungen, die oft schon früh um sechs Uhr begannen, bei vielen nur den kleinsten Teil ihrer Zeit, bei manchem gar keine in Anspruch. Um nun den Fleiß der Studenten anzuregen, ging Preußen mit energischen Maßregeln voran. In wirksamer Weise griff schon 1735 eine königliche Verordnung ein, wonach „kein Studiosus nach Ablauf des dritten Jahres von einer Disputation dispensiret, allenfalls diejenige, so Armuths halber dazu nicht gelangen können, mit guten Zeugnissen, wie oft und über welche Materien sie opponiret haben, versehen und ohne denselben hiernächst zu Unsern Diensten nicht admittiret werden sollen.“ Und dieselbe Verordnung setzte fest, „daß hinkünftig alle auf Unsern Universitäten befindlichen Stipendiati und Beneficiati jährlich ein gewisses Specimen ihrer zunehmenden Profectuum in derjenigen Facultät, der sie sich gewidmet, an den Tag legen, und wann Sie nach Ablauf des zweiten Jahres sich nicht sonderlich poussiret haben werden, des dritten Jahres Stipendii verlustig sein und solches denen piis ‚Corporibus‘ ausgezahlet, die Beneficiati aber von den Frey-Tischen excludiret werden sollen.“ Friedrich der Große, der das Universitätsleben genau beobachtete und das Hallesche sogar zum Gegenstand seines Lustspiels „L'école du monde“ machte (1748), führte auch für die Adligen die Disputierpflicht 1749 ein, so daß diese Art wissenschaftlicher Tätigkeit nicht mehr „in eines jeden Unserer Vasallen Willkür“ stand. Und in Göttingen bestimmte 1769 ein Edikt, um zum Fleiß anzuspornen, daß einem Studenten, der bei einer Untersuchung gegen ihn kein Fleißzeugnis beibringe, die etwaige Karzerstrafe verschärft oder gar verdoppelt werde. Im ganzen stand es mit dem Fleiße der Studenten nicht schlecht; selbst die wilden Burschen in Gießen und Jena waren nach Laukhards Zeugnis nicht faul, wenn sie auch den Halleschen nicht an Eifer zu studieren gleichkamen; eher ließen es die Leipziger an solchem fehlen. Einen entschiedenen Fortschritt im Fleiß bemerkte man gegen Ende des Jahrhunderts. Der Reichsanzeiger schrieb 1795: „Ein großer Teil der Studierenden will jetzt lieber als Student von gesitteten Menschen geehrt sein, anstatt daß mehrere sich sonst beflissen, sich durch Purschenstreiche zu berüchtigen und von allen gesitteten Menschen möglichst auszuzeichnen. Der Pursch wird durch den Studierenden verdrängt, und der Student interessiert sich mehr für Lehrfreiheit, für Verminderung der Hindernisse seines Studiums, als für jene Purschenfreiheit, die man ehedem zur Schande der Universitäten akademische Freiheit genannt hat.“ Und Fichte stellte den Jenaer Musensöhnen das Zeugnis aus, „daß bei der Mehrheit eine

würdigere Denkart über das Geschäft des Gelehrten herrscht, als man sonst gewöhnlich antrifft, ein größerer Trieb, auch das zu lernen, was mit dem künftigen Amt nicht in unmittelbarer Beziehung steht, mehr Liebe zu der Wissenschaft um der Wissenschaft willen, mehr Trieb zum Selbstdenken und Selbstarbeiten und überhaupt ein sichtbares Streben, sich in allen Stücken zur Selbständigkeit emporzuerheben, und nicht mehr Kinder, sondern Männer zu sein." Im ganzen war es ein kerniges, teilweise kraftgeniales Geschlecht, von dem E. M. Arndts Bruder, Friedrich Arndt, rühmte, sie hätten etwas Gewisses, das den Jüngeren fehle, sie gingen frisch und mit natürlicher Sprache und mit natürlichen Mitteln ins Zeug, sie hätten das, was die Menschen später mit einem vornehmen Worte Unmittelbarkeit des Daseins nannten.

Um das Zusammenleben so vieler junger Leute an einem Ort zu regeln, gaben die Behörden wohl Verordnungen heraus, doch kamen diese für die Studenten weniger in Betracht als die Konventionalregeln, die sich im Laufe der Zeit im Studentenstande selbst entwickelten. Auswärtige Sitten und Gewohnheiten, insbesondere die der italienischen und französischen Edelleute beeinflußten das Studententum bis etwa zum Siebenjährigen Kriege und brachten eine Summe von Regeln hervor, die man „Purschenraison" nannte. Die Zeit des Sturmes und Dranges gab in den folgenden Jahrzehnten dem Studentenleben einen völlig anderen Charakter, dessen Hauptmerkmal urteutonische Roheit war und somit die Ausgestaltung des schon vorher vorhandenen Jenaer Renommistentums bildete. Die Purschenraison wurde weiter ausgestaltet und seit etwa 1770 tauchte dafür ein neues, wiederum französisches Wort auf, der „Komment" (comment). Der Ausdruck ward an einigen Universitäten Mode und verbreitete sich auch auf die übrigen, allerdings verband man damit noch nicht immer einen klaren Begriff, selbst Laukhard, der doch einer der flottesten Burschen war, konnte 1777 einem Mainzer Studio nur die Auskunft geben: „Je nun, Komment ist Komment, das ist so die rechte Art, das rechte Avec, wie der Bursche auf Universitäten leben soll." Ursprünglich verstand man darunter kaum mehr als die Fähigkeit, einen Kommers zu veranstalten und sich allenfalls tüchtig zu schlagen; traf man an einer Universität beides nicht an, so verspottete man die Studenten als dumme Teufel, wie es um 1777 die Gießener mit den Marburgern taten. Und um dieselbe Zeit sagte ein Göttinger Bursch von seinen Kommilitonen: „Die Kerls wissen dir den Teufel, was Komment ist: halten ihre Kommerse in Wein und Punsch, saufen ihren Schnaps aus lumpigen Matiergläsern, lassen sich alle Tage frisieren, schmieren sich mit wohlriechender Pomade und Eau de Lavende, ziehn seidne Strümpfe an, gehn fleißig ins Konzert zum Professor Gatterer, küssen den Menschern die Pfoten; kurz, Bruderherz, der Komment ist hier schofel." Das Ideal, das dem alten Renommistentum schon vorgeschwebt hatte, war bis etwa 1780 besonders in Gießen vertreten, wie einige von Laukhard überlieferte Verse in bündiger Kürze zeigen:

„Wer ist ein rechter Bursch? Der, so am Tage schmauset,
Des Nachts herumschwärmt, wetzt — — (d. h. den Degen)
Der die Philister schwänzt (= anführt), die Professores prellt,

Der stets im Karzer sitzt, einhertritt wie ein Schwein,
Der überall besaut, nur von Blamagen rein,
Und den man mit der Zeit, wenn er gnug renommieret,
Zu seiner höchsten Ehr' aus Gießen relegieret —
Das ist ein firmer Bursch: und wers nicht also macht,
Nicht in den Tag 'nein lebt, nur seinen Zweck betracht',
Ins Saufhaus niemals kommt, nur ins Kollegium,
Was ist das für ein Kerl? — Das ist ein Drastikum!"

Zu einer gleichen Roheit wie in Gießen erzog der Komment nicht allerwärts; übrigens ward er schon damals erweitert und umfaßte bald auch Regeln über Sitten, Kleidung und äußeren Anstand der Studenten und erhielt so die Bedeutung einer Standesordnung und eines Gesetzbuches für das gesamte studentische Leben. Zum erstenmal eingehender über ihn handelte 1778 die lateinisch geschriebene Dissertation des Erlanger Amizisten Gleiß: „Dissertatio de norma actionum studiosorum seu von dem Burschen-Comment, joci gratia edita ab renommista... Martiali Schluck Raufenfelsensi." An den einzelnen Universitäten gab es lange Zeit nichts Schriftliches darüber, sondern die Sätze wurden augenscheinlich in festgeprägter Fassung nur mündlich fortgepflanzt. Der älteste regelrechte, schriftlich niedergelegte Komment war der Jenaer, den im Sommer 1791 die Orden und Landsmannschaften vereinbarten, und der die Grundlage aller späteren Fassungen bildete.

Einen wichtigen Teil des Komments nahm der Abschnitt über das Studentenduell ein, das trotz der immer wiederholten und verschärften Duelledikte sich nicht ausrotten ließ. Die Duelle selbst wurden an manchen Orten, besonders in Jena, Erlangen und Gießen auf offener Straße ausgefochten, wobei die Vorübergehenden einen Kreis um die Kämpfenden bildeten. An die Stelle des alten Renkontres, bei dem der Kampf ohne Sekundanten und ohne vorherige Herausforderung oft unmittelbar der Beleidigung folgte, trat schon im siebzehnten Jahrhundert die neuere Form des Duells mit „Beschickleuten" (Kartellträgern) und „Beiständen" (Sekundanten). Aber selbst um 1777 war in Gießen und wohl auch anderwärts die alte Form noch üblich, besonders wenn man wußte, daß der Kampf verraten werden würde. „In diesem Fall ging der Herausforderer vor das Fenster seines Gegners, nahm seinen Hieber, hieb damit einigemal ins Pflaster und schrie: „Pereat N. N., der Hundsfott, der Schweinekerl! tief! pereat! pereat!" Nun erschien der Herausgeforderte: die Schlägerei ging vor sich, endlich kam der Pedell, gab Inhibition, und die Raufer kamen aufs Karzer; und so hatte der Spaß ein Ende." Auch Martialis Schluck unterscheidet noch Duell und Renkontre, doch kam mit der Durchführung des Komments das letztere endlich ganz ab, ja selbst Duelle ohne Sekundanten wurden nur zwischen Landsmannschaften, nie gegen Profane (Nichtverbindungsstudenten) zugelassen. Auf Mensurforschheit legte man noch wenig Gewicht; es genügte, daß ein Student standhielt, wenn er angegriffen ward, und bei einer Beleidigung selbst forderte oder sich in Avantage setzte, d. h. auf eine Beleidigung eine schwerere folgen ließ, so daß der Gegner fordern mußte. Die Beleidigungen bestanden in beschimpfenden Ausdrücken oder Verbalinjurien, deren höchste „dummer Junge" war, und in tätlichen Übergriffen oder Real-

injurien wie Erteilen von Ohrfeigen, Schlagen mit dem Ziegenhainer oder der Hetzpeitsche und Begießen mit dem Nachttopf. Nach einer Beleidigung mußte kommentgemäß der Beleidigte den Beleidiger koramieren bzw. fordern lassen, und die Erledigung des Ehrenhandels trat im allgemeinen innerhalb der drei folgenden Tage ein. Zu der Paukerei, bei der außer den beiden Duellanten noch ihre Sekundanten anwesend waren, durfte jeder der beiden Schlagenden noch eine Person mitbringen. Nur unter ausdrücklicher Genehmigung beider Parteien konnten mehr beiwohnen. Als allgemein übliche Fechtart erschien im achtzehnten Jahrhundert das Stoßfechten, doch kam zuletzt auch das Hiebfechten wieder mehr auf, in Jena herrschte unumschränkt das Stoßduell, das wegen seiner schweren Verletzungen der Lungen (Lungenfuchser) besonders gefährlich war und manchem Paukanten zum Tod oder dauernden Siechtum verhalf. Infolge des Ordenswesens nahm die Duellwut größeren Umfang an, und die dem Duell vorangehenden Reibungen gewannen dadurch an Wildheit, daß manche Orden, zumal die Amizisten, lieber eine Niederträchtigkeit begingen und sich à la mode der Gassenjungen herumbalgten, als die Ehre und den Vorteil der Avantage aus den Händen ließen. Noch 1795 erlaubte der Hallesche Komment die Anwendung von Realinjurien, und es bedeutete einen entschiedenen Fortschritt, daß man bald darauf den Gebrauch der Hetzpeitsche und die noch roheren Arten als nichtkommentmäßig unter Landsmannschaften verbot und, wenn sie doch vorfielen, den Täter zur Abbitte zwang.

Einen weiteren wichtigen Teil des Studentenlebens bildete von jeher das Trinken. Eine bedeutsame Rolle spielte im achtzehnten Jahrhundert schon der Kaffee, an manchen Universitäten, wie in Göttingen und Heidelberg, trank man zu Laukhards Zeit auch Wein oder gelegentlich Punsch, seltener war der Schnaps, und nur in Gießen blühten die Schnapsgelage noch um 1786. Als Hauptgetränk aber diente das Bier, das in der Gegend der Universität selbst gebraut wurde, manchmal zwar sehr schlecht, wie das Gießener, aber jedenfalls recht billig war. So kostete in Gießen das volle rheinische Maß Bier nur zwei Kreuzer. Die größeren studentischen Trinkgelage entwickelten sich aus den verschiedenen „Schmäusen" früherer Jahrhunderte; der jetzt übliche Ausdruck Kneipe war im achtzehnten Jahrhundert völlig unbekannt. Man gebrauchte dafür vielmehr Hospiz (Hospitium) und Kommers (oder Kommersch), von denen das erstere Wort durch das letztere nach 1790 verdrängt wurde. Beide bezeichneten zunächst nur Zechereien, bei denen man unter Vorsitz eines gewählten Oberhauptes sang und trank. Die Hospize hielt man zum Teil auf den Stuben der Studenten, zum Teil auf der Straße ab, wie in Gießen, wo diese Saufgelage so häufig waren, daß Laukhard oft 14 Tage nacheinander täglich einem solchen beiwohnte. Die Form des Hospizes war schon um 1750 so ausgebildet, wie sie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts allgemein vorkam. Eine gedrängte poetische Schilderung hat 1744 Zachariä in seinem „Renommisten" entworfen. Dem Trinkgelage voraus ging das Einschließen von Stock und Degen, damit Raufereien verhindert würden. Zuerst genoß man einen Imbiß, der aus Käse, Semmel, Butter und Kaffee bestand und von dem geliefert wurde, auf dessen Stube

die Feier stattfand. Für Tabak und neue Pfeifen mußte reichlich gesorgt werden, und wenn Lässigkeit im Rauchen eintrat, ward „Generaldampf" kommandiert, und alle mußten zugleich darauflos dampfen, vielleicht gar „Holländer machen", d. h. die Pfeifen leer rauchen. Ein richtiges Hospiz durfte vor Mitternacht nicht enden; sein Gesamtverlauf war reich an Abwechslung. „Ein ad locum! erschallt — schreibt Martialis Schluck — jeder nimmt seinen Platz ein, und das Hospiz beginnt. . . . Bald trinken sie für ihr Geld, bald lassen sie sich ‚aufwichsen'; der, welcher die andern einlädt und die Zeche bezahlt, schmaust, heißt Hospes, wer das Hospiz dirigiert, wird Präses genannt. Das Hospiz ist entweder ein striktes oder ein weniger striktes. Strikt heißt es, wenn die Teilnehmer sich verpflichten, allem, was der Präses befiehlt, getreulich nachzukommen. Das Symbol der vollen Gewalt des Präses ist das Zepter, ein Hausschlüssel, womit er entweder dispensiert oder die beim Singen und Trinken Trägen aufmuntert oder ‚Böcke' anmerkt; auch ein bloßer Hieber, der auf dem Tisch vor ihm liegt, mit welchem er die Widerspenstigen bestraft und zur Erfüllung ihrer Pflichten anhält. Niemand darf ohne Erlaubnis des Präses aufstehen. Entfernt sich einer, ohne vorher zu klopfen und zu sagen: absque prae! so muß er mit drei bis vier Gläsern büßen. Niemand darf sich weigern, die ihm diktierten Gläser, Schmollis, auszutrinken." Auf die Mitte des Tisches setzte der vorsorgliche Hospes einen neuen „Großvater" (Nachttopf), den sich alle nach Belieben beim Erbrechen langen konnten, doch durfte er kein schiefes Gesicht ziehen, wenn etwa auch der Fußboden besudelt ward. Während des Hospizes wurden Burschenlieder gesungen, welche die Geselligkeit, das Vaterland und die Landsmannschaft verherrlichten. Auch dem weiblichen Geschlecht brachten die „Commercebrüder" ihre Achtung entgegen, indem der Hospes auf das Wohl der sogenannten „Charmanten" eines jeden Teilnehmers trank, die niemals eine verheiratete Frau oder ein Mädchen zweifelhaften Rufes sein durfte. Erklärten sich zwei für dieselbe Charmante oder kamen Meinungsverschiedenheiten vor, so wurde ein regelrechter Bierprozeß ausgetragen, der im Trinken immer neuer Biermengen bestand und oft lange fortdauerte. Einen Höhepunkt erreichte das Hospiz in der Veranstaltung des sogenannten Landesvaters.

Der Ursprung des Landesvaters ist noch nicht völlig aufgeklärt, doch kann man seine Spuren bis ins siebzehnte Jahrhundert zurückverfolgen. Das dabei geübte Durchstechen des Hutes geschah, wie Zachariä sagt, zuerst nur „auf die Bestätigung der alten Brüderschaft" und „zum Zeichen ewiger Treue". Mit einer Huldigung des Landesherrn hatte die Förmlichkeit ursprünglich noch nichts zu tun, aber sehr bald durchstach man den Hut nicht bloß, wenn man Brüderschaft machte, sondern auch, wenn man jemanden durch ein Vivat ehren wollte, und zwischen 1730 und 1740 bildete ein großer löchriger Hut, der manches Vivat mitgemacht, das Kennzeichen eines echten Studenten. Wahrscheinlich brachte man bei einem Hospiz verschiedene Vivats aus, darunter auch auf den Fürsten, welcher der Landesherr der zechenden Landsmannschaft war. Sehr bald wurden beide Zeremonien vereinigt und bei der Feier des Landesvaters Brüderschaft getrunken. Schon Martialis Schluck bezeichnete es

1778 als alten Gebrauch, daß das Durchbohren der Hüte „als Zeichen des Todes fürs Vaterland und zur Erinnerung an die bonne fidelité“ aufgefaßt werde. Eine besonders feierliche Handlung war dieser Vorgang noch nicht, ja seine Häufigkeit drückte ihn, wie z. B. in Göttingen, in der Achtung sehr herunter und machte ihn zur Bezeichnung des Gelages selbst. Erst seit etwa 1780 erhielt er mehr Ordnung und Würde, und aus rohen Liedern älterer Zeit schuf 1781 der Hallesche Magister Kindleben die neue Fassung des Landesvater und wirkte zuerst daraufhin, daß nach dem Urteil eines Zeitgenossen, die ehemals verschrieenen Strophen in ein patriotisches Vaterlandslied umgewandelt wurden. Noch tiefer wirkte August Niemann, der 1782 aus alten Liederteilen die Grundform des Weihegesanges zusammenstellte, der dann im neunzehnten Jahrhundert zum studentischen Allgemeingut ward. Wie einfach sich noch um 1770 die Feier des Landesvaters abspielte, zeigt die Szene eines Studentendramas aus jener Zeit. Der eine der darin geschilderten Musensöhne, ein Philosoph, singt:

„Landesvater,
Schutz und Rater!
Es leb' mein Landgraf Philipp hoch!“

Hier nimmt er seinen Hut, sticht mit dem Degen mitten hindurch und fährt fort:

„Ausbund auserlesener Prinzen,
Schutz der glücklichsten Provinzen,
Ehr' und Hoheit krönen ihn.“

Alle machen es auf die nämliche Art nach der Reihe, spießen ihre Hüte an den Degen des Philosophen, und jeder singt auf das Wohlergehen seines Landesherrn oder wiederholt das Liedchen.

Das vielgeübte Trinken führte zum Ersinnen immer neuer Gebräuche und zur Ausgestaltung altüberkommener; so reichen insbesondere die neueren Bierstaaten mit ihren Anfängen in frühere Jahrhunderte zurück. Schon zur Humanistenzeit gab es Trinkerreiche, und im sechzehnten Jahrhundert errichteten die Studenten Freiburgs unter sich eine Aula regia und die Tübinger Musensöhne sogar „Königreiche“. Im siebzehnten Jahrhundert scheint der Gebrauch weiter ausgebaut worden zu sein; in Jena z. B. war in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein dem späteren Bierstaat ähnliches Spiel üblich. Man promovierte im dortigen Gasthof zum Doctor Cerevisiae et Vini. Es trat dabei eine eigne Bierfakultät zusammen; an ihrer Spitze stand ein Dekan, eine Würde, die früher bei der Mosellanerlandsmannschaft erblich war, und zu der man den geübtesten Biersäufer erwählte, welcher seinen Platz noch behauptete, wenn die übrigen Mitbewerber sich den ihren bereits unter der Tafel ausgesucht hatten. Nachdem sämtliche Doctores Cerevisiae et Vini unbedeckten Hauptes Platz genommen hatten — zu oberst der Dekan —, zeigte der letztere in einer lateinischen, oft wohlgesetzten Rede an, daß ein Kandidat vorhanden sei, der Platz in dem ehrwürdigen Zirkel suche. Der am Tische stehende Bewerber gab sein Verlangen zu erkennen und trank aufs Wohl des Dekans und der Bierfakultät ein Maß Bier, sämtliche Doktoren

dankten mit gravitätischen Mienen, und nach der Rede des Doktoranden frug der Dekan mit lauter Stimme, ob alle Doctores mit der Aufnahme des gegenwärtigen Kandidaten zufrieden seien. Auf ihr Ja sagte er zu dem Kandidaten: „Elige tibi tres vel quatuor opponentes!“ (Wähle dir drei oder vier Opponenten!) Dieser antwortete: „Eligo mihi Dominum N. N., Doctorem Cerevisiae et Vini, longe meritissimum, Dominum N. N. etc.“ (Ich wähle mir Herrn N. N. den Doktor des Bieres und des Weines, den hochverdienten, den Herrn N. N.) Diese erwählten Opponenten traten mit affektierter Würde und mit Räuspern hervor. Nun fing der zuerst Gewählte an: „Gegen deinen ersten Satz opponiere ich dir drei Maß Bier!“ Er trank sie mit der größten Geschwindigkeit — der Doktorand machte es ebenso. Oft erscholl vom Dekan ein lautes bene! (gut!) und hatte der Doktorand sein Bier recht schnell getrunken: ein wichtiges optime! (sehr gut!) So ging es durch die ganze Reihe aller Opponenten, und der Doktorand mußte so viel Bier nachtrinken, als diese ihm vortranken. Sah der Dekan, daß es dem Kandidaten von dem vielen Biere übel zu werden drohte, so rief er ihm zu: „Candidate multis nominibus colende! Si vomere vis — licet!“ (Mit vielen Namen zu ehrender Kandidat, wenn du gerben willst — tu's!) Und je mehr sich der Arme dabei quälte, desto größer war der Jubel der Versammelten. Nach richtig zugezähltem Biere ward er zum Doctor Cerevisiae et Vini kreiert und durfte von nun an in Stammbücher die Zeichen seiner Würde schreiben: D. C. und darunter: N. e. b. (Doctor Cerevisiae — nunc est bibendum! Nun muß getrunken werden!) Er trank pro gratulatione noch einige Gläser mit dem Dekan, nahm Platz an der Tafel, und nach der Feierlichkeit ertönte ein Hospiz (eine Art Rundgesang).

Noch berüchtigter als dieses Bierspiel war das sogenannte Papstspiel, das auch bei der Studentenszene in Goethes Faust von Brander erwähnt wird. Ein damals lebender Schriftsteller, A. Kühl, hat 1798 von ihm eine genaue, an Kürze nicht zu übertreffende Schilderung gegeben: „Die Teilnehmer setzen sich an einen runden Tisch. Auf dem Tische wird ein Zirkel (Kreis) gezeichnet und in gleiche Teile verteilt, so daß jeder sein eigenes Fach erhält. In der Mitte des Zirkels wird eine Nadel befestigt und an dieser ein leichtes Stück Holz, das sich umdrehen läßt. In dessen Abteilung die Spitze des Holzes stehen bleibt, der muß trinken, und er steigt eine Stufe höher im Range. Erst sind alle Spieler Philister und der Jüngste dreht. Nun wird er Soldat, dann Korporal, und so geht es durch alle Stufen des Militärstandes. Er kann bald, wenn das Holz oft in seiner Abteilung ruht, Baron, Graf, Fürst, König und Kaiser werden, aber jede Stufe, die er besteigt, kostet ein Maß Bier. Von der Kaiserwürde wird er Student, und sobald er es geworden ist, werden einige Burschenlieder gesungen. Von der Studentenwürde wird er Kardinal, und endlich steigt einer, durch vier Eminenzen, auf den päpstlichen Stuhl. Der erste durchs Holz gewählte Fähnrich darf seinen Hut aufsetzen und Tobak rauchen; die übrigen bleiben, bis sie avancieren, ohne Hut und ohne Pfeifen. Ich muß, um die Schönheit des Spiels im höchsten Glanze zu zeichnen, alle Gebräuche und Kunstwörter desselben hersetzen. Beim Anfang sind alle Philister. Der erste Soldat kommandiert: Turne, Philister! Der Philister

antwortet: Turnabo*), und droht. Der erste Korporal spricht, wenn keine Philister mehr da sind: Turne, Soldat! Jeder muß die Würde des andern merken, und hat er sie vergessen, zur Strafe trinken. Der erste Offizier spricht: Commando! Der Unteroffizier nur: Turne! — Sobald einer Papst geworden ist, verläßt die Gesellschaft ihren Platz. Die vier Kardinäle tragen den durchs Drehholz erwählten Papst mit dem Stuhle auf den Tisch. Sein ehrwürdiges Haupt wird mit einem Bettuche bedeckt und er singt: O lector lectorum. Während den zwölf Versen dieses Liedes muß der Papst zwölf Maß Bier trinken. Indem der Papst trinkt, halten alle Mitspieler ihre brennenden Pfeifen unter das Tuch und blasen, so stark sie können, den Tabaksrauch von sich, daß Papst und Kardinäle unsichtbar werden. Gewöhnlich endigt sich der traurige Zeitvertreib damit, daß alle Teilnehmer des Spieles wegen der vielen bekleideten Chargen betrunken sind und daß der Papst unter lautem Jubel vom Stuhle herabsinkt."

Außer den Trinkgelagen am Universitätsorte selbst gab es auch weniger zeremonielle in den Orten der Umgebung, wofür im neunzehnten Jahrhundert der Ausdruck Exkneipen aufkam. Überhaupt spielte in der Studentengeographie die Umgebung der Universität eine große Rolle; zu Fuß, zu Roß oder im Wagen durchzog man sie, und der studentische Humor ersann für die einzelnen Punkte oft die merkwürdigsten Namen. So ward eine niedrige, waldbestandene Hügelkette bei Trotha den Halleschen Studenten zum „Olymp", eine Saaleinsel zur „Insel der Seligen", vielleicht, weil dort die Leichen Ertrunkener oft antrieben, und Gibichenstein zum biblischen Gibeon. Doch suchte man die auswärtigen Orte nicht bloß des Bieres und der käuflichen Weiber wegen auf; die Gießener Studenten lockte Wetzlar, die Halleschen Lauchstädt und Leipzig, die Jenaer Weimar wegen des Theaters. Überhaupt begann die Neigung für das Schauspiel im achtzehnten Jahrhundert bei der Studentenschaft wieder, ja manche Musensöhne gaben ihr Studium auf und wurden Schauspieler, die Schönemannsche Truppe z. B. bestand aus zahlreichen Akademikern. Schon um 1740 gab es in Halle, seit 1755 in Göttingen, später auch in Königsberg studentische Liebhabertheater, und Lessing, der schon als Student enge Beziehungen zur Truppe der Neuberin unterhalten hatte, verdankte den Erfolg seiner „Miß Sara Sampson" bei der Erstaufführung den Frankfurter Studenten (1755). Auch die Altdorfer veranstalteten oft Aufführungen von Schauspielen, Opern und Operetten mit vielem Beifall und großem Zulauf von Nürnberg und Umgegend, und selbst in Gießen konnte Laukhard als Student einen alten Heustall zum Privattheater umbauen und verschiedene Lustspiele darin aufführen lassen, wobei zuerst die Frauenrollen von milchbärtigen Musensöhnen, später von Damen gegeben wurden. Die Beschäftigung mit dem Theater wirkte durchaus sittigend auf die Studenten, und der Komment litt sehr darunter, wie Laukhard klagte. Trotzdem liebte die Behörde das Komödienspielen nicht, ja die Hallesche wandte sich 1744 an Friedrich den Großen mit der Bitte, eine Schauspielertruppe auszuweisen, doch ward ihr Gesuch

*) Turne = drehe, turnabo = ich werde drehen, commando = ich befehle.

vom König mit folgender denkwürdiger Randbemerkung abgefertigt: „Da ist das geistliche Mucker-Pack Schuld daran. Sie sollen spielen, und Herr Francke oder wie der Schurke heißet, soll dabei sein, um den Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche Reparation zu thun, und Mir soll das Attest vom Comödianten geschicket werden, daß er da gewesen ist." In Halle kam es 1771 sogar zu einem Krawall, als die Studentenschaft eine Wandertruppe ausgepfiffen und ausgetrommelt und der Bühnenleiter durch eine Ansprache in bissigen Reimen die Anwesenden zum Verlassen des Theaters angeregt hatte. Infolge davon ward den Schauspielern das Auftreten in preußischen Universitätsstädten 1771 verboten. Ebenso wandten sich auch andre Universitäten, wie Leipzig, Gießen, Göttingen und Rostock, gegen das Theaterspiel, welches die Studenten zum Unfleiß verführe. Aber alles Eifern der Professorenschaft gegen das Theater blieb erfolglos. Die Studenten wandten demselben weiter ihre Gunst zu, in Weimar waren sie jederzeit gern gesehen, und ohne sie wäre das Haus halb leer gewesen. Bei der Vorstellung der „Räuber" durften sie sich besonders viel erlauben, weil da niemand von den weimarischen Fürstlichkeiten erschien. „Aber einmal überschritten die Herren Studenten denn doch das ihnen schon an und für sich weit bemessene Maß der Schicklichkeit. Ein großer Teil der Studenten hatte die Röcke ausgezogen, die Bierflaschen kreisten umher, es wurde geraucht und nicht die anständigsten Lieder gesungen. Das war dem anwesenden Goethe denn doch zuviel, er erhob sich in seiner Loge, und mit Donnerstimme rief er: ‚Man vergesse nicht, wo man ist!'" Und sein Wort genügte tatsächlich, um die Ordnung wiederherzustellen.

Am seltsamsten entwickelte sich die Vorliebe für die Bühne in Halle, wo sie geradezu in ein Fieber ausartete. Bei vielen Studenten war es allerdings nur Modesache, bei den meisten jedoch ehrliche Begeisterung. Das nahe Lauchstädt, wo im Sommer die Weimarer Schauspieler gastierten, bildete das Ziel der Wallfahrt. Sobald das dortige Theater eröffnet war, schien die ganze Studenten- und Bürgerschaft wie von einem elektrischen Schlage getroffen zu sein. „Alles strampelt und jubelt," schreibt Laukhard, „und aus den Fenstern ruft man sich einander zu: Wissen Sie nicht, was heute gegeben wird? Können Sie mir nicht sagen, wann Maria Stuart, wann Abällino, wann Don Juan usw. gegeben wird? Ja, ruft der Student, Gott strafe mich, heute muß ich nach Lauchstädt: die Räuber werden gegeben, und das ist kein Hund! Ich muß hinüber, und sollte es Karbatschenstiele regnen! Der Vorsatz des Bürgers und des Studenten wird auch auf alle Fälle ausgeführt, Lauchstädt wird besucht, und sollten die Stiefel versetzt oder verkauft werden, um Geld zu dieser Expedition zu bekommen." Mancher opferte in Lauchstädt von einem Jahreswechsel von 250 Talern den Sommer über 80 Taler. Man berechnete, daß wöchentlich mindestens 300 Studenten in jenem Orte weilten, und ihnen zuliebe wurde so früh gespielt, daß sie oft noch vor Sonnenuntergang zurückmarschieren konnten. Selbst Goethe legte auf den Besuch der Halleschen Studenten in Lauchstädt großen Wert und bezeichnete sie als „kenntnisreiche Glieder einer nächstgelegenen Akademie und leiden-

schaftlichfordernde Jünglinge". Den Höhepunkt der Lauchstädter Fahrten bildete die Vorstellung der „Braut von Messina" am 3. Juli 1803, welcher Schiller selber beiwohnte. Ein unbekannter Hallescher Student hat davon eine überaus lebendige Schilderung entworfen, deren Hauptstellen wegen ihres bleibenden Wertes in einer Geschichte der deutschen Studentenschaft Erwähnung verdienen: „Abends waren wir frühzeitig im Theater und empfingen mit schmetterndem Ruf bei Hand- und Fußgetöse den Dichter, der uns mit allen Gedanken und Gefühlen weg hatte, wie es in unsrer damaligen Redeweise hieß. Das war eine Vorstellung, wie ich sie nie wieder erlebte und wohl auch nie wieder erleben werde, denn der Himmel sorgte für eine ungeheure Steigerung des Eindrucks. Die gewaltige Tragödie rückte unter der aufmerksamsten und gespanntesten Stille der dichtgedrängten Zuschauer noch nicht bis zur Mitte vor, da erschütterte ein mächtiger Donnerschlag das nur aus dünnen Wänden bestehende Schauspielhaus, und der wie ein Wolkenbruch niederstürzende Regen verbreitete bei rasch sich folgendem fast unaufhörlichem Donnergekrach ein solches Rauschen, daß man oft die Schauspieler gar nicht mehr hörte. Das Grausen steigerte sich bei dem bald darauf folgenden Mutterfluch der ‚Isabella', und es erreichte den höchsten Grad, als ihr Schmerz sich wider die Himmelsmächte selbst empört, Gottheit und Natur ihr sinnlos scheinen und der Chor ihr zuruft:

„Halt ein, Unglückliche! — — die Götter leben,
Erkenne sie, die dich furchtbar umgeben."

Wer von da an in dem Werke nachliest, der mag es versuchen, sich einen Begriff zu machen von dem Entsetzen, das bei dem fortdauernden Gewittertosen durch alle Herzen zog; — rings totenbleiche Gesichter, jedem stockte der Atem: auch Schiller saß in seiner Loge wie versteinert. Ich habe nie zuvor einen solchen, ich möchte sagen überirdischen Schauder empfunden, und er wirkt noch jetzt nach bei jedem Gewitter, weil mich dann immer die Erinnerung an den Theaterabend in Lauchstädt fieberhaft anfaßt."

Neben dem edlen Vergnügen des Theaterbesuchs, den Trinkfreuden und dem Besuche der umliegenden Dörfer kannten die Studenten noch andere Ergötzlichkeiten. Im Winter veranstaltete man Schlittenfahrten, wobei man oftmals die verschiedenartigsten Maskenkostüme trug, bei Gedenktagen fanden größere Aufzüge statt. Professoren ehrte man durch Nachtmusiken und Fackelzüge, und manche Orden feierten alljährlich besondere Ordensfeste. Zu Beginn des Semesters bildete auch die Fuxankunft ein besonderes Ereignis. Die Burschen ritten der Post entgegen und begrüßten die Neulinge mit spöttischen Redensarten, wie: „Das sind lauter Füxe! — Man hat's auch schon von weitem gerochen! — Ich glaube, die Kerle haben vor Angst die Hosen voll, pfui Teufel, ihr garstigen Böcke!"

Wie man den Fux verhöhnte, so ehrte man den alten Burschen, der die Universität verließ. Um 1776 überreichte man ihm ein Abschiedskarmen oder brachte ihm eine Nachtmusik, und zwär oft mit Fackeln und Pauken. Daraus entwickelte sich das feierliche Komitat, das schon 1795 in Halle eine

ganz bestimmte Form zeigte. Ein Generalanführer eröffnete den Zug, der Vorreiter folgte, mehrere Adjutanten ritten vor und zur Seite des Wagens, in dem ein Chapeau d'honneur (Ehrenbegleiter), ein Freund des Abgehenden, saß. So ging der Zug durch einige Straßen bis vor die Wohnung des Gefeierten, wo dieser einstieg, und dann weiter durch das Tor bis in das nächste Dorf.

Manche Vergnügungen hatten etwas ungemein Rohes an sich. Das Anstimmen oft schmählicher Lieder, das Abfeuern von Schußwaffen und Schleudern von Schwärmern (besonders in der Neujahrsnacht), das Einwerfen von Fenstern war etwas durchaus übliches, und in Göttingen wurde 1777 auch das Beschädigen der Nachtlaternen und der Lindenbäume ausdrücklich verboten. Am wüstesten betrugen sich die Burschen in Gießen, deren Freuden oft weiter nichts als Unflätigkeiten waren. In der Neujahrsnacht erscholl dort auf den Glockenschlag zwölf ein helles „Pereat das alte Jahr!" wobei aus allen Stuben, wo Studenten wohnten, die vollen Nachttöpfe vom Fenster aus auf die Straßen geworfen wurden. Und bei der sehr beliebten „Generalstallung" begaben sich 20 bis 30 besoffene Studenten vor ein vornehmes Haus, in dem Damen wohnten, und erleichterten ihren Magen nach ordentlichem Kommando ohne alle Rücksicht auf den Anstand. Auch erschreckte man mit Vorliebe des Nachts die Philister, indem man sie aus dem Schlaf weckte und ihnen eine scheußliche Larve an langer Stange, das sogenannte wüste Gesicht, entgegenhielt. Noch roher gestalteten sich die von Laukhard beschriebenen Eulerkappereien, die Neckereien des Lehrers Euler, in dessen Putzstube man von andern Fenstern aus die Nachtgeschirre ausgoß, und dem man jahrelang immer wieder die Fenster einwarf. Geradezu gefährlich waren die sogenannten Kreuzzüge, wobei einige mit Flinten bewaffnete Burschen auf die Dörfer bei Gießen zogen, die Nachtwächter belästigten, Spektakel verübten und von den Bauern oft gehörige Prügel erhielten.

Als weitverbreitetes Laster galt das Hasardspiel, das daher die Behörden wiederholt verboten. Wer z. B. in Preußen zum erstenmal zu hohen Spiels schuldig befunden ward, erhielt eine Verwarnung, im Wiederholungsfalle drei Tage Karzer, bei Hasardspielen schon das erstemal diese Strafe. Wer aus dem Spiel ein Gewerbe machte, ward konsiliiert, und wenn er dabei betrogen hatte, sogar schimpflich relegiert. Besonders in und um Halle scheint man dem Spiel gefrönt zu haben, und Laukhard kannte manche Studenten, die ihre dort erlernte Spielkunst als Gewerbe betrieben und das Studium an den Nagel hängten.

Aufläufe und Tumulte waren in Universitätsstädten so ziemlich an der Tagesordnung. Oft fanden Schlägereien unter Studenten, wie in Tübingen, statt, wo die Stiftler über die Stadtstudenten herrschen wollten. Diese Fehden arteten zu förmlichen Prügeleien aus, und bewaffnete Zusammenrottungen gegen das Stift und Einwerfen der Stiftsfenster kamen bis zum Ende des Jahrhunderts vor. Eine besonders wüste Szene ereignete sich 1777 auch bei Gießen, ein geplantes Duell ward zu einer förmlichen Schlacht zwischen Amizisten und Darmstädtern. Man schlug mit Hiebern und Hetzpeitschen, schrie

dazu wie rasend, und ein Amizist zerschmetterte einem Gegner durch einen Flintenschuß den Schenkel. Häufiger waren die Zusammenstöße von Studenten mit Nichtstudenten, mit Philistern, Gnoten (Handwerksgesellen) und Soldaten. Mit Philistern und Gnoten lebten die Studenten teilweise, wie in Jena, auf den Kneipen ganz freundschaftlich, tranken gar miteinander Schwägerschaft, schlugen sich aber trotzdem besonders in den Bierdörfern, und diese „Gnotenschlachten" besaßen oft wilden Charakter. In Halle gab es vielfach auch Reibereien mit Offizieren, weil die Studenten auf dem sogenannten Breiten Stein, dem besser gepflasterten mittleren Teile der Straße, nur ihren Kommilitonen auswichen und alle andern herunterschuppten.

Eine ewige Feindschaft herrschte zwischen den Soldaten, zumal den Stadtsoldaten, und den Studenten. Die Jenaer „Schnurren", die Leipziger „Meisen" oder wie die Stadtsoldaten sonst hießen, wurden geradezu als Leute gebrandmarkt, die den Stempel der Ehrlosigkeit an der Stirn trügen (Leipzig 1791). Und die Veranlassung des Krakeels bildete zumeist die Nichtzahlung des nächtlichen Einlaßgeldes, des Torgroschens, von dem 1791 die Leipziger Musensöhne meinten, er sei ebensosehr Beschränkung der natürlichen Freiheit als Schimpf und Schande für den Leipziger Rat, der Tonnen Goldes kommandiere und die Beleuchtung der Stadt in armseligen Groschen zusammenbetteln lasse. Bei den Aufläufen in Jena bildeten die Springstöcke und Fangeisen der Schnurren eine große Rolle, und in allen Universitätsstädten gab der Ruf: „Bursche heraus!" das Signal zu Tumulten. Das Prellen um den Torgroschen, die Verhaftung eines Studenten, die Nichtgewährung eines Fackelzuges, das Verbot des Waffentragens führte oft zu blutigen Auftritten, die manchmal mit der Erstürmung von Bürgerhäusern und wüster Zerstörung des Hausrats darin endigten. Auch wirtschaftliche Gründe, wie die Brotverteuerung vor dem Jenaer Brottumult 1756 führten zu Krawallen, ebenso wissenschaftliche, wie 1794 in Halle, wo die Studenten den vom Minister Wöllner geschickten Revisoren ein Pereat brachten und die Fenster einwarfen, so daß sie eilig die Stadt verließen.

Um ihre Wünsche durchzusetzen, besaßen die Burschen außer dem Tumult noch zwei andre furchtbare Waffen, den Verruf (Verschiß) und den Auszug. Der erstere wurde auch gegen Studenten, die sich unstudentisch benommen, insbesondere Forderungen angezeigt hatten, wie auch über Philister verhängt. Ein mit Verruf belegter Student war zwar nicht vogelfrei, aber allgemein verachtet, er konnte jedoch durch Duellieren seine verlorene Ehre zumeist wiederherstellen. Ein Philister im Verruf wurde oft Jahre hinaus aufs furchtbarste mißhandelt, selbst Wohnungswechsel sicherte ihn nicht vor dem Zorn der Studenten, wie am krassesten die unerhörten Eulerkappereien zu Gießen zeigten.

Die Auszüge der Studenten richteten sich gegen die Staats- oder Universitätsbehörden und bedeuteten für den ganzen Ort eine schwere wirtschaftliche Gefahr, da er zu veröden drohte. Berühmt waren die von Göttingen und Jena, zumal der nach Nohra 1792. An beiden Orten gab die Behörde nach, ja holte die Studentenschaft feierlich ein. Und in Göttingen traten nach der Rückkehr die Anführer der Ausgewanderten zu einem Gericht zusammen und zwangen selbst

Bürger, welche verfolgten Studenten ihre Häuser verschlossen oder keine Hilfe geleistet hatten, vor ihren Richterstuhl zu kommen, um ihr Urteil zu empfangen. Dieses sonst beispiellose Gerichthalten dürfte wohl der Höhepunkt der studentischen Machtentfaltung jener Zeit gewesen sein.

Das reichbewegte Studentenleben des achtzehnten Jahrhunderts mit seiner überschäumenden Kraft und tollen Munterkeit, mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen, rang auch nach einem dichterischen Ausdruck und fand ihn im Studentenliede. Die alte Sangeslust, die seit den Anfängen der Universitäten die Musensöhne belebt hatte, brachte damals neue Erzeugnisse hervor. Das Studentenlied hielt etwa die Mitte von Volkslied und Gesellschaftslied und stand seit etwa 1700 durchaus unter dem Einflusse der Kunstpoesie. Dichter, wie der frühuntergegangene Günther und Sperontes, Lessing, Uz, Hagedorn, Bürger, Gleim und später auch Goethe, halfen ihm aus dem Unflat des siebzehnten Jahrhunderts heraus und führten es zu höherer Würde. Der eigentliche Reformator des Studentenliedes war der Hallesche Magister Kindleben, der wegen seines wüsten Wandels von der Halleschen Universität vertrieben ward und im Elend starb. Durch seine „Studentenlieder" 1781, die Friedrichs des Großen Minister v. Zedlitz als „elendste Schartäke" bezeichnete, wollte er bessere und reinere Lieder in der Studentenschaft heimisch machen; er suchte die besten alten Kommerslieder aus, kürzte oder besserte sie und bemühte sich, alles zu beseitigen, was den Wohlklang und die guten Sitten beleidigte. Er gab besonders dem Landesvater eine würdige patriotische Form und schuf das Gaudeamus igitur durch Auslassung leichtfertiger Stellen zu dem jetzt üblichen akademischen Weiheliede um. Und zur selben Zeit gestaltete der Kieler Student August Niemann den vorhandenen Landesvater durch eigene Hinzufügungen zu jenem Liede aus, das in verkürzter Form noch heute den Höhepunkt der Kommerse bildet.

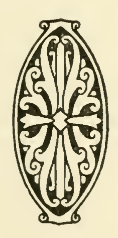
Gleichfalls schöpferisch betätigte sich die Studentenschaft in den damals allgemeinen Stammbüchern. Der Gebrauch derselben war schon früher üblich; während jedoch in der Zeit vor 1770 der Student besonders auf Eintragungen der Professoren Wert gelegt hatte, verzichtete er später auf deren Gedenksprüche und begnügte sich mit Einzeichnungen seiner Kommilitonen. So ward allmählich das Stammbuch zu einem treuen Spiegel des studentischen Denkens und Fühlens, und man gab darin rückhaltlose Bekenntnisse seiner Welt- und Lebensanschauung, die man zumeist in die Form kurzer, treffender Sinnsprüche kleidete. Zu dem Text fügte man oft mehr oder weniger künstlerische Bilder, deren Anfertigung man Berufsmalern überließ. Wort und Bild zusammen bieten einen so vorzüglichen Überblick über das ganze damalige Studentenleben, daß diese Stammbücher, von denen die Weimarer Bibliothek die schönste Sammlung besitzt, noch heute eine Fundgrube für die Erforschung der studentischen Kulturgeschichte sind.

Schöpferisch in einem für das ganze deutsche Volk wichtigen Sinne zeigte sich die akademische Jugend durch die Ausbildung der Studentensprache, der Burschensprache, wie sie im achtzehnten Jahrhundert hieß. Erst als das Latein seit etwa 1700 immer mehr zugunsten des Deutschen zurückgedrängt wurde, war das

Entstehen einer studentischen Kastensprache möglich, wenn auch schon früher die Musensöhne einzelne Wörter und Begriffe selbständig ausgebildet hatten. Die Abgeschlossenheit des studentischen Standes begünstigte diese Sprachentwicklung, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts besonders in Jena, Halle und Gießen eifrige Pflege fand und auf einen gewissen Höhepunkt gelangte. Sie war, wie Laukhard sagt, ein Aggregat von den schnurrigsten Ausdrücken dieser oder jener Provinz, Stadt, Schule, Universität und oft eines einzelnen lustigen Kopfs. Sie unterschied sich von der Sprache der Gebildeten oft sehr bedeutend; von der Gießener Burschensprache meinte man, daß sie ein Deutsch sei, welches ein Deutscher so wenig verstehe wie Arabisch, und ein nach Leipzig übergesiedelter Jenaer schrieb 1757: „Ich hatte eine ganz andere Sprache, und man verstand mich entweder nicht oder man entsetzte sich, wenn ich die mir natürlich gewordene Burschensprache und die derselben eigentümlichen Kunstwörter brauchte." Die Reichhaltigkeit der Studentensprache war so groß, daß ihr Wortschatz schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von Salmasius in einem „kompendiösen Handlexikon" zusammengestellt wurde, dem 1781 ein Wörterbuch von Kindleben und 1795 ein solches von Augustin folgte. Mit unbekümmerter, oft genialer Laune und frischem Griffe nahm die akademische Jugend passende Wörter und Ausdrücke, wo sie sie fand. Altes deutsches Sprachgut, Wörter aus dem Rotwelsch der fahrenden Leute, Redensarten aus dem Judendeutsch, das man durch den Verkehr mit jüdischen Wucherern und Pfandleihern kennen lernte, bildeten wichtige Bestandteile der Burschensprache. Dazu kamen aus dem noch herrschenden Latein zahlreiche Ausdrücke, und als später das Französische, zuerst in Leipzig und Göttingen eindrang, auch französische Wörter. Unerschöpflich war die Burschensprache in der Bezeichnung der Weiblichkeit, zumal der käuflichen, und der Feinde des Burschentums, seien es nun Philister, Soldaten, Gnoten oder Studenten selbst, welche am Burschenleben keinen Anteil nahmen (Drastikum, Mucker, Teekessel, Kloß). Der studentische Humor zeigte sich auch in der Schaffung neuer Wörter, die wie Fidibus allen Erklärungsversuchen dauernd Widerstand leisten, weil man die Situation nicht kennt, in der sie entstanden. Die Liebe des Studenten zu seinem Musensitze zeigte sich in den Namen, die er dafür erfand, wie z. B. Saalathen. In willkürlicher Weise warf man deutsche und fremde Elemente zusammen, man sprach von Olims Zeiten, man war „semper lustig — nunquam traurig", man tat sich „bene" oder war „fidel", man redete einen anderen mit Freundus an, man fand etwas „schlechtissime" oder später „canaillös", „luderös", man trank ein Glas sans Philister, blechte „in Baaribus", bis man die letzten „Moneten" ausgegeben, und kehrte en canaille besoffen heim. Das enge Beieinanderleben von Studenten und niederen bürgerlichen Kreisen brachte es mit sich, daß viele Ausdrücke der Burschensprache in die allgemeine Sprache der unteren Volksschichten eindrangen und teilweise sogar wie Philister, Schwager (= Postillion) allgemein üblich wurden. Andererseits erhielten viele burschikose Wörter durch die Schriftstellerei ehemaliger Akademiker dauernd Bürgerrecht in der deutschen Sprache. Die Stürmer und Dränger, auch Bürger, Goethe und Schiller schöpften mit Erfolg aus dem Wortvorrat der Burschensprache, am meisten aber Laukhard,

der jedoch selber bekannte, daß sogar in Halle gegen Ende des Jahrhunderts die Sprache der Studenten sich der Schriftsprache stark genähert habe.

Die studentische Kultur des achtzehnten Jahrhunderts, deren Eigenart in ihren Grundzügen eben geschildert wurde, beschränkte sich zwar auf einen geringen Bruchteil der Bevölkerung, trotzdem aber nimmt sie in der allgemeinen Kulturgeschichte eine wichtige Stellung ein. Sie ging nicht zugrunde, als die gewaltigen Ereignisse der napoleonischen Zeit die Kultur der Deutschen umprägten, sie rettete sich hinüber in das neunzehnte Jahrhundert und dauerte als lebendig wirkendes Erbe der alten Zeit bis in die Gegenwart fort, ja nicht bloß in der Studentenschaft, sondern teilweise und völlig unbewußt im ganzen Volke.



3. Vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Aufhebung der ersten „Allgemeinen deutschen Burschenschaft“ (1819)


as Zeitalter der Aufklärung mit seiner einseitigen Vorherrschaft des Verstandes und seiner willkürlichen, mechanischen Staatsauffassung ging mit dem achtzehnten Jahrhundert zu Ende. Männer, wie Friedrich der Große, verspürten bereits das Wehen eines neuen Geistes, den sie nicht mehr verstanden; den eigentlichen Umschwung aber führte die französische Revolution herbei, in der einerseits die Aufklärungsideen ihre Durchführung erlebten, andrerseits zum ersten Male die Gefühlswelt eines ganzen Volkes zum bestimmenden Machtfaktor in der geschichtlichen Entwicklung wurde. Dem Eindringen dieser neuen Gedanken, die auch in Deutschland einen gut vorbereiteten Boden fanden, vermochte das Alte und Überlebte nicht zu wehren, und die Heere Napoleons sorgten dafür, daß es gänzlich beseitigt ward. Unter ihrer Mitwirkung brach das schon längst zur Mumie gewordene Deutsche Reich ruhmlos in sich zusammen, ohne daß man hoffen durfte, es werde etwas Besseres dafür erstehen. „Es gibt kein Deutschland mehr,“ erklärte damals die Mainzer Zeitung. „Was man für Anstrengungen einer gegen ihre Auflösung ringenden Nation zu halten versucht sein könnte, sind nur Klagen weniger Menschen am Grabe eines Volkes, das sie überlebt haben.“ Die Niederlage bei Jena zertrümmerte nun auch noch den preußischen Staat, und die Deutschen gingen jetzt für lange Jahre unter dem Drucke unmittelbarer oder mittelbarer französischer Fremdherrschaft der tiefsten Erniedrigung entgegen. Aber gerade in diesen Tagen der Not vollzog sich jene überraschende Wandlung, die zur Befreiung von dem Joche Napoleons führen sollte. Der preußische Staat, dessen Heer 1806 wenig rühmlich zugrunde gegangen war, zeigte sehr bald, daß er trotz der erstarrten staatlichen Lebensformen einen unverdorbenen inneren Kern besaß. Als eine Ruhmestat ersten Ranges darf es gelten, daß das arme Preußen gerade damals unter vielen Schwierigkeiten die Universität Berlin gründete (1810) und dadurch eine Umbildung des deutschen Geistes herbeizuführen versuchte. Es war ein wunderbares Zusammenwirken aller bedeutenden Kräfte, die an der Erneuerung des Vaterlandes mitarbeiteten: Staatsmänner, Militärs, Professoren, Schriftsteller und Dichter — alle schufen in derselben Richtung und führten Preußen zu jener sittlichen Größe, die es später Napoleon gegenüber kundgab. Während noch die Franzosen in Berlin als Herren walteten, hielt dort der Philosoph Fichte vor zahlreichen

Jünglingen seine begeisternden „Reden an die deutsche Nation“ (1808); E. M. Arndt, Napoleons unermüdlicher Feind, sandte, von Ort zu Ort fliehend, seine leidenschaftlichen patriotischen Schriften und Gesänge ins deutsche Volk; bald dichteten auch Theodor Körner seine Freiheitslieder und der unglückliche Heinrich von Kleist seine „Hermannsschlacht“. In fieberhafter Erregung und in heißer Sehnsucht nach Befreiung harrten damals die Edelsten des Volkes auf die Stunde, wo der alles lähmende Druck der Fremdherrschaft von ihnen weichen würde.

Daß diese Bewegung die akademische Jugend ergreifen mußte, die infolge ihrer höheren Bildung die Not der Zeit tiefer empfand als die Durchschnittsbevölkerung, war selbstverständlich. Dennoch erhielten diese Bestrebungen im ganzen keine größere Bedeutung, denn infolge des dauernden Krieges konnte die Zahl der Studierenden naturgemäß nur gering sein. Keine deutsche Gegend blieb von dem Erwachen des neuen vaterländischen Geistes völlig unberührt. In Innsbruck trat beim Aufstande 1809 ein akademisches Korps von etwa 200 Studenten ins Leben, das sich allerdings nach kurzem Bestehen, ohne den Feind gesehen zu haben, wieder auflöste. In Leipzig brachte der Anblick der Scheiterhaufen, auf denen die englischen Kolonialwaren verbrannt wurden, den Studenten von der Salha sogar zu dem Entschluß, Napoleon zu töten; er wurde allerdings vor der Ausführung seines Attentats in Paris verhaftet. Auch in den andern Rheinbundsstaaten, deren Regierungen durchaus französisch gesinnt waren, gärte es heimlich in der Studentenschaft; der erwachende deutsche Geist gab sich beispielsweise zu Marburg nach der von Napoleon angeordneten Erschießung des Buchhändlers Palm in der Gründung von Geheimbünden zur Wahrung deutscher Art und Freiheit, wie auch in gelegentlichen Demonstrationen und Pereats auf die Franzosen oder in Duellen mit französischen Offizieren kund. Unermüdlich wirkten die Vaterlandsfreunde, ganz besonders Friedrich Ludwig Jahn, unter dem heranwachsenden Geschlechte in Preußen und bereiteten es auf den kommenden Entscheidungskampf vor. Aus dieser Zeit des Wartens auf den Tag der Rache sind einige interessante Tatsachen bekannt, die den Geist des besten Teils der deutschen Jugend charakterisieren. „In der Nacht vom 5. September auf den 6. September 1812 feierte die Jenaer Landsmannschaft der Vandalen auf der Kunitzburg ein Rütlifest, indem sie bei flammendem Feuer die Nacht durchwachten und beim Aufgang der Sonne mit verschlungenen Händen Treue und Ergebenheit dem Vaterlande schworen.“ Und als in Preußen der Aufruf: „An mein Volk!“ in allen Kreisen tätige Begeisterung erweckte und auch in ganz Norddeutschland die Gemüter zum Äußersten entflammte: da eilte eine große Zahl von Musensöhnen zu den preußischen Fahnen, um die Freiheit ihres Volkes auf Deutschlands und Frankreichs Schlachtgefilden mit erringen zu helfen. Die Zurückbleibenden verfielen dem Hohn und der Verachtung der ins Feld Ziehenden, wie ein studentisches Tagebuch 1814 von Göttingen und Marburg erwähnt. In Erlangen gedachte die Studentenschaft sogar ein eigenes Freikorps zu errichten, schloß sich aber dann doch den regulären Truppenteilen an; dasselbe taten auch viele andere Studenten, wie z. B. die Berliner Landsmannschaft der Märker.

Der bei weitem größte Teil der akademischen Jugend, besonders der Jenaer, trat in das zu Breslau gesammelte Lützowsche Freikorps ein, unter ihnen auch der frühere Leipziger Landsmannschafter Theodor Körner, der einst wegen eines Duells von Leipzig relegiert worden war. In ihrem Kreise erklang das Studentenkriegslied von Schenkendorf:

„Ich bin Student gewesen,
Nun heiß' ich Leutenant,
Fahr' wohl, gelahrtes Wesen,
Ade, du Büchertand!
Zum König will ich ziehen
Ins grüne Waffenfeld,
Wo rote Rosen blühen,
Da schlaf' ich ohne Zelt."

Die Truppe der Lützower entsprach infolge schlechter Führung den Erwartungen keineswegs und blieb, statt in vorderster Reihe zu kämpfen, zuletzt tatenlos abseits vom Hauptheere liegen. Ihr wirklicher Erfolg war gering, und nur der Körnerschen Dichtung hat sie es zu verdanken, daß auch heute noch die Erinnerung an Lützows wilde Jagd im Volke fortlebt. Aber für die Weiterentwicklung des nationalen Gedankens in der Studentenschaft ward dieses Freikorps bedeutungsvoll. In ihm fanden sich hochgesinnte Jünglinge aus allen Gauen Deutschlands zusammen, in ihm wirkten Jahn und Friesen und verbreiteten zweifellos die von ihnen verfaßte „Burschenschaftsordnung", die eine Reform des studentischen Lebens bezweckte. So wurde das Freikorps in gewissem Sinne der Nährboden der späteren Burschenschaft: unter den 11 Gründern der Jenaer Verbindung befanden sich neun Lützower.

Die Zeit nach den Freiheitskriegen war krankhaft erregt; das aufstrebende Neue stand in schroffem, unüberbrückbarem Gegensatze zum überlebten Alten, und die allgemeine Enttäuschung im deutschen Volk über die Gestaltung seines Schicksals war tief und berechtigt. „Man muß es gestehen," sagt Sybel, „niemals ist einem großen, mit frischem Siegeslorbeer gekrönten Volke eine kümmerlichere Unverfassung auferlegt worden, als es damals dem deutschen durch die Bundesakte geschah. Die mächtigen Gedanken, welche Preußens Wiedergeburt und damit Deutschlands Befreiung vorbereitet hatten, waren hier in ihr Gegenteil verwandelt." Ganz besonders tief mußte dieser mächtige Zwiespalt im Volke auf seine Jugend wirken, zumal auf die, welche selbst mitgekämpft hatte. In ihr lebten große und schöne Gedanken. So sagt die Verfassung der Halleschen Teutonia, welche eine Vorläuferin der Burschenschaft war und durch ihren Kampf mit Immermann bekannt geworden ist: „Darum müssen wir es (d. h. das Vaterland) ehren und lieben, jetzt und immerdar; darum wir Blut und Leben gering achten, wenn seine Freiheit gefährdet und seine Ehre angetastet wird, müssen kommen und männlich kämpfen, wenn unsere angestammten Fürsten zu seiner Verteidigung rufen, denn wer sein Vaterland nicht achtet und liebt, ist selber der Achtung nicht wert, und wer es feige verlassen kann in der Not, der hat sich selbst verlassen." Auch war sich die Jugend bewußt, was man in diesem „heiligen" Kriege gegen den korsischen

Eroberer gewonnen hatte. „Etwa bloß ein paar Streifen totes Land," ruft ein damaliger Student Haupt aus, „Befreiung von den Bedrückungen der Herrscher und unsre verlornen Städte und Festungen? — Nein, Brüder, wir haben mehr gewonnen als das alles wert ist. Wir haben ein Land gewonnen, ein herrliches, großes, blühendes Land, ein Vaterland; wir haben den innern Zerstörer und Eroberer aller Völker, die Parteisucht und ihre Mutter, die Selbstsucht, aus dem Lande gejagt; wir haben ewige Städte und Festungen gewonnen in dem Einklange der Herzen aller Stämme Deutschlands; wir haben erkennen lernen, daß wir ein Volk sind, daß wir ein Vaterland haben, und daß das Heil desselben einzig in der Einigkeit und Liebe, in dem Verschmelzen und Unterordnen jedes Einzelwillens unter dem der Gesamtheit bestehen kann. In Parteien zersplittert waren wir der Raub jeder fremden Macht, vereint trotzen wir einer Welt." Die Jugend, welche so sprach, war eine andere als die zu Anfang des Jahrhunderts. „Reifer und männlicher, mit dem Bewußtsein, männliche Taten im Kampf für deutsche Freiheit und Sitte verrichtet zu haben", manch einer als Offizier oder mit dem Orden des Eisernen Kreuzes geschmückt: so suchten die jungen Sieger ihre alte Universität, die ihnen früher so vertraute Enge der Verhältnisse wieder auf. Ihr Erscheinen verursachte mit innerer Notwendigkeit einen völligen Umsturz der altgewohnten Lebensformen des Studentenstaates, und in dieser verworrenen und gärenden Umwelt erwuchs eine neuartige, für die Geschichte unseres Volkes bedeutungsvolle Schöpfung: die erste deutsche Burschenschaft. Es war die früheste elementare Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts auf akademischem Boden, aber sie trug nicht reinstudentischen Charakter, sondern berührte sich eng mit dem politischen Leben, ja sie war, bis zu einem gewissen Grade, sogar ein Teil desselben. Und so ist es denn natürlich, daß ihr Bild im Kampfe der Parteien vielfach verschönert oder verzerrt wurde — je nach dem Parteistandpunkt des Beurteilers. Und nicht bloß in der politischen Geschichte, wo am schärfsten und unabhängigsten Heinrich v. Treitschke, selbst ein alter Burschenschafter, ihre Stellung bestimmt hat, sondern auch in der studentischen ist die Charakteristik noch nicht abgeschlossen; da steht die burschenschaftliche Auffassung der korpsstudentischen schroff gegenüber, die behauptet: „Jene alte Burschenschaft gehört in die Entwicklungsgeschichte der Korps, weil sie in ihrer reinsten Form nichts weiter war, als ein Stadium der Korpsgeschichte."

Noch ehe es zur wirklichen Gründung der Burschenschaft kam, traten kleine Gruppen deutsch-nationaler Richtung in Tübingen auf, und in Halle versuchte es die im Winter 1813/14 gestiftete Teutonia, dem unverfälschten Teutonismus Jahns in ihrer Organisation Ausdruck zu verleihen. Bei aller Löblichkeit ihrer vaterländischen Gesinnung vermochte sie es doch nicht, alle Burschen an sich zu fesseln, und ihr tyrannisches Gebaren, das den Charakter rücksichtsloser Überhebung trug und zuletzt vor groben Ausschreitungen nicht zurückschreckte, trug nicht dazu bei, ihre Einheitsbestrebungen zu fördern. Auch war Halle kaum der Ort, wo eine allgemein deutsche Bewegung ihre typische Ausbildung erhalten konnte, denn seine Studenten entstammten zumeist den

altpreußischen Provinzen, wo der preußische Staatsgedanke alles andere überwog. Ein Verdienst um die geschichtliche Entwicklung der Burschenschaft hatte die Teutonia trotzdem: sie prägte das Wort, das bis zum heutigen Tage die Losung der Burschenschaft geblieben ist: „Ehre, Freiheit, Vaterland!"

Was in Halle mißglückte, das gelang an der Universität Jena. Sie muß als die Wiege der Urburschenschaft bezeichnet werden. Das bunte Studentenvölkchen, das aus allen deutschen Gauen zusammenströmte und seine partikularistischen Eigenheiten dort leichter aufgab, als die Studentenschaften der reinen Landesuniversitäten, bot für Einheitsbestrebungen günstige Bedingungen. Dazu kam noch etwas anderes: „Der Grundgedanke und Entwicklungsgang der thüringischen Universität, der nationalsten unter allen deutschen Hochschulen, ihre liberalen Statuten, der unter Deutschlands Fürsten einzig dastehende weimarische Großherzog Karl August, der mit dem wärmsten Interesse für deutsche Dichtung zugleich Sinn und Liebe für das gemeinsame deutsche Vaterland, politisches Urteil und Teilnahme an aller freien Regung und Ausbildung des Volksgeistes und Volkslebens verband und sich als der erste beeilt hatte, sein gegebenes Fürstenwort durch Erteilung einer freisinnigen Landesverfassung einzulösen, das Wirken eines Luden, eines Oken, eines Fries, Kieser u. a., welche die studierende Jugend zu begeisterten Schülern hatten, dieselbe zur Wehrhaftmachung und zu einer vernunftgemäßen, der Neuzeit entsprechenden Ordnung des Studentenstaates eifrig anregten und überdies die erste wahrhaft deutsche politische Presse schufen — alles dies machte das Gelingen der burschenschaftlichen Bewegung und Organisation erst möglich." Und so entstand denn in Jena am 12. Juni 1815 die erste Burschenschaft. Unter Führung von Mitgliedern der Landsmannschaft Vandalia zogen die Jenaer Studenten hinaus zum Wirtshaus zur Tanne. Dort ertönte das Arndtsche Lied: „Sind wir vereint zur guten Stunde", und nach einer Ansprache des Vandalenseniors Karl Horn senkten die Landsmannschaften ihre Fahnen zum Zeichen der Auflösung. Es wurde damit keineswegs etwas unbedingt Neues geschaffen, nicht mit einem Schlage trat die deutsche Burschenschaft in ihrer charakteristischen Ausprägung fertig auf den Plan. Sie war im Grunde zunächst, wie einer ihrer ersten Vorsteher, Robert Wesselhöft, sagt, weiter „nichts als ein großes Korps", genau so wie die Hallesche Teutonia, und noch im Juni 1817 klagte ein alter Heidelberger Teutone in einem Briefe: „Zu Jena wie in Halle ist die Burschenschaft nichts mehr als ein zusammengeworfener Trupp aller vormaligen Korps, da nun dieser Name so gut über Renoncen prädominiert wie vormals Korps." Die erste Verfassung der Burschenschaft und ihre Aufnahmegebräuche lehnten sich eng an die der Landsmannschaft Vandalia an, und auch der Duellkomment war den alten Landsmannschaften entlehnt. Das Hauptunterscheidungsmerkmal aber bildete der vaterländische Gedanke, der schon in der ersten Verfassungsurkunde eine beherrschende Stellung erhielt. Man trat zusammen, „erhoben von dem Gedanken an ein gemeinsames Vaterland, durchdrungen von der heiligen Pflicht, die jedem Deutschen obliegt, auf Belebung deutscher Art und deutschen Sinnes hinzuwirken, hierdurch deutsche Kraft und deutsche Zucht zu erwecken, mithin die

vorige Ehre und Herrlichkeit unseres Volkes wieder fest zu gründen und so es für immer gegen die schrecklichste aller Gefahren, gegen fremde Unterjochung und Despotenzwang zu schützen". Die Aufgabe der Jenaer Burschenschaft war, diese neuen Gedanken weiter auszubilden und die neue Organisationsform, die man durch Verschmelzung aller Landsmannschaften gefunden hatte, mit einem zeitgemäßen Inhalt zu füllen. Einen solchen zu schaffen, bedurfte es langer, schwerer Kämpfe, die nicht nur in Jena, sondern auch anderwärts ausgefochten wurden; insbesondere erwarben sich die Gießener Burschen, die sogenannten „Schwarzen", ein dauerndes Verdienst um die Ausgestaltung des echt burschenschaftlichen Geistes.

Von Jena aus verbreiteten sich die neuen Ideen bald auf die übrigen Universitäten Deutschlands, die Zahl der burschenschaftlich Gesinnten nahm allenthalben zu. Es ist nicht zu verwundern, daß die akademische Jugend, welche zum erstenmal seit der Reformation von einer großen gemeinsamen Idee, dem vaterländischen Einheitsgedanken, belebt war, jetzt auch das Bedürfnis fühlte, ihre Gemeinschaft aller Welt kundzutun und öffentlich von ihrer Gesinnung Zeugnis abzulegen. Die Jenaer Burschenschaft tat die ersten Schritte, um den Plan eines allgemeinen Burschenfestes zu verwirklichen. Sie schlug vor, am 18. des Siegesmonds 1817 die Feier „in drei schönen Beziehungen, nämlich der Reformation, des Sieges bei Leipzig und der ersten freudigen und freundschaftlichen Zusammenkunft deutscher Burschen von den meisten vaterländischen Hochschulen am dritten großen Jubiläum der Reformation zu begehen". Und tatsächlich kam dieses Fest zustande, das als Wartburgfest in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts einen dauernden Platz behalten wird. Die Vorbereitung dazu wurde ganz öffentlich betrieben. Der weimarische Großherzog Karl August ließ sich durch die Warnungen und Verdächtigungen der gegnerisch Gesinnten nicht beirren, sondern zeigte den Studenten volles Vertrauen. Er forderte sogar die Bürger Eisenachs auf, die Burschen freundlich aufzunehmen, er beauftragte die Regierungsbehörde, die festlichen Veranstaltungen nicht durch polizeiliche Überwachung zu belästigen. Ja, er überließ den Burschen für jene Tage die Wartburg völlig, stellte ihnen zur abendlichen Erleuchtung derselben eine namhafte Summe zur Verfügung und bewilligte für die Siegesfeuer das Holz aus seinen Forsten.

Zur festgesetzten Zeit erschienen etwa 500 Burschen in Eisenach; meist zu Fuß, das Ränzel auf dem Rücken, so marschierten sie unter flottem Gesang ein, nur die 30 Kieler, welche den ganzen Weg von ihrer Heimat aus zusammen gewandert waren, begrüßten die alte Lutherstadt mit dem Gesang des alten Trutzliedes: „Ein feste Burg ist unser Gott". Die Studenten von den kleinstaatlichen Universitäten überwogen durchaus; von den preußischen hatte nur Berlin etwa 30 Vertreter entsandt; die katholischen, wie Freiburg und die österreichischen waren überhaupt nicht eingeladen worden. Am Morgen des 18. Oktobers, eines klaren, heiteren Herbsttages, versammelten sich die Studenten, meist im sogenannten „altdeutschen" Rock von schwarzer Farbe, auf dem Marktplatz, und unter Glockengeläute und festlicher Musik wallte der „heilige" Zug hinauf zu der Lutherburg. Voran als Burgvogt der Student

Scheidler mit dem entblößten Jenaer Burschenschwerte, dann die Burgmänner, die Musik und die von Jenaer Jungfrauen gestiftete Burschenschaftsfahne aus Seidenstoff, die von Graf Keller getragen und von Fahnenschützen mit Burschenschwertern umgeben ward. Hierauf folgte der Ausschuß und ihm die lange Reihe der Studenten zu zwei und zwei geordnet. Viele Eisenacher und Fremde, die öffentlichen Behörden und die Geistlichkeit der Stadt, sowie vier Jenaer Professoren, Schweitzer, Oken, Fries und Kieser, hatten sich im Rittersaale der Wartburg eingefunden. Nach dem Gesange des Liedes: „Ein feste Burg ist unser Gott" begrüßte der Student der Theologie, Riemann, Ritter des Eisernen Kreuzes, in seiner Eröffnungsansprache alle, die herbeigekommen „zur gemeinschaftlichen Feier des Wiedergeburtsfestes des freien Gedankens und des Errettungsfestes des Vaterlandes aus schmählichem Sklavenjoch". Er wandte sich dann in einem geschichtlichen Überblick zu dem Werke Luthers, seiner Größe, Erhabenheit und welthistorischen Bedeutung. Hierauf schilderte er den traurigen Zustand Deutschlands vor den französischen Eroberungskriegen und während der Jahre der Knechtung durch Napoleon. Allmählich aber sei die Sehnsucht nach der verlorenen Freiheit und nach der Herstellung des zertretenen Vaterlandes wach geworden, und im Brande Moskaus sei die Flamme der Freiheit emporgelodert, bis endlich am 18. Oktober 1813 die Fluren Leipzigs zum Winnfelde umgeschaffen worden seien. Aber die schönen Hoffnungen des deutschen Volkes hätten ihre Erfüllung nicht gefunden, von allen Fürsten Deutschlands habe nur einer — der, in dessen Lande das Siegesfest begangen werde — sein gegebenes Wort (durch Erteilen einer Verfassung) gelöst. „In den Zeiten der Not — das war der Gipfelpunkt der Rede — haben wir Gottes Willen erkannt und sind ihm gefolgt. An dem, was wir erkannt haben, wollen wir aber auch nun halten, solange ein Tropfen Bluts in unsern Adern rinnt: der Geist, der uns hier zusammenführt, der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit, soll uns leiten durch unser ganzes Leben, daß wir, alle Brüder, alle Söhne eines und desselben Vaterlandes, eine eherne Mauer bilden gegen jegliche äußere und innere Feinde dieses Vaterlandes, daß uns in offener Schlacht der brüllende Tod nicht schrecken soll, den heißesten Kampf zu bestehen, wenn der Eroberer droht; daß uns nicht blenden soll der Glanz des Herrscherthrones, zu reden das starke freie Wort, wenn es Wahrheit und Recht gilt; — daß nimmer in uns erlösche das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit, das Streben nach jeglicher menschlichen und vaterländischen Tugend. — Mit solchen Grundsätzen wollen wir einst zurücktreten ins bürgerliche Leben, fest und unverrückt vor den Augen als Ziel das Gemeinwohl, tief und unvertilgbar im Herzen die Liebe zum einigen deutschen Vaterlande." Mit Gebet und Segensspruch schloß Riemann seine begeisterte Rede. Im weiteren Verlaufe der Versammlung mahnte Professor Fries: „Lasset euch den Freundschaftsbund eurer Jugend, den Jugendbundesstaat, ein Bild werden des vaterländischen Staates, dessen Dienst ihr bald euer ganzes Leben weihen wollt." Und unter allgemeiner Stille und Rührung beendigte der von Dürre gesprochene Segen den ersten Teil des Festes.

Nach dem gemeinsamen Essen im Minnesängersaal zogen die Versam-

melten in gleicher Ordnung wie vorher den Berg hinunter in die Stadtkirche Eisenachs, wo sie zugleich mit dem Eisenacher Landsturm dem Festgottesdienst beiwohnten. Am Abend begaben sie sich in langem Fackelzug hinauf auf die Höhe des Wartenberges in der Nähe der Wartburg. Dort hatte der Landsturm 18 mächtige Feuer angezündet und empfing die Studenten mit Raketen. Der Wind blies schneidend kalt, am klaren Sternenhimmel stand der Mond. Die Burschen schlossen um die hochlodernden Feuer einen Kreis, und nach dem Gesange des Liedes: „Des Volkes Sehnsucht flammt" trat der Student Rödiger vor und hielt, während ihm der Ostwind die Funken naher Fackeln in die dunklen Locken stäubte, über die Ideen des Festes, über religiöse und politische Freiheit Deutschlands eine längere, glühend begeisterte Rede. Dann folgte als Schluß der Feier der Gesang einiger Burschenlieder.

Hierauf trat ohne Vorwissen des Festausschusses der Berliner Student Maßmann mit einigen Vertrauten hervor, um ein überflüssiges Satyrspiel aufzuführen, als dessen geistiger Urheber der Turnvater Jahn zu bezeichnen ist. Es sollte Gericht gehalten werden über eine Reihe deutscher Schriftsteller, die sich nach Meinung des Jahnschen Kreises am deutschen Volk versündigt hätten. Maßmann erinnerte an die von Luther verbrannte Bannbulle und fuhr fort: „Das tat Luther mit dem Feinde der Glaubensfreiheit, mit dem Widerchrist! So wollen auch wir durch die Flammen verzehren lassen das Andenken derer, so das Vaterland geschändet haben durch ihre Rede und Tat, und die Freiheit geknechtet und die Wahrheit und Tugend verleugnet haben in Leben und Schriften . . . Es ist wohl der rechte Augenblick gekommen in dieser heiligen Stunde, zu zeigen aller deutschen Welt, wes Geistes Kinder wir sind, welchen Geist wir meinen, daß blühen und gedeihen müsse im Vaterlande, welche Hehrgedanken das Leben erhalten und gestalten sollen, und wie mit der mildheiligen Liebe wir paaren sollen den tiefen, grimmigen Haß wider das Böse und Verkehrte, und darum wider alle Bösen und Tauben im Vaterlande. Das soll unser Volk erfahren, das ist der treibende Gedanke zu diesem ernsten Schritte, der manchem ein Gericht sein wird seiner Taten, Gedanken und Schriften. Wahrlich, wir hätten des Zeugs überlang zu brennen und zu brandmarken, auch anderer Völker Schriften, so die ganze Welt verdorben haben, wenn wir allen schlechten und bösen Machwerken ihr Recht und Gericht geschehen ließen. Aber diese Feuerbrände hier mögen als die Vertreter und Reigenführer der ganzen Sippschaft büßen." Maßmann und seine Genossen hatten einen mächtigen Korb voll Makulaturbündel mitgebracht, die in großen Lettern die Titel verschiedener Bücher zeigten. Maßmann verlas von einem Bogen eine Reihe von Schriften und frug, ob das betreffende Buch den Flammen übergeben werden sollte. Die Eingeweihten riefen: „Ins Feuer, ins Feuer!" worauf ein Student ein Makulaturbündel mit der Heugabel ins Feuer warf. Man begleitete die Verbrennung mit derben und teilweise gröblich verletzenden Bemerkungen, insbesondere bezeichnete man drei Schriften des preußischen Geheimrats Schmalz als „die drei Wische: Gänse-, Schweine- und Hundeschmalz, alles aber ohne Salz!" Unter den verurteilten Büchern befanden sich Veröffentlichungen von Ancillon, Crome,

Dabelow, Haller (Restauration der Staatswissenschaft), Immermann, Kamptz, Kotzebue, Schmalz und von verschiedenen Gegnern des Turnwesens. Ihnen nach schickte man einen Schnürleib, einen Zopf und einen Korporalstock als „würdige Vertreter ihrer Brüder und Sippschaft, als die Hauptleute und Flügelmänner des Gamaschendienstes, die Schmach des ernsten heiligen Wehrstandes". Nach der Verbrennung sang man noch, bevor man zur Stadt zurückmarschierte, die folgende Strophe:

„Zuletzt nun rufet Pereat
Den schuft'gen Schmalzgesellen,
Und dreimal Pere — Pereat!
So fahren sie zur Höllen!
Auf! Auf! mein deutsches Vaterland,
Ihr Brüder, reichet Euch die Hand
Und schwört: so woll'n wir's halten!"

Die Verbrennungsszene auf dem Wartenberg erhielt bei den Zeitgenossen eine Bedeutung weit über Gebühr, eine Art allgemein-deutscher Berühmtheit. Man hat früher und auch neuerdings versucht, sie als eine Tat hinzustellen, „die der Jugend nahelag, und die man nur harmlos aufzufassen brauchte, damit sie harmlos war und blieb". Und gewiß haben ähnliche Äußerungen studentischer Gesinnung nicht gleiches Aufsehen erregt; aber die Empörung, die darüber auch Freunde der deutschgesinnten Jugend, wie Freiherr von Stein, empfanden, kann durchaus nicht als unberechtigt angesehen werden. Gleichviel ob sich die Jünglinge der Tragweite ihrer Handlung bewußt waren oder nicht, ihre Tat war eine offene Kriegserklärung an eine im Staate mit großer Macht dastehende Geistesrichtung und somit von vornherein eine politisch gefärbte Demonstration. Überdies erschienen die „jungen unreifen Solonen" der Wartburg, wie sie Kamptz spöttisch nannte, am wenigsten berufen, über die Werke von Männern abzuurteilen, von denen sie vielleicht keine Zeile gelesen hatten. Und daß die Veranstalter der Verbrennungsszene keinen gewöhnlichen und harmlosen Studentenulk beabsichtigten, den man als übermütig und geschmacklos verurteilen, aber immerhin entschuldigen könnte: dafür sprechen die Worte Maßmanns eine zu deutliche Sprache. Und eben weil sie ernst sein sollte, muß man diese Szene aufs schärfste verurteilen. Das hochmütige, fanatische, sittenrichterische Wesen, das sich besonders in Maßmann kundgab, machte das Ganze zu einer würdelosen, possenhaften Hanswurstiade, zu einer „religiösen Komödie", wie Niebuhr sagte, durch welche man das Andenken an die große und schwere Tat Luthers, dem man nachahmen wollte, nur schändete.

Am Tage nach dem Feste trafen die Burschen nochmals zusammen, wobei der Heidelberger Carové die Grundgedanken der Burschenschaft entwickelte. Im Verlaufe der weiteren Erörterungen kam es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Gießener Landsmannschaften und Burschen. Letztere forderten ein Schiedsgericht. Scheidler aber rief: „Nein, kein Urteil, versöhnen müßt ihr euch, das Vergangene vergessen!" — „Vergeßt's, versöhnt euch!" erscholl es nun von allen Seiten. Und sie versöhnten sich. Da rief Rödiger:

„Kommt, laßt uns alle dem Beispiel der Gießener folgen und uns die Hände reichen! Vergessen sei alles Vergangene, und für eine frische Zukunft wollen wir als Brüder zusammenstehn!" Und alle, Bekannte und Unbekannte, schlugen ein und gaben sich Bruderhand und Bruderkuß. Und zum Schlusse schlug Rödiger noch vor, den Bruderbund der Eintracht durch den Genuß des Abendmahls zu besiegeln, und diesem Rufe folgend, genossen es die meisten am Nachmittag in der Eisenacher Kirche. So endeten „diese heiligen Tage, die — wie die Vorrede der Jenaer Verfassung 1818 sagte — jedem, der es redlich mit dem Vaterlande meinte, eine helle Morgenröte des Tages sein müssen, der da kommen sollte".

Die Beurteilung des Festes war bei einem großen Teile der Mitwelt durchaus günstig, und ihrer Ansicht gab eine Preßstimme lebhaften Ausdruck, die als Zeugnis der Zeit mitgeteilt sei: „Die Wartburgfeier erscheint als ein Silberblick deutscher Geschichte und als ein Blütendurchbruch unserer Zeit. Möge sie sich allerwärtshin verbreiten, diese herrliche Richtung einer gottesfürchtigen, gemütvollen, streng sittlichen und deutsch gearteten Jugend. Und Gottes Segen walte ferner über unsern deutschen Hochschulen; immer bewahrten sie vorzugsweise deutsche Art und Kraft, — aber vielleicht noch nie vereinigte sich damit soviel anderes Gute (in christlichem Ernste, Sittenunschuld, Geradheit, Einfachheit und körperlicher Tüchtigkeit), als der 18. Oktober dieses Jahres auf der Wartburg vereinigt sah. Es war eine hehre Volksversammlung der edelsten deutschen Jugend aller Gauen, und wohl mochte Luthers Geist recht selig schweben über diesem Zentralfeuer der Aller-Deutschen-Nacht."

Aber sehr bald setzte die Reaktion ein, deren Tätigkeit durch die auf dem Wartenberg verhöhnten Schriftsteller noch angefeuert wurde. Geheimrat von Kamptz donnerte, als ihr Stimmenführer, gegen die „Wartburgsorgien" in Flugschriften und in einer an den Großherzog Karl August gesandten Beschwerde, die sich durch einen unziemlichen Ton auszeichnete. In der Presse ward eine leidenschaftliche Fehde ausgekämpft. Der österreichische Staatsmann Metternich erklärte, es sei Zeit, „gegen diesen Geist des Jakobinismus" zu wüten, und der von Gentz geleitete „Österreichische Beobachter" prägte das Wort: „Jede Teilnahme von Jünglingen am öffentlichen Leben sei ein Verbrechen!" Die weimarische Regierung stellte durch die Presse die unwahren und übertriebenen Schilderungen des Festes richtig, und der österreichische Bevollmächtigte überzeugte sich in Jena selbst von der „Ordnung, der Disziplin und den trefflichen Gesinnungen" der Studentenschaft. Durch alle diese Vorgänge wurde aus dem Feste der Jugend, das ursprünglich die Wartburgversammlung nur sein sollte, etwas viel Bedeutungsvolleres. Mit Recht bemerkte schon damals der Jenaer Professor Kieser in seiner Verteidigungsschrift: „Was sie in ihren unabsehbaren Folgen für Deutschlands Jugend noch werden mag, ist sie nur durch den Gegenkampf geworden, den sie mit der Schlechtigkeit des Lebens hat führen müssen. Mit Riesenschritten hat sie Ideen entwickelt, die damals nur als dunkle Ahndungen dem jugendlichen Geiste vorschwebten, und durch die siegende Geistesgewalt, mit welcher sie

sich über alle Anfeindungen triumphierend erhalten hat, hat sie statt der ursprünglichen Bedeutung einer höchst unschuldigen, rein gemütlichen und andächtig-frommen Zusammenkunft jetzt die Bedeutung eines politischen Festes gewonnen, welches in seinem dunklen Schoße fruchtbare, auf Jahrhunderte wirkende Keime enthalten kann." Und Kieser hat mit seinem Urteil recht behalten: das Wartburgfest von 1817 bildet tatsächlich einen gewaltigen Markstein auf dem Wege des deutschen Volkes zur nationalen Einheit.

Die Folgen der Wartburgversammlung veranlaßten die weimarische Regierung, eine Wiederholung der Feier nicht zu gestatten. So veranstalteten denn die Burschenschafter vom 10.—18. Oktober 1818 einen großen Burschentag zu Jena, bei dem der Gesamtbund der bestehenden Burschenschaften, die „Allgemeine deutsche Burschenschaft", begründet ward. Nach diesem organisatorischen Erfolg erlebte noch die Jenaer Verbindung insofern einen großen Triumph, als Karl August drei ihrer Mitglieder als Vertreter der Burschenschaft 1818 zur Taufe seines Sohnes einlud. Dann aber folgte furchtbar und jäh die Vernichtung der ganzen, über Deutschland verbreiteten Burschenschaftsorganisation. Der Argwohn der Regierungen war schon vor dem Wartburgfeste infolge der gehässigen und niedrigen Verdächtigungen des preußischen Geheimrats Schmalz und seiner Gesinnungsgenossen gegen die ganze deutsche und freiheitliche Richtung lebendig geworden, auch unterbreitete gerade damals (1818) der russische Staatsrat von Stourdza dem in Aachen versammelten europäischen Fürstenkongreß seine Schrift: „Mémoire sur l'état actuel de d'Allemagne", wegen der ihn zwei Jenaer Burschen von Adel vergeblich forderten. Darin wurden die deutschen Universitäten als gotische Trümmer des Mittelalters bezeichnet, die unvereinbar mit den Einrichtungen der Gegenwart seien, einen Staat im Staate bildeten und die Schlupfwinkel aller verhängnisvollen Irrlehren der Zeit darstellten. Insbesondere sei eine strenge Beaufsichtigung derselben nötig; denn: „la jeunesse, soustraite à l'empire des lois, se plonge dans tous les excès qui dérivent de la rébellion de l'esprit et de la corruption du cœur. Elle ne commence pas la carrière de la vie par un exercice d'obéissance, qui seul apprend à commander un jour; mais elle apprend à tout tenter, à tout se permettre dans l'âge de l'obéissance, afin de ne rien respecter, de tout bouleverser dans l'âge mûr". Diese argwöhnische Stimmung gegen die Jugend wurde zum Unglück durch die beiden politischen Morde vermehrt, welche der Student Karl Ludwig Sand und der Apotheker Löning 1819 begingen; insbesondere wurde die Tat des ersteren für die Studentenschaft verhängnisvoll.

Karl Ludwig Sand, Student der Theologie in Jena, erscheint so recht als der Typus eines politischen Verbrechers, wie ihn eine wildgärende, tiefkranke Zeit hervorbringt. Langsam und schwerfällig im Denken, aber zäh und unerbittlich die einmal erfaßte Idee verfolgend, rein und edel in seinem sonstigen Leben, begeistert für sein deutsches Volk, aber rücksichtslos alles seiner Idee opfernd, alle sittlichen Schranken dabei durchbrechend, ja sogar vor dem Opfer seiner selbst nicht zurückbebend — so steht er vor uns, innerlich verwandt den modernen russischen Männern und Frauen der Propaganda der

Tat. „Schriften und Reden wirken nicht — das war sein Standpunkt geworden —, nur die Tat kann jetzt einen; möchte ich wenigstens einen Brand schleudern in die jetzige Schlaffheit und die Flamme des Volksgefühls, das schöne Streben für Gottes Sache in der Menschheit, das seit 1813 unter uns lodert, unterhalten und mehren helfen: so wären alle meine höchsten und letzten Wünsche erreicht." Heute darf als erwiesen gelten, „daß die Genese des Mordplans Sands Eigentum gewesen ist, denn ihre moralischen Voraussetzungen sind in Sands Geschichte vollzählig vorhanden". Ob und wieweit andere, zumal der frühere Führer der Gießener Schwarzen, Karl Follen, Mitwisser gewesen sind, wird wohl immer im Dunkel bleiben. Seit dem Wartburgfest, bei dem Sand einer der vier Fahnenbegleiter war, erblickte er in dem Schriftsteller August von Kotzebue den Verräter und Verführer der Jugend, der den Tod verdient habe. Insgeheim machte er sich am 9. März 1819 von Jena auf, mit zwei Dolchen und einem Manuskripte versehen, das unter dem Titel: „Todesstoß dem August von Kotzebue" die Rechtfertigung seiner Tat enthielt. Am Abend des 23. tötete er nach kurzem, gleichgültigem Gespräch den greisen Schriftsteller durch zwei Dolchstöße. Nach seiner Tat versuchte er, sich selbst zu entleiben, ward aber schwer verwundet ins Hospital gebracht, wo er nach einer gefahrvollen Operation notdürftige Heilung fand. Am 20. Mai 1820 vollstreckte man an ihm das Todesurteil durch das Schwert, das er mit großer Fassung hinnahm. Sands Tat war, wie die Gebrüder Keil richtig sagen, ein „Meuchelmord, aber ein Meuchelmord aus seinen eigensten, persönlichsten und nichts weniger als unedlen Motiven". Die Bewunderung und Entschuldigung jedoch, die ihr allenthalben zuteil wurde, der förmliche Sand-Kultus, der lange Zeit herrschte, machte sie zu einem furchtbaren Zeichen der Zeit: in ihr fand all der Haß, all der Zorn über die hereinbrechende Reaktion, all der Schmerz über die namenlose Enttäuschung der Vaterlandsfreunde eine entsetzliche Entladung.

Da Sand der Jenaer Burschenschaft angehört hatte, so geriet diese nach seiner Tat in Mitleidenschaft. In ihrer Mitte hatte sich um den damaligen Privatdozenten Karl Follen ein kleiner Kreis radikal Denkender als die sogenannten „Unbedingten" gesammelt; zu ihnen hatte auch Sand gehört. Die Hauptmasse der Jenaer Burschen stand dem Treiben dieser revolutionärgesinnten Gruppe fern. Trotzdem begann jetzt eine allgemeine Hetze gegen die Burschenschaft und alles, was ihr im Geiste verwandt war. Die Seele dieser Bewegung war Fürst Metternich, der mit Bezug auf Sands Tat schrieb: „Meine Sorge geht dahin, der Sache die beste Folge zu geben, die möglichste Partie aus ihr zu ziehen, und in dieser Sorge werde ich nicht lau vorgehen." Und von der Burschenschaft meinte sein Vertrauter Gentz, „daß kein Stein davon auf dem anderen bleiben dürfe". Zu gleicher Zeit setzte auch in Preußen die allgemeine Reaktion ein: Männer wie Arndt, Görres, Jahn und Schleiermacher wurden gemaßregelt, die Turnplätze geschlossen und der Besuch der Universität Jena den Landeskindern verboten. Den Höhepunkt all dieser Ereignisse bildeten die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse, die für Jahrzehnte alle freien Regungen in Deutschland unterdrücken sollten.

Sie wurden durch Intrigen und Fälschung im September 1819 als einstimmig gefaßter Bundestagsbeschluß zum Gesetz. Die auf die Studentenschaft bezügliche Stelle lautete:

„Die seit langer Zeit bestehenden Gesetze gegen geheime oder nicht autorisierte Verbindungen auf Universitäten sollen in ihrer ganzen Kraft und Strenge aufrecht erhalten und insbesondere auf den seit einigen Jahren gestifteten, unter dem Namen „Die Allgemeine Burschenschaft“ bekannten Verein um so bestimmter ausgedehnt werden, als diesem Verein die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer fortdauernden Gemeinschaft und Korrespondenz zwischen den verschiedenen Universitäten zugrunde liegt. Den Regierungsbevollmächtigten soll in Ansehung dieses Punktes eine vorzügliche Wachsamkeit zur Pflicht gemacht werden.“ — „Die Regierungen vereinigen sich darüber, daß die Individuen, welche nach Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses erweislich in geheimen oder nicht autorisierten Verbindungen geblieben oder in solche getreten sind, bei keinem öffentlichen Amt zugelassen werden sollen.“

Zugleich ward die Mainzer Zentral-Untersuchungskommission eingesetzt, welche eine „möglichst gründliche und umfassende Untersuchung und Feststellung des Tatbestandes, des Ursprungs und der mannigfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe sowohl des ganzen Bundes als einzelner Bundesstaaten gerichteten revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen“ vornehmen sollte. Entsprechend dem Bundestagsbeschluß verfielen die Burschenschaften der behördlichen Auflösung. Auch Karl August, der mannhaft für die Freiheit der Universitäten und der Studentenschaft beim Frankfurter Bundestag eingetreten war, mußte, von Metternich verhöhnt, dem allgemeinen Beschluß Folge geben. So traten denn am 26. November 1819 die Jenaer Burschen zu einer Schlußversammlung zusammen, lösten ihre Verbindung feierlich auf und gingen still und ruhig auseinander, nachdem sie zum letztenmal ihr Bundeslied: „Sind wir vereint zur guten Stunde“ gesungen hatten.

Ihrer Stimmung verlieh später August von Binzer in seinem bekannten Liede rührenden Ausdruck, indem er sang:

„Das Band ist zerschnitten,
War schwarz, rot und gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt.

Das Haus mag zerfallen —
Was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen
Und unsre Burg ist Gott!“

Das letzte Dankes- und Rechtfertigungsschreiben der Burschenschaft an den Großherzog war ein charakteristisches Denkmal der von ihr vertretenen Gesinnung, die sie offen und ehrlich, ohne diplomatische Schleichwege und geheimes Verschwörertum durchzusetzen strebte. „Es ist der Wille Ew. Königlichen Hoheit gewesen — hieß es darin —, die Burschenschaft aufzulösen. Es ist vollführt. Wir selbst erklären hiermit feierlich und öffentlich, daß wir

dem Befehl strengen Gehorsam geleistet haben; wir selbst haben die Form zerstört, wie es uns anbefohlen war; wir haben niedergerissen, was wir nach bester Einsicht, nach reiflicher Prüfung mit arglosem, unschuldigem Glauben und mit dem frohen Bewußtsein, etwas Gutes zu tun, aufgebaut hatten. Die Folgen hatten unserer Erwartung entsprochen. Ein sittliches, freies Leben hatte sich gestaltet, zuversichtliche Öffentlichkeit war an die Stelle schleichender Heimlichkeit getreten, wir konnten ohne Scheu und mit gutem Gewissen der Welt darbieten, was wir aus unserem innersten Herzen hervorgesucht und in die Wirklichkeit versetzt hatten; der Geist der Liebe und der Gerechtigkeit hat uns geleitet, und die bessere öffentliche Stimme hat bis auf die neuesten Zeiten unsere Bestrebungen gebilligt . . .

Jetzt ist die Schule geschlossen. Jeder geht hinweg mit dem, was er in ihr gelernt hat; er wird es behalten und es wird in ihm fortleben. Was als wahr begriffen ist vom Ganzen, wird auch wahr bleiben im einzelnen. Der Geist der Burschenschaft, der Geist sittlicher Freiheit und Gleichheit in unserem Burschenleben, der Geist der Gerechtigkeit und der Liebe zum gegenseitigen Vaterlande, das Höchste, dessen Menschen sich bewußt werden mögen, dieser Geist wird dem einzelnen innewohnen und nach dem Maß seiner Kräfte ihn fortwährend zum Guten leiten."



4. Das Wesen und die innere Entwicklung der Urburschenschaft


s war ein fein berechneter, nachhaltig wirkender Streich, den die Vertreter des alten Systems, an ihrer Spitze Metternich, gegen die gesamte neue Richtung führten, indem sie die Organisation der akademischen Jugend vernichteten, welche den verhaßten Bestrebungen in Deutschland den Boden bereiten wollte. Sie erreichten es, daß die planmäßige Erziehung im Sinne der neueren Richtung, wie sie die alte Burschenschaft in allen Gauen unseres Vaterlandes in Angriff nahm, unmöglich gemacht wurde. Was auch die Epigonen der Urburschenschaft im kleinen noch dazu beitragen mochten, jene Tendenzen in den Kreisen der Gebildeten durchzuwintern: die geschichtliche Bedeutung der Burschenschaft war jedenfalls mit dem Augenblicke zu Ende, als sie infolge der Karlsbader Beschlüsse der Auflösung verfiel. Aber das von ihr gepflegte Ideal konnte man nicht ebenso leicht zertrümmern wie ihre Organisation. Ihr Geist lebte fort, und er war das Neue und Bedeutungsvolle in der Geschichte der akademischen Jugend. Die Urburschenschaft stellte zweifellos eine selbständige, ihrem inneren Wesen nach fein verästelte Bewegung dar, der bei allem Nebelhaften und Unerfüllbaren ein gesunder Kern innewohnte. Sie bedeutete mehr als eine bloße Vereinigung der alten Landsmannschaften zu einem Ganzen. Eine neue Organisationsform für den Studentenstaat war gefunden worden, sie wollte, wie die Verfassung von 1818 zeigt, „die freie und natürliche Vereinigung der gesamten auf den Hochschulen wissenschaftlich sich bildenden deutschen Jugend zu einem Ganzen sein, gegründet auf das Verhältnis der deutschen Jugend zur werdenden Einheit des deutschen Volkes". Ihr Ziel erschien streng unitarisch, ja sie bewies eine heftige Unduldsamkeit, indem sie erklärte, jede neben ihr entstehende Verbindung sei eo ipso in Verruf. Die neue Form des Studentenstaates aber sollte zugleich ein bedeutungsvolles Symbol für den politischen Staat sein, dessen Einheit man erträumte, „ein Bild ihres in Gleichheit und Freiheit blühenden Volkes". Gewiß war die Urburschenschaft keine politische Schöpfung, und sie wollte eine solche, wenn man vom Kreise der „Unbedingten" absieht, auch gar nicht sein, aber in ihrer Wirkung war sie doch politisch, sobald sie ihr Erziehungsideal einer großen über ganz Deutschland verbreiteten Masse von Gebildeten aufdrückte; die Geschlechter, die durch ihre Schule gingen, konnten nicht Träger des alten, im Deutschen Bund verkörperten Systems sein, das alle Hoffnungen der Vaterlandsfreunde vernichtet hatte. Ja, durch das Wartburgfest, das in dieser Beziehung einen Höhepunkt der Burschenschaftsbewegung bedeutet,

griff man geradezu bestimmend in die nationale Entwicklung ein. „Es war etwas tief Eindrucksvolles, daß über all die neu verstachelten Eifersuchtsgrenzen der deutschen Binnen-Vaterländer hinweg diese Jünglinge aus Nord und Süd unter dem Zeichen eines gemeinsamen Deutschgedankens sich zu versammeln wagten. Wenn damals der badische und der schleswig-holsteinische Student sich die Hand reichten, so waren das Völkerschaften, die bisher kaum etwas Genaues voneinander gewußt hatten, war das ganz etwas anderes, als wenn heute Heidelberg und Kiel, Freiburg und Königsberg sich grüßen". Die Wartburgsversammlung war „das erste deutsche Nationalfest", das wirklich interterritorialen Charakter trug und die lange Reihe ähnlicher Veranstaltungen eröffnete — alle bestimmt, den völkischen Einheitsgedanken lebendig zu erhalten. Und als eine Nachwirkung der burschenschaftlichen Tätigkeit und als Beweis von der Größe ihres Einflusses auf das gesamte Volk darf man es betrachten, daß ihre Farben schwarzrotgold jene Trikolore bildeten, „die durch ein halbes Jahrhundert die Fahne der nationalen Sehnsucht blieb, die soviel Hoffnungen und soviel Tränen, soviel edle Gedanken und soviel Sünden über Deutschland bringen sollte, bis sie endlich, gleich dem schwarzblauroten Banner der italienischen Carbonari, im Tosen der Parteikämpfe entwürdigt und gleich jenem durch die Farben des nationalen Staates verdrängt wurde".

Mit jugendlich-kühner Begeisterung stellte die Urburschenschaft dem deutschen Volk in dem einheitlich geschlossenen Burschenstaat ein Ideal vor Augen, sie fand für ihre Sehnsucht auf akademischem Boden eine feste, auf das politische Leben anwendbare Form ohne partikularistische Überbleibsel. Ihr Verdienst war es, daß sie nicht bloß von ihrer Sehnsucht redete, sondern zum ersten Male von allen Teilen des deutschen Volkes die befreiende organisatorische Tat fand. Dieses Verdienst bleibt ihr, wenn man auch zugeben muß, daß ihre Schöpfung von vornherein den Keim des Verfalls in sich trug. Sie entsprach, wie Treitschke überzeugend ausführt, dem Charakter ihrer Heimat, des thüringischen Landes, in dem der großzügige, aber auch herbe Staatsgedanke nie Boden gefaßt hat und man daher für die Bedingungen des staatlichen Werdens kein rechtes Verständnis besaß. Sie war ein rein theoretisches Erzeugnis, welches auf die landsmannschaftlichen, an sich durchaus begründeten Unterschiede keinerlei Rücksicht nahm, und glaubte, dieselben gewissermaßen durch einen Federstrich beseitigen zu können, statt sie in organischer Weise beim Aufbau des Neuen mit zu verwenden. Aber gerade dieser das geschichtlich Gewordene mißachtende, dem Gefühlsleben entspringende Zug mußte ihr den Verdacht des Revolutionären eintragen und die von Gentz ausgesprochene Meinung stützen, „sie sei ein durchaus verwerfliches, auf gefahrvolle und frevelhafte Zwecke gerichtetes Institut". Der Gedanke der deutschen Einheit, der naturgemäß vielen unvereinbar mit der Souveränität der Einzelstaaten erschien, war geeignet, streng konservative Kreise unruhig zu machen, und man kann den Worten des an sich unsympathischen Schmalz die Berechtigung nicht aberkennen, wenn er sagt: „Und gesetzt, ein Kaiser und Reich wären wirklich wünschenswerter als der Bund; welcher Wahnsinn ist es dann, das Gute schmähen, weil das Bessere unmöglich ist! Ich möchte doch auch den

Plan sehen, wie ein Kaiser zu konstituieren sei, welcher mit Macht alle teutsche Völker zusammenhalten könnte, ohne die einzelnen Regierungen zu vernichten. Und wäre nicht jeder Teutsche ein unteutscher, meineidiger Verräter, welcher wünschen könnte, daß sein Fürst zum Pair würde?"

Die Urburschenschaft enthielt außer den nationalen noch religiöse, sittliche und soziale Elemente. In ihr verkörperten sich die beiden Richtungen des neu emporlodernden deutschen Geistes, die in E. M. Arndt und in dem grobpolternden Jahn charakteristische Vertreter fanden. Das oft verschrobene Teutonentum des letzteren, das in Purismus und fanatischem Haß gegen alles Ausheimische überging, fand sein getreues Abbild in einem Teile der Burschenschaft, aber seine Richtung leistete weder in der Duellfrage noch in der Frage der Reform des Studentenlebens etwas Wesentliches, ja sie nahm an dem alten Pennalismus des Komments so wenig Anstoß, daß 1815 die Jenaer Burschenschaft denselben bei ihrer Gründung mit übernahm. Diese Richtung erfuhr eine wesentliche Umbildung, sie wurde vertieft von dem religiös gearteten christlich-germanischen Element, welches in den Schriften Arndts einen edlen Ausdruck erhielt.

Das christliche Wesen war im Charakter der Zeit begründet. Nach den Tagen des Rationalismus und der Aufklärung wandten sich die Völker unbefriedigt von dem dürren Verstandesglauben ab und ersehnten ein tief innerlich-religiöses Leben. Ein charakteristisches Zeichen dafür war die Hinneigung zur Mystik und zu der den ganzen Menschen erfassenden katholischen Kirche, und die gefühlsselige verschwommene Romantik, die damals ihre höchsten Triumphe feierte, trug mit zu einer solchen Entwicklung bei. In dieser Zeit tiefgehender religiöser Gärung, wo man auch davon träumte, die beiden durch die Reformation getrennten Konfessionen zu vereinigen und die Stiftung einer deutschen Nationalkirche durchzusetzen, fehlte es noch an den scharfen konfessionellen Gegensätzen; noch war das Verhältnis der beiden „Schwesterkirchen" friedlich, und Glaubenskämpfe vergifteten noch nicht das öffentliche Leben. Das katholische Bewußtsein regte sich zwar schon, aber das eigentliche Geistesleben trug doch noch vorwiegend protestantischen Charakter. Die religiöse Richtung der Urburschenschaft zeigte sich in der korporativen Teilnahme am Gottesdienst bei Erinnerungstagen, der ein feierlicher Zug zur Kirche voranging, und im gemeinsamen Genuß des Abendmahls bei ernsten Zusammenkünften, wie z. B. beim Wartburgfest. Sie war im Wesen protestantisch, und man fühlte dies auch; das zeigt sich besonders daran, daß man das 300jährige Jubiläum der Reformation zum Mittelpunkte eines großen studentischen Festes machte und die katholischen Universitäten von der Beteiligung ausschloß. Trotzdem lag der Urburschenschaft jede unduldsame Betätigung fern, und es fiel durchaus dem einzelnen zur Last, wenn tendenziöse Ausdrücke gegen die römische Kirche fielen, wie in dem auf der Wartburg verteilten Aufsatze Sands, worin die Römer und die „Möncherei" als die beiden ersten der drei Urfeinde des deutschen Volkes bezeichnet wurden. Wie übrigens das Beispiel des katholischen Heidelbergers Carové zeigt, nahmen selbst Katholiken an dem protestantischen Wesen des Wartburgfestes keinen Anstoß. Der Kampf der beiden Konfessionen, der später

auch die Studentenschaft ergreifen sollte, war damals in ihr noch nicht erwacht.

Am tiefsten von allen Studenten erfaßten die Gießener „Schwarzen“ das religiöse Problem und versuchten die Vereinigung der christlich-germanischen Strömung mit der auf die Einheitskirche gerichteten. Die von ihnen geforderte, den ganzen Menschen ergreifende mystische Frömmigkeit bildete für sie die Grundlage alles individuellen Seins, ja die Vaterlandsliebe war für sie nur ein Ausfluß des Religiösen im Menschen: „Eine freie, innige Verständigung — sagt ihr „Ehrenspiegel“, — ein herzliches, vollkommenes Auf- und Anschließen ist nur denkbar bei solchen, welche durch die Gleichartigkeit der Sprache und Geschichte, des Blutes, Glaubens und der Erziehung, der damit eng verbundenen Gemütsanlage, Denk- und Handlungsweise, ja durch Ein irdisches und himmlisches Ziel — Staat und Kirche — einander verwandt und verständlich sind. So stehen teutsche Christen zueinander .... zwischen Nicht-Christen und Nicht-Teutschen läßt sich aber darum hier kein Unterschied machen, weil gläubiges und volkstümliches Streben innig Eins sind; indem wir in unserem Volke unsre Menschheit, in unserem Glauben aber das alleinige Heil der Menschheit — keineswegs eine bloße Glaubensart — erblicken. Wenn in der Weisheit die Einheit alles Wissens, in der Sittlichkeit die Einheit alles Handelns lebt: so erhält alles Beides, Wissen und Handeln, seine höchste lebendige Einheit nur in der Gottesliebe, welche der Tat nach in der Vaterlandsliebe sich bewähren muß.“ Und so war es von ihrem Standpunkt aus durchaus folgerichtig, wenn sie verlangten: „Die Glaubenslehre Christi müsse als Glaubenslehre des deutschen Reiches aufgenommen, andere Glaubenslehren, als den Zwecken der Menschheit zuwider, dürften im Reiche nicht geduldet werden.“

Diese christlich-germanische Strömung, welche von Gießen ausging, trug in der Burschenschaft nach schweren Kämpfen zuletzt den Sieg davon. Sie äußerte sich nicht bloß in dem positiven Betonen des christlichen Wesens, sondern kam auch in der ablehnenden Stellung zu Juden und Ausländern zum Ausdruck. Allerdings war die judenfeindliche Stimmung ein allgemeines Zeichen der Zeit. Gerade damals lebte der alte Judenhaß im Volke wieder auf, und die zunehmende Macht des jüdischen Kapitals, zusammen mit dem unerträglichen Wucher in manchen Gegenden, nährte die feindliche Stimmung außerordentlich. Und wenn sich auch im allgemeinen die akademische Jugend an den Ausschreitungen gegen die Juden nicht selbst beteiligte, ja wie in Heidelberg unter Professor Thibauts Führung sich zum Schutze der bedrängten sogar zusammenscharte: so zeigte sich ihre Gesinnung in dem politischen und literarischen Kampfe um die Stellung des Judentums doch deutlich daran, daß man eine christenfeindliche Schrift des jüdischen Vorkämpfers Saul Ascher auf dem Wartenberg mitverbrannte und nach heftigem Widerstande mancher 1818 in Jena und zuletzt 1819 in Heidelberg Juden von der Aufnahme in die Burschenschaft ausschloß. Man forderte damals eine christlich-deutsche Ausbildung einer jeden leiblichen und geistigen Kraft zum Dienste des Vaterlandes.

In sittlicher Hinsicht erstrebte die Burschenschaft ein edleres und reineres

Leben der Studenten. Daß sie in dieser Hinsicht auch Erfolg hatte, zeigt das Urteil des weimarischen Staatsministers von Fritsch (1817). Als unmittelbare Folge der beim Wartburgfeste zustande gekommenen Eintracht unter den Studierenden in Jena zeigte sich „eine große Sittlichkeit und strenge Beobachtung landesherrlicher Gesetze, deren Aufrechterhaltung vorher ein vergebliches Bestreben der Behörden gewesen." Und auch die nach Jena damals entsandten preußischen und österreichischen Regierungsvertreter konnten nur „von der Ordnung, der Disziplin und der trefflichen Gesinnung" der Studenten berichten, und noch 1819 erklärte Karl August durch seinen Gesandten beim Frankfurter Bundestage: „Wahrheit, Mäßigkeit, Religiosität seien als Tugenden anerkannt worden, auf welche der Studierende unter Studierenden habe stolz sein dürfen."

Die sittliche Erneuerung, welche durch die großen Ideen der Burschenschaft unter den Studenten hervorgerufen ward, zeigte sich auch in der Auffassung des Duells. Das sinnlose Duellieren, das die Folge eines spitzfindigen Ehrenpunktes war, sollte aufhören, und nur bei wirklichen Beleidigungen galt das Duell als letzte Zuflucht. Der ersten Jenaer Burschenschaft von 1815 hatten solche Gedanken noch durchaus ferngelegen, sie übernahm vielmehr getreulich den Duellkomment der alten Landsmannschaften. Zu einer allgemeinen Regelung gelangte man zwar nicht, doch führten eine Reihe Hochschulen, voran Jena, allmählich den Brauch ein, daß jedem Duell ein Ehrengericht vorhergehen müsse. In der Ehrenauffassung selbst wirkten die Gießener „Schwarzen" zuerst reformierend; in ihrem „Ehrenspiegel" wurde zum ersten Male der Unterschied zwischen innerer und äußerer Ehre aufgestellt. „Die bestehende Sitte und gemeine Meinung muß jeder Bursch, um nicht in der sein äußeres Freiheitswohl bedingenden öffentlichen Achtung zu sinken, bei allem seinen Tun und Treiben berücksichtigen, wo nur dieses nicht der sein inneres Wohl bedingenden, freien Selbstachtung widerstreitet."

In geschlechtlicher Hinsicht erstrebten die Gießener „Schwarzen" nebst ihrem Anhange eine strenge Zucht und hielten sich, soviel als möglich, allem Weiblichen fern. Ihr Streben nach Enthaltsamkeit war in der deutschen Studentenschaft etwas unerhört Neues, und sie drangen mit ihren Grundsätzen bei der großen Masse keineswegs durch, die sich damals ebensowenig wie heute in diesem Punkte unbedingte Vorschriften machen lassen wollte. Gleichwohl erzielten sie eine nachhaltige Wirkung. So kämpfte ganz besonders die Jenaer Burschenschaft gegen geschlechtliche Ausschweifungen an und ging mit Verrufserklärungen gegen liederliche Häuser vor; unter Umständen zogen solche Ausschweifungen nach § 218 der Verfassung auch Verrufserklärung des Burschen, der sich vergangen hatte, nach sich. In diesem so gesinnten Kreise der Burschenschaft ist die Entstehung des heute noch bei einzelnen Korporationen geforderten „Keuschheitsprinzipes" zu suchen.

Besonders scharf wandten sich die Jenaer auch gegen die Hasardspiele; schon 1815 wurden sie von Burschenschafts wegen in Jena und im Umkreis von einer Stunde um die Stadt untersagt, nur auf Bällen, an denen Philister teilnahmen, durfte eine Ausnahme stattfinden. 1817 wurde das Spielen sogar im Umkreis von drei Stunden in Verruf getan.

In sozialer Hinsicht war es ein großes Verdienst, daß die Burschenschaft — gleichfalls unter dem Einfluß der Gießener — alle ehrenhaften Studenten als im wesentlichen gleichberechtigt erklärte. Sie vernichtete damit völlig die Reste des alten Pennalismus der Landsmannschaften und bewirkte ferner durch ihr Verwischen der landsmannschaftlichen Grenzen, daß von nun an die provinzielle Zugehörigkeit der Studenten gänzlich an Bedeutung verlor. Dadurch beschleunigte sie einen Entwicklungsgang, den schon im Jahrhundert vorher die Studentenorden eingeleitet hatten, und machte den Grundsatz, daß die Herkunft für den Beitritt zu einer Verbindung nicht mehr maßgebend sei, zum studentischen Gemeingut.

Nicht zur allgemeinen Durchführung kam eine andere soziale Idee, die dann später, dem demokratischen Zuge der Zeit entsprechend, im sogenannten studentischen „Progreß" weitere Ausbildung fand. Jahrhundertelang hatte die Studentenschaft sich als scharfabgeschlossenen Stand gefühlt, und die eigentümliche, für sie geltende Rechtslage und das Bestehen der akademischen Gerichtsbarkeit trug dazu bei, das hochentwickelte Standesgefühl nur noch zu stärken. Aber die Einflüsse der französischen Revolution und der Befreiungskriege brachten eine Umwandlung im Fühlen, und wenn man auch jetzt noch nicht die Abschaffung der alten Vorrechte forderte, so setzte doch bereits damals eine Strömung ein, die das oft unwürdige Verhältnis zum Bürgertum besser gestalten, ja den alten Standesunterschied völlig beseitigen wollte. So sagte die Verfassung der Leipziger Burschenschaft vom 7. Juni 1818 (§§ 134, 135): „Weil die Burschenschaft den Zweck hat, in jedem einzelnen Liebe zum Volk und Vaterland zu erwecken und rege zu halten, so leidet sie keine, diesem Zwecke feindliche Absonderung vom Bürger, sondern sucht einträchtiges Zusammenhalten mit demselben zu befördern. — Um aber dieses möglich zu machen, bestrebt sie sich, bei ihren Mitgliedern Vertrauen und Achtung gegen den Bürgerstand und namentlich gegen den Bürger dieser Hochschule zu bewirken und zu erhalten."

Es war selbstverständlich, daß eine Organisation, die so viel neue und große Gedanken zu verbreiten und die ganze Studentenschaft zu umfassen versuchte, auch für ihr inneres Leben neuer Formen bedurfte. Für sie taugte weder die Verfassung der Landsmannschaften noch die der Orden. Ihre charakteristische Ausprägung erhielt die Burschenschaftsverfassung in Jena, wo auch die Beteiligung am größten war; stieg doch dort die anfängliche Teilnehmerzahl von 300 im Winter 1818 auf 569 (bei 700—800 Studenten). Die ihr gestellte Aufgabe löste die Jenaer Verbindung bis zu ihrer Auflösung glänzend. Zum Eintritt in die Burschenschaft war jeder ehrenhafte Student — ursprünglich auch Juden — berechtigt, nur „die ewigen Feinde des deutschen Stammes, die Welschen und die Franzosen," wurden ausgeschlossen. Füxe konnten nicht eher als nach Verlauf eines Vierteljahres Mitglieder werden und erhielten erst nach ihrem zweiten Semester Stimmrecht. Abgesehen von dieser Beschränkung herrschte unbedingte Gleichberechtigung. An der Spitze der Burschenschaft standen Vorsteher, welche im Namen der Verbindung die oberste Gewalt ausübten. Dieses Vorsteherkollegium setzte sich aus sieben Studenten zusammen, von denen einer Sprecher hieß, zwei Sekretären und drei Kandidaten. Sie

gingen sämtlich aus allgemeinen Wahlen hervor; wählbar war jeder, der volle anderthalb Jahre studiert hatte. Neben dem Vorsteherkollegium stand ein Ausschuß von 21 Burschen, der ebenfalls durch allgemeine Wahlen zustande kam. Die Anregung für alle gesetzgeberischen Maßnahmen lag nach der ersten Verfassung beim Vorsteherkollegium, das Regiment beim Vorsteherkollegium und beim Ausschuß. Einigten sich beide, so galt der Beschluß für die Burschenschaft, sogar bei Änderungen der Verfassung. Kam es zu keiner Verständigung, so entschied die gesamte Burschenschaft, die in der Regel vierteljährlich zu einer Versammlung zusammentrat. Später erhielt diese Burschenversammlung die höchste Entscheidung in allen Fragen der Gesetzgebung.

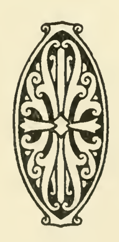
Das wissenschaftliche Leben in der Urburschenschaft war sehr rege, es zeigte sich besonders in dem starken Besuche der Vorlesungen. Das Kränzchenwesen entwickelte sich, in Jena wenigstens, damals noch nicht; doch bildeten sich dort unter der Teilnahme von Dozenten wie Professor Fries und Karl Follen wissenschaftliche Zirkel. Daneben ward fleißig der Fechtboden besucht; durchschnittlich mußte jeder Bursche drei Stunden wöchentlich fechten. Neben dem Fechten übte man auch das Turnen nach den Vorschriften des Turnvaters Jahn sehr eifrig.

Ein enges geselliges Zusammenleben nach Art der neueren Verbindungen wurde durch die große Zahl unmöglich gemacht. Es war sogar schwierig, für die Menge der Mitglieder eine passende gemeinsame Kneipe (Kommershaus) zu finden, und so wählte man in Jena sehr bald verschiedene Wirtschaften, wo die einzelnen Gruppen kneipten, unter ihnen den alten „Burgkeller“. Um das Gemeinsamkeitsgefühl äußerlich zu bekunden, führte man nach Halleschem Beispiel in Jena und anderwärts das brüderliche „Du“ ein.

Der einheitliche Geist der Urburschenschaft, der am schönsten im Wartburgfeste sich offenbarte, hielt sich nicht dauernd in der Verbindung. Nicht einmal äußerlich ließen sich überall die Gegensätze verschleiern; ganz besonders scharf war in Jena das Verhältnis zwischen den sogenannten „Lichtenhainern“ und den „Altdeutschen“. Erstere suchten das alte Studentenleben, wie es die Landsmannschaften geführt hatten, weiter zu pflegen und zeigten dies äußerlich an ihrer Tracht, die aus Husarenkoller, Lederhosen, Kanonenstiefeln mit eisernen Sporen und einem Helm bestand. Sie waren Gegner des Turnens und besuchten regelmäßig das Dorf Lichtenhain, wo sie 1816 einen „Bierstaat“ gründeten, und von wo sie nach reichlichem Genusse des dortigen Bieres abends meist schwer betrunken zurückkamen. Die Altdeutschen erkannte man an dem sogenannten altdeutschen Rock, dem bloßen Hals und dem langen Haar. Wenn sie auch die jugendliche Fröhlichkeit nicht verbannten, so hatten sie doch zumeist ein ihrem Alter nicht angemessenes, ungesundes und altkluges Wesen, das sie damals vielen unerträglich machte. Sehr packend schilderten sie Viktor Aimé Huber und der Theologe Richard Rothe in Aufzeichnungen aus jener Zeit: „Der neue altdeutsche Ton unter den Studenten ist zum Tollwerden; solch eine erbärmliche Einseitigkeit kann man sich gar nicht denken... Es ist ordentlich lächerlich, wenn sie von anderen Dingen in ganz vernünftigem Deutsch gesprochen haben, und man kommt auf so ein

paar Stichwörter, so geht es los, als predigten sie." — „Sie halten eng zusammen und haben ein ganz eigenes Wesen ..., lachen selten, reden wenig ..., gehen in deutschen Röcken einher, mit gesenktem Blick und halb trauernd (über Deutschlands Not), wie Unerlöste, schwatzen viel über Konstitutionen und Ständeversammlungen u. dgl., seufzen viel, übernehmen sich im Studieren eben nicht und tun dabei, als ob sie den Stein der Weisen gefunden hätten und es allein mit dem deutschen Vaterlande gut meinten, meditieren viel, wie sie dereinst (und warum nicht auch schon jetzt?) die Heilande und Retter desselben werden wollen usw."

Es war der Urburschenschaft nicht vergönnt, ihre Ideen im Studentenleben voll ausreifen zu lassen; was aus ihr geworden wäre ohne die jähe Unterbrechung ihres organischen Lebens, ist schwer zu sagen. Jedenfalls barg sie in ihrem Innern verschiedenartige, auseinanderstrebende Richtungen, die wohl infolge hochgradiger Begeisterung eine Zeitlang, aber nicht dauernd, verschmolzen werden konnten. Mit ihr endete der großartige Versuch, das deutsche Studentenleben in einheitlichem Geiste neu zu gestalten, und keine der späteren Reformbewegungen erreichte an elementarer Gewalt, jugendlicher Begeisterung und Ideenfülle die Bewegung der Urburschenschaft.



5. Die Entwicklung der Landsmannschaften und ihre Ausgestaltung zu den Korps



Zur Blütezeit der Urburschenschaft schien es, als sollte sie trotz innerer Fehden ihre starr unitarische Richtung im Studentenleben durchsetzen und alle landsmannschaftlichen Unterschiede aufheben, aber die behördlichen Maßnahmen im Jahre 1819 zerstörten den von ihr ausgehenden Zauber. Das bis dahin niedergehaltene Landsmannschaftertum konnte sich jetzt von neuem erheben und durfte um so eher eines günstigen Fortkommens gewiß sein, als es keine nach der damaligen Auffassung staatsfeindlichen Tendenzen in sich barg. Eine einheitliche Entwicklung und eine einheitliche studentische Kultur, wie sie die Urburschenschaft erträumt hatte, war von nun an ausgeschlossen; das Nebeneinander der landsmannschaftlichen und der burschenschaftlichen Richtung beherrschte das akademische Leben, bis später teilweise aus diesen Parteien heraus, teilweise im Gegensatz zu ihnen, in anderen Kreisen neue Bestrebungen auftauchten, die der künftigen studentischen Kultur die ihr eigentümliche Fülle und Mannigfaltigkeit, aber auch ihre schroffen Gegensätze bringen sollte.

Die Entwicklung der Landsmannschaften seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts war nicht vom Glück begünstigt gewesen, und die Zeit der napoleonischen Kriege brachte keine Förderung. Die Kränzchen früherer Zeit erfuhren eine Umwandlung, sie wurden zu inneren Ringen, den sogenannten engeren Verbindungen, an die sich die weitere Verbindung als Rekrutierungsgebiet anschloß. Diese weitere Verbindung ähnelte der ehemaligen unorganisierten Landsmannschaft, in die engere wurden nur Auserwählte nach Ablegung eines Eides aufgenommen. So dauerte also das alte Verhältnis der Orden und Landsmannschaften in anderer Gestalt fort, ja auch das übrige Neue und Charakteristische des Ordenswesens rettete sich fast unverändert in die Landsmannschaften hinüber, wie die Entwicklung in Halle um 1800 zeigt. Die Landsmannschaften führten eine regelrechte Kantonsverteilung ein und ordneten an, daß jede von ihnen sich nur aus Angehörigen bestimmter Teile Deutschlands zusammensetze. Die einzelne Verbindung besaß in ihren Senioren die leitende Behörde, und diese Ehrenbeamten traten zum Seniorenkonvent zusammen. Da nun der allgemeinen Auffassung nach die Studentenschaft in Landsmannschaften zerfiel, so bildete naturgemäß der Seniorenkonvent die Vertretung der gesamten Studentenschaft. Ihre erste Aufgabe erblickten die Verbindungen in der Schaffung eines geregelten Zusammenlebens, und zu diesem Zwecke baute man den schon vorhandenen Komment aus und machte ihn zum allgemeinverbindlichen Gesetz, den jeder honorige Bursche anerkennen mußte. Dadurch,

daß man alle Realinjurien vor der Forderung endgültig unter Landsmannschaftern verbot und den Bruch des Ehrenwortes mit dauerndem Verruf belegte, trug man zu einer Verbesserung des Studentenlebens bei. Man hat die Landsmannschaften der napoleonischen Zeit vielfach als Brutstätten von allem Schlechten gebrandmarkt, und sicherlich herrschte bei ihnen außer dem übermäßigen Trinken wohl auch eine gewisse Duellwut als Folge einer spitzfindigen Ehrenauffassung. Trotzdem steckte in ihnen kein schlechter Kern, wie die Begeisterung beweist, mit der sie 1813 zu den Waffen eilten und 1815 an der Stiftung der Burschenschaft teilnahmen. Aber gerade der neue Gedankeninhalt, den diese Bewegung besaß, ließ die alte Form der Landsmannschaften als überlebt erscheinen, und weil sie nicht imstande waren, das Neue in sich aufzunehmen, bekämpfte man sie, wie Rödiger beim Wartburgfest, als Vereinigungen, „in denen als Erzeugnissen der unglückseligen Vergangenheit allein der Schlaffheit, Eitelkeit und Ungerechtigkeit gedient ist und die neuerwachte Flamme vaterländischer Begeisterung nicht wehen kann."

Der Widerstand gegen die Landsmannschaften in der vorburschenschaftlichen Zeit ging von denen aus, welche sich zu keiner Landsmannschaft hielten und den Komment nicht anerkannten oder für sich, die damals rechtlosen Wilden, Burschenrechte beanspruchten. So wandten sich um 1807 in Heidelberg 46 Renoncen (Nichtlandsmannschafter) an den Seniorenkonvent mit der Forderung, ihnen bei Duellen das Sekundieren zu gestatten, und 1811 verlangten die Erlanger Renoncen, der Komment möge in Zukunft besser gehalten und eine Beleidigung der Renoncen in corpore vermieden werden. Auch anderwärts traten die Nichtlandsmannschafter zu Vereinigungen mit eigenen Farben zusammen, so organisierten sich in Halle 1803 die Scharnisten (genannt nach ihrer Kneipe in den Fleischscharren), und 1810 entstand dort für kurze Zeit die Res publica. Erstere gaben keine Genugtuung, richteten aber trotz ihrer 80 Mitglieder nichts aus und verschwanden nach einer Keilerei in der Steinstraße wieder. Diese Vereinigungen von Wilden nannte man zuerst in Halle „Sulphurea" oder Schwefelbande. Auch Leipzig hatte 1810 seine Sulphurea, zumeist aus Reichen und Adligen bestehend, bei deren Bekämpfung Theodor Körner ein leidenschaftlicher Parteiführer war.

Eine vorübergehende größere Bedeutung besaß der 1809 zu Jena gestiftete freie Verein von Studierenden, der von den Gegnern ebenfalls Sulphurea genannt ward und 300 Mitglieder zählte. Keiner schlug sich; Beleidigungen, die bloß Mangel an Höflichkeit und Bildung des Beleidigers zeigten, sollte jeder verzeihen, wirkliche Beleidigungen jedoch auf dem gesetzlichen Wege ausmachen. Aber die Plackereien, die den Sulphuristen infolge des über sie verhängten Verrufs zugefügt wurden, veranlaßten die meisten nach Weggang der Hauptführer, zum Duell zu greifen, und 1812 hörte die Vereinigung gänzlich auf. Ebensowenig Glück hatte 1814 ein Student de Valenti, der einen gleichfalls nur kurzlebigen Verein mit ähnlichen Tendenzen in Jena stiftete, aber außer einem scharfen Absagebrief an die Landsmannschaften nichts Nennenswertes leistete. Auch in Berlin verliefen die von Nichtverbündeten gepflegten Bestrebungen gegen das Duell, trotz der Unterstützung Fichtes, 1812 ruhmlos im Sande.

Die stärkste Bewegung, abgesehen von der burschenschaftlichen, gegen das landsmannschaftliche Treiben zeigte sich in Halle. Dort hatte die schon erwähnte Teutonia, welche gleich der Burschenschaft alle Studenten umfassen, aber wie die Landsmannschaften die Herrschaft des Komments mit dem Schläger in der Faust durchsetzen wollte, einen armen Studenten Knaust am 28. Februar 1817 in roher Weise mit Übermacht überfallen und mit Hetzpeitschen mißhandelt. Dieses Ereignis führte zu längeren Studentenstreitigkeiten, bei denen der spätere Dichter Karl Immermann als Gegner der Teutonia auftrat. Er und seine Anhänger lehnten es ab, die Angelegenheit mit dem Schläger auszugleichen, und wandten sich zuletzt, um den nicht aufhörenden Anfeindungen zu entgehen, mit einer Eingabe an den König, der die Aufhebung der Teutonia verfügte. Das Interessanteste an der Bewegung dieser Halleschen Sulphuristen oder Legalen, wie sie sich selbst nannten, war ihre Stellungnahme zum Komment. „Die Unterschriebenen," so heißt es in ihrem Aufruf vom 4. März 1817, „erklären bestimmt und feierlich .... ihre Bereitwilligkeit, jedem Befehle der Vorgesetzten nachzukommen, und erkennen kein Gesetz über sich an als das, welches der Staat gab. Denn es wird Zeit, daß die Universitäten sich von lange genährten Vorurteilen losreißen und einsehen lernen, wie sie zum Staate, wie sie zum Vaterlande stehen. Jede andere Gewohnheit und Vorschrift, mag sie einen Namen haben, wie sie will, ist für uns nicht vorhanden, denn das Ganze kann durch kein Gesetz gebunden werden, wozu nicht jeder seine Stimme gab. Sie fügen ferner hinzu, daß sie jede Gewalttätigkeit, jede Herausforderung und jede Beschimpfung, die ihnen von denen, welche sich durch diese Erklärung beleidigt halten möchten, unfehlbar und ohne Schonung der Person der kompetenten Behörde anzeigen werden."

Während der Blütezeit der Urburschenschaft hielten sich die Landsmannschaften, wo sie nicht völlig in der Burschenschaft aufgingen, nur mühsam, aber die Vernichtung ihrer Feindin führte ihnen neue Kräfte zu. Die Friedhofsstille, welche nach 1820 für ein volles Jahrzehnt auf dem politischen Leben des deutschen Volkes lastete, ließ ein wahrhaft geeintes Deutschland ferner denn je erscheinen, und die Kleinstaaterei war herrschendes Prinzip. Dieser allgemein fühlbare konservative Zug, der sich mit dem geschichtlich Gegebenen friedlich abfand, gab den wiedererstehenden oder erstarkenden Landsmannschaften ihren bezeichnenden Charakter und, wenngleich sie wie alle Verbindungen gesetzlich untersagt waren, so wurden sie im allgemeinen minder verfolgt, stellenweise geduldet oder wie in Bayern seit 1827 sogar gestattet, weil sie im Vergleich zur Burschenschaft als das geringere Übel erschienen. Sie hielten sich grundsätzlich allem politischen Leben fern und, wenn bei ihnen das rohe, pennalistische Wesen früherer Zeit auch noch lange in Blüte stand, so bemühten sie sich doch, als ihre Hauptaufgaben die Erziehung ihrer Mitglieder im Geiste ehrenhafter Ritterlichkeit und die Pflege einer edleren Geselligkeit durchzuführen; sie waren die Träger der vorburschenschaftlichen Ehrenanschauung, die durch sie manche Verfeinerung erfuhr; sie bildeten das Prinzip der unbedingten Satisfaktion aus mit dem dazugehörigen Duellzwang und schufen allmählich den Typus des deutschen Waffenstudenten.

Obgleich ihrer Verfassung nach straff organisierte, eng zusammenhaltende Korporationen, wirkten sie doch parteibildend und sammelten in lockerster Form um sich die meisten von den Studenten, welche die burschenschaftlichen Grundsätze verwarfen. Seit 1810 taucht für sie — und zwar zuerst in Heidelberg — auch ein neuer Name auf, die Bezeichnung „Korps", die sehr bald allgemein üblich wurde und „Kränzchen" und „Landsmannschaften" völlig verdrängte. Ihrem Wesen nach unterschied man frühzeitig zwei Gattungen, Lebenskorps und Waffenkorps. Die ersteren waren in Bayern und in Tübingen heimisch und hatten von den Orden die strenge Forderung übernommen, daß ein Mitglied nur einer Verbindung und zwar für sein ganzes Leben angehöre. In dieser starren Form erhielt sich das Lebensprinzip allerdings nur bei der schon genannten Onoldia zu Erlangen, während seit etwa 1840 andere Lebenskorps ihren Mitgliedern gestatteten, in fremde „einzuspringen". Die Waffenkorps lehnten sich an die alten Landsmannschaften insofern an, als sie ursprünglich jedem Korpsburschen beim Verlassen der Universität den Eintritt in ein fremdes Korps erlaubten; indessen nahmen auch sie seit etwa 1840 das Lebensprinzip an, wenn auch in milderer Form.

Man würde die Bedeutung der Landsmannschaften des neunzehnten Jahrhunderts unterschätzen, wenn man ihnen nicht auch einen gewissen Einfluß auf die deutsche Gesamtentwicklung zusprechen wollte: auch sie waren in ihrer Wirkung national, obgleich sie nicht wie die Burschenschaft die Pflege des deutschen Einheitsgedankens auf ihre Fahne schrieben. Schon die Orden, deren Organisationsprinzip sie übernahmen, hatten den mechanischen Grundsatz der Kantonsverteilung durchbrochen, der nach ihnen wieder auflebte; die burschenschaftliche Bewegung warf ihn völlig über den Haufen, und dieser Tatsache trugen die Landsmannschaften nach 1820 durchaus Rechnung. Sie bemühten sich nicht etwa, in rückschrittlicher Weise jenes Prinzip wieder einzuführen; für sie spielte vielmehr die Stammesangehörigkeit keine ausschlaggebende Rolle, und auch nichtdeutschen Ausländern gewährte man weitgehend Aufnahme. „Immerhin blieb ein Rest landsmannschaftlicher Überlieferung in Konstitutionen, Namen, Farben bestehen, ja manche Korps blieben bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein, manche sogar bis zum heutigen Tage, in bezug auf die Herkunft ihrer Mitglieder mehr oder weniger landsmannschaftlich" (Fabricius). So wirkten die Korps ausgleichend zwischen dem landsmannschaftlichen und dem gemeindeutschen Prinzip, sie lehrten die landsmannschaftlichen Eigentümlichkeiten achten und ehren und überbrückten durch die Toleranz bei der Aufnahme die landsmannschaftlichen Gegensätze, gewöhnten die Angehörigen verschiedener Stämme an ein geselliges Miteinanderleben und wirkten damit indirekt auf die Ausbildung eines gemeindeutschen Bewußtseins hin.

6. Die politische Strömung in der späteren Burschenschaft



Eine an verschiedenen Problemen so reiche und so vielgestaltige Bewegung wie die der Urburschenschaft konnte sich nur in voller Freiheit und Öffentlichkeit und im Geisteskampf mit den ihr feindlichen Tendenzen entfalten. Sie war dazu zweifellos auf dem Wege, wie der Jenaer Burschentag von 1818 beweist, aber die brutale Polizeigewalt des damaligen Staates lähmte ihre beste Kraft. Dadurch nun, daß sie aus dem öffentlichen Leben verschwinden mußte, änderte sich naturgemäß ihr Charakter; im Geheimen und unter steten Verfolgungen fristete sie ihr Dasein, weder eine Propaganda großen Stiles und ein Wirken für ihr nationales Erziehungsideal, noch eine Ausgestaltung der in ihr ruhenden Ideen erschien jetzt möglich, und es kann nicht wundernehmen, daß in dieser Not der Zeit alle hoffnungsvollen Triebe verkümmerten, die einst zusammen mit der nationalen Idee das Wesen der Burschenschaft ausmachten, und daß sich bloß der alte Hauptgedanke erhielt, allerdings nur dürr und ohne die Lebensfülle der Zeit des Wartburgfestes.

Im Gegensatze zu den Korps suchten die Epigonen der Urburschenschaft mitzuwirken an den Idealen der neuen Zeit. Die Zahl der burschenschaftlich Gesinnten war auch nach der offiziellen Auflösung überall groß, die Verbindung bestand zumeist sogar als Kneipvereinigung fort, und um diese Partei einheitlich zu beeinflussen und zu leiten, kam es schon 1820 an verschiedenen Hochschulen, insbesondere in Jena, zur Stiftung neuer Burschenschaften, ja selbst zu einem regen Gedankenaustausch unter ihnen, der zu den geheimen Burschentagen von Dresden (1820), Streitberg (1821) und Bensheim (1822) führte. Da man eine Verfassung nicht einzuführen wagte und gleichwohl die Parteigenossen zusammenhalten wollte, so kam man auf den Ausweg, daß man als Parteileitung eine „engere Verbindung" gewissermaßen als inneren Ring innerhalb der weiteren Verbindung oder Renoncenschaft schuf.

Die Burschenschaft bildete von Anfang an ein Sammelbecken für alle nichtkonservativen Richtungen, sie enthielt zweifellos den größten Teil der geistig beweglichen und tüchtigen Elemente der Studentenschaft, aber es war auch schwer, ja zuletzt unmöglich, die mit Mühe zusammengefaßten, aber stets zum Auseinanderstreben bereiten Teile zusammenzuhalten. Die religiös-mystische Färbung der Urburschenschaft ging schon Anfang der zwanziger Jahre verloren, und die politische Aufgabe erschien als der Kern der gesamten Bewegung. Aber in der Art der Erfassung desselben schieden sich die Geister.

Schon der Dresdener Burschentag zeigte, daß der alte einheitliche Geist dahin war. „Einige verfallen, schrieb damals ein Burschenschafter, bei der Verwechslung der idealen Einheit der teutschen Volkes mit der reell zu erstrebenden, auf die Ansicht, daß jenes ein politisches und somit ihren Wirkungskreis überschreitendes und gesetzwidriges Unternehmen sei. Andere glauben, daß einzelne, wiewohl wenige, die Burschenschaft zu politischen Zwecken unmittelbar benutzen wollen. Wieder andere glauben, das Wesen der Burschenschaft in dem bloßen Vergnügen und Genußleben erreichen zu können, so daß ein geselliger und fröhlicher Verein zur Erreichung ihres Zweckes auf der Hochschule hinreichend sei. Der bei weitem größere Teil aber hält die teutsche Burschenschaft als eine Schule für teutsche Jünglinge zur vaterländischen Ausbildung. Man kam sonach über den obersten Grundsatz überein: Alle teutschen Burschenschaften sollen sich mit gleicher Teilnahme und mit gleicher Liebe für ihr Vaterland nach dem Bilde der Einheit Teutschlands als Brüder umfassen."

Schärfer ausgeprägte Tendenzen zeigte der Streitberger Burschentag, das feststehende und immer wiederkehrende Ergebnis seiner Verhandlungen, erklärte die Mainzer Zentral-Untersuchungskommission, war, daß das gesamte deutsche Volk e i n e n Staat ausmachen, e i n e Regierung haben müsse, und daß Konstitutionen von den Regierungen bewilligt werden müßten. Der Bensheimer Burschentag dagegen erklärte wieder milder, die Burschenschaft sei eine Bildungsschule in wissenschaftlicher und sittlicher Beziehung für das Leben im Staate.

Doch auch in dieser Beziehung schien die Entwicklung normal zu verlaufen, es kam zu einer Klärung, und die im Winter 1827/28 neubegründete Allgemeine Deutsche Burschenschaft fußte auf den Satz: „Die Allgemeine Deutsche Burschenschaft will die V o r b e r e i t u n g zur Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und in Volkseinheit bestehenden Staatslebens im deutschen Volk mittels sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochschule."

So sollte also das Erziehungsprinzip das Prinzip der Burschenschaft sein, allerdings zeigte der Satz zwischen den Zeilen ein Hinneigen zum konstitutionellen Liberalismus. Jener Beschluß ward von der weitaus größten Zahl der Burschenschafter anerkannt. Eine Änderung dieses Satzes bedeutete ein Verlassen der rein studentischen Sphäre. Ein solches hatte schon unter dem Einfluß Karl Follens bei einem Teile der Urburschenschaft, dann im nächsten Jahrzehnt, gleichfalls unter seinem Einfluß, bei dem 1821 durch v. S p r e w i t z gestifteten J ü n g l i n g s b u n d stattgefunden, der mit seinen entschieden revolutionären Tendenzen von Anfang an ein zur Ohnmacht verdammter Geheimbund innerhalb des radikalen Flügels der Burschenschaft war. In diesem Bund lebte besonders die „altdeutsche" Richtung fort, deren Mystik jetzt zu einem ungesunden geheimnisvollen und stark politischen Verschwörertum ausartete, durch das man das deutsche Volk zu retten hoffte. Nachdrücklicher setzte die politische Richtung in der Burschenschaft selbst ein, als, von Erlangen 1827 ausgehend, der S t r e i t d e r A r m i n e n u n d G e r-

manen begann. Erstere stellten sich auf den Boden des obigen Programms, letztere meinten, die Burschenschaft sei berufen, selbst an einer Änderung der politischen Lage Deutschlands mitzuhelfen, und müsse sich zu tätlichem Eingreifen bereit halten. Bei ihnen machte sich eine Hinneigung zum Republikanertum geltend, und in Jena sangen damals die Germanen die blutrünstigen Verse:

„So woll'n wir nimmer ruh'n,
Bis daß am letzten Pfaffendarm
Der letzte König hängt."

Der germanistische Burschentag zu Frankfurt a. M. (1831) bildete den Höhepunkt dieser politisierenden Richtung; er nahm als Grundsatz an: „Die Allgemeine Deutsche Burschenschaft ist die freie Vereinigung deutscher Jünglinge auf den Hochschulen, deren Zweck ist: Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und durch Einheit des deutschen Volks gesicherten Staatslebens mittels sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung."

Das Aufgeben des christlich-germanischen Wesens und der Übergang zu einem immer energischeren Liberalismus zeigte sich auch noch an andern Äußerungen der Burschenschaft. Der furchtbare Druck, der auf dem politischen Leben Deutschlands lastete und es jedem unmöglich machte, an einer Gesundung der deutschen Verhältnisse mitzuarbeiten, hatte allgemein zur Folge, daß sich die unterdrückte Kraft bei Gelegenheiten Luft machte, wo die Machthaber es nicht verbieten konnten. Darin hatte auch die Begeisterung für den Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken seinen Grund, der viele deutsche Studenten sogar veranlaßte, als Freiwillige jenem unglücklichen Volke zu dienen, ebenso auch die Begeisterung für die Polen, die damals gegen die Russen für die Herstellung ihres Staates kämpften. Das Ringen um nationale Freiheit ward als das Einigende empfunden, und die dem deutschen Volkstum drohenden Kämpfe mit dem Polentum wurden infolge der Unklarheit der Verhältnisse noch nicht geahnt. Die Polenbegeisterung der akademischen Jugend fand in dem guten Verhältnis der Burschenschaften zu der aus Polen bestehenden Polonia in Berlin und Breslau einen beredten Ausdruck und erreichte ihren Höhepunkt in dem festlichen Empfang der flüchtigen Polenführer.

Noch deutlicher zeigte sich das Eindringen des Liberalismus in der Stellung der Burschenschaft zur Judenfrage. Nach langen Kämpfen hatte im Jahre 1818 in der Urburschenschaft das christlich-germanische Empfinden über das liberale gesiegt, und die jüdischen Studenten wurden ebenso wie die Ausländer aus den Reihen der Burschenschaft ausgeschlossen. Noch der Dresdner und der Streitberger Burschentag erklärten sich gegen die Aufnahme von Juden, als solchen, „die kein Vaterland und schon für unseres kein Interesse haben können". Übrigens sollte ihnen keineswegs der Weg abgeschnitten werden, sich der Burschenschaft zu nähern und sich allseitig auszubilden, wenn erwiesen wäre, daß sie sich christlich-deutsch für unser Volk ausbilden wollten. Doch schon der Odenwälder Burschentag (1822) beschloß, „soviel wie möglich die Förmlichkeiten, insbesondere alles Christliche zu vermeiden." Gleichwohl beantragte die Würzburger Burschenschaft 1827 vergebens, daß man auch Juden

in die Burschenschaft aufnehmen möge, und noch der Nürnberger Burschentag von 1830, der eine Durchsicht der Verfassung vornahm, ließ die Forderung einer christlich-deutschen Ausbildung bestehen, und erst dem radikalen Frankfurter Tage war es auch in dieser Hinsicht beschieden, einen Bruch mit der Vergangenheit herbeizuführen, indem er das Wort „christlich" strich und somit den Juden unbeschränkt für Jahrzehnte den Beitritt ermöglichte und der Burschenschaft damit einen entschieden liberalen Charakter verlieh.

Diese germanistische Richtung führte bald danach auch die Katastrophe der Burschenschaft herbei. Am 3. April 1833 fand das sogenannte Frankfurter Attentat statt. Eine Anzahl alter und junger Burschenschafter sowie einige Bürger und Handwerksgesellen stürmten unter der Führung von Dr. Gustav Bunsen, Dr. G. P. Körner und dem alten Korpsburschen Dr. v. Rauschenplat die Hauptwache und die Konstablerwache zu Frankfurt a. M., und zwar in völlig sinnloser Weise, da der Plan den Behörden verraten worden war und die Aufrührer dies wußten. Das Volk wurde vergeblich von ihnen zur Teilnahme aufgefordert, und mit der Wiederbesetzung der verlorenen Punkte durch das Militär endete die „Meuterei", bei der 9 Personen getötet und 24 verwundet wurden. Nach dieser Frankfurter Tragikomödie trat zur Untersuchung der politischen Verbrechen die Bundes-Zentralbehörde ins Leben. Sie setzte die Arbeit der Mainzer Kommission fort, die von 1819 bis 1827 im ganzen 117 Personen angeklagt und nur 44 davon freigesprochen hatte. Erfolgreicher noch arbeitete die neue, die Hunderte von deutschen Jünglingen und Männern, wie Fritz Reuter, Max Duncker, Heinrich Laube und andere einer hochverräterischen Verbindung zieh, oft nur deswegen, weil sie der Burschenschaft angehört hatten. In Berlin wurden von 204 Angeklagten 39 zum Tode und dann auf dem Gnadenwege zu lebenslänglicher oder dreißigjähriger Freiheitsstrafe verurteilt. Wenn es nun auch zweifellos das gute Recht des Staates war, gegen eine nach damaligem Begriff staatsfeindliche Richtung und ihre Vertreter vorzugehen, falls sie etwas wirklich Verbrecherisches unternahmen, so ließ sich die maßlose, willkürliche und grausame Art, wie der preußische Justizminister v. Kamptz und seine Genossen vorgingen, durchaus nicht rechtfertigen. Charakteristisch an der Rechtssprechung war, daß man die Beschuldigten wohl zum Tode verurteilte, aber keine Entscheidungsgründe angab, diese vielmehr „nachliefern" wollte, was aber niemals geschah. Die furchtbaren Leiden der Verurteilten, die in den Kasematten von Silberberg, Magdeburg, Posen und Graudenz die besten Jahre ihres Lebens vertrauerten, raubten den Unglücklichen oft für immer Gesundheit und Lebensmut; mancher von ihnen mußte, wie Fritz Reuter, vier Tage bei furchtbarer Kälte in ungeheizter Zelle, hungernd, nur mit seinen Kleidern bedeckt, auf dem nackten Fußboden den Schlaf suchen, und die dumpfe Ruhe der Haft war oft so drückend, daß selbst der Anblick eines Leichenwagens als willkommene Abwechslung den Gefangenen erfreute. In Fritz Reuters „Ut mine Festungstid" fand diese für Preußen wenig würdige Verfolgungszeit später eine künstlerische Gestaltung und, wenn auch der Dichter, durch die Zeit versöhnt, „Feigen von den Disteln pflückte" und mit einem

bei aller Wehmut lächelnden Humor die traurigen Ereignisse verklärte, so brach doch an einzelnen Stellen etwas von dem alten Gram und der alten Verzweiflung durch, die ihn wie manchen Mitgefangenen besonders im Augenblick der endlich erfolgten Begnadigung erfüllt hatte. „Sieben Jahre lagen hinter mir, sieben schwere Jahre", sagt er. In diesen Jahren war nichts geschehen, mir vorwärts zu helfen in der Welt, und was sie mir möglicherweise genützt haben, das lag tief unten begraben im Herzen unter Haß und Fluch und Grauen. Ich mochte nicht daran rühren; es war, als sollte ich Gräber aufreißen und mit Totenknochen Spaß treiben. — Und was lag vor mir? Eine Heide mit Sand und Tannenbusch. — Ein Weg? — O, viele Wege führten da durch, aber gehe mal einer einen solchen Weg, er soll wohl müde werden .... Was war ich? Was wußte ich? Was konnte ich? Nichts. Was hatte ich mit der Welt zu tun? Nichts, gar nichts. Die Welt war ihren alten schiefen Gang ruhig weitergegangen, ohne daß ich ihr gefehlt hatte; um ihretwillen konnte ich noch immer fortsitzen — und meinetwegen auch .... Auf den Festungen hatten sie mich geknechtet; aber sie hatten mir ein Kleid gegeben, das feuerfarbene Kleid des grimmigen Hasses; nun hatten sie mir das ausgezogen, und ich stand nun da — frei! — aber auch splitterfadennackt, und so sollte ich hinein in die Welt!"

Den irrigen Wahn der radikalgesinnten Burschenschafter, man könne durch Geheimbünde die Volksfreiheit fördern und eine Revolution machen, hatte die Gesamtburschenschaft schwer zu büßen; ihre letzten Ausläufer wurden durch die Verfolgung vernichtet, und sie hörte auf, eine große Partei zu sein. Längst nicht mehr konzentrierte sich in ihr allein die nationale Einheitsgesinnung, ja diese fand im politischen Leben des ganzen Volkes ein größeres Betätigungsfeld; sie brauchte und fand Männer als Führer, welche die einstmals leitende Rolle der Burschenschaft übernahmen. Ihr Heroldsruf vom Wartburgfest 1817 hatte jetzt in Millionen Herzen Widerhall gefunden, und auch fernerhin wirkte sie durch die in ihrer Schule Erzogenen für das alte Ideal weiter. Mag man auch die verschiedenen, mit ihr verbundenen Verirrungen, die sie übrigens schwer zu sühnen hatte, noch so hart tadeln, so wird trotzdem die ganze burschenschaftliche Bewegung bis zu ihrem Ausklang jedem vaterländischgesinnten Deutschen teuer bleiben als ein wichtiger Zeitabschnitt in der langen Leidensgeschichte des deutschen Volkes vor seiner Einigung.

7. Die Anfänge von Schwarzburgbund und Wingolf



ie christlich-religiöse Stimmung, die, mit der vaterländischen aufs engste verquickt, zum erstenmal im Hain sich offenbart und dann beim Wartburgfest ihren gewaltigsten und elementarsten Ausdruck gefunden hatte, war mit der zunehmenden Politisierung der Burschenschaft aus dieser entwichen und fand so in der studentischen Welt zunächst keine Pflege mehr. Daß sie aber trotzdem auch in der akademischen Jugend sich nicht dämpfen ließ, erklärt sich aus der damaligen Entwicklung. Schon ein halbes Jahrhundert früher hatten Männer wie Klopstock, Hamann, Lavater, Jung-Stilling und Claudius das Wiedererwachen des christlich-religiösen Geistes vorbereitet, der dürre überlebte Rationalismus, wie er sich in der Theologie jener Tage breit machte, konnte dem tieferen Gefühl nicht zusagen, er bot nur harte Steine statt des nährenden Brotes, und besonders ein Geschlecht, das unter den wuchtigen Schlägen eines fremden Eroberers seine Ohnmacht fühlen gelernt hatte und nach einem lebendigen Quell religiösen Lebens verlangte, mußte innerlich mit ihm völlig brechen. Und jene tiefe, oft unklare, ans Mystische grenzende religiöse Sehnsucht, wie sie in den Dichtungen der älteren Romantiker einen beredten Ausdruck erhielt, griff in den Jahren dumpfer Ruhe, die den Karlsbader Beschlüssen folgten, immer mehr um sich; ja gerade die Trostlosigkeit der politischen Verhältnisse und die Unmöglichkeit, an ihrer Verbesserung mitzuwirken, lenkte die Gemüter, soweit sie nicht einem maßlosen Radikalismus oder einer duldenden Gleichgültigkeit entgegentrieben, zur tieferen Ausgestaltung ihres religiösen Innenlebens. Es ward Frühling in der evangelischen Kirche, und Männer wie Schleiermacher, Claus Harms und Tholuck führten dank der ihnen innewohnenden Geistesgewalt Tausende von Gebildeten zum Glauben zurück.

Eine so beeinflußte Jugend konnte weder in den Landsmannschaften noch in den Burschenschaften jener Tage eine Stätte finden; sie mußte sich abseits von ihnen halten, da sie von beiden mit der gleichen Verständnislosigkeit behandelt ward und innerlich nichts mit ihnen gemeinsam hatte. So ward sie auf selbständige Gruppenbildung angewiesen, und gerade dort, wo sich zuerst die völlige Zersetzung der Burschenschaft zeigte, in Erlangen, sollte auch die Wiege der neuen Bestrebungen sein.

In jener Stadt sammelte sich seit etwa 1830 ein Häuflein von Theologen, zumeist alten Augsburgern, um unter sich fern vom weltlichen Treiben der Verbindungen ein mit christlichem Geist erfülltes Studentenleben zu führen. Unter Verschmähung allen studentischen Wesens fanden sie in Missions- und

Erbauungskränzchen den Mittelpunkt ihrer Vereinigung; daneben liebten sie gemeinsame Spaziergänge, für welche als Zeit der Samstag Nachmittag, als Ort der Einkehr zum behuf kurzer Ruhe und mäßiger Erquickung das von anderen Studenten damals selten besuchte Dorf Uttenreuth bald üblich wurde. Wenn nun auch dieser Freundeskreis zunächst in der Studentenschaft nicht missionierend wirkte, sondern nur auf die innerliche Förderung der Seinen bedacht war, so vergrößerte er sich doch von Jahr zu Jahr; aber nicht alle neu Beitretenden konnten „in jenem rigorosen Selbstverzicht auf harmlose jugendliche Geselligkeit, nicht alle in dem spezifisch pietistisch, wo nicht methodistisch gefärbten Tone christlicher Frömmigkeit, wie er dort herrschte, den wahren und reinen Ausdruck ihres Glaubenslebens wiedererkennen". So kam es innerhalb des Bundes bald zu tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten und heftigen Parteikämpfen; mit liebloser Schroffheit trat der streng pietistische Flügel den Jüngeren gegenüber, und bezeichnend für seinen Standpunkt war das harte Wort eines Mitglieds: „Wollte ich in eine Gesellschaft treten, deren Mitglieder zum größten Teile unerweckt und tief in Sinnlichkeit versunken sind, so würde mein eigenes Christentum Gefahr laufen." Unter Ausscheidung dieser starren Richtung, wie auch derjenigen, welche das Studentische zu sehr betonte, kam am 5. März 1836 die Gründung eines Bänder und Abzeichen verwerfenden „Obskurantenvereins" „ohne alle Form" zustande, der späteren „Uttenruthia". Das christliche Element im Vereinsleben beruhte nicht in einem äußerlichen aufdringlichen Betonen der Religion; das Christentum sollte vielmehr das alles belebende und durchdringende, Sittlichkeit wirkende Element des Ganzen wie des einzelnen sein, „der Maßstab für das sittliche Verhalten der einzelnen und für den sittlichen Wert der Gemeinschaft". Alles Dogmatische, alles Konfessionelle lag dem Verein fern; es konnte infolgedessen auch gar nicht darauf ankommen, ob ein Mitglied Katholik oder Protestant war, und in der religiösen Toleranz ging man damals so weit, daß man selbst Juden den Eintritt nicht verwehren wollte, allerdings nur, „wenn sie im bewußten Übergang zum Christentum begriffen seien".

Mit der Schaffung der äußeren Vereinsform glaubte man „die rechte Einheit zwischen dem christlichen und dem studentischen Leben" gefunden zu haben. „In der Ausführung war das gesellige Zusammensein in einem Kneiplokal in der Tat das einzige Element studentischen Lebens, welches man bis jetzt herüberzunehmen gewagt hatte. Und auch dies war noch gänzlich formlos und unorganisiert. Der Kneipabend diente die ersten zwei Jahre zugleich als Versammlung zur Beratung der Verbindungsangelegenheiten." Als eine im Studententum durchaus neuartige, das Verbindungsleben getreulich spiegelnde Einrichtung erschien der sogenannte „Anonymus", „ein Buch, in welches jedes Mitglied anonym durch einen dazu bestellten ‚Anonymusschreiber' prosaische und poetische Produkte konnte schreiben lassen, welche dann am Kneipabend vorgelesen wurden." Von Satzungen waren nur die allernotwendigsten Bestimmungen festgestellt; indem man jedoch das Duell als etwas Unmoralisches verwarf und das Keuschheitsprinzip vorschrieb, das jeden unanständigen Umgang mit dem weiblichen Geschlecht verpönte, „er möge sich

äußern, wie er wolle," bekundete man offen den Gegensatz zu dem Durchschnittsstudententum jener Zeit.

Aber das zunehmende Wachstum der Verbindung, die im Sommerhalbjahr 1839 mit 59 Mitgliedern ihren ersten Blütenstand erreichte, zwang ganz von selbst dazu, dem Verein eine feste Form zu geben. Auch das studentische Element drang trotz des leidenschaftlichen Kampfes der strengeren Richtung stückweise ein. 1837 gestattete man einen Pfeifenkopf mit Emblemen, 1839 unternahm man von Verbindungs wegen die erste Fahrt nach auswärts; „schwarze Samtmützen wurden nicht als statutenwidriges ‚Abzeichen‘ perhorresziert, sondern als ein fast unerläßliches Kennzeichen ohne besonderen Beschluß tatsächlich eingebürgert," einige Jahre später belegte man sogar den früher streng verpönten Fechtboden. 1843 wählte man den Namen „Uttenreuther" als amtliche Bezeichnung und stellte beim Universitätsjubiläum (1843) zum erstenmal Chargierte, die Schleppsäbel und weißgoldene Schärpen trugen und eine Fahne führten, welche mit verschiedenen Emblemen geschmückt war. 1848 fügte man zu den Mützen auch schwarz-goldene Verbindungsbänder und vollendete um jene Zeit dank dem tatkräftigen Wirken Ernst Luthardts auch die innere Organisation. Indem man so allmählich die Gebräuche des Studentenlebens aufnahm, soweit sie nicht dem christlichen Geiste widersprachen, ward man in gewissem Sinne zur Nachfolgerin der Urburschenschaft, zu einer christlichen Burschenschaft. Eine Bereicherung der studentischen Kultur bildete die Einführung einer „Verbindungschristbescherung" (1842) und die 1843 aufkommende Sitte des „Ritterschlags".

Über die Bedeutung, welche die Stiftung der Uttenruthia für die Studentenschaft besaß, wurde man sich in Erlangen bald klar; sahen doch selbst Professoren in dem Gedeihen des Vereins „den Anfang einer Regeneration der deutschen Studentenschaft". Und diese überschwenglichen Hoffnungen schienen sich auch zu erfüllen. In Halle entstand 1840 eine verwandte Verbindung, in Bonn 1841 eine ähnliche, Wingolf genannt, und in Berlin bereitete der Theologieprofessor Neander 1842 den Boden vor, indem unter seinem Schutze ein Theologenverein zusammentrat mit der Losung: „Wissenschaftlichkeit durch den Glauben an den historischen Christus". 1843 kam dort eine der Uttenruthia verwandte Vereinigung zustande; in Heidelberg sammelte sich seit 1844 ein Teil der christlichgesinnten Studenten in der Stille eines dortigen Pfarrhauses zu einer wöchentlichen Bibelstunde; ähnliche Erbauungskränzchen entstanden in Breslau, Leipzig, Tübingen, ja selbst im fernen Dorpat, waren jedoch für die Entwicklung bedeutungslos. Wichtig dagegen wurde die im Winter 1846/47 gestiftete Marburger Vereinigung. Während die Uttenruthia das Duell schroff ablehnte, rangen die Marburger noch unklar nach einer grundsätzlichen Stellung; sie verwarfen zwar ihrem Prinzip nach das Duell, stellten es jedoch der Überzeugung und dem Gewissen des einzelnen anheim, sich in gewissen Fällen dafür zu entscheiden.

Es bedeutete einen mächtigen Ruck vorwärts, daß die Erlanger, Hallenser und Berliner zu Pfingsten 1844 die erste gemeinsame Zusammenkunft, das sogenannte Schleizer Konzil, veranstalteten. Die Stimmung war sehr gehoben.

Bei der Ankunft stürzten sich die Angehörigen der drei Universitäten mit lauten Lebehochs einander in die Arme. Dann machte man Ausflüge in die Umgebung und kneipte am Abend unter sich oder mit den Philistern, welche durch die Ankunft so vieler Studenten erschreckt worden waren und bei ihnen kriegerische Absichten witterten, bald aber von ihrer harmlosen Gesinnung sich überzeugten und mit ihnen manches Faß Bier austranken.

Noch hatten sich damals die zwei christlichen Strömungen, die in den bestehenden Vereinen wirkten, nicht geschieden; noch empfand man unter dem Eindruck der gemeinsamen Tagungen zu Schleiz und Blankenburg (1844, 1846, 1848) zu stark das im Christentum beruhende Einigende und begann „sich innerhalb der Studentenschaft der deutschen Universitäten als Erobernde zu fühlen, denen die Zukunft gehört". Aber leise bemerkbar machten sich schon in Schleiz die abweichenden Richtungen, und jede von ihnen hatte bereits einen ausgeprägten Charakter, der wohl noch ein vorläufiges gemeinsames Zusammenwirken erlaubte, aber zuletzt doch zur Scheidung führen mußte. Für die eine Partei lag der Kristallisationspunkt in der Uttenruthia verborgen, für die Bestrebungen der andern fand sich sehr bald in dem Namen Wingolf eine bezeichnende Zusammenfassung. Mit Recht nimmt auch sie Erlangen als ihre Geburtsstätte in Anspruch. In dem Freundschaftsbunde des Erbauungskränzchens, aus dem sich die Uttenruthia zuerst losrang, ruhten auch die Wurzeln der Wingolfsbestrebungen. Ihre erste organisatorische Ausgestaltung aber erhielten sie in Halle, wo 1839 eine Anzahl Theologen ein Kränzchen stifteten, das sich zu gemeinsamer Erbauung aus Gottes Wort jeden Samstag Abend auf der Stube eines der Freunde versammelte. Die durch Professor Tholuck mächtig geförderte christliche Stimmung brachte dem Kränzchen Zuwachs, und 1841 trugen drei ehemalige Jenaer Korpsburschen in das Erbauungskränzchen den Plan einer förmlich organisierten, auf das Prinzip des Christentums gegründeten Studentenverbindung hinein. Die Stimmung jenes Studentengeschlechts war weit entfernt von finsterem Haß gegen alles Weltliche und Jugendlich-Freudige, ein Sinn für Poesie lebte in ihm. Beim ersten Stiftungsfest 1842 marschierten am frühen Morgen die Verbindungsbrüder, die Mützen mit Büschen von jungem Eichenlaub geschmückt, unter Gesang zum Tor hinaus und zur Saale hinab, wo auf sie zwei festlich bekränzte Gondeln warteten. Man begann die Feier mit dem Gesange des Liedes „Ein' feste Burg ist unser Gott" und ließ dann ein Quartett folgen. So kam man unter Gesang in Trotha an, wo man an der mit Girlanden und Blumen geschmückten Tafel Kaffee und Kuchen genoß und die Zeit bis zur Rückfahrt durch Spazierengehen, Vortragen von Liedern und Halten von Ansprachen verbrachte.

Abgesehen von der Verwerfung des Duells als der göttlichen Ordnung zuwiderlaufend nahm der sogenannte Alte Verein doch die Formen einer studentischen Verbindung von vornherein in der Hauptsache an, wenn er auch keine Farben trug; neben den Erbauungskränzchen auf den Stuben der Mitglieder hielt er wissenschaftliche Kränzchen und wöchentlich zwei Kneipabende ab, auf denen Chor- und Quartettgesang mit geselliger Unterhaltung und Vorträgen wechselte. Aber mit dieser strengern Richtung rang eine an Zahl

stärkere freiheitlichere, welche wohl christlich sein wollte, aber kein entschiedenes Bekenntnis zu Christus und keine ernste Betätigung dieses Bekenntnisses im Leben wünschte. Sie gestattete auch verhältnismäßige Duellfreiheit und sah Tüchtigkeit im Fechten als bestes Mittel zur Verhütung des Duells an. Die vier Anhänger der strengen Richtung schlossen, um das alte Prinzip zu retten, die zwanzig andern aus, welche die spätere Burschenschaft „Alemannia auf dem Pflug" ins Leben riefen, und gründeten im Juli 1844 einen neuen Studentenverein, der am 20. Dezember die Bezeichnung „Wingolf" erhielt. Mit dem Namen, den der erste Träger, der Bonner Wingolf, um diese Zeit zugleich mit den christlichen Grundsätzen ablegte, legte Halle auch endgültig den Grund für die ganze strengere Partei, und ihr schloß sich bald auch die verwandte Partei in Berlin an, während die freiere, von der „Gesellschaft der Lichtfreunde" beeinflußte, sich nach lebhaften Kämpfen zu einer Verbindung auf religiöser Basis zusammenschloß. —

So hatte die strengere Richtung in Halle und Berlin nach mühevollem Kampfe gesiegt und eigene festgeschlossene Korporationen zustande gebracht, aber sie mußte es mit einem Gebietsverlust bezahlen: Bonn war ihr 1846 vorläufig verloren gegangen. Mehr äußerliche Gründe, insbesondere der Wunsch, sich von den andern Korporationen und den Nichtinkorporierten zu unterscheiden, führten in Berlin, Halle und Marburg die wingolfitischen Vereine zur Annahme von Farben, — eine Entwicklung, die seit 1846 begann und sich durch die Ereignisse von 1848 als notwendig erwies. Bemerkenswert war es, daß die Korps, die späterhin gegen neue farbentragende Verbindungen, auch z. B. gegen den Wingolf auftraten, 1848 in Berlin nur unter der Bedingung mit ihm ein Bündnis schlossen, daß er Farben anlege. Die wichtigste Tat aber, wodurch der Wingolf den letzten Rest des altüberlieferten Studententums aufnahm und zugleich in seinem ausgesprochen christlichen Sinn umbildete, war die Feier des Landesvaters. Die Berliner gingen damit voran und entschieden, wenn auch Halle und Erlangen nicht sofort folgten, die Frage grundsätzlich. Die Aufnahme dieses Brauches war um so leichter, als die Niemannsche Fassung des Liedes tatsächlich nur Vaterlands- und Bruderliebe sowie Halten an Ehre betont, das Duell aber verworfen hatte.

So erschien in der Mitte der vierziger Jahre das Verhältnis der beiden, einem Nährboden entstammenden christlichen Richtungen im Studentenleben geklärt. Von nun ging die freiere, die der „christlichen Burschenschaft", getrennt ihre Wege von dem ausgesprochen christlichen Wingolf. Hatte die Uttenruthia, die einzige feste Organisation der ersteren Richtung, allmählich die studentischen Formen angenommen und Sittlichkeit, Wissenschaftlichkeit und Geselligkeit auf religiöse Grundlage gestellt, so war der Wingolf von vornherein eine ausgeprägte „religiös-christliche Neuschöpfung innerhalb des überlieferten Studententums". Er erschien als „ein Versuch, das studentische Leben seinem ganzen Umfange nach auf christlichem Fundamente zu erbauen". „In dem Christentum, nicht als einer Sittenlehre, noch auch einer philosophischen oder religiösen Weltanschauung, sondern als einem Glaubensbekenntnis zu Christus und einer darauf beruhenden religiös-sittlichen persönlichen Lebensgemeinschaft

fand der Wingolf diesen gemeinsamen ewigen Lichtquell." Demgemäß lautete auch sein 1848 in Halle zuerst angewandter Wahlspruch: Δι' Ἑνὸς πάντα (Durch Einen alles!) im Anschluß an verschiedene Bibelverse. Und wie diese Worte im Leben des einzelnen und der Gesamtheit ihre Kraft bewiesen, veranschaulichen am besten folgende Stellen einer Wartburgrede 1864: „Der Wingolfit hinter dem Kneiptisch und hinter dem Studiertisch darf nie aus den Augen verlieren das δι' Ἑνὸς πάντα. Es muß dieser Gedanke wie eine leise Musik all sein Tun begleiten. Das ist freilich nur dann möglich, wenn er die lebendige, bestimmende Macht im Herzen geworden ist. Wer es erst einmal über sich gebracht hat, sich wirklich im Glauben seinem Herrn hinzugeben, wer diesen größten und folgereichsten Akt der Selbstverleugnung vollzogen hat, dem wird es nicht mehr schwer werden können, ein Leben in echter, brüderlicher Liebe mit seinen Verbindungsbrüdern zu leben, nicht schwer, auch ihnen gegenüber sich in Demut zu entäußern, und dadurch der größte zu sein, daß er den andern diene, nicht schwer, Unrecht und Ungehörigkeiten zu vermeiden." Auf diese Weise suchte man eine einheitliche, jugendlich-christlich-deutsche Stimmung in dem Freundschaftsbund Gleichstrebender hervorzubringen; und es war kein unglücklicher Griff, daß man für das neue Ideal den dieselbe Stimmung bezeichnenden Klopstockschen Ausdruck „Wingolf" wählte, welchen man als „Tempel der Freundschaft" deutete. Man lebte tatsächlich in der gleichen Sphäre: „Ist mir doch," sagte einer der Stifter des Bonner Wingolfs, „wenn ich in die Versammlung komme, ich träte in einen Eichenhain, in dem der uralte, urbiedere, urstarke Geist des teuren Vaterlandes seine brennenden Altäre hätte, und es wehete ein Rauschen durch die hohen Wipfel der Eichen, und das Rauschen wäre der gegenwärtige Geist des teuren Vaterlandes, der lebendige Gottesgeist." Während aber für das achtzehnte Jahrhundert das Wort Wingolf kaum mehr als ein unklares, verschwommenes Ideal war, wurde es durch die Wingolfverbindungen zu einem mit festem Inhalt erfüllten Begriff, und mit Recht dürfen die Wingolfiten von ihren Korporationen sagen: „Sie haben ihm (dem Namen Wingolf) ohne Zweifel die tiefste Bedeutung, die höchste Weihe gegeben, die er je vor oder nach Klopstock besessen."



8. Das Erwachen des katholischen Geistes in der Studentenschaft


as Entstehen der christlichen Verbindungen war der lebendige Beweis gegen die viel ausgesprochene Meinung, die Studentenschaften seien die „Enklaven mitten in der Christenheit, die das Privilegium haben, absonderlich das Christentum nicht über ihre Grenzen zu lassen". Wie der Geist, aus dem sie geboren wurden, erschienen sie nicht bloß als ein Rückschlag gegen den dürren, überlebten Rationalismus in Glauben und Lehre, sondern auch als ein bewußter Gegensatz zu der modernen Philosophie und den aufstrebenden Naturwissenschaften, die unter dem Schutz der Lehrfreiheit lebhafter um sich griffen und das Christentum bekämpften. „Wenn überall christliche Institutionen hervortauchen in neuer Form, sagte 1847 ein Wingolfit, will man dem Studententum das Recht verwehren, sich christlich zu gestalten? Die heutige Jugend müßte kein tatkräftiges Herz mehr in der Brust tragen, wenn sie sich nicht getrieben fühlte, das darzustellen, was sie beseelt."

Die christliche Bewegung in der Studentenschaft beruhte seit ihren Anfängen durchaus auf dem evangelischen Geistes- und Gefühlsleben, und für den Wingolf stellt sein eigner Historiker Dr. H. Waitz ausdrücklich fest: „Seine Entstehung fällt zeitlich und hängt innerlich zusammen mit der Neubelebung evangelischen Christentums in Leben und Wissenschaft." Trotzdem war bei allen christlichen Verbindungen von einer ausgesprochen konfessionellen Färbung keine Rede; zudem wurde damals das Wesen der Konfessionen noch nicht so feindlich geschieden, und das evangelische Geistesleben überwog das noch unfertige katholische. So beteiligte sich an der Uttenruthia „ein und der andere Katholik" zu Luthardts Zeit, in Berlin gehörte 1848 ein griechischer Katholik dem Wingolf an; in Marburg erlangte ein Irvingianer als Präses bedeutenden Einfluß, anderwärts, besonders in Erlangen zur Gründungszeit, traten auch Reformierte bei. Und ihrer ganzen Natur nach konnten diese ältesten christlichen Korporationen gar nicht konfessionell wirken; war doch ihre Wiege ein Erbauungskränzchen. Die religiöse Stimmung, nicht ein sektiererisches Absonderungsgelüst bildete das Einigende bei ihren Mitgliedern, und so hatte man denn auch mit Rücksicht auf diesen gefühlsmäßigen Zug der Verbindung das in Berlin auftauchende Bestreben, in der Studentenschaft missionierend zu wirken, verworfen. Nur Gleichgesinnten wollte man eine Heimat bieten; das galt insbesondere vom Wingolf. „Er ist," betonte der Wingolfit Köhler, „nur ein Bund derer, die sich zusammengefunden haben, und will weiter nichts sein, durchaus keine Missions- oder Werbestation." So hatte die evangelische Geistes-

richtung eine Organisierung der christlichen Elemente auf konfessioneller Grundlage vermieden. Aber für ihr Ideal einer neutralen christlichen Studentengemeinschaft war sehr bald die Zeitentwicklung nicht mehr günstig. Und nichts kennzeichnete ihren völligen Mißerfolg besser als die Tatsache, daß in die Uttenruthia und die verwandten Korporationen nur wenige und in den Wingolf in mehr als 60 Jahren nur 34 Katholiken eintraten. Und da sie nicht missionierend wirkten, führten die christlichen Verbindungen sehr bald ein Leben abseits von der studentischen Gesamtentwicklung.

Während so der Protestantismus die Beeinflussung der akademischen Jugend vermied und dadurch allerdings auch zur Zerklüftung der gebildeten Kreise Deutschlands nicht beitrug: ergriff sehr bald mit scharfem, staatsmännischem Blick der Katholizismus beide Mittel, das der konfessionellen Organisation und das der Mission innerhalb der Studentenschaft, um die katholische Sache zu fördern. Hatten die christlichen Verbindungen nur abseits von den übrigen Korporationen die christlich empfindenden Studierenden sammeln wollen, so entstanden jetzt neuartige Vereinigungen, welche den Wettbewerb mit den vorhandenen aufzunehmen gedachten. Der Katholizismus bewies damit nur die von altersher in ihm steckende Kraft, das gesamte Leben seiner Anhänger in allen Äußerungen mit seinem Geiste zu erfüllen und im Dienste einer höheren Idee, der Kirche, zu organisieren. Und da die neuen Vereine im Sinne einer bestimmten Weltanschauung in der Studentenschaft werben wollten, so gestalteten sie sich, auch wenn sie alles Angreiferische vermieden, auf akademischem Boden zu den ersten ausgesprochenen Kampforganisationen. Allgemein christlich-deutsch war das Ideal der Urburschenschaft gewesen, allgemein christlich, wenn auch mit evangelischer Färbung das der christlichen Verbindungen; als christlich — aber in klarer katholischer Ausprägung — stellte sich jetzt das der katholischen Korporationen dar. Sie bedeuteten das letzte logische Schlußglied der langen Entwickelungsreihe, und ihr Entstehen war von einschneidender Bedeutung für das deutsche Studentenleben, wenn sie auch erst später eine größere Rolle spielen sollten.

Daß die katholische Studentenschaft in den ersten drei Jahrzehnten nicht selbständig hervortrat, hatte in den politischen und kirchlichen Zuständen der Zeit seinen Grund. Durch den Reichsdeputationshauptschluß verlor die katholische Kirche in Deutschland ihren sehr beträchtlichen Grundbesitz. Die Katholiken selbst büßten den staatlichen Rückhalt ein, den sie bis dahin an ihren geistlichen Regierungen besessen hatten, gerieten vielfach unter die Herrschaft protestantischer Fürsten und sahen eine fast ausschließlich protestantische Beamtenschaft in katholische Gebiete eindringen. In Preußen waren sogar die Lehrstühle an den Universitäten fast ausschließlich in protestantischen Händen; die Juden, die man 1812 zu akademischen Lehrämtern zugelassen hatte, wurden 1822 durch Kabinettsorder bis zur gesetzlichen Regelung 1847 ausgeschlossen, und Katholiken konnten sich seit 1838 nur an den Universitäten Berlin, Bonn, Breslau und Greifswald habilitieren. Da das ganze Beamtentum in den Geruch des Protestantismus kam, so hielt sich der katholische Bevölkerungsteil von ihm zurück; und erst die Gewalt der Tatsachen überzeugte ihn, daß neben

dem bis dahin fast allein üblichen Studium der Theologie die staatliche Beamtenlaufbahn nicht mehr bloß ein Notbehelf, sondern eine Notwendigkeit sei. So nahm dann mit der beginnenden Selbstbesinnung der katholischen Kreise auch die Zahl der katholischen Studenten zu, obgleich man die Besucher der paritätischen Universitäten, die vielfach als Stätten des Unglaubens angesehen wurden, noch recht lange argwöhnisch als halb Abtrünnige betrachtete.

Früher war die Lage des katholischen Volksteils hinsichtlich der akademischen Ausbildung günstiger gewesen. Da hatte er sich in stiftungsmäßig katholischen Lehranstalten und Universitäten wie Dillingen, Freiburg, Köln, Mainz, Paderborn und Trier höhere Bildung erwerben können; bei der Neuregelung der staatlichen Verhältnisse wurden diese Anstalten teils aufgehoben, teils in paritätische umgewandelt. Und da der evangelische Volksteil Deutschlands in der klassischen Zeit zuerst zu einem neuen und großartigen Geistesleben erwachte, so war dessen Vorherrschaft für Jahrzehnte entschieden. Diese wirkte mildernd auf die konfessionelle Gesinnung und brachte — wenn auch noch nicht allgemein — die katholische Welt in Beziehung zu dem deutschen Literaturleben. Die romantische Schule mit ihrem dem christlich-deutschen Mittelalter zugewandten Blicke führte dann auch zahlreiche Katholiken als Mitwirkende dem deutschen Geistesleben zu, allen voran die mächtige Persönlichkeit eines Görres, den selbst Napoleon als „fünfte Großmacht" achtete, ja sie verstärkte die Macht des Katholizismus durch den Abfall mancher protestantischer Wortführer von der evangelischen Lehre. Die Ergebnisse der protestantischen Gedankenarbeit kamen so auch den Katholiken zugute, und durch sie geschult und mit geistiger Rüstung versehen ging jetzt aus dem Schoße der Romantik, zuerst an den Universitäten Tübingen und Freiburg, die moderne katholische Theologie und zugleich eine streng katholische Wissenschaft hervor, die bald alle andern Zweige katholischen Lebens überflügelte. Noch waren auch dabei die beiden späteren Richtungen nicht streng gesondert; die freiere, wie sie Professor Hermes vertrat, der das katholische Dogma durch die Formeln der Kantschen Philosophie vernünftig zu begründen suchte, strebte nach einer Versöhnung mit der modernen Wissenschaft, neben ihr begann sich aber auch schon die starr ultramontane auszubilden. Diese zeigte sich zum erstenmal in ihrer ganzen staatsfeindlichen Gestalt 1820, als der Generalvikar von Münster, Klemens August v. Droste-Vischering seinen Theologen „bei Strafe der Versagung der Weihen" verbot, außerhalb Münsters zu studieren, wodurch er den Hermesianismus in Bonn zu treffen beabsichtigte. Zur Rechenschaft gefordert, erklärte er dem Minister Altenstein, er schulde ihm keine; weder das Landrecht noch die Unterwerfung unter einen protestantischen Landesherrn könne das in Deutschland allgemein gültige Kirchenrecht aufheben. Er hege kein Vertrauen zu Lehranstalten, deren theologische Professoren die protestantische Obrigkeit anstelle, „was man kaum auch da für möglich halten sollte, wo die katholische Kirche nur geduldet wäre. Ew. Exzellenz," fuhr er fort, „sind gewiß nicht gemeint, durch Kränkung der auf göttlicher Autorität beruhenden, von S. M. dem Könige anerkannten und — insofern menschliche Gewalt das Höhere garantieren kann — garantierten Freiheit der katholischen Kirche eine ver-

meintliche Freiheit der Studenten zu schützen." Wenn nun auch der preußische Staat damals einen Sieg davontrug, so zeigte der Vorgang selbst, daß die katholische Bevölkerung schon in Gärung begriffen war. Neue Nahrung erhielt diese Bewegung besonders durch das energische Vorgehen der preußischen Regierung bei den Kölner Streitigkeiten, deren Höhepunkt die Gefangennahme des von ihr selbst zum Kölner Erzbischof gemachten Klemens August v. Droste-Vischering bildete (20. November 1837). „Ein verheißungsvolles Morgenrot endlichen Erwachens aus drückender Beschränkung" erblickte man auf katholischer Seite in der beginnenden Protestbewegung, und zu gewaltiger Höhe schwoll das katholische Bewußtsein an, als vom 18. August bis 6. Oktober 1844 eine Million Katholiken nach der Moselstadt Trier wallfahrtete, um die Reliquie des heiligen Rockes zu verehren.

Unter dem Eindrucke dieser machtvollen Demonstration gründeten am 15. November 1844 in Bonn sieben katholische Studenten eine katholische Studentenvereinigung, die Bavaria. Ihre Blicke richteten sich auf Bayern, wo damals katholische Wissenschaft und katholisches Leben einen großen Aufschwung genommen hatte, und wo Görres unermüdlich im Dienste der Kirche wirkte. Man folgte in Bonn dem Beispiele der Schweiz, wo 1841 der schweizerische Studentenverein entstanden war, um der kirchenfeindlichen Richtung zu begegnen, welche 1839 David Fr. Strauß nach Zürich berufen hatte und 1841 in Aargau sämtliche Klöster aufheben wollte, „weil sie allein die Ursache der unglücklichen Lage des Landes seien, wie das Mönchtum überhaupt nur Steppen und Barbarei schaffe und der Mönch in der Regel ein schlechtes, verdorbenes Geschöpf sei, in dessen Schatten der Grashalm verdorre". Die zuerst zulässige Aufnahme von Protestanten in den schweizerischen Verein machte bald einer strengen konfessionellen Absonderung Platz, die schon 1848 für eine „historische Eigentümlichkeit" erklärt ward. Für Deutschland war diese Bewegung auch deshalb von hohem Wert, weil in München 1844 eine Sektion des schweizerischen Vereins, die Helvetia Monacensis, entstand. Die Bavaria zu Bonn zählte 1847 bereits 46 Mitglieder, und auf ihre Anregung traten neben ihr noch fünf andere katholische Vereine ins Leben, die alle Farben anlegten. Mit Freude begrüßten die Historisch-politischen Blätter schon 1847 diese Neuerscheinung im akademischen Leben als eine Zukunftshoffnung der katholischen Welt, aber zunächst verhallte der Weckruf in der Studentenschaft ohne die gewünschte Wirkung, und abgesehen von der Sauerlandia zu Münster, die 1847 als Verbindung ohne Katholizitätsprinzip sich auftat, kam es in der vormärzlichen Zeit zu keinen weiteren Gründungen.

9. Die Zersetzung des studentischen Verbindungswesens durch die politischen Zeitströmungen. Der studentische Progreß



ach den Tagen des Frankfurter Wachensturmes war es den Regierungen durch ihre harten und grausamen Maßregeln gelungen, die burschenschaftliche Partei innerhalb der Studentenschaft völlig zu unterdrücken. Trotzdem erschien der Sieg nur halb. Die Ideen, welche man bekämpfte, hatten zu viel innere Kraft, und das Märtyrertum ihrer Vertreter warb ihnen stets neue Anhänger. Immer größer wurde die Erregung, welche das deutsche Bürgertum ergriff, und der vom Jungen Deutschland geförderte demokratische Liberalismus hielt in allen Kreisen der Bevölkerung, bei Bürgern wie Studenten, triumphierend seinen Einzug. Überall wünschte man Reformen, immer nachdrücklicher forderte man eine Verfassung und die Ersetzung der alten ständischen Landtage durch moderne, sowie die Beseitigung der Zensur und aller Vorrechte des Adels. Die emporstrebende Tagespresse, die Tätigkeit gewandter Schriftsteller wie Heine und Börne, die revolutionären Lieder Herweghs und anderer trugen dazu bei, die allgemeine Stimmung noch gefährlicher zu machen. Das Volk verlangte dringend eine Neuordnung der Verhältnisse, und die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ward mit großen Hoffnungen begrüßt.

Diese Freiheit und Gleichheit fordernde Bewegung fand naturgemäß in der akademischen Jugend einen lebhaften Widerhall. Die politische Tendenz trat beherrschend in den Vordergrund. Die Kennzeichen des alten Studententums verloren ihren Zauber, und im Gemeinschaftsleben entschied nicht mehr die studentische, sondern die politische Richtung, also etwas Außerakademisches. Damit war zugleich auch das Zeichen für solche gegeben, welche bis dahin weder der korpsstudentischen noch der burschenschaftlichen Richtung angehangen hatten und als Nichtinkorporierte abseits standen. Die Kämpfe der Finkenvereinigungen, der sogenannten Sulphureas, im ersten und zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts hatten infolge der Übermacht der burschenschaftlichen und der landsmannschaftlichen Richtung aufgehört, die Finken unterwarfen sich, soweit sie sich nicht zurückzogen, der Herrschaft des Seniorenkonvents oder der Burschenschaft, nur in Leipzig demonstrierten sie 1836 bei der Einweihung des Augusteums gegen die Vorherrschaft der Korps und setzten durch, daß der Rektor ihnen gestattete, ihre Marschälle und chapeaux d'honneur selbst zu stellen, und ihnen sechs von den 17 Uniformen überließ, welche die

Dresdener Regierung für die studentischen Vertreter lieferte. In Heidelberg gab sich das gereizte Wesen der Nichtinkorporierten in zwei blutigen Pistolenduellen kund, und in Jena trat nach 1840 eine kurzlebige Finkonia auf, welche sich für den Duellzwang erklärte.

Eine größere Gefahr aber als diese Angriffe der Finken auf das Korporationswesen bedeutete die Wandlung, die im Innern des Verbindungslebens selbst vor sich ging, und die man als studentischen Progreß bezeichnet hat. Diese Richtung meinte, wenn man Freiheit und Gleichheit für das ganze Volk verlange, so müsse man diese Grundsätze auch im studentischen Leben zur Geltung bringen. Man dürfe daher keine Vorrechte vor den Bürgern und den Nichtinkorporierten erstreben und müsse die letzteren als gleichberechtigt betrachten, sie nach Möglichkeit zum akademischen Gemeinschaftsleben heranziehen und ihnen auch die Teilnahme an den Verbindungseinrichtungen ermöglichen. Aus diesen Grundsätzen ergab sich eine Reihe wichtiger Folgerungen. Die Hauptschranke zwischen Bürgerschaft und Studenten bildete die akademische Gerichtsbarkeit, die sich überdies infolge der offenkundigen Duldung der verbotenen Verbindungen und zahlreicher Mißbräuche allgemein verächtlich gemacht hatte, und so entstand damals die später immer lauter werdende Forderung, den eigenen Gerichtsstand der Studierenden abzuschaffen. — Innerhalb der Studentenschaft bildete das Duell das unterscheidende Merkmal und seine Aufrechterhaltung die Begünstigung eines kleinen Teils. Wollte man diesen Zustand beseitigen, so mußte man das Duell abschaffen, — ein Ziel, das sich ebenfalls der Progreß setzte. Und wenn man den Nichtmitgliedern Zutritt zu den Verbindungseinrichtungen wie Kneipe und Lesehalle gewährte, so verlor allmählich das ursprüngliche Besitzrecht seine Bedeutung. Daher kam naturgemäß die Forderung zustande, derartige gemeinnützige Anstalten von der Gesamtstudentenschaft aus zu begründen und zu unterhalten. Das setzte aber eine Organisation der akademischen Jugend auf den einzelnen Hochschulen voraus, die nach Gewährung der völligen Gleichberechtigung und nach Beseitigung aller Mißbräuche in der Form von sogenannten „Allgemeinheiten“ verwirklicht werden sollte. Dem Zuge der Zeit entsprechend, der auf ein einheitliches Deutschland unter Ausmerzung aller Standesunterschiede gerichtet war, wünschte man auch an der Organisation der Studentenschaft keine scharf hervortretenden Gruppen, ja die äußerste Linke in Jena, die Ultraprogressisten, wollte nur lose Klubs als Sonderteile gelten lassen. Sogar den Namen „Burschenschaft“ fand man anstößig, weil man in ihm das Streben nach einer Sonderstellung vermutete, und die Jenaer Arminia auf dem Burgkeller wählte infolgedessen für längere Zeit die schlichte Bezeichnung „Verbindung“. Charakteristisch für das damalige Leben waren die Vorgänge in Jena und Heidelberg. An ersterer Universität dauerte die Burschenschaft auch nach den Verfolgungen der dreißiger Jahre fort; die zahlreichen burschenschaftlich Gesinnten, die alles Farbentragen vermeiden mußten, gehörten zur weiteren Verbindung und hatten Anteil am äußeren Burschenschaftsleben. Von wirklicher Bedeutung dagegen war nur die engere Verbindung, welche die Verwaltung versorgte und die Wahlen zu den Ämtern vornahm. Sie stand wiederum

unter dem Einfluß der engsten Verbindung, die ohne Wissen selbst der engeren Verbindung aus 10—12 alten Burschen bestand, die geschriebene Verfassung bewahrte und den Aufenthalt der nach der Schweiz geretteten Burschenschaftsfahne kannte. 1840 entstand neben der Burgkellerburschenschaft die auf dem Fürstenkeller, beide erkannten sich erst an, dann aber steckten sie sich in Verruf, und zuletzt vereinigten sie sich wieder. In dieser neuen Korporation kam, gefördert durch Professor Scheidler, einen Teilnehmer am Wartburgfest 1817, die Idee des Progresses allmählich zum Durchbruch; sie führte allerdings zu einer neuen Spaltung, deren Ergebnis 1843 die Stiftung der Burschenschaft auf dem Bären, der ersten reinprogressistischen, war. 1844 schaffte auch der Burgkeller den Duellzwang ab und vereinigte sich mit dem Bären nach Ausschluß der widerstrebenden konservativen Elemente, die sich 1845 zur Teutonia zusammenschlossen. Um jene Zeit (Winter 1844/45) traf man in Jena auch die Einrichtung eines allgemeinen studentischen Ehrengerichts in Form eines Vereins, bei welchem jeder jenaische Student Mitglied werden konnte, und welcher im Sommer 1846 bis zu 193 Mitgliedern zählte. Die Tätigkeit des Ehrengerichts beschränkte sich in drei Jahren auf 23 Fälle, es konnte nur auf Verweis und Abbitte, nicht auf Duell erkennen, weswegen auch die Teutonia von ihm bald zurücktrat. Ende Februar 1848 stellte es seine Tätigkeit ein.

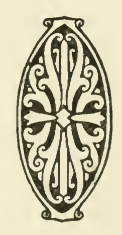
In Heidelberg hatten die Korps bis etwa 1840 die übrige Studentenschaft beherrscht, erst seit einem Pistolenduell, in dem ein Finke einen Korpsstudenten, seinen Beleidiger, erschoß, regte es sich unter den Nichtinkorporierten. Es entstand eine Lumpia, die spätere burschenschaftliche Verbindung Ruperta, und neben ihr eine ähnliche, die Walhalla, zu der der spätere Parlamentarier Ludwig Bamberger gehörte. Letztere verzichtete auf äußere Abzeichen, setzte ein Ehrengericht an Stelle des Duells und widmete sich sittlichen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Aufgaben, erhielt aber trotzdem nicht die gewünschte ministerielle Genehmigung, weil „Studentenverbindungen auch bei den löblichsten Absichten auf Abwege gerieten“. Die Heidelberger progressistische Studentenschaft, die sich nach der gesinnungsverwandten Partei der badischen Kammer „Opposition“ nannte, schuf sich in der von Gustav v. Struve geleiteten „Zeitschrift für Deutschlands Hochschulen“ ein eignes Organ. Das wichtigste Ereignis war die Gründung der Reformverbindung Alemannia, zu deren ältesten Mitgliedern der Mediziner Adolf Kußmaul und der spätere Dichter Viktor v. Scheffel gehörten. Sogar die Korps wurden von dieser Bewegung ergriffen, und eins von ihnen, die Palatia, verwandelte sich in eine Reformverbindung, so daß es bald fünf Verbindungen dieser Art gab, die zur Bildung einer Allgemeinheit schritten. Die radikale Richtung der Heidelberger Studentenschaft fand in diesen Kreisen nur teilweise günstigen Boden, sie bildete sehr bald (im Januar 1845) eine eigene Vereinigung, den Neckarbund, in dem sich der spätere Revolutionär Karl Blind hervortat, und zu dem auch der spätere Minister Johannes v. Miquel als Student gehörte. Bei der Aufnahme herrschte eine gewisse Ausschließlichkeit, „da die Grundsätze stark gepflegt wurden. Wir lasen — so erzählt Blind — Feuerbach, Bruno

Bauer, Strauß, Spinoza, erfreuten uns an allem, was im Sinne der deutschen Freiheit an die Öffentlichkeit trat in gebundener oder womöglich recht ungebundener Rede. Wir verfolgten aufmerksam die Vorgänge in Frankreich, und Louis Blancs Geschichte der zehn Jahre wurde mit dem gleichen Eifer studiert, wie Carlyles Geschichte der französischen Revolution". Eine gewisse äußerliche Gipfelhöhe erreichte der Neckarbund beim Abschiedskommers der Allgemeinheit am 4. März 1845, wo die Kapelle auf seine Veranlassung nach Arndts Vaterlandslied um Mitternacht die Marseillaise anstimmte und die Neckarbündler den französischen Text sangen. Der furchtbare Lärm, der die welsche Hymne erstickte, ward vom Vorsitzenden endlich mit Mühe gedämpft.

Ein außerordentlich charakteristisches Stimmungsbild aus dem aufgeregten studentischen Leben jener Zeit bieten die Vorgänge, welche 1846 zum Auszug der Gießener Studenten nach Staufenberg führten. Ein geringfügiger Anlaß, die Mißhandlung eines Studenten durch einen Polizisten, hatte nächtlichen Straßenunfug zur Folge, dem die Behörde durch strenge Bestrafung der Rädelsführer zu steuern versuchte. Sie veranlaßte jedoch nur neue Demonstrationen, wobei die Studenten ihrem Grimm über die Zensur öffentlich Ausdruck gaben, indem sie ihrem „vielgeliebten Professor Dr. Adrian, dem gewaltigen Zensor und Gedankenhalsabschneider" ein donnerndes Pereat brachten. Als dann gar die Universität Chevauxlegers kommen ließ, um weitere Ausschreitungen zu verhüten, stieg die Erbitterung der Studenten immer mehr. Man verhöhnte die Reiter, indem man, den Stock zwischen den Beinen, an ihnen vorüberritt, und schon drohte der Ausbruch von Feindseligkeiten, als die studentischen Führer entschlossen den Auszug ins Werk setzten. Alle Streitigkeiten der Studentenschaft schwiegen, Korpsstudenten, Burschen und Finken wurden Freunde, und es herrschte unter ihnen eine teils mit kecker Lustigkeit, teils mit bitterm Ernst gemischte Stimmung. Voran schritt, auf einer gravitätisch umgehängten Knabentrommel regelrecht den Wirbel schlagend, ein Chemiker, dann kamen die flatternden Fahnen sämtlicher Korps und Verbindungen und hinterdrein die Studenten in gewöhnlichen oder Zerevismützen, teilweise mit Schlägern bewaffnet, in buntem Durcheinander und sangen allerlei Lieder, insbesondere: „Lidjum, lidjum, lidjum lei! schuftig ist die Polizei." Um der „Wohnungsnot" in Staufenberg abzuhelfen und die Bauern zur Hergabe ihrer Scheunen zu veranlassen, richtete man eine studentische Feuerwache ein, die des Nachts in halbstündigen Zwischenräumen das Dorf abpatrouillieren sollte. In einem einstöckigen Häuschen nahe der Burgruine war das offizielle Büro der „provisorischen Regierung". Vor der Haustür schritten mit Würde zwei nach Korps und Verbindungen sich stündlich ablösende, schlägerbewaffnete Studenten als Wache auf und ab. Wenn ein Besuch kam, machten sie ordonnanzmäßige Meldung, und erst nach ausdrücklicher Genehmigung erhielt er Zutritt. Als Abgesandte schickten die Studenten die zwei verwegensten nach Gießen, der eine davon war der damalige Korpsstudent Wilhelm Liebknecht, der spätere sozialdemokratische Parlamentarier, den eine damalige Karikatur als eine echt Bassermannsche Gestalt in einem turnerartigen Leinenanzuge mit einem Beil über der Achsel darstellt. Der viertägige Auszug hatte den

gewünschten Erfolg, daß die Strafen zurückgenommen und die Untersuchung niedergeschlagen wurde.

Bei dieser hohen Bewertung des Politischen erschien es als selbstverständlich, daß alles, was der Geist des Progresses nicht umformte und zersetzte, als überlebt und rückständig galt und die Zielscheibe leidenschaftlicher Angriffe bildete. Unter schweren Kämpfen erhielt sich mühsam diejenige Richtung, welche Form und Wesen des alten Studententums weiterpflegen wollte; in der Burschenschaft war es die Partei der Jenaer Teutonia, die sogenannte teutonische, neben ihnen die Korps und der als „Muckervereinigung" mißachtete Wingolf. Die behördliche Duldung, ja Bevorzugung der Korps durch die Behörden erbitterte die reformerischen Studenten noch mehr, die in der liberalen Presse eifrige Helfer fanden. In Heidelberg hieß man das Korps Suevia „eine konzessionierte Brütanstalt zur Züchtung von Karlsruher Bürokraten", und allgemein in Deutschland bezeichnete man die Korps „als die gefügigen Werkzeuge Metternichs, als eines der Glieder an der großen, um den edeln Leib der Mutter Germania gelegten Kette, die sie in schmählicher Knechtschaft halte," und glaubte, „durch sie wolle der Staat die Jugend nur von der Teilnahme an öffentlichen Dingen ablenken, ihren idealen Sinn und das deutsch-patriotische Gefühl ertöten", aber gerade durch diese ins Uferlose gehenden Angriffe der liberalen Studentenschaft, welche eine zwar große, aber buntzusammengewürfelte und schwer zu organisierende Masse bildete, sollte das Verbindungsleben zu einer neuen Blüte gebracht werden.



10. Das Sturmjahr 1848



ie Februarrevolution in Paris und die Vertreibung des Bürgerkönigs Ludwig Philipp brachte in ganz Europa die Völker in Bewegung und führte allenthalben den Sturz des Metternichschen Systems herbei. Der Ruf nach Verfassungen wurde in allen deutschen Staaten lauter denn je, und seine Erfüllung ließ oft nicht lange auf sich warten. Neben der konstitutionellen Bewegung beherrschte die nationale Frage alle Gemüter; ihre Lösung versuchte die Frankfurter Nationalversammlung in der Paulskirche, aber infolge der schwankenden Haltung des preußischen Königs und seiner Ablehnung der Kaiserkrone blieb sie zum Schmerz aller Vaterlandsfreunde auf Jahrzehnte ungelöst. Es war eine Fülle von Ideen, die auf dem Boden der damaligen Zeit aufzusprießen begannen, und deren ungeordnetes Nebeneinander langer Jahre zur Klärung und Ausgestaltung bedurfte. Dazu kam noch, daß zum erstenmal auf deutschem Boden der vierte Stand, das Proletariat, erwachte und neben den bisher immer unruhigen Polen das Slaventum Österreichs stolz das Haupt erhob.

Bei einer derartigen aufs höchste gesteigerten Volksaufregung mußte auch das studentische Leben stark in Mitleidenschaft gezogen werden. Ebenso selbstverständlich war es aber auch, daß die Studenten im allgemeinen keine selbständige Rolle übernahmen, sondern gleich der übrigen Bürgerschaft nur als Mitspielende in dem großen Zeitdrama auftraten. Eine bedeutendere Aufgabe fiel ihnen nur an wenigen Orten zu. In Innsbruck rückten die studentischen Kompagnien des Tiroler Landsturms aus, um die Grenze gegen einen italienischen Anprall zu schirmen. Und in Kiel zogen die Studenten todesmutig gegen die Bedrücker Schleswig-Holsteins, die Dänen, erlagen aber bei Bau nördlich von Flensburg der militärischen Überlegenheit ihrer Gegner. Größeren Anteil an der politischen Entwicklung nahmen die Musensöhne besonders in München, Jena, Wien, Berlin und in der Rheingegend. In Baden wirkten hauptsächlich die Genossen des alten Neckarbundes im republikanischen Sinne. In Gießen betätigte sich ein zumeist aus Studenten bestehender „republikanischer Verein", dem Ludwig **Büchner**, der Verfasser von „Kraft und Stoff", angehörte, und in dessen Auftrag der später als Jurist und Herrenhausmitglied bekannt gewordene Heinrich **Dernburg** einen flammenden Protest gegen die hessische Regierung erließ.

In München hatte die Bewegung der Studentenschaft schon 1847 aus örtlichen Gründen begonnen, als der König im Februar sechs Professoren und drei Privatdozenten ohne rechtlichen Grund absetzte. Die Veranlassung dazu gab die spanische Tänzerin Lola **Montez**, die Geliebte des bayrischen

Königs Ludwigs I. Sie versuchte, sich auf die vom Staat erlaubten Korps zu stützen und so dem Haß und Zorn des Volkes wirksam zu begegnen. Der pflichtvergessene Senior des Pfälzerkorps, der später in Amerika als Offizier fiel, machte weitgehende Versprechungen, berückt von der Schönheit und Liebenswürdigkeit jener Dame, die der König trotz ihrer zweifelhaften Vergangenheit zur Gräfin von Landsfeld erhoben hatte. In ehrenhafter Weise lehnten es die Korps ab, an dem Skandal teilzunehmen und eine Leibwache der Fremden zu bilden, sie dimittierten die beiden Hauptschuldigen, steckten das von ihnen gestiftete Korps Alemannia in Verruf und ließen sich von ihrem Beschluß auch nicht abbringen, als der König ihnen drohen ließ, er werde die Korps auflösen und die Universität von München entfernen. Die Alemannen, die der Witz bald „Lolomannen" nannte, stellten der Kleidung und dem Auftreten nach, da ihre Schützerin mit Geld nicht kargte und ihnen sogar einen Teil ihres Hauses als Kneipe einrichtete, die Elite der Studentenschaft dar, genossen aber trotzdem allgemeine Verachtung, und vergeblich rühmte ein Minister bei ihrem Eröffnungskommers im Januar 1848 ihre Liebe zu Studium, Sittlichkeit und Humanität. Statt neuer Füxe brachte dieser Kommers nur größere Empörung unter der Studentenschaft, und beim Erscheinen eines Alemannen demonstrierte man durch Lachen, Zischen und Pfeifen. Verschiedene polizeiliche Maßnahmen beim Tode von Görres, die man der Montez zuschrieb, erregten die Studentenschaft aufs höchste, auch erfolgten von seiten der immer wieder verhöhnten Alemannen Gewalttätigkeiten, und die fünf Korps erklärten in einem längeren Schreiben an den Senat, „daß sie eher einer Auflösung entgegensehen als noch länger eine Alemannia mit dem ehrenvollen Namen eines Korps benannt hören wollten". Die Studenten verließen demonstrativ die Hörsäle, sobald Alemannen eintraten, und auf der Straße kam es zu Tumulten, bei denen ein Polizeikommissar einem Alemannen den Dolch zwar entriß, seine Verhaftung aber verweigerte. Lola selbst bot einem Studenten eine Ohrfeige an, ward aber von ihm kräftig am Handgelenk gefaßt und mußte vor der Volksmenge in eine Kirche flüchten. Um diesen Vorgängen ein Ende zu machen, verfügte der König im Februar 1848 die Schließung der Universität, und als die Studenten dem Rektor und dem Kultusminister v. Wallerstein einen lauten, aber friedlichen Abschied brachten, machte die Polizei von ihren Waffen Gebrauch. Die Erregung der Bürgerschaft zeigte sich jetzt in den Angriffen auf das Haus der Lola, bis endlich die Gesamtheit des Volkes die Wiedereröffnung der Universität und die Vertreibung der Tänzerin aus München durchsetzte. Unter dem Hohn des Volkes verließ sie in geschlossenem Wagen die Stadt und soll sich mit folgenden Worten von der akademischen Jugend verabschiedet haben: „Nächst die deutsche Journalliste, die sämtliche Hungerleider seind, seind die deutsche Studente das gröbste Kreatur in Europa."

In Wien, wo trotz des strengen Verbots die burschenschaftlich Gesinnten in kleinen Kreisen sich weitererhielten, wirkten sie schon vor der Februarrevolution im Sinne eines einigen Deutschland und bereiteten ihre Mitglieder auf den kommenden Kampf vor. Die Hörer des Polytechnikums und

die der Universität standen in engem Bündnis, und bei einem Faschingsfest, bei dem man die französische Revolution und das Erwachen des deutschen Michels mit glühender Begeisterung spielte, gab ein Student die Anregung zu einer Adresse an den Kaiser, worin die damals allgemeinen Forderungen aufgestellt wurden. Am 8. März fand die Beratung auf der Stube des Mediziners Fritsch, des Führers der burschenschaftlich Gesinnten, statt. Bei den stürmischen Vorgängen der nächsten Tage spielten die Studenten eine Hauptrolle; sechs von ihnen waren außer sechs Bürgern bei der Ständeversammlung als Zuhörer zugelassen, und als es dann zu blutigen Zusammenstößen kam, forderte die Studentenschaft ungestüm Waffen und drohte das Zeughaus zu stürmen. Der Sturz Metternichs erfüllte am 13. März die Wünsche des Volkes, und die akademische Jugend begründete die sogenannte akademische Legion, die allerdings nur zuerst lauter Studenten, später dagegen auch andere junge Leute aufnahm. Sie trugen schwarze Filzhüte mit Straußenfedern, dunkelblaue Röcke mit einer Reihe schwarzer glänzender Knöpfe, schwarzrotgoldene Schärpen, hellgraue Hosen, Schleppsäbel mit stählernem durchbrochenem Korbgriff und silbergraue Radmäntel mit Rot gefüttert. Die Anteilnahme der Studenten wird in dem ersten zensurfreien Gedicht geschildert, das Dr. Ludwig August Frankl am 14. März während des Wachestehens schrieb:

„Was kommt heran in kühnem Gange?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht;
Es naht mit hellem Trommelklange
Die Universität . . . .

Die Stunde ist des Lichts gekommen;
Was wir ersehnt, umsonst erfleht,
Im jungen Herzen ist's entglommen
Der Universität.

Das freie Wort, das sie gefangen,
Seit Josef, arg verhöhnt, geschmäht,
Vorkämpfend sprengte seine Spangen
Die Universität . . . .

Und wendet ihr euch zu den bleichen
Gefallnen Freiheitsopfern, seht:
Bezahlt hat mit den ersten Leichen
Die Universität . . . ."

In Jena hißte am 2. März die Burgkellerburschenschaft auf ihrem Hause eine blauweißrote Fahne und zog mit einer gleichen, auf der die Worte: „Vive la république" standen, auf den Markt. Dort schlossen sich andere Burschenschafter an, schmückten sich mit Schleifen und Kokarden, sangen die Marseillaise und feierten die Pariser Ereignisse durch einen Kommers. Als die Weimarer Regierung die Forderungen des Volkes ablehnte, versammelten sich am 11. März vor dem Burgkeller rund 50 Musensöhne, setzten den der Regierung angedrohten Zug nach Weimar durch und kamen, durch die Bauern der Umgegend verstärkt, 5000 bis 6000 Mann stark in der Landeshauptstadt an, wo durch ihre besonnenen Führer ein Blutvergießen vermieden und die Ernennung des liberalen Dr. v. Wydenbrugk zum Minister durchgesetzt wurde.

In Berlin ergriff die Bewegung den größten Teil der Studentenschaft. Schon am 7. März kam es unter Führung der Studenten Aegidi und Löwenberg zu einer großen Studentenversammlung unter den Zelten, und man beschloß eine „Adresse der Berliner Jugend", die ungefähr denselben Inhalt hatte, wie die damals üblichen. Eine bedeutende Rolle spielten — zum erstenmal in der studentischen Geschichte — die jüdischen Kommilitonen, besonders Löwenberg; abseits standen nur die an Zahl schwachen Korps und der Wingolf, welcher mutig für die Erhaltung des Alten eintrat und am 10. März sogar eine nichtgenehmigte Studentenversammlung sprengte. Am 16. März traten 140 Studenten zu den etwa 1200 Mann starken „Schutzbeamten" über, und als am 18. um 2 Uhr nachmittags die zwei berühmten Schüsse fielen, erfolgte in der Universität, wo gerade unter Vorsitz eines Professors eine Studentenversammlung tagte, die allgemeine Bewaffnung der Musensöhne. „Ein allgemeines Entsetzen, gemischt mit Erbitterung über die fehlgeschlagenen Hoffnungen, ergriff die jungen Gemüter", und in Scharen eilten die todesmutig begeisterten, waffengeübten Studenten auf die Barrikaden, die jetzt überall in den Straßen entstanden, und einer von ihnen ritt hinaus zu Borsigs Fabrik und veranlaßte durch eine feurige Rede die dortigen Arbeiter, an dem Kampfe des Volkes teilzunehmen. Mit Todesverachtung kämpften die Studenten an der Seite der Bürger und Arbeiter, insbesondere leistete man auf der Barrikade in der Taubenstraße hartnäckigen Widerstand. Ein junger Student mit fliegenden Haaren stand dort auf einer Tonne und schwenkte eine dreifarbige Fahne. Alle Kartätschen gingen an ihm ohne Schaden vorüber, und Frauen und Jungfrauen wehten mit Tüchern ihm aus den Fenstern ihre Glückwünsche zu. Zwei Studierende fanden bei diesen Ereignissen ihren Tod, v. Holtzendorff, und Lewin Weiß. Daß der akademischen Jugend ein Hauptanteil an den Berliner Märzkämpfen gebührte, zeigte deutlich die Beachtung, welche die Regierung ihr zuteil werden ließ. Der neue Kultusminister Graf Schwerin erschien persönlich in der Universität und teilte den versammelten Studenten seine und seiner Kollegen Ernennung mit, und am folgenden Tage vor dem bekannten Umritt des Königs kam er abermals und sagte, der König rechne darauf, daß die akademische Jugend sich um ihn scharen werde. Und als dann der Umritt wirklich stattfand, schritten dem König drei Studenten mit dem Reichsbanner voran.

Auch in anderen Hochschulorten kam es zu studentischen Bewegungen. In Göttingen hieb in der Nacht vom 11. März berittene Gendarmerie auf Studenten ein, die einen verhafteten Kommilitonen befreien wollten, und verwundete mehrere erheblich. Als die Regierung alle Genugtuung verweigerte, zogen am 17. März die Musensöhne in feierlichem Trauerzuge, die Kranken in Wagen gebettet, sämtlich aus der Stadt weg. Dasselbe taten auch die Heidelberger Studenten nach Auflösung des wenig zahlreichen demokratischen Studentenvereins am 17. Juli 1848, weil den Studenten im Gegensatz zu den übrigen Bürgern die Bildung eines politischen Vereins verboten und sie dadurch zu Bürgern minderen Rechtes herabgedrückt würden. Die Studentenwehren und Sicherheitswachen, die damals überall entstanden, hatten

stellenweise einen etwas komischen Anstrich. Eine heitere Schilderung von Erlebnissen während seiner hannöverschen Studienzeit gibt der bekannte Humorist Wilhelm Busch: „Aus uns Polytechnikern wurden Kompagnien gebildet unter Führung der Lehrer. Den Stock in der Hand, eine weiße Binde um den Arm, zogen wir durch die Straßen und riefen den Frauen ‚Guten Abend, Bürgerin' zu. Nur waren wir, als Schergen der Ordnung, beim ‚Volke' recht unbeliebt. Aus den Haustüren am Rösehof gossen unsichtbare Hände uns Schmutzwasser an die Beine. Bald kriegten wir Waffen; alte Steinschloßflinten, die Ohrfeigen austeilten und die Gesichter schwärzten, wenn wir draußen an der Schwedenschanze im Feuer exerzierten. Unsere Uniform war bloß kurz angedeutet durch eine Mütze mit schwarzrotgoldenem Streif drumherum. Das dreikantige Bajonett, im Bandelier zu tragen, diente als furchtbares Seitengewehr. Meine Kompagnie hatte die Ehre, als die erste die Hauptwache am Markt abzulösen. Freundlich grinsend standen uns die Soldaten gegenüber. Sie hinterließen uns munter belebte Matratzen zur behaglichen Ruhestatt. Daß man uns keine scharfen Patronen anvertraute, war ärgerlich. Einstmals, während der Nacht, hatten wir an der Ecke der Ballhof- und Knochenhauerstraße eine leichte Barrikade zu nehmen. Oben aus der Herberge flogen Backsteine herunter, unten bewarf uns von weitem die verwogene Menge. Vergebens verfolgten wir sie, schießen konnten wir nicht. Da sprang ein langer Kollege, der die Geduld verlor, aus dem Gliede voran und pickte einem Kerl das Bajonett durch die Hose, daß er bölkte wie ein Ochse. Im Lindener Spital hat man ihn wieder kuriert. Und dies, soviel mir bekannt, ist unsererseits die einzige grausame Bluttat während der ganzen Revolution."

Wenig zahlreich waren die Äußerungen der konservativgesinnten Studenten. In Berlin, Halle und Marburg bildete der Wingolf einen Mittelpunkt für sie, und neben dieser Verbindung, z. T. im Bündnis mit ihr standen die Korps und die wenigen teutonischen Burschenschaften. Der Haß gegen diese Studenten steigerte sich in der Folge derart, daß z. B. in Berlin die Wingolfiten sich nur mit Lebensgefahr auf der Straße zeigen konnten. Streng konservativ war auch die Uttenruthia in Erlangen, und zwei von ihren Mitgliedern wurden sogar bei einer Volksversammlung auf Veranlassung des Vorsitzenden, eines radikal gesinnten Studenten, niedergeworfen und mißhandelt, weil sie zu lachen wagten. Als dann die Ansbacher (das Korps Onoldia) am schwarzen Brett eine allgemeine Studentenversammlung ausschrieben, um über die Stellungnahme zur Reichsverfassung zu beraten, und offen aussprachen, „daß sie auch gegen den Willen der Einzelregierungen für die Reichsverfassung zu kämpfen gesonnen seien," erklärte die Uttenruthia, daß „allen einzelnen in der Verbindung ein solches Weichen von der gesetzlich erlaubten Opposition, wie es hier beabsichtigt werde, als der Anfang des Aufruhrs und der Empörung gelte". Durch diese mutige Erklärung erreichte die Verbindung, daß nur etwa 80 Studenten, unter eine Schar von Demokraten gemischt, den Eid auf die Reichsverfassung leisteten. Unerschrocken zeigte sich auch eine Anzahl Wingolfiten bei einer Wanderung durch Thüringen. Als ihnen aus einer Kneipe auf der

Stadtmauer Jenas viele Studenten ein: „Vive la république“ zuriefen, zogen sie vorüber mit dem Gesange: „Wenn alle untreu werden“.

Den Höhepunkt der studentischen Bewegung bildete das Wartburgfest, zu dem gleichzeitig von Bonn und von Jena aus aufgefordert wurde. Wiewohl die Veranstaltung von burschenschaftlicher Seite ausging, sollte sie doch keine rein-burschenschaftliche sein, man war vielmehr schon beim Einladen der Ansicht, daß die Burschenschaft nicht mehr Anspruch darauf machen könne, allein „das Salz und der Kern“ der deutschen Hochschulen zu sein und ausschließlich die Reorganisation der Studentenschaften und Universitäten als Aufgabe zu besitzen. Die Burschenschaft werde teilhaben an dieser Aufgabe; aber nur, wenn sie sich als eins der verschiedenen Elemente, die zu vereinigen seien, erkenne; sie werde zur Verbindung aller deutschen Studenten mitwirken, aber nur, wenn sie erkenne, daß sie nicht die Form besitze, in der die Verbindung möglich sei, sondern daß ihre Form wie die andern Formen zur allgemeinen Einheit aufgehen müsse. Der Gedanke einer allgemeinen Studentenversammlung wurde von den Breslauer und Wiener Abgeordneten durchkreuzt, welche in Eisenach selbst ein studentisches Parlament wünschten, bei dem nur die bevollmächtigten Vertreter der Einzeluniversitäten Stimmrecht hätten, und das ein wirkliches Bild von der Stimmung der gesamten deutschen Studentenschaft gäbe. Ihre Partei erhielt besonders durch die Berliner das Übergewicht, unter denen der Barrikadenkämpfer v. Salis-Sevis, ein Korpsstudent, die Führung besaß. Man einigte sich dahin, daß diejenigen Universitäten, welche keine Bevollmächtigten geschickt hatten, sofort vorläufige Vertreter aus den Anwesenden wählten und ihren Studentenschaften die Beschlüsse zur Genehmigung vorlegten. Zu den Bevollmächtigten von Wien, Breslau, Berlin, München und Greifswald, die sich für ein Parlament erklärten, traten die vorläufigen Abgeordneten von Bonn, Gießen, Göttingen und Königsberg, und dieser Mehrheit fügten sich Erlangen, Halle, Jena, Leipzig und Würzburg.

Aus allen Teilen Deutschlands strömten viele Studenten nach Eisenach, man schätzte ihre Gesamtzahl auf etwa 1200, manche sogar auf 15—1600. Die Wiener akademische Legion hatte 26 Vertreter gesandt, die durch ihre kleidsame Tracht allgemein auffielen und die eine begeisterte Adresse überreichten: „Im Namen Gottes und der heiligen Einheit, die er uns beschützen helfe, entbieten euch Tausende eurer Brüder an der Donau den Herzensgruß.“ Anfangs hatte man sich in Eisenach vor der Versammlung gefürchtet; „die friedlichen Bürger besorgten, wir könnten Eisenach zur Republik machen, und in Häusern, wo es Damen gab, scheute man sich vor uns wilden, unbändigen Burschen. Deshalb hatte wohl mancher Hausherr auf seinem Hausherrnrechte bestanden und keinen Studenten aufnehmen wollen, so fehlte es anfangs gar sehr an Unterkommen. Als nun aber die jungen Leutchen angekommen waren und man merkte, daß sie im allgemeinen so gar fürchterlich nicht aussähen, und nicht anders wären als die Eisenacher Söhne, und daß auch unter ihnen recht nette Menschen waren, da ließ sich mancher Hausherr wohl bewegen, sein Fremdenzimmer einem der Jünglinge einzuräumen. Und als des Sonnabend abends die Logiskommission mit einer Klingel durch die Straßen zog

und ausrief, daß noch großer Mangel an Wohnungen für die Gäste sei, da machte dieses humoristische Mittel so viel Wirkung, daß eine große Anzahl von Häusern sich zur Aufnahme bereitwillig erklärte, und daß wohl nicht ein einziger Student übrig geblieben ist, der über die echte deutsche Gastfreundlichkeit seines ‚Philisters' nicht viel Lobes erhoben hätte."

Am Pfingstsonntag, dem ersten Festtage, fand außer den geschlossenen Sitzungen nur ein gemütliches Beieinander statt; am zweiten Feiertage versammelten sich die Studenten frühmorgens auf dem Marktplatz und zogen unter Vorantritt eines Musikkorps und mit Begleitung vieler Fahnen zum Sitzungslokal, wo zuerst die mehrtägige allgemeine Studentenversammlung tagte. Zum Präsidenten wählte man Lang aus München. Sofort bildete sich eine Rechte und eine Linke, zu ersterer gehörten die konservativen Korps, die teutonischen Burschenschaften und der Hallesche Wingolf; während auf der Linken die progressistischen Burschenschaften wie der Jenaer Burgkeller, die progressistischen Korps, besonders aus Göttingen, zahlreiche Nichtinkorporierte sowie die Vertreter aus Wien und Süddeutschland saßen. Die Linke überwog durchaus, aber die Rechte, von der ein Teil nach Eisenach gekommen war mit der Absicht, die Versammlung zu sprengen, erschwerte durch Trommeln, Schreien, Pfeifen, Zischen und Scharren ihren Gegnern den Sieg. Das eine Mal konnte der taktvolle und energische Präsident nur durch einstündige Vertagung der Sitzung die Ruhe wieder herstellen. Auf den Galerien hatten sich zahlreiche Nichtstudenten, wie Professor Kieser aus Jena, v. Wydenbrugk aus Weimar und Graf Keller, der Fahnenträger des ersten Wartburgfestes, eingefunden. Ein Zeichen für die rege Teilnahme dieser Nichtstudenten an den Verhandlungen war es, daß sowohl Graf Keller wie auch ein Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung, von oben aus sprechend, in die Debatte eingriff. Die Rechte erlitt schon bei den ersten Beschlüssen über die Zukunft der Universitäten und deren Vermögen eine empfindliche Niederlage, ebenso bei den Beschlüssen über die akademische Gerichtsbarkeit. Der schärfste Kampf fand bei der Beratung des Antrags statt, daß das Vermögen der Einzeluniversitäten vom deutschen Gesamtstaat eingezogen werden solle. „Man machte geltend" — sagt ein Zeitgenosse —, „daß eine solche Maßregel ein Eingriff in das Eigentumsrecht sei, welches hier um so heiliger sein müsse, als es sich auf den testatorischen Willen der Stifter gründe. Dagegen hoben die Verteidiger des Antrages hervor, es gehöre das Universitätseigentum der deutschen Wissenschaft an; keine öffentliche Anstalt solle liegende Gründe und Kapitalien haben, das Eigentum müsse frei sein, um fruchtbringend vom Staate verwaltet werden zu können; der schnödeste Mißbrauch werde jetzt mit dem Universitätseigentum getrieben; die Professoren verwendeten es meistens zu ihrem Nutzen und ließen den Studierenden nur Kärgliches ab; einzelne Staaten hätten das Klostervermögen eingezogen, und gleiches Recht stehe dem deutschen Gesamtstaate hinsichtlich des Universitätsvermögens zu und um so mehr, da dann die Wissenschaft und die Kunst so recht dem Dienste der Nation gewidmet werden könne, während sie bisher nur mit den Fürsten und Regierungen kokettiert. Einer solchen vernunftgemäßen Beweisführung gegenüber erhob

sich ein doppelter Sturm: einmal waren es namentlich die Katholiken, welche das herangezogene Beispiel der Säkularisation des Kirchenguts hinlänglich abschreckend fanden, um gegen den Antrag zu reden; außerdem aber eiferten dagegen jene Kommunistenfresser, welche in jeder gesetzmäßigen Ausgleichung bestehender Ungleichheiten die Sanktionierung des Raubes, den Aufstand gegen das Eigentum erblicken." Die Gesamtergebnisse der studentischen Beratungen wurden in einer Adresse an die Frankfurter Nationalversammlung als klar formulierte Forderungen niedergelegt. Man verlangte:

„1. Die Universitäten sollen Nationaleigentum werden. Das Vermögen der einzelnen Universitäten soll vom Gesamtstaate eingezogen werden. Dieser bestreitet ihre Bedürfnisse. Die Oberleitung übernimmt das Unterrichtsministerium. Im einzelnen wird das Prinzip der Selbstverwaltung anerkannt. — 2. Unbedingte Lehr= und Hörfreiheit. — 3. Die Universitäten sollen die ganze Wissenschaft vertreten und nach diesem Prinzip die Lehrfächer vervollständigt werden. Jede Fakultätssonderung hört auf. — 4. Die einzelnen Staaten sollen den Bundesbeschluß über Aufhebung der Ausnahmegesetze seit 1819 sofort in Wirksamkeit treten lassen. — 5. Absolute Aufhebung aller Exemtionen in der Gerichtsbarkeit. — 6. Beteiligung der Studierenden bei der Wahl der akademischen Behörde und bei Besetzung der Lehrstühle. — 7. Zur Erlangung eines Staatsamts soll Universitätsbesuch nicht mehr erforderlich sein."

Diese Forderungen der Studentenversammlung wurden von dem daran anschließenden Studentenparlament bestätigt und durch weitere Wünsche ergänzt. Man verlangte: „Alle Examina mögen künftig öffentlich und unentgeltlich sein. — Es wird die Abschaffung der lateinischen Sprache, als offizieller, von den Universitäten verlangt. — Alle von der Universität während der Studienzeit geforderten Examina sollen wegfallen, ausgenommen die Stipendienexamen. — In der Fakultät der Mediziner soll das philosophische Examen, sowie der Promotionszwang aufgehoben werden. — Bei medizinischen Prüfungen sollen die Professoren nicht als Examinatoren fungieren. — Die Prüfungen mögen überhaupt von einer Kommission vorgenommen werden, die von der Universität unabhängig ist, bestehend aus sowohl theoretisch wie praktisch bewährten Männern. — Die Benutzung der Universitätsapparate, Institute und Räume soll den Professoren wie den Studenten gleichmäßig zustehen. — Der Besuch der Universitäten möge jedem gestattet sein, der sich auf denselben ausbilden will."

Während diese Forderungen fast einstimmig angenommen wurden, erhielt der Antrag: „Wegfall der Kollegienhonorare und feste Besoldung der Dozenten vom Staate" nur eine Mehrheit von zwei Stimmen.

Der Schwerpunkt der Eisenacher Verhandlungen lag durchaus auf der politischen, nicht auf der studentischen Seite. Das geht zur Genüge auch aus dem Manifest hervor, welches das Studentenparlament an die deutsche Studentenschaft erließ. Die wichtigsten Stellen daraus lauteten: „Brudergruß und Handschlag unsern Kommilitonen! Durch die großen Stürme politischer Begebenheiten, die das deutsche Volk aufrüttelten aus seinem dreißigjährigen

Schlaf, hat auch die deutsche Studentenschaft sich erhoben, ihren mittelalterlichen Romantizismus über Bord zu werfen. Kommilitonen! Die Revolutionen dieses Jahres haben die Verhältnisse aller Stände bis ins tiefste erschüttert, auch die des unsrigen; die Revolution ist die Mutter unserer studentischen Reform. Die Reformen ins Werk zu setzen, hat sich aus den Abgeordneten beinahe aller deutschen Universitäten ein „Provisorischer Gesamtausschuß der deutschen Studenten" gebildet... Kommilitonen! Was uns leitete bei allen Beratungen, was das Ziel war, auf das wir lossteuerten, es ist der große Gedanke, der die ganze politische Welt bewegt: Ein freies einiges Deutschland."

Eine einheitliche politische Richtung herrschte unter den Studenten in Eisenach nicht. Schroff traten der konstitutionellen Partei unter Führung des Berliners Aegidi die Republikaner gegenüber, und ein Teil von ihnen, darunter Johannes Miquel, erklärte die Einrichtung einer obersten Fürstengewalt im Gesamtstaate als einen Verrat an der vom Volke besessenen Volkssouveränität und beteuerte, daß er entschlossen sei, „der unverkümmerten Freiheit und Souveränität (d. h. Rechts- und Machtvollkommenheit) des deutschen Volkes in ihren äußersten Konsequenzen unser Schwert, unser Blut und die Waffen des Geistes unser Lebenlang unter allen Wechselfällen des Geschickes zu weihen." Und welch' glühende Begeisterung für die ersten Taten der Revolution in jenen Kreisen damals herrschte, zeigte beredt die von vielen Hunderten unterschriebene Adresse an Hecker, der den badischen Aufstandsversuch mit freiwilliger Verbannung hatte büßen müssen. „Die Zwingburgen im neuen Stile," so hieß es darin, „werden fallen, und ihre Quadern sich zum Triumphbogen fügen, durch welchen Du, ein Held der Freiheit, eingehest in das Vaterland."

Neben den ernsten, von politischer Leidenschaft erfüllten Debatten kam auch die studentische Fröhlichkeit zu ihrem Recht, und die allgemeine Feier im Marienthal am Pfingstmontag gestaltete sich zu einem schönen Volksfest, an dem Eisenachs Bürger und Bürgerinnen heiteren Sinnes teilnahmen. Am linken Bergabhange lagerten die Studenten, unter denen jetzt die Parteigegensätze schwiegen, und als der Wirt des nahen Restaurants erklärte, sein Bier sei zu Ende, stürmte man seinen Keller und holte dann Bierfässer in einer Droschke herbei, und zum Schluß inszenierte man auf der Wiese des Abhangs mit den Eisenacher Damen eine Polonäse.

Den Höhepunkt des Festes bildete der Zug nach der Wartburg am Pfingstdienstag nachmittag. Voran zog eine Musikkapelle, dann folgte ein Offizier der Wiener akademischen Legion mit einer schwarz-rot-goldenen Fahne, und dahinter schritten in endloser Reihe die Studenten mit ihren Universitäts- oder Verbindungsfahnen. Die kühle und windige Luft verhinderte die rechte Ausgestaltung des Kommerses. Die Politik war vollkommen ausgeschaltet, ja, ein Berliner Republikaner goß einem Glaubensgenossen, der ihm die Republikaneradresse vorlegte, ein Glas Bier über das Blatt. In toller Ulklaune legte sich ein Student eine eiserne Rüstung an und ernannte sich zum deutschen Kaiser. Als man ihn verhöhnte, verlangte er, daß man ihm das Visier aufschlage, damit er reden könne. Das lehnte man aber ab, denn der

deutsche Kaiser müsse „einen Maulkorb“ haben. Bald jedoch wurde seine Existenz noch kritischer; es tauchte aus der Menge ein Gegenkaiser auf, der sich für den König von Bayern ausgab und als Hauptromantiker auf den Thron Anspruch mache, während der erste entgegnete, er sei von Preußen und zuerst auf den Gedanken gekommen, daß Preußen in Deutschland aufgehen solle. Die beiden mußten in einem Duell ihre Fehden ausfechten. Als dann gar noch ein dritter und vierter Kaiser auferstand, „verlor die Menge die Achtung vor diesen Ungetümen und wurde des Spaßes überdrüssig, so daß die Unglücklichen verspottet und hin- und hergestoßen wurden, bis es ihnen in ihrer Privathaut lieber war, als in der des deutschen Kaisers“.

Mit der Wartburgversammlung hatte die deutsche Studentenschaft jener Zeit ihre größte, aber auch ihre letzte Kraftanstrengung gemacht. Wohl beschloß man, eine Organisation der gesamten akademischen Jugend zu schaffen, deren einzelne Teile die Studentenschaften der Einzeluniversitäten sein sollten, man wählte sogar Breslau zum Vorort, aber einen wirklichen Erfolg erzielte man nicht. Vom 25. September bis 4. Oktober tagte wiederum in Eisenach ein Studentenkongreß, der sich mit den Organisationsfragen ausschließlich beschäftigte, ohne zu greifbaren Ergebnissen zu gelangen, und einer der Teilnehmer, Karl Schurz, der spätere deutsch-amerikanische Staatsmann, bekannte offen, „daß dem Studentenparlament augenscheinlich mehr darum zu tun war, das Prinzip scharf hervorzuschieben, als die glücklichen Mittel zur unzweideutigsten Realisation ausfindig zu machen: ein sehr bedeutsames Zeichen eines unzulänglichen Dilettantismus, der sich erst durch klare Anschauung der Verhältnisse und gründliches Studium der Objekte zu dem nötigen Grade innerer und äußerer Kompetenz heraufarbeiten muß.“

Die Entwicklung der geschichtlichen Ereignisse ließ zu einer solchen Klärung keine Zeit. „In wenigen Tagen werden wir in Wien eine Schlacht zu schlagen haben,“ sagte ein Mitglied der akademischen Legion beim Abschied von Eisenach, „und dann könnt ihr auf den Totenlisten nach unseren Namen suchen.“ Und im Kampfe mit den Belagerungstruppen von Windischgrätz verblutete tatsächlich im Oktober die Legion, „der Löwe der Aula,“ und was von ihren Angehörigen nicht auf den Barrikaden starb oder durch die Flucht sich rettete, verfiel der Härte des Standrechts oder wanderte in die Festungsgefängnisse.

Die Rolle der Studenten war ausgespielt. An den Ereignissen von 1849 nahmen verschiedene lebhaften Anteil. Auf den Dresdener Barrikaden kämpften viele von ihnen bis zuletzt mit Todesverachtung für ihr politisches Glaubensbekenntnis, ebenso in Baden. Einige, wie Wilhelm Schlöffel, fielen dort im ehrlichen Kampfe, einer ward standrechtlich erschossen, andere, wie Karl Blind, mußten in schneller Flucht für immer ihr Vaterland verlassen. Unter welchen Schwierigkeiten dies oft nur gelang, zeigen die Lebenserinnerungen von Karl Schurz, der es trotz aller ihm drohenden Gefahren noch wagte, in überaus kühner Weise seinen geliebten Lehrer Gottfried Kinkel aus dem Spandauer Zuchthause zu befreien.

* *

*

Während in Deutschland die Bewegung von 1848 infolge ihrer Verworrenheit und Uferlosigkeit nichts Bleibendes in der akademischen Jugend zu schaffen vermochte, brachte sie auf österreichischem Boden eine dauernde Gründung hervor. Die progressistische Strömung, welche auf die einheitliche Zusammenfassung der Studenten hinarbeitete, fand eine mächtige Stütze in dem damals erwachenden deutsch-völkischen Bewußtsein, das zum erstenmal unter dem Eindruck der tschechischen Demonstrationen sich auf Prags heißem Boden regte. Und am 8. November 1848 entstand als Zentralverein der dortigen deutschen Studentenschaft die „Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag", welche der Sammelpunkt der deutschen Akademiker blieb, bis am 13. Mai 1892 infolge der überhandnehmenden antisemitischen Agitation neben ihr ein Konkurrenzunternehmen, die „Germania, Lese- und Redeverein der deutschen Hochschüler" in Prag, ins Leben trat, und so eine dauernde Scheidung der deutschen Studentenschaft vollzogen ward.



II. Die studentische Kultur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts



Im engsten Zusammenhange mit der studentischen Kultur der Aufklärungszeit und völlig organisch aus ihr heraus entwickelte sich das studentische Leben in der vormärzlichen Periode. Wohl war der Zeitgeist ein anderer geworden und machte sich ganz bedeutend in der Studentenschaft geltend, aber die Formen des eigentlichen Studententums blieben ihrem Wesen nach die alten, wenn sie auch mannigfachen Veränderungen und Verfeinerungen unterlagen. Das Neue, was die Studentenschaft zu dem Erbe aus früherer Zeit hinzufügte, enthielt nichts Abweichendes und ließ sich zwanglos in das Gesamtgebäude der studentischen Kultur einfügen. Der Grundzug des studentischen Wesens war abgesehen von dem Treiben der radikal oder revolutionär Gesinnten, der einer ruhigen und stetigen Fortentwicklung.

Diesem Grundsatz entsprach nur die rechtliche Stellung des Studenten nicht, die in der vormärzlichen Zeit sich gegen früher eher verschlechterte als verbesserte. Die Freizügigkeit der Studenten wurde durch den schroff betonten Grundsatz der Landesuniversitäten arg beschränkt. In Preußen hatte man zwar 1810 das Verbot des Besuchens fremder Universitäten aufgehoben, und noch 1815 wünschte derselbe Staat als Grundrecht einer deutschen Bundesverfassung, daß jeder Staat seinen Untertanen die Freiheit lasse, sich auf jeder deutschen Lehranstalt zu bilden. Aber seit 1819 wurde von Preußen mit Rücksicht auf die verhaßte burschenschaftliche Bewegung der Besuch von Jena verboten (bis 1825), ferner 1824 der von Basel und Tübingen, und nach dem Frankfurter Attentat untersagte Preußen das Studieren an fremden Universitäten „bei Verlust der Anstellungsfähigkeit", jedoch mit der Maßgabe, daß dies für Erlangen, Heidelberg und Würzburg unbedingt gelten sollte, während in Ansehung der übrigen Universitäten das Ministerium Dispensation erteilen könnte. Erst 1838 wurde unter dem Vorbehalt der Gegenseitigkeit den preußischen Untertanen der Besuch fremder Universitäten ohne besondere Erlaubnis der Staatsbehörde gestattet, nur mußten sie, falls sie ein öffentliches Amt verwalten oder eine Praxis betreiben wollten, eine Zeitlang an einer Landesuniversität studieren. Im allgemeinen bestanden die früheren gesetzlichen Bestimmungen fort, wie sie für Preußen das Allgemeine Landrecht festgesetzt hatte. Eine große Beschränkung erlitt das Reisen der Studenten. Um die geheimen Verbindungen zu verhüten, beschränkte man nicht nur die Ferien, sondern bewachte auch das Reisen der Musensöhne. Seit 1820 wurden in

Preußen die Regierungen angewiesen, einem Studenten nur dann Paß oder Legitimationskarte zu erteilen, wenn er mit einem Atteste der Universität und des Regierungsbevollmächtigten versehen sei, wonach der Reise nichts entgegenstehe. Seit 1821 durfte die Matrikel von der Polizei nicht mehr als genügende Reiselegitimation angesehen werden, und 1824 verfügte eine Kabinettsorder wörtlich, „daß den Studenten alle Reisen ins Ausland und nach andern inländischen Universitäten nur mit Genehmigung des Polizeiministeriums, nach Ausweis notwendiger Geschäfte, erteilt werden sollen." Zur selben Zeit wurde den Polizeibehörden aller Orte „auf dort anwesende Studierende fremder Universitäten, besonders auf diejenigen, die außerhalb der Ferien dort ankommen, die genaueste Aufmerksamkeit wiederholentlich zur Pflicht gemacht, da die Erfahrung gelehrt hat, daß durch dergleichen herumtreibende und burschenschaftlich hausierende Subjekte die Studierenden auf den einheimischen Universitäten zu Unfleiß, Herumtreiben, unnützen Ausgaben, auffallender, unanständiger und unsittlicher Tracht und geheimen Verbindungen verleitet werden." Wer in burschenschaftlicher Tracht ankomme, sollte ohne Rücksicht auf seine Legitimation von Polizei wegen weggeschafft, ihm der mitgebrachte Paß abgenommen und ein neuer mit gesperrter Reiseroute ausgestellt werden. Seit 1833 mußte der Reiseerlaubnisschein ein vollständiges Signalement enthalten und nach der Reise zurückgegeben werden, und ein Jahr später verfügte man, „daß Studierenden, welche an verbotenen Verbindungen teilgenommen haben, oder auch nur dessen verdächtig sind, nur eine beschränkte Reiseroute mit Vermeidung aller Universitätsorte ausgestellt werden darf. Damit aber die Beachtung der Reiseroute gesichert werde, ist die Verpflichtung darin aufzunehmen: dieselbe an den Hauptaufenthaltsorten der Ortspolizeibehörde zum Visieren vorzulegen. Außerdem ist in sämtliche für Studierende von den Universitätsbehörden auszufertigende Erlaubnisscheine die Bestimmung einzurücken, daß sie nach Vollendung der Reise an die Universität oder an die Polizeibehörde des Orts, wo die Reise beendigt wird, zur Kontrolle eigenmächtiger Abweichungen von dem angegebenen und gebilligten Reiseplane, und deren Rüge zurückzuliefern sind." Diese beschränkenden Bestimmungen dauerten teilweise bis in die nachmärzliche Zeit, insbesondere wurde die Forderung der Reiseerlaubnisscheine noch 1854 in Preußen ausdrücklich wiederholt. Die Furcht vor dem geheimen Verbindungswesen veranlaßte auch das Verbot, fremde Studierende zu beherbergen, aber die Geschichte der Studentenschaft zeigt, daß es sehr oft übertreten wurde. Allerdings mußten die betroffenen Gastgeber bei ihrer Entdeckung so viele Stunden im Karzer sitzen, als sie die Fremden beherbergt hatten. —

Eine interessante Entwicklung zeigte sich im neunzehnten Jahrhundert hinsichtlich der Zahl der Studierenden. Im achtzehnten war sie nicht besonders groß gewesen, nur neun Hochschulen hatten über 300 Hörer gehabt. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ragten Halle mit über 700 und Göttingen mit über 600 hervor, ihnen folgte Leipzig, Würzburg und Jena mit mehr als 400 Studenten, Ingolstadt und Königsberg mit über 300, die Hälfte aller damaligen Hochschulen aber erreichte noch nicht einmal 100. Dadurch,

daß von den 39 Universitäten bei der politischen Neuordnung der deutschen Verhältnisse eine große Anzahl ihren zumeist verdienten Untergang fanden, erhöhte sich die Besucherziffer der übrigen, zu denen als wirkliche Neugründungen zunächst nur Berlin und Bonn traten. Ersteres hatte bald 1000 Studenten und stieg nach 1825 auf über 1500. Damit schlug es Göttingen aus dem Felde und sicherte sich die erste Stelle. Im Jahre 1817 gab es im ganzen 7700 Studenten; 1830 etwa stieg die jährliche Durchschnittszahl auf 16000, doch sank die Ziffer dann allmählich bis auf 12000 und erreichte 1851 erst 13000. Seit 1830 ungefähr beginnt eine genauere, z. T. gedruckte Statistik an den meisten Hochschulen; von ihnen zählten damals sechs (Berlin, Göttingen, München, Halle, Breslau, Leipzig) über 1000 und sogar die kleinsten (Münster, Rostock, Greifswald) über 200 Studenten. Die Hauptmasse der akademischen Jugend bildeten die Inländer, und zwar zumeist sogar die Landeskinder, die Zahl der Ausländer betrug 1835/36 4%. Die Verteilung auf die Fakultäten war Schwankungen unterworfen; 1831/35 betrug die Zahl der Theologen 34, die der Juristen 28, die der Mediziner 20 und die der Philosophen 18% der Gesamtstudentenschaft; 1851/55 entfielen auf die theologische Fakultät nur 24, auf die juristische 34, auf die medizinische 19 und auf die philosophische 23%.

Das Anwachsen der Besucherzahl veränderte naturgemäß die Stellung der Professoren zu den Studenten. Das ganze Verhalten der ersteren, die nicht mehr wie früher von der Gnade ihrer Hörer abhingen, wurde würdiger als einst, und sie erschienen mehr und mehr als die älteren Freunde und Berater der akademischen Jugend. Mancher von ihnen sammelte wohl auch einen größeren Kreis von Hörern um sich und fesselte ihn durch Einladungen an sein gastfreies Haus; zumeist waren es Professoren der Theologie, unter denen besonders als liebevoller Studentenvater Tholuck in Halle hervorragte, welcher in manches armen Studenten Herz etwas Sonnenschein brachte. Daß die Musensöhne aber trotz des lockerer gewordenen Verhältnisses Liebe zu den Professoren besaßen, zeigten sie gelegentlich in schöner Weise. Als z. B. 1845 der Gießener Professor Credner mit der Regierung in scharfen Kampf wegen der Lehrfreiheit geraten war, brachten ihm 150 Studenten trotz behördlichen Verbots einen Fackelzug, und als dann gar seine Amtsstellung bedroht wurde, überreichten ihm 300 eine Adresse, in der sie erklärten, „daß Ihre Stimme, wenn schon von anderer Seite verdächtigt, doch einen kräftigen Widerhall in der Brust unserer Studentenschaft erweckt hat." Aber gelegentlich schlugen die Studios auch andere Töne an. So wandten sie sich 1848 zu Berlin in einer Adresse gegen Professor Lachmann und donnerten gegen die reaktionären Hochschullehrer, die „feilen Diener des Despotismus habe die Zeit gerichtet, und möge jeder, der ihre Rolle aufnehmen oder in ihrer Gesinnung weiter wirken will, in ihrer Strafe die seinige sehen!"

Bezüglich der Vorbildung der Studierenden begann allenthalben eine größere Einheitlichkeit. In dieser Hinsicht ist die Entwicklung in Preußen am klarsten und zugleich typisch für die andern deutschen Staaten. Durch Edikt vom 23. Dezember 1788 war dort das Abiturientenexamen eingeführt worden. Nicht alle Lateinschulen erhielten das Recht, eine solche Prüfung abzuhalten,

sondern nur ein Teil von ihnen, die von nun an als Gymnasien bezeichnet wurden. Die Prüfung derjenigen, die keiner solchen Gelehrtenschule angehört hatten, blieb der Universität überlassen. Eine neue Prüfungsordnung vom 15. Juni 1812 entzog den Hochschulen auch dieses Recht, doch schloß das Zeugnis der Unreife weder vom Studium, noch von der Staatsprüfung, noch von der Anstellung im Staatsdienst aus; nur der Genuß von Benefizien war an das Reifezeugnis geknüpft. Zwischen 1820 und 1830 wurde dann durch Verordnungen der Einzelministerien der Zugang zur Staatsprüfung und damit zu den Staatsämtern den Inhabern von Reifezeugnissen allein vorbehalten, und das Reglement vom 4. Juni 1834 bestimmte ausdrücklich, daß jeder Schüler, welcher sich einem Berufe widmen wolle, für den ein drei- oder vierjähriges Universitätsstudium vorgeschrieben sei, sich vor seinem Abgange zur Universität einer Maturitätsprüfung unterwerfen müsse. Diese Einführung des Gymnasialmonopols verbürgte eine ungefähr gleiche Vorbildung aller zur Universität abgehenden Abiturienten und ermöglichte ein einheitliches Weiterbauen auf einer Grundlage, die jeder Dozent selbst aufs genaueste kannte.

Der Fleiß der Studenten während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts scheint im allgemeinen normal gewesen zu sein; für Jena bezeugt es für die Zeit um 1830 ein in Studentensachen wohlbewanderter Akademiker, der Verfasser von „Felix Schnabels Universitätsjahren". In Jena und anderwärts herrschte bis 1848 der Kollegienzwang und eine Kontrolle des Besuchs der Vorlesungen. In Preußen versuchte wohl gelegentlich ein Professor, ebenfalls Feststellungen dieser Art zu machen, indem er zu unbestimmten Zeiten eine Anwesenheitsliste im Kolleg herumreichen ließ, im allgemeinen jedoch brauchten die Studios derartiges nicht zu befürchten, und auch in der Wahl der Vorlesungen blieben sie im ganzen unbeschränkt, nur waren bei ihnen schon seit dem achtzehnten Jahrhundert die Amtsexamina die allgemeinen Ziele, denen sie zustrebten. An manchen Hochschulen herrschten sogar noch im neunzehnten Jahrhundert Semestralprüfungen, und in Preußen ward für die Theologen 1827 durch Verordnung bestimmt, daß sie am Gottesdienst und an der Abendmahlsfeier teilzunehmen und darüber ein Zeugnis beizubringen hätten. Um die Musensöhne von fremden Dingen abzuhalten, verboten ihnen die Gesetze — wenigstens in Jena bis 1851 — sogar das Schriftstellern ohne besondere Erlaubnis. Im ganzen nahm das Arbeiten der Studenten eine andere Richtung, sie wurden mehr zum selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten, zum Suchen der Wahrheit angeleitet. Diesem Zwecke dienten die allmählich zahlreicheren Seminare, deren erste nach dem Vorbilde des Wolfschen in Leipzig (1810) und Berlin (1812) entstanden. Dienten diese der altklassischen Wissenschaft, so pflegten andre wie ein Bonner (1815), ein Königsberger (1834) und ein Hallesches (1839) die Naturwissenschaften, und in Königsberg entstand 1832 eins für Geschichte. Die alten Disputationen, die nur zum Beweise irgendwelcher Sätze dienten, ließen sich nicht zu neuem Leben erwecken und fristeten lediglich bei Promotionen ein kümmerliches Dasein.

Aber der Fleiß der Studenten richtete sich nicht bloß auf das Fachstudium, sondern auch auf die Kenntnis des sie umgebenden Lebens und der

Politik. Da die Hochschule sie dabei nicht unterstützte, so griffen sie zur Selbsthilfe und richteten auf gemeinsame Kosten Lesezimmer ein, die insbesondere auch Tagesblätter enthielten. Manche dieser Institute wurden in den vierziger Jahren allgemein zugänglich gemacht, am gewaltigsten war die Entwicklung der Prager „Halle" (seit 1848). Allerdings hat die Beschäftigung mit der Politik manchen begabten Studio irregeleitet; viele gerieten in ein ausgesprochenes Parteileben hinein, wurden Volksredner und Parteiführer und mußten ihre Teilnahme an den Volksbewegungen oder am Barrikadenkampf mit Tod, Gefängnis oder Flucht aus dem Vaterland büßen.

Die Sittlichkeit des Musensohnes hatte im achtzehnten Jahrhundert sehr tief gestanden, aber der bessere Teil der Studentenschaft war doch bestrebt gewesen, Wandel zu schaffen. Das gegebene Ehrenwort galt im neunzehnten Jahrhundert schon allgemein als heilig, und der Jenaer Komment von 1812 bestrafte diejenigen, welche es brachen, mit dem dauernden Verruf, dem auch die verfielen, welche gestohlen oder im Spiel niedrig betrogen hatten. Allerdings nahm man dabei später das Ehrenwort aus, welches jeder Neuimmatrikulierte durch Unterschrift eines Reverses den Behörden geben mußte, daß er in keine Verbindung treten wolle, und der Hallesche Seniorenkonvent bestimmte 1820 geradezu, dieser Revers sei nichtig. Welche Roheit im übrigen in Studentenkreisen oft herrschte, zeigte das Reideburger Duell zwischen Halleschen und Leipziger Landsmannschaften (1803), wobei ein Leipziger Paukant seinen Gegner buchstäblich zusammenhieb und dann gleichgültig mit den Worten wegging: „Nu will ick mir mine Pipe stoppen." Auch die wüste Szene zu Immermanns Zeit in Halle, wo die Teutonia mit Übermacht einen armen, duellgegnerischen Waisenhäuser auf offener Straße überfiel und mit der Hetzpeitsche mißhandelte, zeigte eine bedenkliche moralische Gesinnung. Ein sehr rohes Verhalten war es ferner, wenn die Erlanger Studenten bei ihren Mensuren zu Schnabels Zeit die Toten, ja wiederholt sogar die Schwerverwundeten auf dem Kampfplatz einfach zurückließen. Auch in der Tierquälerei fand man nichts Unsittliches. Man belegte den Wagen, den ein Pferd zu ziehen hatte, nicht nur über Gebühr, sondern hieb auch unbarmherzig auf das Tier ein oder marterte es geradezu in raffinierter Weise, indem man ihm, wie es z. B. Schnabels Freund tat, scharfkantige Chausseesteine an die empfindlichsten Körperstellen warf. Ein bedenkliches Zeichen für den sittlichen Zustand war die an verschiedenen Stellen wie Halle und Leipzig verbreitete Spielleidenschaft und das um 1830 stellenweise übliche „Schießen" (Wegnehmen) von Gegenständen, das dem Stehlen sehr nahekam. In Göttingen durfte man Dinge von einem Wert unter einem Taler „schießen", doch achtete man diese Grenze nicht genau und „schoß" auch Kleidungsstücke, Wäsche, Papier, Tabak, Lebensmittel, Holz und anderes, gleichviel ob es Kommilitonen oder Philistern gehörte, und in Jena besaß ein Student sogar eine Art Virtuosität und brachte von seinen Fahrten ganze Säcke Kartoffeln, Äpfel, Pflaumen, Weintrauben und Holz mit, von denen er ein gutes Teil verkaufte.

Am schlimmsten stand es mit der geschlechtlichen Sittlichkeit, abgesehen von der Burschenschaft, der Uttenruthia und dem Wingolf, welche das Keuschheits-

prinzip vertraten. In dieser Beziehung war der Musensohn sehr leichtherzig; lautete doch in Breslau um 1826 ein Lieblingswort bei Landsmannschaftern und Wilden: „Ist kein neues Lasterchen erfunden worden?" Ein gutes Kulturbild des geschlechtlichen Lebens um 1830 entwirft das Buch über Felix Schnabel, und auch das Vollmannsche Wörterbuch lassen uns einen Blick in einen wenig sympathischen Teil des Burschenlebens tun, wenngleich man ein derartiges Wühlen im Schmutz nicht als typisch ansehen kann. Am trübsten sind die Bilder, die vom Heidelberger und Leipziger Treiben gezeichnet werden. Für die Heidelberger Studenten bildeten die Dirnen von Mockum (Mannheim) den Verderb, und Leipzig erschien wie schon im achtzehnten Jahrhundert als das Sodom und Gomorra, in dem nicht bloß der Leipziger, sondern auch der Hallenser nur zu oft Geld und Gesundheit verlor. „Öffentliche Häuser, hübsche Dienstmägde ... und lüsterne Frauen stürmten auf die Moralität des armen, zweifelnden, und endlich zugreifenden und immer tiefer in das Verderben rennenden Bruder Studio vereint los — die Verführung war zu mächtig, der Widerstand selten von Erfolg. Behauptete ja doch Schnabel, daß ein hübscher Student hier auf einem hohen Fuße leben könne — ohne einen Wechsel." Als Folgen der Ausschweifungen traten nur zu oft Geschlechtskrankheiten auf, und zwar zuweilen von solcher Verbreitung, daß z. B. von einer Verbindung kein einziger auf Mensur antreten konnte, weil alle an diesem Übel litten.

Die studentische Tracht näherte sich immer mehr der allgemeinen Mode. Zu Anfang des Jahrhunderts war sie bei den Verbindungen noch ganz militärisch; ein epaulettengeschmückter und schnürenbesetzter Frack hüllte den Oberkörper ein, enganliegende Lederhosen bedeckten die Beine, die Füße steckten in kurzen Reiterstiefeln oder in hohen „Kanonen" mit Pfundsporen, und auf dem Kopfe saß ein großer Dreimaster, den gelegentlich ein hoher Busch noch überragte. Im zweiten Jahrzehnt verlor sich diese Tracht allmählich, bloß die „Lichtenhainer" Burschen renommierten in ähnlicher Kleidung, nur hatten sie statt des Hutes einen Helm. Eine höchst altfränkische Kleidung trugen unter den Erlanger Korpsstudenten die Mitglieder der Onoldia um 1830. Ein unförmlich weiter und langer Rock bedeckte den Oberkörper, weite Hosen, „aus welchen recht gut zwei Paar hätten gefertigt werden können," die Beine, und ungeheure Anschraubesporen vervollständigten das Kostüm. Bei den Korpsstudenten überwog bald die allgemein übliche Tracht, nur kam seit 1820 als Kopfbedeckung die Mütze mit Schild auf, deren Farbenstreifen am untern Rande während der Verfolgungen mit einem Tuchstreifen, der sogenannten „Blamage", verdeckt wurden. Daneben tauchte — wohl zuerst in Süddeutschland — die Zereviismütze auf, die in den dreißiger Jahren in Göttingen als neue Mode eingeführt ward. Auch polnische Mützen mit viereckigem, aus einem Pelzrand heraushängendem Beutel — die Urform der modernen Pelzzerevise — waren gebräuchlich. Die Polenbegeisterung der dreißiger Jahre brachte die schnürenbesetzte Pekesche in Mode, während die Burschenschafter zur einfachen Mütze, zum federgeschmückten Barett oder zum halbhohen Hut allgemein die sogenannte altdeutsche Tracht anlegten, die in leinenen Turnhosen und einem längeren Schoßrock bestand; letzterer wurde von einer Reihe Knöpfe zusammen-

gehalten und oben durch einen Stehkragen abgeschlossen oder durch einen breiten, zierlich gestickten Kragen, welcher den Hals freiließ. Vielfach war es selbst noch in den vierziger Jahren üblich, daß Studenten, welche ihre Hosen versetzt hatten, in Schlafrock und Pantoffeln auf die Kneipe und ins Kolleg gingen; nur in Göttingen stand auf solches Auftreten schon um 1830 eine Strafe von zwei Talern, trotzdem erschien auch der junge Bismarck vor der Behörde in diesem Kostüm, das er sogar durch Zylinder und Kanonenstiefel noch besonders komisch vervollständigte. Daneben kam nach 1800 die Sitte auf, ein meist dreifarbiges Band über die Brust oder in der Westentasche zu tragen. Es ward vielfach mit den Daten gehabter Duelle, mit dem Wahlspruch oder dem Stiftungstag des Korps überschrieben. Das Waffenführen hörte im gewöhnlichen Leben allmählich auf; nur in Jena nahm der Student seinen „Spieß" außer der Kollegienmappe noch lange Zeit mit in den Hörsaal und übte sich während der Pausen oftmals auf dem Markt und anderswo im Fechten; 1831 ward aber auch dort das Schlägertragen durch Gesetz verboten. An die Stelle des Rappiers trat der derbe Ziegenhainer Knotenstock, den man mit dem dicken Ende nach unten trug. In ihn schnitt oftmals der Jenaer Bursch auf die eine Seite Kreuze als Zeichen seiner ausgefochtenen Duelle, auf die andere Kerbe für jedes Sekundieren ein, und mancher mußte noch die Nebenseiten zum Registrieren seiner Heldentaten verwenden. Zur Ausrüstung des echten Burschen gehörte auch die oft bis zur Erde reichende Tabakspfeife, die er selbst noch in den dreißiger Jahren an manchen Orten während des Kollegs nicht ausgehen ließ; mit ihr ging er auch qualmend durch die Straßen, „immer an den Schildwachen vorüberrauchend". Auf dieses Vorrecht war er so stolz, daß unter Umständen, wie 1821 in Leipzig, die Wegnahme einer Pfeife durch die Wache zu einem Auflaufe führen konnte. Der fleißige Student, der im Kolleg nachschreiben wollte, hatte wohl auch, wie ihn 1845 die „Fliegenden Blätter" darstellen, hinter dem Ohr die Gänsefeder und außer der Mappe noch den „Stecher", ein pfeifenkopfähnliches Tintenfaß, das unten mit einer Spitze versehen war und in die Bank eingestochen wurde. Den einen oder andern Musensohn begleitete auch schon damals ständig ein Hund; sonst trieb man wenig Luxus. Der Haarkräusler verdiente nicht viel an den Studenten; abgesehen von Bällen ordnete sich der einzelne sein Haar selber, und die Burschenschaftsmode, dasselbe lang zu tragen, herrschte noch bis in die vierziger Jahre. Ein eigentliches Stutzertum fand sich nur im modischen Leipzig und im feudalen Göttingen, wo bei den blasierten hannöverschen Adligen die Lorgnette eine große Rolle spielte, in Heidelberg ward es noch um 1840 allgemein verhöhnt.

Die Kosten des Studentenlebens waren verschieden. Als die wohlfeilsten Universitäten galten um 1830 Erlangen, wo man mit durchschnittlich 400 Gulden, und Jena, wo man mit 2—300 Talern preußisch oder 4—500 Gulden anständig leben konnte. Als die teuersten Universitäten sah man damals Göttingen und Heidelberg an. Die Wohnungen waren an vielen Orten schlecht, in Jena wurden sie als gefällig gerühmt, in Göttingen waren selbst die bescheideneren teuer und kaum unter 10 Louisdor zu haben. Über

das Essen klagte man ebenfalls sehr; in Jena galt es als „anerkannt schlecht," in Leipzig konnte man für vier Groschen eine gute Suppe haben und sich nach Belieben unter drei Gerichten, wovon zweie verschiedene Sorten Fleisch mit Gemüse und das dritte Braten mit Salat u. dgl. war, eines aussuchen, hatte auch Brot, Butter und Käse zur Schließung der Magens dortstehen; für 2 Groschen 3 Pfennige konnte man an einer anderen Stelle ebenfalls gut essen, ohne allerdings satt zu werden. Unter den Getränken spielten nur bei den Göttinger Adligen Kaffee und Schokolade eine wichtige Rolle, in Süddeutschland war der Wein stellenweise das Hauptgetränk, und in Bonn, Heidelberg und Würzburg gab es sogar einen selbständigen Weinkomment; auf den meisten andern Universitäten herrschte dagegen das Bier. In Jena konnte man um 1830 unter 22 gangbaren Biersorten wählen, doch kosteten die auswärtigen wegen des auf ihnen ruhenden Zolles vor Gründung des deutschen Zollvereins sehr viel, und selbst in den vierziger Jahren war der Preis besonders für die bayrischen Biere wegen der Transportschwierigkeiten noch sehr hoch. Es erscheint daher nicht wunderbar, wenn zu Schnabels Zeit in Leipzig ein Student an einem Abend für einen Dukaten in Köstritzer Bier vertrank. Der Branntweingenuß war besonders zu Halle im Schwange, und zwar diente dort der Schnaps als Gegenmittel gegen das schwerverdauliche Broyhanbier, doch begann sein Verbrauch mit der Zurückdrängung dieses Bieres um 1830 etwas abzunehmen, aber selbst noch um 1850 erschien das Schnapstrinken als so charakteristisch für den Halleschen Studio, daß ihn der Rudelsburgwirt „Samiel" sofort an der Bestellung: „Samiel, 'nen Schnaps!" erkannte. Von anderen Genußmitteln spielte noch der damals billige Tabak eine wichtige Rolle, den man aus Pfeifen rauchte; nur in Göttingen zog man schon um 1830 die feinere Zigarre vor.

Das studentische Leben in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war im wesentlichen ein Fortentwickeln der im achtzehnten ausgebildeten Formen. Der Roman: Felix Schnabels Universitätsjahre (1835) bietet einen vortrefflichen kulturgeschichtlichen Überblick über das Treiben auf den deutschen Universitäten um 1830, wenn auch der darin geschilderte Held durchaus nicht als Typus des Korpsstudententums oder gar des gesamten Studententums gelten kann. Das Hauptleben spielte sich innerhalb der großen studentischen Parteien, der Landsmannschaften oder Korps und der Burschenschaften ab; kleinere, mehr klubartige Vereinigungen kamen nicht recht zur Geltung. Studiengenossenschaften, wie sie der spätere Provinzialschulrat Scheibert um 1820 in Greifswald schuf, waren sicherlich eine Seltenheit. Es traten dabei sechs bis acht Genossen zusammen und disputierten in Anknüpfung an gelieferte lateinische Abhandlungen in lateinischer Sprache, wobei ein Fux im Lexikon die fehlenden Wörter aufschlagen mußte. Später behandelte man in ähnlicher Weise, aber deutsch, philosophische Gegenstände und feierte aller vier Wochen einen „Doktorschmaus", wobei der Gastgeber die von Hause erhaltenen Leckerbissen, wie Schinken, Wurst und Spickgans, zum besten gab. Gelegentlich schloß eine solche Versammlung mit einem Tanz in Schlafröcken und Pantoffeln nach der Musik einer Geige, eines Rumpeltopfes, eines Horn-

kamms und eines papiernen Fagotts. Diejenigen, welche sich vom Verbindungsleben zurückzogen, genossen wenig Achtung, man bezeichnete sie als Wilde, Finken, Kamele, Obskuranten und vermied den Umgang mit ihnen, ja manche Verbindung, wie das Leipziger Korps Lusatia, gebot 1808 in seiner Konstitution: „Jedes Mitglied muß suchen, mit keinem Wilden zusammenzuwohnen". Man teilte die Nichtinkorporierten (Nichtverbündeten) um 1829 in drei Klassen ein: „1. In solche, die sich ausschließlich ihrem Studium widmen, die sog. ‚Ochser'. Sie ziehen sich teils aus finanziellen Rücksichten, teils aus Liebe zu ihrem Fache, teils aus Blödigkeit von allem Umgange mit andern zurück . . . 2. In solche, die sich in Tanz-, Spiel- und Trinkgesellschaften herumtreiben, Konzerte, Bälle und Theater besuchen, um einen guten Geschmack zu bekommen, die neuen Moden kennen zu lernen, das duftende Haar und den neuen Frack bewundern zu lassen — daselbst auch etwa der Schönen, welche gerade den Stein im Brett hat, einen schmachtenden Seitenblick zuwerfen, der ihr wie eine Tasse Gefrorenes durch Mark und Bein rieselt. Diese Herren bekommen dadurch, was man sagt, Tournüre, Routine, Bonton, werden elegant von außen, aber abgeschmackt und leer im Innern. Der Student nennt sie Schnippulanten (Stutzer). 3. Diese Klasse bezeichnet man mit dem Namen: Finken, Winkelhüpfer, Dreckvögel, Nachtstühle usw. Sie bilden die Hefe der Universität. Wie die Eulen ziehen sie nur bei Nacht umher, liegen den Tag über in gemeinen und abgelegenen Häusern, geben sich (oft aus Armut) mit Kammer- und Kellermädchen ab, und wo sich zwei oder drei von ihnen treffen, da bleiben sie tagelang beieinander sitzen, erzählen sich Spinnstubenmärchen oder andere Anekdötchen, trinken und rauchen, bis sie entweder alle einschlafen oder vom Wirt, der ihrer überdrüssig ist, vor die Türe gewiesen werden, in welchem Falle sie um ein Haus weiter ziehen und dann Gott danken, wenn sie für ihren faulen Pelz wieder einen Unterschlupf finden."

Der Ton unter den Studenten war an den einzelnen Hochschulen nicht gleich, um 1830 herrschten sogar noch die auffälligsten Unterschiede. In Gießen und Marburg lebte das alte rohe Renommistentum fort, in Heidelberg war der Ton nach Felix Schnabels Meinung überstolz, in Göttingen und Leipzig galt das patente Auftreten, und in Erlanger Korpsstudentenkreisen fiel damals das hölzerne, übersteife und wortkarge Benehmen auf. Am ungezwungensten und natürlichsten und ohne auffällige Roheiten erschien das Studentenleben zu Jena. Dort lieferte man sich im Winter „Schneeballkanonaden", kneipte und focht zur Übung auf dem Markte, ja aß bei der Wurstbude seine Bratwurst oder sein Roastbeef zu einer Bäckersemmel (um 1830). Auch herrschte in Jena unter allen Musensöhnen das brüderliche Du, ebenso bis 1820 in Halle, und es galt als eine schwere Beleidigung, das Sie in der Anrede zu gebrauchen. Nicht ganz so widerspruchslos setzte sich der allgemeine Duzkomment in Leipzig durch, wo ihn die Burschenschaft zu Karl v. Hases Zeit eingeführt hatte. „Zumal der sächsische Adel beklagte sich bitter deshalb. ‚Ich kann doch,' sagte einer aus diesem Kreise, ‚mich nicht Du nennen mit dem Sohn meines Schneiders oder Schusters!'" Ich antwortete: — erzählt Hase — „Das kannst du halten, wie du willst, wir aber nennen jeden von

euch, den wir für ehrenhaft halten, du; ihr könnt uns meinetwegen Euer Gnaden nennen."

Das Zusammenleben der Studenten regelte der Komment, den sogar die Wilden zumeist anerkannten. Er war allenthalben schriftlich niedergelegt und stimmte in seinem allgemeinen Teile an allen Universitäten überein. Gegenüber den ältesten Komments aus dem achtzehnten Jahrhundert erschien er in vielen Punkten erweitert und verbessert; gleichwohl enthielt er noch mancherlei Roheiten, zumal in den Ausdrücken, und Heinrich Heine meinte, er „verdiente wirklich in den legibus barbarorum eine Stelle". In vielen Punkten waren seine Bestimmungen sehr vernünftig; so verbot er Beleidigungen von solchen, die sich nicht schlagen konnten oder sehr schwach waren, wie z. B. krasse Füxe. Er verlangte ferner, daß, wenn sich zwei Studenten begegneten, sie sich nach rechts auswichen. Gingen mehr als drei in geschlossener Reihe, so mußten sie die Entgegenkommenden durchlassen. In Göttingen, wo es zu Schnabels Zeit schon Trottoirs gab, hatte sich ein sogenanntes „Gossenrecht" herausgebildet, nach dem der, welcher die Gosse zur Linken hatte, verlangen konnte, daß ihm der Entgegenkommende ausweiche.

Alle Studenten genossen gleiche Rechte, auch der Unterschied zwischen Adligen und Bürgerlichen verlor sich allmählich, und nur als kümmerlicher Überrest ehemaliger Vorrechte lebte um 1830 zu Göttingen die Bestimmung fort, daß Adlige, Grafen und Prinzen auf Grund erhöhter Immatrikulationsgebühren eigene Tische und Sessel in den Hörsälen erhielten. Abstufungen innerhalb der akademischen Jugend gab es nur hinsichtlich des Burschenalters. Danach unterschied man krasse Füxe (bis Anfang des zweiten Semesters), Brandfüxe (bis Ende des zweiten Semesters), Burschen (im zweiten Jahre) und Kandidaten (vom dritten Jahre ab). Die Fuxen- oder Renoncenzeit war noch um 1830 recht trübe, an manchen Universitäten wie z. B. Halle herrschte ein roher, an den Pennalismus gemahnender Ton gegenüber den jüngsten Semestern. „Sie mußten alles tun und alles geben, waren Bediente und Zahlmeister. Für einen Fux war alles gut, ihn anzuführen und auszubeuteln galt als Witz. Alte Häuser, deren Quellen von Hause versiegt sein mochten, quartierten sich öfters bei Füxen ein, zehrten mit ihnen und trugen deren Kleidungsstücke ein; abgetragene, verkaufte oder zerschlagene Hemden wurden aus den vollen Koffern Neuangekommener ersetzt, schlechte Stiefel, deren Nähte nicht mehr zusammenhalten wollten, wurden mit bessern vertauscht usw."

Die innere Einrichtung der Landsmannschaften oder Korps wurde unter Verwendung der älteren Formen vervollkommnet. Die geltenden Bestimmungen waren in der Konstitution niedergelegt, sie galten nur für die Aufgenommenen, nicht für die zahlreichen Renoncen, die sich den Korps anschlossen, in ihrem Schutze standen und bei ihnen kneipen durften. Ursprünglich verfuhr man mit der Aufnahme sehr rasch, und das engere Korps bestand aus Burschen jeden Alters, oft sogar aus krassen Füxen, wenn sie geeignet schienen; nur wenige Korps, wie die Würzburger Frankonia, hatten bis etwa 1820 einen Numerus clausus von zwölf oder achtzehn. Mancher Student zog

das Renoncenleben wegen seiner Ungebundenheit dem eigentlichen Korpsleben vor. Die Aufnahme erfolgte auf Antrag des Renoncen, oder an manchen Hochschulen bot ihm das Korps die Rezeption an. Das Schlagen von Mensuren vor der Aufnahme war noch nicht Bedingung. Das sogenannte „Keilen" begann seit dem Beginne des Jahrhunderts allmählich üblich zu werden, schon um 1811 besaßen die Halleschen Korps auf den Gymnasien Werbebüros, welche ihnen die Muli zudirigierten, und in Jena hatten um 1830 die Burschenschafter darin schon große Übung, und man beschuldigte sie, daß sie zur Zeit der Ankunft neuer Akademiker an den Chausseen und in den nächsten Wirtshäusern um Jena stehende Angestellte hielten, welche die Ankommenden in Beschlag nehmen und ihnen zuführen müßten.

Die Zahl der Ämter war bei den Korps gering. Alle besaßen einen Senior, Konsenior und Sekretär (in offiziellen Schreiben mit liegenden Kreuzen bezeichnet), manche noch außerdem zwei Repräsentanten. Mehr Ämter besaß die Burschenschaft in ihrem Vorsteherkollegium und dem Ausschuß, darunter einen Zeitungs-, einen Kranken- und einen Fremdenwart; ihren obersten Vertreter nannte man Sprecher. Das Amt eines Fuxmajors bestand bis etwa 1850 nicht, seine Befugnisse übte der Konsenior, und als Fuxmajor bezeichnete man denjenigen Fux, der als erster auf Mensur antrat. Bei der Uttenruthia kam 1836 als neues Amt das des Anonymusschreibers auf und seit 1845/46 das eines Kneipwarts, das früher schon bei der Burschenschaft üblich war. Allgemeine Angelegenheiten wurden in Konventen, bei der Burschenschaft auch Burschenversammlungen genannt, entschieden. Die Aufnahme in die Verbindung geschah unter gewissen Feierlichkeiten, die durchaus auf Zeremonien der Studentenorden zurückgingen. Sie erhielt ihre Form um 1802 und war zu Schnabels Zeit fast unverändert. Sie fand zumeist auf einer Stube statt, wo der Fux und sämtliche Mitglieder, in Schwarz gekleidet, erschienen. „An einem erhöheten Tische, der mit einer Decke, woran die Frankenfarben, grün und rot mit goldenen Franzen, und das Wappen auf weißem Sammet gemalt, behängt war, saßen die drei ersten Chargierten, ihnen gegenüber am Ende des Kreises, den die übrigen Mitglieder bildeten, stand der Stuhl für den Rezipienden. Alles war ernst und feierlich; auf dem Tische standen hohe Armleuchter, in Mitte derselben lagen kreuzweis die Paradeschläger, deren Stichblätter von grünem und rotem Sammet mit einem goldenen Kreuz, darauf das dreifarbige Band für den Rezipienden und die in der Verbindungsfarbe eingebundene Konstitution. — Nachdem der Eintretende angeredet, mit dem Wesentlichen der Verbindungsgesetze — Konstitution — bekannt gemacht und ihm anheimgegeben war, den vorhabenden Schritt nochmals zu überlegen, wurde ihm bedeutet, sich, entfernt von den übrigen, zu setzen und die Vorlesung der Konstitution anzuhören . . . . Nachdem es beendet, wurde der Aufzunehmende befragt, ob er diese Gesetze halten wolle und könne, und ob es noch sein Wille sei, einzutreten, im andern Falle stände ihm der Rücktritt unter Verpfändung seines Ehrenwortes, nichts von dem Geschehenen und Gehörten zu verraten, noch frei." Dann schwur der Fux, „auf den kreuzweis erhöhten Schlägern die beiden ersten Finger der Rechten legend, den Bundeseid,

16*

hierauf schlang man ihm das dreifarbige Band um und gab ihm der Reihe nach den Bruderkuß und die treue Rechte."

An das Fuxtum innerhalb der Verbindungen knüpften sich mannigfache Gebräuche, in denen vieles an Sitten älterer Zeit erinnert. So war zu Schnabels Zeit beim Fuxkommers der Fuxritt üblich, bei dem die Füxe, rittlings auf Stühlen sitzend, in rasendem Galopp unter Gesang des Liedes: „Was kommt dort von der Höh'" durch das Zimmer ritten, angeführt von einem älteren Studenten, der auf einem Stuhl oder, wie 1831 bei den Heidelberger Saxo-Borussen, auf einem wirklichen Pferde saß. Im Anschluß hieran fand ein „Fuxenbrennen" statt, woran jetzt noch der Name Brandfux erinnert. „Die älteren Häuser bildeten ein Spalier, bewaffneten sich mit ellenlangen, mit Talg und Öl beschmierten Fidibus, zündeten sie an und suchten den jetzt aus einer Nebenstube durch ihre Reihe getriebenen Füxen die Haare zu sengen." In Erlangen und Würzburg war bis 1840 das „Wischen" der Füxe üblich, und zwar sollte das sinnbildliche Auswischen der Augen, das wohl auf Gebräuche der alten Deposition zurückgeht, die Neulinge zu klarsehenden, vernünftigen Geschöpfen machen. Eine neue Zeremonie bei der Fuxaufnahme schuf seit 1843 die Erlanger Uttenruthia, indem sie eine Art mittelalterliches Ritterfest veranstaltete und durch den Kanzler den Knappen d. h. Füxen den Ritterschlag erteilen ließ, wobei jedem ein besonderer Spruch zugerufen ward.

Ging ein Student von einer Universität ab, um eine neue zu beziehen, so besaß er, wenn er nicht einem süddeutschen Lebenskorps angehörte, im allgemeinen seine volle Freiheit; Abmachungen oder Kartelle zwischen den gleichnamigen Korps bestanden zwar seit etwa 1820 an verschiedenen Hochschulen, blieben aber zumeist unbeachtet.

Das Verbindungsleben füllte die Zeit des Studios nicht so aus, daß er zum Arbeiten nichts übrig gehabt hätte; auch die finanziellen Anforderungen waren noch nicht übermäßig hoch, und vor 1820 pflegten bei den Landsmannschaften sogar die, deren Wechsel eine gewisse Summe nicht überstieg, gebührenfrei zu bleiben. Auch die Jenaer Urburschenschaft verlangte von ihren Mitgliedern nur 1% Wechselsteuer und ließ solche mit weniger als 100 Talern Einnahme abgabenfrei. In der allgemeinen Achtung standen die Verbindungen verschieden hoch, einige Korps erfreuten sich üblen Rufs, da bei ihnen Saufen und Raufen herrschte und jeder edlere Zweck fehlte, aber auch die Burschenschaft konnte nicht überall ihre Grundsätze verwirklichen. Äußerlich erkannte man die einzelnen Verbindungen an den Farben der Mützen und Bänder, die trotz der behördlichen Verbote offen getragen wurden. Zu dem Namen pflegte man zuerst bei den Korps seit den dreißiger Jahren den Verbindungszirkel zu setzen, der sich aus den alten Ordenszeichen entwickelt hat.

Das äußere Auftreten der Verbindungen gestaltete sich immer prunkvoller; besonders in der Pracht der öffentlichen Aufzüge suchten sich die verschiedenen Gruppen zu übertreffen. In Halle zogen um 1830 die Landsmannschaften mit 60 Wagen, darunter Vier- und Sechsspänner, und etwa 60 Reitern aus, und in Leipzig veranstalteten 1822 die Korps einen Umzug mit

50 Wagen, dessen Gesamtkosten 1000 Taler betrugen. Beim Weggange eines Mitglieds von der Universität fand ein feierliches Komitat statt, das in der Form dem des vorigen Jahrhunderts gleichkam. War ein Bursche gestorben, so ließ man ihm ein feierliches Leichenbegängnis angedeihen, wie z. B. 1828 die Bonner Korps einem ihrer Mitglieder. „Nachdem die Chargierten den Sarg mit gezogenen Waffen in die Universitätshalle getragen hatten, versammelten sich die Korps mit 200 Fackeln vor derselben, und die Beerdigung begann. Zunächst kamen Fackelträger, dann die Musik, die Trauermärsche spielte, hinter ihr der Sarg, der von je drei Trauermarschällen geführt und geleitet wurde; an der Seite gingen Fackelträger, dem Sarge folgten die Geistlichkeit, die juristische Fakultät, der der Verstorbene angehört hatte, und die übrigen Leidtragenden. Hinter ihnen kam der Generalanführer nebst zwei Generaladjutanten, zehn Adjutanten, der Generalschließer nebst zwei Adjutanten, wieder an der Seite von Fackelträgern geleitet, und zum Schluß die übrigen Fackelträger. Am Grabe sang der Musikverein ein Trauerlied, ein Professor hielt eine Rede, und zuletzt sangen die Korps die Trauerstrophe: ‚Ist einer unsrer Brüder dann geschieden'."

Das Verhältnis der Verbindungen untereinander war oft sehr gespannt; Korps und Burschenschaften standen in dauerndem Verruf, und da Forderungen nur zum Austrag kamen, wenn der Burschenschafter vorübergehend aus seiner Korporation austrat, so focht man die Streitigkeiten oftmals durch Schlägereien aus und verlieh dadurch mancher Feier, wie 1846 dem Apoldaer Kriegerfeste, eine traurige Berühmtheit. Auch unter sich befehdeten sich einzelne Gruppen, die Jenaer Arminen und Germanen schlugen sich 1832 im Wirtshaus „Zur Rose" in der sogenannten „Rosenschlacht", und die Burschenschaft Teutonia veranstaltete mit den Korps zusammen 1847 ein Vogelschießen, bei dem in wenig vornehmer Weise nach einem Bilde geschossen wurde, welches einen Studenten mit der Mütze des Burgkellers darstellte. Nur wenn die ganze Studentenschaft bedroht schien, machten alle Musensöhne gemeinsame Sache, und man erklärte dann den Komment für aufgehoben (comment suspendu).

Einen guten Teil der Zeit des Studios nahm das Fechten in Anspruch. Eine an allen Universitäten gleiche Waffe gab es damals noch nicht. In Halle und anderen Universitäten herrschte der Glockenschläger, in Heidelberg und anderwärts der Korbschläger. In Jena, Erlangen und Würzburg hielt man lange am Stoßschläger fest; erst in den vierziger Jahren kam er besonders durch die Bemühungen des Professors Scheidler und des Fechtmeisters Roux in Jena ab, und 1845 ward dort das letzte Stoßduell ausgefochten. Erlangen verlor die Stoßwaffe erst nach 1850, und in Würzburg fiel 1861 die letzte Stoßmensur vor. Ihre Anwendung fand die auf dem Fechtboden erworbene Fechtkunst der Studenten beim studentischen Duell oder der Mensur. Diese Einrichtung erschien als ein wichtiges Mittel, um den guten Ton unter den Musensöhnen zu erhalten, und wurde deshalb eingehend im Komment behandelt. Als höchste Verbalinjurien galten seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts allgemein die Ausdrücke: „dumm" und „dummer Junge", nur in Heidelberg durfte man auch nach 1850 dem Gegner noch einen „Hundsfott" aufbrum-

men. Realinjurien waren unter Verbindungsstudenten untersagt und nur gegenüber Wilden und solchen erlaubt, welche sich nicht schlugen. Wenn sie dennoch unter Verbindungsstudenten vorkamen, so wurden sie streng geahndet, ja 1842 gestattete bei einer solchen Beleidigung der Heidelberger Seniorenkonvent einem Korps, den Beleidiger beim Universitätsamt zu verklagen. Der Forderung konnte binnen drei Tagen nach der Beleidigung die Koramation vorangehen, bei welcher sich der Beleidigte durch einen Landsmann überzeugte, ob der Gegner ihn habe beleidigen wollen. Deprekation war möglich und galt an sich nicht als entehrend. Bei der Forderung selbst mußte der Kartellträger einen Ziegenhainer in der Hand haben, außerdem behielt er die Mütze auf dem Kopf. Die Forderung lautete auf eine bestimmte Anzahl Gänge, mindestens sechs, in Heidelberg höchstens 12, in Jena dagegen bis zu 24, aber nicht mehr als 12 an einem Tage. Unentschuldigtes Nichterscheinen zum Duell hatte eine Rüge durch den gegnerischen Sekundanten zur Folge; kam es zum drittenmal vor, so verlor der Säumige das Recht auf Genugtuung. Zur Paukerei konnte jeder Duellant nach dem Jenaer Komment von 1812 zwei Zuschauer mitbringen, außerdem war von jeder Landsmannschaft ein Zeuge als Unparteiischer zugegen, der für kommentmäßigen Verlauf zu sorgen hatte. An Stelle dieser vielen Zeugen trat in Heidelberg seit 1821 ein einziger „Unparteiischer" mit gleichen Befugnissen. Die beiden Sekundanten mußten Burschen sein, Wilde durften nur mit Genehmigung des Seniorenkonvents sich selbst dann sekundieren, wenn sie keinen Landsmann in einer Verbindung besaßen. Über die von den Sekundanten bestimmte Mensur konnte der Paukant bis zu zwei Schritten zurückweichen, besonders, wenn er beim selben Gange seinen alten Platz wiedergewann; erst wenn er sechs Schritt zurückgegangen war und der Gegner auf seiner Mensur stand, wurde er für „geschaßt" erklärt, und sein Gegner durfte ihm den Schläger vor die Füße werfen. Als Ort des Duells dienten Stuben von Studenten oder Kneipzimmer in und außerhalb der Stadt, auch im Freien oder in Burgruinen paukte man vielfach, ja die Gießener und Marburger gingen um 1830 lediglich auf diese Weise los, selbst bei kaltem Wetter und Schnee. Zu Heidelberg war schon zu Schnabels Zeit der Saal in der Hirschgasse als Mensurplatz berühmt, und die reisenden Engländer erzählten Schauermärchen vom dortigen Treiben. Um der Aufmerksamkeit der Pedelle zu entgehen, richtete man einen regelrechten Sicherheitswachdienst ein, bei dem der „rote Schiffer" eine Hauptrolle spielte. Auch war Heidelberg damals der einzige Ort, wo man einen ständigen erfahrenen Arzt als Paukdoktor besaß.

Beim Duell mußte Licht und Schatten genau verteilt sein, ebenso hatten die Sekundanten für gleiche Waffen zu sorgen. Einen eigentlichen Paukwichs gab es ursprünglich nicht. Beim Stoßduell besonders zog man nur den Rock aus, ließ sich den Stulp anlegen, sowie ein seidenes Tuch um Handgelenk und Pulsadern und eine Lederbinde um den Unterleib binden. In Heidelberg begann man sich seit etwa 1821 besser zu schützen; man setzte einen Filzhut ohne Draht und Riemen auf, band Tücher um Hals und Arm und eine Binde um den Leib vom Brustknochen abwärts, der Oberkörper dagegen durfte nur mit

einem Hemd bedeckt sein. Zu Schnabels Zeit besaß man stellenweise schon einen vollständigen Paukwichs, während man in Jena bei den wenigen Hiebduellen sogar ohne alle Schutzvorrichtungen focht und besonders bei Säbelmensuren oft einen tödlichen Ausgang verschuldete. In Halle bedeckten lederne, stark wattierte „Paukhosen", die hinten zugeschnallt wurden, Unterleib und Schenkel; um den Hals ward eine fast fußhohe Binde (Paukbinde) gelegt, welche die freie Bewegung des Kopfes und Halses hemmte, aber undurchschlagbar war. Der Kopf wurde je nach der geschärften Forderung auf zwölf oder vierundzwanzig Gänge mit einer wattierten, mit großem, festem Schild versehenen Mütze in den Verbindungsfarben oder mit einem breitrandigen Hut (Paukhut) bedeckt. Den linken Arm band man gewöhnlich hinten an die Paukhose fest, der rechte dagegen verlangte die mühseligsten Vorkehrungen. Die Gelenke an der Hand und an dem Ellenbogen wurden mit geflochtenen und festgedrehten seidenen Tüchern (Würstchen) kunstgerecht umwickelt, dann noch mit seidenen Tüchern umwunden. Hierüber zog man — wenigstens in Halle — den ledernen, bis über den Ellenbogen reichenden Fechthandschuh (Stulp) und überband die gefährdeten Gelenke noch mit seidenen Tüchern.

Das Duell hörte entweder mit der bestimmten Anzahl Gänge auf, wenn es unblutig verlief, oder mit der Entwaffnung des Gegners oder mit einer genügend schweren Verwundung (Anschiß). Als solche galt beim halleschen Hiebkomment jede einen Zoll lange Wunde, welche durch drei Häute gegangen war und blutete, beim Jenaer Stoßkomment jeder Stich auf die Brust, der blutete, oder an Kopf und Armen, „wenn er per et per oder die Wunde ein Dreieck war." Die Sekundanten riefen die Kommandos und griffen mit ihren Sekundierprügeln (Ziegenhainern) gegebenenfalls ein, bei schwereren Forderungen fehlten sie jedoch oftmals ganz.

Bei der Wahl der Waffen mußte man sich, solange Hieb und Stoß gleich gebräuchlich waren, vorher einigen, wenn die Paukanten verschiedenen Universitäten angehörten. Als Stoßwaffen kamen die Stoßschläger und die „Pariser" mit kleinerem Stichblatt, als Hiebwaffen Korb- oder Glockenschläger in Betracht. Auch der Säbel spielte schon zu Schnabels Zeit eine größere Rolle, allerdings nur bei schweren Beleidigungen, ebenso begann man, wohl zuerst nach den Freiheitskriegen, häufiger seit Beginn der zwanziger Jahre, die Pistole zu verwenden, doch gab es noch um 1830 keinen bestimmten Pistolenkomment. Zumal bei Streitigkeiten mit fremden Studenten, welche die einheimische Fechtart nicht kannten, und bei Händeln mit Offizieren wählte man diese Waffe, während man früher — in Halle noch 1819 — verlangt hatte, daß auch Offiziere auf Schläger antreten sollten.

Die Zahl der Duelle war, da „klingenscheues" Wesen als Schmach galt, zumeist sehr groß; besonders blühte die Duellunsitte bei den Landsmannschaften vor 1815. In Jena fanden z. B. am 12. März 1811 im Orte selbst 18, im Rauhtal 24 Paukereien statt, wobei sich ein Saxone allein zehnmal schlug, und eine 16 Mann starke Verbindung machte damals in vier Wochen allein über 200 Duelle aus. Im Sommer 1815 fielen an derselben Universität bei etwa 400 Studenten in einer Woche 147 Duelle vor, und zu Beginn der vierziger

Jahre hatten in Heidelberg die älteren Burschen des Korps Suevia 10—12, auch 20, einige sogar 40—60 Mensuren hinter sich, und der damals dort wirkende Paukarzt zählte während seines vierundzwanzigjährigen Dienstes im ganzen 20000 Mensuren. Tödliche Verwundungen waren im Vergleich zu den zahllosen Duellen selten, gefährliche Verletzungen kamen aber schon beim gewöhnlichen Stoßduell vor, das wegen der dabei erteilten „Lungenfuchser" auch die „Lungenweihe" hieß.

Die Urburschenschaft versuchte der Überhandnahme von Duellen durch Ehrengerichte zu steuern, und ein Teil der späteren Burschenschaft verhielt sich geradezu duellfeindlich, aber weder sie noch die Bemühungen der Reformvereine zu Jena um 1815 und in der Zeit des Progresses schufen wirklich dauernd Wandel. Nur der Universität Dorpat war es nach 1840 beschieden, dem Standpunkt der Duellgegner Anerkennung zu verschaffen.

Neben den Duellen entwickelte sich seit den zwanziger Jahren eine neue Form der Mensur, aus der die heutige Bestimmungsmensur geworden ist. Je ungefährlicher das Schlägerfechten ward, desto weniger sah man die Schlägermensuren als ernsten Kampf an und betrachtete sie mehr als ritterlichen Sport. Trotzdem hielt man daran fest, daß jeder Mensur eine „Kontrahage" vorherginge, und da die Korpsburschen, um zu kontrahieren, abends auf die Kneipen bekannter Korps rückten und dort Unfug trieben, so suchte man dem Paukbedürfnis auf andre Weise Rechnung zu tragen. Schon zu Schnabels Zeit dienten die Jenaer Wochenkommerse fast nur als Kontrahierkneipen, allgemein üblich scheint diese Art Zusammenkünfte seit etwa 1840 zuerst in Jena und Heidelberg geworden zu sein. „Abends zur festgesetzten Stunde," erzählt der spätere Mediziner Kußmaul, „zogen sämtliche Korps in hellen Haufen von ihren Kneipen in die Arena zu fröhlichem Tuschieren, jedes besetzte den Tisch, den seine Füxe im voraus belegt hatten. Waren sie alle eingetroffen, so war die Neugierde groß, welche Losung die verschiedenen Korpskonvente ausgegeben hatten, doch die unheimliche Stille währte nicht lange. Ein Bursche erhob sich und schleuderte einem ebenbürtigen Kämpen an einem der feindlichen Tische höhnenden Schlachtruf zu. Besaß der Gegner Witz, so erwiderte er mit Gegenhohn, wenn nicht, was die Regel war, sofort mit dem Tusch. Nach dieser ersten „Kontrahage" ging das Kampfgeschrei an allen Tischen los. Die Luft schwirrte von dummen Jungen, dazwischen sausten einzelne schwere Hundsfotte nieder. Die Helden der Ilias hätten ihre helle Freude an dem Treiben gehabt."

Als eine neue Einrichtung kamen um 1820 auch die Propatria-Skandale auf (später auch Korpshatzen genannt), über die im Halleschen Komment von 1820 zuerst genaue Bestimmungen erlassen wurden. Sie fanden statt bei Beleidigung einer Landsmannschaft oder ihres Repräsentanten oder bei Nichtanerkennung der allgemeinen Konstitution durch eine Landsmannschaft; im letzteren Falle mußte diese Verbindung mit allen übrigen fechten. Es kämpften dabei die Chargierten, ein Kandidat, ein alter Bursch (4 Semester), ein junger Bursch (3 Semester), ein Brander und ein Krasser gegen entsprechende Gegner, doch durfte außer bei Abfuhr nicht vor dem sechsten Gange Satisfaktion genommen werden.

Außer der Mensur bildete das Kneipen einen wichtigen Teil des Burschenlebens. Die Hauptrolle spielte das zumeist wohlfeile Bier, doch wurden auch teuere Sorten gelegentlich stark getrunken. Das Zusammensein beim Bier regelte der Bierkomment, der zuerst in Heidelberg 1815 festgesetzt wurde. Auch für das Weintrinken, das um 1820 bei den Greifswalder Kommersen die Regel und in manchen Gegenden sehr gebräuchlich war, stellte man, zuerst in Bonn (1842—1844), einen eigenen Komment auf. Jede dieser sich meist sehr ähnlichen und umfangreichen Sammlungen von Regeln verfolgte den „Zweck der gesetzlichen Aufrechterhaltung der auf der Hochschule eingeführten Sitten und Gebräuche in bezug auf allgemeine und spezielle Kneipereien". Sie bestimmte die Einteilung der Studenten, setzte die Bedingungen der „Bierhonorigkeit" fest, regelte das Vor- und Nachtrinken, die Teilnahme an den „Bierkonventen", das Ausfechten von „Bierskandälern", das Verhängen des „Bierverrufs" und das Herauspauken aus demselben. Die Kneipen selbst näherten sich mehr den Kommersen in ihren äußeren Formen, daneben wurden die gemütlicheren Exkneipen, zumeist außerhalb der Stadt, immer beliebter, und bei Schnabels Ankunft in Halle waren sie stehende Einrichtung. „Auf der Fähre, die den ungeduldig Sehnsüchtigen an das andere Ufer der Saale und in den Kreis seiner Erwählten bringen sollte, vernahm er schon das Lärmen, Schreien und Singen der lustigen Kameraden, sah auf dem vorspringenden Felsen und auf dem vor der Bergschenke befindlichen freien Platze orangefarbige und weiße Mützen, sich herumtummelnde Burschen in Hemdärmeln, beißende, bellende Hunde, den geschäftigen Wirt und Kellnermädchen, die sich kaum den Umarmungen und gewaltsamen Berührungen lockerer Zeisige — es war noch am Tage! — zu entwinden vermochten."

Die Kommerse nahmen immer feierlichere Formen an und erhielten ihre Weihe durch den „Landesvater", der bei Korps und Burschenschaften und später auch beim Wingolf üblich wurde. Erschien früher, wie die ulkigen Umdichtungen des Kindlebenschen Textes zeigen, die Feier oft als wenig würdig, so war sie jetzt unter dem Einfluß der Freiheitskriege und ihres ernsten patriotischen Geistes ein wirklicher Glanzpunkt der Kommerse geworden. „Mit Ruhe und Würde — heißt es bei Felix Schnabel — wie der Anfang: ‚Alles schweige, jeder neige ernsten Tönen jetzt sein Ohr', befiehlt, wird der Landesvater begangen! Die Präsides, jetzt mehrenteils nur die ersten Chargierten, außer in dem Falle, daß diese zu schlecht singen, teilen die Anwesenden in gleiche Teile und ordnen die Plätze so, daß jeder seinem Vis-à-vis gerade gegenübersitzt und so verbleibt, stellen sich dann, je zwei, an die obern und untern Enden der Tafeln, daß jeder ein Viertel seines Tisches überkommt. Nach der Zahl der Anwesenden werden zwei bis sechs und mehr Tafeln geordnet und besetzt. Mit spitz geschliffenen Schlägern Ruhe gebietend und den Takt auf den Tischen andeutend, singen die Präsides allein die erste Strophe, schreiten dann links und rechts zu ihren Nachbarn, stoßen mit diesen die Gläser an und singen, zu ihnen gekehrt: „Nimm den Becher, wackrer Zecher, vaterländ'schen Weines voll; nimm den Schläger in die Linke, bohr' ihn durch den Hut und trinke auf des Vaterlandes Wohl!" Der so singend Angeredete tut das Begehrte, legt,

nachdem die Mütze durchlöchert und bis auf die Glocke geschoben, die beiden ersten Finger seiner Rechten auf die Klinge und singt solo: „Ich durchbohr' den Hut und schwöre, halten will ich stets auf Ehre, stets ein flotter Bursche sein." Diese Prozedur wird bei allen Anwesenden von den verschiedenen Präsides wiederholt, die mit einem jeden, wenn auch nach Belieben wenig oder mehr trinken und dadurch oft so hinfällig werden, daß sie ihr Amt nicht verrichten oder vollenden können. Nachdem die Mützen der Menge durchlöchert und an dem Schläger befindlich sind, treten an jedem Tischende die Präsides auf Stühle und durchbohren gegenseitig ihre Kopfbedeckungen, wechseln dann die Schläger und Mützen und teilen sie, dem Gegenübersitzenden die oberste Mütze hinreichend und den Schläger auf dessen Haupt legend, wieder aus. Bei diesem Akt singen sie: „So nimm ihn hin, dein Haupt will ich bedecken und darauf den Schläger strecken, es leb' auch dieser Bruder hoch, ein Hundsfott, der ihn schimpfen soll"; dann fällt der Chor ein: „So lange wir ihn kennen, woll'n wir ihn Bruder nennen, es leb' auch usw." So der Reihe nach bei jedem, und hiemit ist der Landesvater und gewöhnlich auch der Kommers beschlossen, da es nun jedem freisteht, noch zu bleiben oder aufzubrechen."

In jener Zeit kam auch ein Gebrauch an die Öffentlichkeit, der jetzt eine große Rolle beim Kommerse spielt: das Salamanderreiben. Sein ursprünglicher Sinn ist dunkel, möglicherweise geht es auf ältere Sitten zurück, vielleicht auch auf einen in Amerika um 1770 geübten Gebrauch, bei dem angezündeter Likör brennend getrunken wurde. 1827 war es in Breslau und Halle als Schnapsreiben bekannt; 1831 ward es bereits in einem studentischen Wörterbuch eingehend geschildert: „Reiben ist eine Zeremonie, die fast einzig und allein bei dem Schnapstrinken Sitte ist. In der Regel kommandiert jemand aus der trinkenden Gesellschaft, worauf dann alle Mittrinkenden die Gläser ergreifen, auf dem Tische damit reiben, nach geschehenem Reiben das Glas an das linke und rechte Ohr, dann an die Nase setzen und endlich, nachdem dieser edle Stoff alle benannten Teile wenigstens mit seinem Geruche erfreut hat, kann der Trinkende das Glas leeren, muß aber dasselbe sogleich, nachdem er es ausgetrunken hat, mit einem derben Klopfen auf den Tisch stellen." Nach einem andern Bericht murmelten die Reibenden während der Zeremonie dreimal Salamander, und das Schlußkommando zählte 1, 2, 3, 4. In Bonn und Heidelberg war der Biersalamander üblich, in Jena soll er im Sommer 1843 zum erstenmal gerieben worden sein, in Königsberg kannte man ihn 1844 noch nicht. Nach dem Vollmannschen Wörterbuch galt er als Ehrung, und sein Verlauf hatte die heutige Form. Er war „ein Bierspiel in drei Tempos, bei welchem die ganze Gesellschaft die Gläser reibt, auf das Kommando eins und zwei des Seniors einhält und endlich auf das verhängnisvolle ‚drei' trinkt bis auf die Nagelprobe, sodann wieder reibt und mit dem Kommando ‚drei' aufhört."

Die alten Bierspiele des achtzehnten Jahrhunderts waren in Vergessenheit geraten, und die in Heidelberg um 1830 übliche Bieruhr besaß wohl nicht allgemeine Verbreitung. „Die Mitspielenden — heißt es bei Felix Schnabel — setzten sich um ein gemaltes, mit einem beweglichen Zeiger versehenes Ziffer-

blatt, die Zahlen werden verteilt, so daß jeder der Spieler eine erhält, welche er mit Kreide vor sich auf die Tafel oder auf das Mützenschild malt. Jetzt wird der Zeiger gedreht, derjenige, auf dessen Nummer er zeigt, muß ein halbes Glas Bier, einen halben Schoppen trinken, sind Nummern nicht besetzt, und steht die Nadel auf einer von ihnen still, so müssen alle trinken." Aus einem alten Plumpsackspiel wurde wohl zur Zeit der neueren Bierstaaten der „Fürst von Toren" zum allgemeineren Bierspiel. Ein Studio, der den Fürsten machte, setzte sich mit dem Zepter in der Hand auf einen Stuhl, welcher auf die Kneiptafel gestellt ward. Zwei Lakaien reichten ihm zu trinken, und dabei sang der Chor das zum Spiel gehörige Lied. So ging es weiter, bis endlich nacheinander alle gekrönt waren. — Die von Vollmann geschilderte „Biermesse", eine Verhöhnung der katholischen Messe, hatte wohl nur an einigen Hochschulen Verbreitung, weitere vielleicht das schon ältere „Zerevisspiel". Bei diesem erhielten die Spielkarten andre Namen, jede falsche Bezeichnung wurde mit einer „Schwalbe" bestraft, und jeder mußte so viel Glas Bier trinken oder setzen, als er „Schwalben" hatte.

Die eigenartigste Ausgestaltung des Bierhumors zeigte sich zuerst bei den Jenaer Burschen in der Errichtung ihrer Bierstaaten, die man bald auch anderwärts, besonders in Halle, nachahmte. Sie wurden sowohl von den Korps wie auch von der Burschenschaft weiterausgebildet. Es gab ein, später zwei „Herzogtümer" von Lichtenhain und eine „Grafschaft" in Wöllnitz, in ersteren hießen die Fürsten alle „Tus", in letzterer „Popp", und erfreuten sich so allgemeiner Gunst, daß selbst Karl August von Weimar den Lichtenhainer Herzog zum Scherz als Ew. Liebden angeredet haben soll. Die Burschenschafter bezeichneten ihre Staaten als „Republiken", „Kaiserreiche" und „Herzogtümer". Die „Burg" des Wöllnitzer Grafen war eine einfache, saubere Bauernstube, sein Thron ein rotüberzogener Sitz aus einer Tonne, auf dem Tisch standen die hölzernen Trinkgefäße, „Lanzen" genannt. Der Wirt hieß „Burgvogt", seine Gattin „Burgfrau", die Mistpfütze vor der Tür „Burgteich". Die älteren Burschen nannte man „Ritter", die Füxe „Knappen", und eine stattliche Reihe von Ämtern wie „Erzbischof", „Ambassadeur", „Admiral", sowie eine Menge „Bierorden" aus Pappe oder Blech belohnte den tapfern Trinker, der in mannigfachen „Bierfehden" den „Gegner in den Sand gestreckt" hatte. Bei den Kneipen durften die einzelnen nur mit ihrem „Biernamen" angeredet werden, und diese neue, im achtzehnten Jahrhundert nicht nachgewiesene Sitte verbreitete sich allmählich auf das Kneipenleben der Verbindungen überhaupt und scheint nach 1840 schon allgemeiner üblich gewesen zu sein. Großen, allerdings nur ulkhaften Pomp entfaltete man bei den Hauptgelagen, den „Hoftagen", die man durch Umzüge feierte. „Voran die Dorfmusici, zwei Violinisten, ein Klarinetten- und ein Flötenbläser, hinter diesen drei Ritter zu Roß, — es gab in ganz Wöllnitz nur drei Pferde, diese wurden reklamiert, von reitkundigen Rittern bestiegen, die Pallasche, Stürmer mit Flederwischen, Koller und Kanonen, Orden und Bänder trugen — darauf vier Dorfbuben in weißen, über ihre zerrissene Kleidung geworfenen Hemden, Kränze auf dem Haupte, Tannenzweige in den Händen; jetzt erschien der Triumphwagen, ein Acker- oder Mistwagen mit

vier bebänderten Ochsen bespannt, auf dem Wagen ein Baldachin, — der bekannte Thronhimmel von verschossenem rotem Merino — darunter der Thron, die Tonne, auf derselben, prächtiger und herrlicher als Salomo in seiner Herrlichkeit, der Graf, neben ihm die Gräfin Poppaea, zu welcher Rolle sich für dieses Fest ein aufopferungsfähiger Knappe, ein ausgezeichnet häßlicher Bursch verstanden hatte. Hinter dem Triumphwagen gingen die gräflichen Ahnen, altersschwache, hinfällige, re-gesoffene Exgrafen und mehrere Hochwürdenträger mit dem Burgschwert, der Burgfahne, dem gräflichen Hausorden auf rotem Kissen, und der Erzmundschenk mit dem Leibhumpen und der Leiblanze des Grafen einher, dann folgte der Erzbischof in weitem Talar mit der Mitra, dem Krummstab, mit einem langen Bart auf einem Esel reitend, den zwei Knappen führen mußten, denn das Tier war störrisch. Den Zug beschlossen die übrigen Ritter, alle en costume, die Gesandten in Gala, die eingeladenen Fremden, die neugierigen Zuschauer und die liebe Dorfjugend."

Außer bei Trinkgelagen, welche auf der Kneipe oder dem Kommershaus und in bestimmten Exkneipen außerhalb der Stadt abgehalten wurden, frönten manche Studenten gleich Felix Schnabel dem Biergenuß noch anderwärts; auf Stuben von Studenten feierte man „attische Nächte", wobei man spielte, sang, rauchte, trank und nicht selten auch der Venus opferte. Das Trinkbedürfnis führte manchen Studenten in Spelunken übelster Art, und derartige Lokale erhielten oft wie die Hallesche Bumsia zu Schnabels Zeit eine förmliche Berühmtheit. Die ursprünglichen Besucher aus der untersten Volksschicht wurden durch Farbenstudenten und Wilde verdrängt, die als Bumsisten nach eigenen Bumsstatuten lebten, eine Bumszeitung anfertigten und ähnlichen Unfug in dem ungesunden Kellerloch trieben. Mit Trinkgelagen endeten auch die allgemeinen größeren Feste der Studentenschaft. In Halle feierten schon um 1830 die Landsmannschaften Königsgeburtstag durch einen feierlichen Aufzug, auch der Prorektoratswechsel brachte mit seinem Fackelzug und der darauffolgenden „freien Nacht" Abwechslung, man durfte dann bis zum nächsten Morgen auf den Straßen toben und singen. Besonders toll ging es zu Jena in der Neujahrsnacht her. Schwärmer und Frösche flogen und hüpften in den Straßen, aus Pistolen und Gewehren ward geschossen, und die Lichter der wenigen Laternen erloschen unter den Steinwürfen. Korpsstudenten und Burschenschafter, zumeist gleichmäßig betrunken, wanderten Arm in Arm zu dem großen Feuer, das um Mitternacht auf dem Markt emporloderte. Mützen und Röcke warf man in die Flammen, die Bedachungen von Läden, ja ganze Schilderhäuser, Türen und Buden dienten dazu, das Feuer zu nähren, und den Schluß des Festes bildete oft noch ein Kampf mit den Nachtwächtern.

Die Freuden des Gambrinus waren aber nicht die einzigen, mancher Musensohn fing sogar an, sie grundsätzlich zu verschmähen. Die Burschenschaft schuf in ihren wissenschaftlichen „Kränzchen" Stätten besserer Unterhaltung, und das von ihr trotz behördlichen Verbots gepflegte Turnen lenkte den Geist in andre Bahnen. Ebenso war es bei der Erlanger Uttenruthia, die als erste Verbindung 1842 eine Christbescherung bei sich einführte, was der Wingolf bald nachahmte. Allgemeinere Verbreitung als dies alles erhielt das Wan-

dern. Die seit Anfang des Jahrhunderts herrschende romantische Strömung belebte das Naturgefühl, und der Studio schnürte besonders zur Ferienzeit sein Ränzel und nahm den Knotenstock in die Hand, um in die nähere oder weitere Umgegend zu wandern, selbst große Entfernungen schreckten ihn nicht; legten doch beispielsweise die Kieler den Weg bis zur Wartburg 1817 zu Fuß zurück. Sogar ein abgebrühter Mensch wie Felix Schnabel hatte Gefühl für „Naturkneiperei". Der wohlhabendere Student mietete sich öfters ein Pferd zu einem Ausritt oder in Heidelberg einen Wagen zu einer Spazierfahrt, und die Jenaer Musensöhne genossen beim Reiten sogar Chausseegelderfreiheit. Für Leute à la Schnabel war der Hauptreiz allerdings das Bier und die Liebe, und gleich ihm brannte wohl der eine oder andere durch, wenn er in attischen Nächten sein Geld verjubelt hatte. Den Jenaer Studio lockte auch das Weimarer, den Heidelberger das Mannheimer Theater. Berühmt war seit etwa 1813 die Fahrt der Studenten, später nur der Burschenschafter von Jena nach Weimar zur Aufführung der „Räuber", bei der nach der ersten Strophe des Räuberlieds im vierten Akt ein donnerndes Silentium und dann ein allgemeines Gaudeamus igitur erklang. Sehr auffällig erschien auch die Theatervorliebe der Leipziger. „Bei einer Shakespeare-, Goethe-, Schiller-, Lessingvorstellung nicht am Platze zu sein, hieß es 1829, hätte der Leipziger Studio, ob Korpsstudent, Burschenschafter oder Kamel, als einen sich selbst angetanen Schimpf der Unwissenschaftlichkeit und poetischer Unkultur betrachtet."

Aber die Studenten waren nicht bloß willige Hörer dessen, was man ihnen auf der Bühne bot, sondern sie wirkten gelegentlich auch recht übel mit. Durch Scherze und Dazwischenreden störten sie den Gang der Handlung, mußten es sich allerdings auch gefallen lassen, daß es ihnen ging wie in den vierziger Jahren zu Breslau, wo der Darsteller des Soliman im „Zriny" von seinem Diwan aus ihnen plötzlich zurief: „Ihr habt wohl wieder 'mal zu viel Bier getrunken?" Weniger harmlos waren die Theaterskandale, die von den Studenten ausgingen. Einen solchen erregte zur Zeit der Urburschenschaft der bekannte Maßmann in Berlin, als dort Zacharias Werners „Weihe der Kraft" gegeben wurde. In Breslau unterstützten die Musensöhne ihren früheren Kommilitonen und damaligen Schauspieler Karl v. Holtei 1823 bei seinem Kampfe gegen die Theaterdirektion durch einen Skandal und verursachten nach seiner Entlassung gemeinsam mit den Offizieren jedesmal einen „Mordsspektakel", wenn eine Künstlerin in einer Rolle auftrat, die bis dahin Holteis Frau gegeben hatte. 1827 vertrieben die Breslauer Studenten bei der Aufführung eines Stücks von Angely den Hauptdarsteller unter lautem Toben durch ein Bombardement von Kartoffeln von der Bühne. In derselben Stadt pfiffen sie 1840 das Benedixsche Lustspiel: „Das bemooste Haupt" bei der fünften Aufführung systematisch aus. In Berlin inszenierten sie 1840 einen Theatertumult gegen Racines „Athalie", und in Würzburg demonstrierten 1844 die Studenten gegen ein Stück, in welchem die Korps geschmäht wurden.

Die Begeisterung für das Theater führte auch den einen oder andern Studio wie Holtei oder Heinrich Laube dauernd dem Theater zu, andere griffen zur Feder und schrieben für die Bühne, wie Justinus Kerner und der spätere

Darmstädter Dialektdichter Niebergall. Bescheidenere Talente begnügten sich damit, auf der Kneipe vor ihren Genossen etwas aufzuführen, eine derartige „Biermimik" gab es schon zu Schnabels Zeit in Heidelberg, und bei den Karnevalsfesten entwickelten sich aus den Aufzügen größere mimische Darstellungen, bei denen auch, wie die Erlanger Nachtwächtergesänge von 1821 zeigen, längere satirisch gefärbte Reden gehalten wurden. Höhere Ziele steckte sich der Leipziger Paulus, der nicht nur den geistlichen und weltlichen Liedergesang pflegte, sondern seit 1830 eine Reihe ernsthafter Kunstwerke, wie Don Juan, Templer und Jüdin, Robert den Teufel und andere Opern von Spohr, Rossini und Spontini zur Aufführung brachte.

Charakteristisch für jene Zeit war es, daß der Studentenschaft im allgemeinen der Familienverkehr fehlte. Der Durchschnitt der Burschen, und zwar nicht bloß Leute vom Schlage Schnabels, empfanden ihn sogar als eine Fessel für ihren derben Übermut, immerhin hatte doch ein Teil von ihnen, zumal bestimmte Korps, durch Empfehlungen oder altes Herkommen Anschluß an die feineren Familien der Stadt und erwarb sich so einen gewissen gesellschaftlichen Schliff. An manchen Orten luden auch die Professoren zu Professorenbällen ein, doch boten dieselben, in Jena mindestens, wenig Verlockendes für die Musensöhne. „Hier konnten sie bei jämmerlicher Musik und spärlicher Beleuchtung mit den Jenaer Schönen ersten Ranges nach Herzenslust tanzen und springen, erhielten überdies zur leiblichen Stärkung pro Mann zwei Schnitt kalten Braten — der wie alle übrigen Speisen und Getränke von den sorgsamen Hausmüttern aus der eigenen Speisekammer herbeigeschafft war — ebenso viele dünn bestrichene Butterbrote, ein Stückchen Kuchen und einen Schoppen Dreimännerwein; Tee, Glühwein und Punsch verabfolgte der gefällige Wirt für bare Bezahlung." An anderen Orten veranstalteten auch die Studenten gelegentlich eigene Bälle, wie in Halle um 1830 den Kronprinzball und in Rostock den Studentenball. Im übrigen suchte sich der Student bei den Tanzvergnügungen zweiten, dritten und vierten Ranges, selbst beim sogenannten „Kuhschwoof" genügend Ersatz.

Das Verhältnis zu den Bürgern wurde friedlicher, das Fenstereinwerfen kam wohl immer noch, selbst in den vierziger Jahren, vor, aber schon zu Schnabels Zeit erschien es in Jena als absterbende Sitte. Nur mit den Handwerksburschen oder Gnoten dauerte das alte gespannte Verhältnis fort, in Jena kam es öfters zu den „Gnotenbataillen", die dadurch veranlaßt wurden, daß Handwerksgesellen in Studentenuniformen auftraten oder den Musensöhnen das Tanzen verwehren wollten. Insbesondere war Lichtenhain 1808 zweimal der Schauplatz erbitterter Kämpfe, bei denen es auf beiden Seiten zahlreiche Verwundete gab. In Halle erstürmten 1826 die Burschenschafter und die Korps ein von Gnoten besetztes Tanzlokal und demolierten es bis auf den Grund. Und in Tübingen sprach man um 1820 lange von der Lustnauer Schlacht, bei der auf den Ruf: „Burschen heraus!" die Studenten, auf das Sturmläuten die Bauern zu einer wüsten Schlägerei herbeigeeilt waren. Die Stadtsoldaten, mit denen die Studenten manchen Strauß ausgefochten hatten, verschwanden seit 1830 allmählich überall, und an ihre

Stelle traten die modernen Nachtwächter. Mit den militärischen Garnisonen banden die Musensöhne nur selten an, und jene verstanden dann wenig Spaß. So ließ der Militärbefehlshaber in Halle bei einer Zusammenrottung von Studenten in der Sylvesternacht 1833 einfach Generalmarsch blasen und die Studenten mit dem Bajonett auseinandertreiben.

Ein wirksames Mittel, ihre Macht zu zeigen, besaßen die Musensöhne im Verruf, der vorübergehend oder dauernd sein konnte. Der letztere wurde vom Seniorenkonvent über einzelne, die schwer gegen den Komment gefehlt oder ehrlos gehandelt hatten, sowie über ganze Verbindungen ausgesprochen, manchmal auch über Philister, zuweilen sogar über Universitäten, wie über Göttingen 1818 und über Heidelberg 1828. Mit dem Verruf büßte der Bursche alle Achtung und allen Verkehr ein, der Philister aber einen großen Teil seiner Kundschaft, ja er sah sich endlosen Neckereien und Roheiten schutzlos ausgesetzt. Ein weiteres Mittel, ihre Forderungen durchzusetzen, hatten die Musensöhne im Tumult, bei dem es zur „Fensterkanonade" oder, wie 1849 in Jena, sogar zum Demolieren von Professorenwohnungen kam. Wenn sie auch dadurch nichts erreichten, so beschlossen sie den Auszug. In den ersten Jahrzehnten kam er öfters vor. Von Heidelberg wanderten die Studenten 1804 infolge von Mißhelligkeiten mit dem Militär nach Neuenheim, 1828 wegen Streitigkeiten mit den Behörden nach Frankenthal und 1848 nach Neustadt a. d. Hardt. Die Göttinger zogen 1806 wegen Zwistigkeiten mit den Bürgern nach Münden, 1818 aus gleichen Gründen nach Witzenhausen und zum letzten Male 1848 infolge von Übergriffen der Polizei nach der Umgegend fort. Auch die Gießener veranstalteten mehrere Auszüge nach dem Gleiberg und nach Staufenberg (1819, 1826, 1846), die Erlanger 1822 einen solchen nach Altdorf und die Hallenser im gleichen Jahre nach der Broyhanschenke. Das letztere Unternehmen richtete sich gegen den Universitätskurator, der die burschenschaftlichen Bestrebungen endgültig vernichten wollte, und ward von Korps und Burschenschaften gemeinsam ausgeführt; seine Verherrlichung fand es in einem komischen Bericht in biblischer Sprache, der an die Erzählung des Jenaer Auszugs nach Nohra erinnert. Am berühmtesten vielleicht war der Auszug der Jenaer nach Kahla 1822, der, durch ein langes Lied verherrlicht, bis in die Gegenwart fortlebte. Er fand statt, als die Behörde das bis dahin gestattete nächtliche Singen in den Straßen verbot, und endigte, wie auch die übrigen mit einem vollen Siege der Musensöhne und ihrem triumphierenden Einzug in die Stadt.

Das enge Zusammenleben der Studenten und seine verhältnismäßige Abgeschlossenheit war der weiteren Ausbildung einer eigenen Kastensprache durchaus günstig. Ihre Hauptblüte hatte die Studentensprache zwar im Zeitalter eines Laukhard, Bahrdt, Kindleben und Kortüm erreicht, aber das neue Jahrhundert vermehrte den alten Sprachschatz nicht unbedeutend, schied allerdings auch manches als überlebt aus. Kleinere Verzeichnisse burschikoser Ausdrücke erschienen mehrfach, 1841 kam sogar ein „Studentikoses Idiotikon" in Jena heraus und 1846 das von Gemeinheiten strotzende, aber sprachlich und kulturgeschichtlich wichtige „Burschikose Wörterbuch" von Vollmann

(Pseudonym). Auch sonst fließen die Quellen reichlich; aus Briefen von Studenten, Kommersbüchern, bierzeitungsartigen Veröffentlichungen und literarischen Denkmälern wie Felix Schnabels Universitätsjahren läßt sich eine Fülle von verwertbarem Material sammeln; ebenso liefern Erzeugnisse der ernstgemeinten Literatur, wie die Werke Heines, Hauffs und anderer, manchen wertvollen Beitrag für ein studentisches Wörterbuch. Viele burschikose Ausdrücke und Wendungen drangen, durch den Gebrauch in solchen Schriften veredelt, in die Sprache der Gebildeten ein, andere wurden dauernde Bestandteile der niederen Volksmundart. Überallher nahm der Bursch ihm gut dünkendes Sprachgut und schuf es oftmals in derb witziger Weise um. An die Gaunersprache klingt z. B. die sogenannte -eo-Sprache an, die im neunzehnten Jahrhundert aufkam und sich zuerst in Abkürzungen, wie Schneo für Schnabel, schleo für schlecht, zeigte. Besonders verbreiteten sich die ursprünglich französischen Nachsilben -ier, -age und -ös, selbst in Verbindungen mit deutschen oder lateinischen Wörtern (Fechtier, Koramage, schmissös = narbenreich). Vom schriftsprachlichen Deutsch wich man besonders beim Partizip des Perfekts ab und bildete humoristische Formen wie geschumpfen (geschimpft), geprollen (geprellt) und andere. Überaus reich war der Wortschatz für alles, womit der Student in Berührung kam, und dabei entfaltete sich oftmals ein geradezu schöpferischer Humor. Die Nichtverbündeten (Nichtinkorporierten) bezeichnete der Verbindungsstudent als „Finken, Wilde, Hirsche", ja „Nachtstühle" und ähnliches, der Burschenschafter wurde zum „Büchsier", aber auch der Korpsstudent erhielt sein Teil ab, indem man die Abkürzung von Senioren-Convent (S. C.) als „Sauf-Clique" deutete. Die Philister und Gnoten hießen in Tübingen „Neckarschleim", die Rostocker Stadtsoldaten „Krebse" (zu Reuters Zeit), die Pedelle in Jena und anderwärts „Pudel". Die Mädchen nannte man allgemein „Besen" oder „Zobel" und unterschied Florbesen (Töchter der Honoratioren) und Kattun-, Wasch- oder Küchenbesen; Dirnen bezeichnete man als „Blechtude, Schnalle" und ähnliches, gelegentlich sogar als „Privatdozentin", von der sich mancher allerdings einen „Triptolemus" (Geschlechtskrankheit) holte. Ungern sah man die „Manichäer" oder „Trittvögel" (Gläubiger), wenn man keinen „Pfonig" mehr besaß und alles Verwertbare beim Trödler schon „hebräisch lernte". Eine Wonne dagegen war es in Jena, wenn den Studio der „Kanarienvogel", der gelbrockige Postbote, besuchte und neues „Moos" brachte. Unnachahmlich reich wurden besonders durch die Bierstaaten alle mit dem Trinken zusammenhängenden Ausdrücke fortgebildet. Dieser Teil der Burschensprache erschien für den Nichteingeweihten sicherlich als der unverständlichste, während sich der burschikose Jargon im übrigen der Gemeinsprache, abgesehen vom Wortschatz, immer mehr näherte.

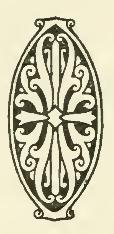
Verschönt wurde das gesellige Leben auch durch die selbstschöpferische literarische Tätigkeit einzelner Studenten. Früher hatte diese allgemein in den Stammbüchern einen Wirkungsplatz gefunden; nach 1813 aber kamen statt der Bücher die losen Stammbuchblätter auf, die man zu Sammlungen vereinigte, und nach 1830 verlor sich die alte Sitte überhaupt; man tauschte hinfort die Silhouetten, später die Photographien aus. An die Stelle der Stamm-

bücher traten die Kneipzeitungen, die zuerst wohl in Verbindung mit den „Bierstaaten" entstanden, bei denen der „Hofpoet" für die Erheiterung der Gäste zu sorgen hatte. Während aber in ihnen allem Anschein nach nur kräftige Satire und kecker Humor vorherrschten, schufen die Uttenruthia und die Wingolfe in ihrem „Anonymus" ein Bundesbuch edleren Gehalts, dem die Mitglieder alles sie Bewegende anvertrauen konnten, seien es Betrachtungen über Verbindungswesen, Religion und Weltanschauung oder zarte Stimmungen, die sich zu Poesien verdichteten. In ähnlicher Weise wirkte auch der akademische Verein „Motiv" an der Berliner Bauakademie (gegründet 1847), welcher das Gemeinschaftsleben mit einer heiter-künstlerischen Stimmung erfüllte, die sich in zahlreichen reizenden Gedichten und in den gereimten Sitzungsprotokollen kundgab.

Den schönsten Ausdruck fand die künstlerische Schaffenslust in den zahlreichen Burschenliedern. Kindleben hatte das erste Kommersbuch zusammengestellt und dadurch einen sittlich reineren Ton zur allmählichen Herrschaft gebracht. Dichter wie Goethe und andere griffen selbst in die Entwicklung des Studentenliedes ein, und die Gesänge des achtzehnten Jahrhunderts, die nicht in Sammlungen aufgenommen wurden, verschwanden, allerdings noch nicht sofort; selbst zu Schnabels Zeit sang man noch viele Lieder, welche dem Hörer die Schamröte ins Gesicht trieben. Ein sittlich ernster Ton durchklang die Studentendichtung seit den Tagen der Urburschenschaft, wo manche Studenten, wie August v. Binzer (Wir hatten gebauet) und Karl Follen (Brause, du Freiheitssang), kraftvolle und gehaltreiche Lieder beisteuerten. Studenten und alte Akademiker wirkten gemeinsam und sangen eine Menge von jenen Liedern, die noch heute den Hauptstamm der Kommersbücher bilden; E. M. Arndt, Max v. Schenkendorf, Theodor Körner, Wilhelm Müller, Gustav Schwab, Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Hoffmann v. Fallersleben, Freiherr v. Eichendorff, Karl Simrock, Emanuel Geibel, Viktor v. Scheffel und viele andere lieferten manch wertvollen Beitrag. Das eine oder andere Lied erschien, ehe es zum eisernen Bestand der überaus zahlreichen Liederbücher ward, in Zeitschriften, einige Scheffelsche zuerst in den Münchner „Fliegenden Blättern". Nicht alle besaßen rein studentischen Charakter, die meisten sangen von Lenz und Liebe, von Wandern und Trinken und von der Begeisterung für das Vaterland; die schönsten waren im Tone des Volksliedes gehalten, das zur Zeit der Romantik seine Auferstehung erlebte, andere stammten geradezu aus des „Knaben Wunderhorn". Zu den Gedichten erfand man in jener sangesfreudigen Zeit auch die dazu gehörigen Weisen, und unter denen, welche damals Studentenlieder vertonten, ragte Justus Lyra hervor, der als junger Student der Theologie 1842 die noch heute volkstümlichen Melodien zu Geibels: „Der Mai ist gekommen", zu W. Müllers: „Meine Mus' ist gegangen" und andern Texten schuf.

Eine ebenso enge Verbindung mit der ernsten Literatur, wie sie das Studentenlied besaß, begann damals für das gesamte Burschenleben überhaupt. Wohl war schon früher in Dramen und Romanen dieser Teil des Kulturlebens geschildert worden; aber erst seit der Studentenszene in Goethes Faust er-

schien das akademische Treiben als der Entdeckung wert. Die Studentengeschichten und -schauspiele mehrten sich jetzt; Achim v. Arnim schilderte 1811 das Hallesche Studentenleben in seinem merkwürdigen Drama: „Halle und Jerusalem"; Wilhelm Hauff benutzte in seinen Schriften wiederholt Stoffe und Figuren aus der Hochschulsphäre, und die schönste Idealfigur, welche damals vom deutschen Studenten entworfen wurde, war Roderich Benedixens Kandidat Alsdorf in dem Lustspiel: „Das bemooste Haupt oder der lange Israel" (1838), das sich trotz vielem Altmodischen in der Fabel auf der deutschen Bühne bis zur Gegenwart erhalten hat und bei der darin vorkommenden Lobrede auf den deutschen Musensohn stürmischen Beifall zu entfesseln pflegt.



12. Die Geschichte der schlagenden Verbindungen und der Nichtverbindungsstudenten bis 1870

Das Jahr 1848 hatte die Verbindungen älterer Art in den schärfsten Daseinskampf mit der progressistischen Strömung gebracht, aber dieselben doch nicht vernichten können. Die überall erfolgende Aufhebung der Bundestagsbeschlüsse von 1819 ermöglichte es den studentischen Körperschaften in den deutschen Staaten, ein freies Leben in der Öffentlichkeit zu führen. Nicht so glücklich war die akademische Jugend Österreichs, in welcher zufolge der besondern politischen Verhältnisse erst ein Jahrzehnt später, mit der Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag (1859), die neuere, von der reichsdeutschen stark abweichende und politisch beeinflußte Entwicklung langsam begann.

Am schnellsten erhoben sich die Korps. Sie hatten sich schon während des staatlichen Verbindungsverbots, das auch die Burschenschaften übertraten, an verschiedenen Hochschulen zu kleineren Kartellen zusammengeschlossen, aber der Plan, alle zu einem Bunde zu einigen, kam in vormärzlicher Zeit nicht zur Durchführung, doch wurden wenigstens von Halle, Jena und Leipzig seit 1825 nach Bedarf allgemeine Konvente zur Regelung wichtiger Fragen veranstaltet. Im Mai 1848 lud der Heidelberger Seniorenkonvent auf Antrag des Vandalenseniors v. Klinggräff zu einem Korpskongreß in Jena ein, „um die zur Wahrung und Hebung des landsmannschaftlichen Interesses nötigen Maßregeln gemeinsam zu besprechen und namentlich die Ausarbeitung eines allgemeinen Komments zu übernehmen". Bereits die vorberatende Pfingstversammlung auf der von Studenten viel besuchten Rudelsburg erfreute sich eines Besuchs von 400—500 Korpsstudenten, und bei dem gleichzeitig stattfindenden Eisenacher Studententage, dem diese Heerschau der Korps nicht fremd bleiben konnte, fiel die Behauptung, der Korpskongreß habe nur den Zweck, „aufs neue die Fahne des Partikularismus zu erheben und auf alle Weise die Errungenschaften der Wartburgversammlung zu vernichten." Die Jenaer Tagung der Korps fand am 15. Juli 1848 statt und beschloß, es solle alljährlich zu Kösen eine gleiche Versammlung zusammentreten, die nur Korpsangelegenheiten zu regeln habe. Als gemeinsames Merkmal nahmen die bündnisschließenden Korps den unbedingten Duellzwang für ihre Mitglieder und den „relativen" für die andern Verbindungen an. Gleichwohl hielt sich dieser Verband nicht, und erst seit 1855 begann die nunmehr ununterbrochene Reihe der Kösener Korpskongresse, auf deren erstem die wirkliche Gründung eines Bundes, des Kösener Senioren-Convents-Verband (K. S. C. V.) erfolgte. Seit 1857 ver-

schärfte der Kongreß die Bestimmungen gegen Verbindungen ohne unbedingte Genugtuung; der „relative" Duellzwang andern Korporationen gegenüber ward aufgehoben. 1858 setzte man endgültig fest, daß jeder Korpsbursch vor der Rezeption einmal „losgewesen" sein müsse, stellte die Bestimmungen über den Kösener Kongreß, den Komment und das Gerichtsverfahren im Verbande zusammen und schuf damit die erste Fassung der Kösener Statuten.

Nicht so glücklich wie die Korps waren die Burschenschaften. Die Behörde verpönte sie immer noch und löste burschenschaftliche Verbindungen wie 1851 in Leipzig auf. Erst allmählich gestattete man den Namen „Burschenschaft", so 1862 in Leipzig, wo man dafür das Aufgeben des Patriotismus als Verbindungsprinzip forderte — ein Verlangen, dem die Leipziger Germania dadurch Rechnung trug, daß sie das Wort „Patriotismus" durchgestrichen in ihren Satzungen stehen ließ. Unter den Burschenschaften tobte nun ein leidenschaftlicher Kampf zwischen der progressistischen und der älteren Richtung. Die Verbindungen der ersteren Art, zu denen damals auch der Jenaer Burgkeller gehörte, brachten 1850—52 einen gemeinsamen Verband, den Allgemeinen Burschenbund, zustande; eine wirkliche Einheitsbewegung konnte es bei der inneren Ungleichheit der einzelnen Korporationen noch nicht geben, dafür traten eine Reihe von Einzelkartellen ins Leben, so das Süddeutsche Kartell, das Norddeutsche Kartell, das Rote Kartell und das Grün-weiß-rote Kartell. Wenn sich diese kleineren Zusammenschlüsse auch noch heftig befehdeten, so bedeuteten sie insofern eine höhere Stufe der Entwicklung, als von nun an eine Verhandlung zwischen größeren Gruppen möglich war. 1863 gründeten 13 meist norddeutsche Burschenschaften den Eisenacher Burschenbund, dessen Mitgliederzahl sich durch Hinzutreten des Norddeutschen Kartells auf 20 vermehrte. Er betonte in seiner Verfassung, daß die Frage der unbedingten Satisfaktion für den Bund keine prinzipielle sei, doch halte man diese Art Genugtuung für eine „zeitweilige Notwendigkeit". Der progressistisch und politisch gefärbte Verband zerfiel nach 1866, und auch die 1870 gegründete Eisenacher Konvention, welche vom Süddeutschen Kartell ausging und ihre Mitglieder zur unbedingten Genugtuung verpflichtete, ging schon 1872 zugrunde. Im einzelnen betätigten sich die Burschenschaften gemeinsam mit anderen Gruppen der Studentenschaft, besonders mit den Finken, an vaterländischen Kundgebungen. So fand 1862 auf Anregung Berlins eine Sammlung zugunsten einer deutschen Flotte statt, und 1864 wurde für die Schleswig-Holsteiner außer einer Geldsammlung auch die Bildung von Wehrschaften an vielen deutschen Hochschulen beschlossen, allen voran erklärten sich die Münchner mit Freude bereit, „für das gute Recht des unterdrückten Bruderstammes zu den Waffen zu greifen und Blut und Leben hinzuopfern für die Wiederherstellung der in Schleswig-Holstein verpfändeten deutschen Ehre". Einen dem damaligen Staate feindlichen Charakter trug dagegen die Demonstration der Leipziger Burschenschaft, die sich im Gegensatz zu den meisten andern Studenten bei den Huldigungen des Königs Johann 1862 und nach dem Kriege von 1866 nicht beteiligte.

Schon bevor es zur Einigung der Korps im Kösener Verbande gekom-

men war, hatten diese Verbindungen eine Entwicklung durchgemacht, welche sie von den alten Landsmannschaften zumeist gänzlich entfernte. Neben ihnen gab es aber eine Reihe Korporationen, die den landsmannschaftlichen Charakter damals noch stärker betonten und das immer ausschließlichere Wesen der Korps nicht nachahmten. Ohne rechten Zusammenhang bestanden solche Verbindungen schon in den dreißiger und vierziger Jahren an verschiedenen Universitäten, insbesondere blühte das landsmannschaftliche Wesen in dem russischen Dorpat. Dort traten um 1808 die Curonia, 1821 die Estonia, 1822 die Livonia und 1824 die Fraternitas Rigensis, auf. Sie behielten bis 1848 gleich den deutschen Verbindungen den unbedingten Duellzwang bei, infolge des Auftretens von Hesselberg aus Kurland wurde aber Gewissensfreiheit proklamiert, und jedem stand es frei, ob er Duellant oder Antiduellant sein wollte; beide Standpunkte erkannte man als völlig gleichberechtigt an. Der Antiduellant brauchte bloß vor dem Ehrengerichte zu erklären, daß das Duell seiner Überzeugung widerspreche, und erhielt dann, falls er im Rechte war, von seinem Gegner die vom Ehrengerichte vorgeschriebene mündliche Satisfaktion. An den deutschen Universitäten gerieten diejenigen Landsmannschaften, die nicht im Kösener Verband aufgingen, sehr bald in eine üble Lage. Gegenüber den Korps suchten sie sich in einzelnen Städten, wie Halle und Leipzig, durch örtliche Kartelle zu schützen, und die Berliner Landsmannschaft Normannia forderte 1858 alle diejenigen Verbindungen, welche unbedingte Satisfaktion gaben, zur Gründung eines Schutzverbands gegen den Kösener auf. Jedoch erst zehn Jahre später trat die kleine Zahl von fünf Landsmannschaften, die Göttinger Verdensia, die Bonner Teutonia, die Hallesche Teutonia, die Tübinger Ghibellinia und die Würzburger Makaria, zum Allgemeinen Landsmannschafter-Verband zusammen, der dem Kösener sehr ähnelte, den Grundsatz der unbedingten Genugtuung für seine Mitglieder aufstellte und alle politischen und religiösen Tendenzen ablehnte.

Zu den Farbenverbindungen der Korps, Burschenschaften und Landsmannschaften kam zu jener Zeit eine neue Art Verbindungen hinzu, die zwar Waffensatisfaktion gaben, aber grundsätzlich keine Farben trugen. Sie standen innerlich den Landsmannschaften am nächsten und verfolgten das rein-studentische Ziel, ihre Mitglieder durch Standes- und Altersgenossen in engem Kreise zur Mannhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit zu erziehen. Ihre Geschichte ist sehr dunkel, da sie meistenteils für sich und oft nur kurze Zeit bestanden und viele später zu Farbenverbindungen wurden. Ursprünglich bildeten sie lediglich kleine gesellige Zirkel von Studenten aus derselben Stadt oder von früheren Angehörigen des gleichen Gymnasiums; oft gab man ihnen scherzhafte Namen wie Camelia, Lumpia, Troglodytia, welche die Korporationen später z. T. als offizielle annahmen. Die älteste „schwarze Verbindung“ war die Göttinger Frisia, deren Gründung in das Jahr 1854 fällt. Sie legte damals die frühere Couleur ab, weil sie den Zweck verfolgte, mit Hilfe aller Nichtfarbentragenden eine starke Partei gegen die von den Korps geführten Farbenstudenten zu schaffen.

Die Zahl derjenigen Musensöhne, welche den studentischen Vereinigungen

anhingen, verminderte sich immer mehr; es ward sogar über das zunehmende Finkentum und dessen Teilnahmslosigkeit im akademischen Leben bittere Klage geführt. Nur selten unternahmen es die Nichtverbindungsstudenten, wie die Geschichte der Sulphureas und die Leipziger Finkenerhebung von 1836 beweisen, die ihnen durch ihre Zahl gegebene Macht auszunutzen und sich öffentlich zu betätigen. Ende der fünfziger Jahre aber entstand unter ihnen an verschiedenen Hochschulen eine Bewegung, die in Göttingen, Jena und Leipzig zu einer nicht unbedeutenden Blüte gelangte. In Leipzig vertrat der Vorstand der 1859 gestifteten Organisation, die sogar ein eigenes Wappen führte, alle Nichtverbindungsstudenten, doch lag die beschließende Gewalt bei allen wichtigen Angelegenheiten in der Hand der Hauptversammlung, bei der nur diejenigen Zutritt und Stimmrecht erhielten, welche den festgesetzten Semesterbeitrag gezahlt hatten. Der Leipziger Ausschuß entfaltete zwischen 1859 und 1863 eine ersprießliche Tätigkeit, und ein korpsstudentischer Kritiker spendete dem Vorstande 1860 das Lob: „Sein Hauptverdienst ist es, daß er eine regsame Teilnahme an den studentischen Verhältnissen in der sonst so ganz gleichgültigen und zerfahrenen Finkenschaft wach erhielt." Ebenso wie in Leipzig veranstaltete auch in Jena die allerdings lockere Organisation der Nichtverbindungsstudenten Versammlungen und Kommerse, nahm bei Festzügen die zweite Stelle ein und trug die Universitätsfahne. Am günstigsten stand augenscheinlich die Wildenschaft in Göttingen da. Dort brachte das sogenannte Wildenkomitee, in dem auch die nichtfarbentragende Frisia vertreten war, nicht nur Versammlungen und Kommerse zustande, sondern schaffte im Sommer 1861 sogar eigene Waffen an, die allen Nichtverbindungsstudenten unter gleichen Bedingungen zur Verfügung standen. Die Göttinger Wilden nahmen besonders teil an der damaligen Flottenbewegung, wobei sie an einem Abend allein 40 Taler zusammenbrachten, und bildeten 1863 den Wehrverein zugunsten der Schleswig-Holsteiner mit. Am 14. Dezember 1863 forderte ihre Vertretung sogar die Vorstände der Nichtverbindungsstudenten sämtlicher deutschen Hochschulen auf, zueinander in nähere Beziehung zu treten, um namentlich eine möglichst einheitliche Organisation der Nichtverbindungsstudenten aller Universitäten zu erstreben.

Unterstützt wurden diese Bemühungen durch die damals neu auftauchenden Gedanken des studentischen Progresses, und es entstand die Bewegung der studentischen Reformpartei. „Opposition gegen die Korps, Abschaffung des Duells und derlei mittelalterlicher Institute, Konzentration sämtlicher Studenten ohne Unterschied von Religion und Nationalität, Errichtung allgemeinnütziger Institute" — das war ihr Ziel. Am frühesten trat sie in Freiburg auf, wo 1860—1864 ein akademischer Verein bestand, der „unter Beizug der sämtlichen Verbindungen eine Vereinigung sämtlicher Studierender zur Vertretung ihrer Interessen herbeiführen und fördern wollte," in Wirklichkeit aber nur Nichtverbindungsstudenten umfaßte. Das Gleiche war bei den Vereinigungen der Nichtfarbenstudenten zu Halle (1865) und zu Greifswald (1866) der Fall, bei denen ein neungliedriger, in einer Versammlung gewählter Ausschuß die Geschäfte führte, sowie Kneipen und Kommerse veranstaltete. In

Greifswald schuf man sogar ein Ehrengericht, das auf Revokation und Deprekation, sowie auf „Umgangsuntersagung", niemals auf ein Duell erkennen konnte, obgleich letzteres keinem Mitglied verboten wurde. Ähnliche Vereinigungen stellten der Heidelberger Studentenverein und die Königsberger „freie studentische Vereinigung" (1867) dar, in Leipzig dagegen entstand am 3. März 1868 das „Permanente Studentenkomitee", das sich aus Vertretern der behördlich anerkannten Korporationen und aus Abgeordneten einer öffentlichen Studentenversammlung zusammensetzte, „in welcher nur Mitglieder der schon im Komitee vertretenen studentischen Vereinigungen vom aktiven Wahlrecht ausgeschlossen waren." Der Ausschuß begründete 1868 die Akademische Zeitschrift, die bald eine Auflage von 2000 erreichte, ein literarisches Nachweisungsinstitut für Studierende und einen Ehrengerichtsverein, doch besaßen all diese Einrichtungen gleich dem Komitee selbst nur geringe Lebensdauer. Erfolgreicher arbeitete das vom „ständigen Ausschuß Berliner Studierender" begründete „Nachweisungsinstitut zur Verwertung geistiger Arbeit Studierender", das in etwa einem Jahre von 158 Angeboten 55 verwerten konnte, aber 1870 mit der Auflösung des Studentenausschusses zugrunde ging.

Zu diesen Nichtverbindungsstudenten gehörten damals auch einige der Gesangvereine, die später als selbständige Korporationen z. T. große Bedeutung erhielten, wie die Breslauer Leopoldina (1822) der Leipziger Sängerverein an der Kirche zu St. Pauli (1822), der Jenaer Verein desselben Namens (1828), der Leipziger Arion (1849) und die Dresdner Erato (1861). Die interessanteste Geschichte besitzt unter diesen Vereinigungen zweifellos der Leipziger Paulus. Er geht in seinen ersten Anfängen auf ein zwangloses Gesangskränzchen zurück, das seit etwa 1820 die Stammtischgesellschaft im Gasthof zum Pelikan am Neumarkt durch seine Gesänge erfreute. Bald wagten sich die Sänger mehr an die Öffentlichkeit. „Auf gemeinsamen Suiten (später Spritzfahrten) — so berichtet ein alter Pauliner — erklangen im Rosentale, auf der Wiese gegenüber Bonorand, die Jägerchöre aus Freischütz und Euryanthe, und das entzückte Publikum stand lauschend hinter uns, mit Bravo und da capo applaudierend." Zeitweise führte man in der Universitätskirche Motetten auf, und 1821 unternahmen die „16 von Sangesruhm und Minne träumenden, jubelnden und jodelnden Brüder" in der Postkutsche die erste lustige Sängerfahrt nach Grimma, wo sie vor „gefülltem Saale" zwei teils ernste, teils launige Konzerte zum Besten der Armenkasse veranstalteten. Am 4. Juli 1822 nahm das Gesangskränzchen die Form eines Vereins an, der zunächst Kirchengesang pflegen wollte, aber zu gleicher Zeit den weltlichen so gut betrieb, daß er schon seit 1830 große Opern vollständig aufführen konnte. Seine tüchtigen Leistungen erwarben ihm die Achtung der Universitätsbehörde, und seit 1836 übertrug ihm diese die Ausführung des musikalischen Teils bei allen akademischen Feierlichkeiten. Die Teilnahme am Verein stand jedem sangeskundigen Musensohn frei, gleichviel ob er Verbindungsstudent oder Finke war. Nach schweren Kämpfen setzte sich als gemeinsames Abzeichen die blaue Mütze durch, die seit dem Dresdner Sängerfest 1865 allgemein getragen wurde, während bis dahin die Pauliner, soweit sie keiner Verbindung angehörten, ihre grüne Finken-

mütze trugen und bei Spritztouren sich damit begnügten, „über das Grün einen für wenig Geld käuflichen blauseidenen Überzug zu spannen, jedoch keineswegs allgemein". Mit der offiziellen Einführung von Mütze und Wichs verschwanden allmählich die Angehörigen anderer Korporationen aus dem Paulus, der dadurch mehr und mehr in sich geschlossener Verein wurde. In seiner gesanglichen Entwicklung bedeutete das Dresdener Sängerfest bereits einen Höhepunkt. Damals entstanden die Verse:

„Die besten Baßsolis singen die Hannoveraner, die schönsten Pianis die Wiener,
Aber zum Herzen zu singen verstehn allein die Pauliner."



13. Die Entwicklung der christlichen Verbindungen von 1848–1870. Ihre Prinzipienkämpfe


ie Zeitströmung nach der Revolution von 1848, die Reaktion, welche im erstarkten Christentum einen Bundesgenossen sah, zeigte sich den Bestrebungen des christlich gesinnten Teils der Studentenschaft nicht abhold. Schon nach 1840 war in Berlin das Ministerium im Gegensatze zur Universität für den Verein zum historischen Christus besonders eingetreten, und bei einer Untersuchung gegen den Berliner Wingolf 1846 hatte sich der Universitätsrichter sehr anerkennend über die Tendenz dieses Vereines ausgesprochen und versichert, seinen Zusammenkünften und Korrespondenzen stünde nichts im Wege, wenn nur die gesetzliche Form des Adressierens an einzelne beibehalten werde. In der christlich-protestantischen Studentenwelt, soweit sie organisiert war, herrschten die beiden alten Richtungen fort, die wingolfitische und die Uttenreuther. Neben ihnen führte die streng evangelisch-lutherische der Leipziger und Erlanger Philadelphia, die damals (1848 und 1850) entstanden, ein bescheidenes Stilleben.

Die Zeit der Reaktion war dem schärfer ausgeprägten Wingolfsgedanken günstiger als dem unbestimmteren der christlichen Burschenschaft. Mit jenem verbündete sich die streng christliche Liebestätigkeit protestantischer Färbung, die gerade damals unter Wicherns Einfluß in der „Innern Mission" ihre ersten Erfolge erzielte. In Erlangen beteiligten sich Uttenreuther aktiv an einzelnen Zweigen der Armenpflege, und die Verbindung als Ganzes folgte Weihnachten 1848 zum erstenmal mit einer Bescherung für arme Kinder dem Beispiel des Berliner Wingolfs. 1849 hielt Wichern selbst in Erlangen Vorträge über „Innere Mission" und stellte dieselbe unter den höheren Gesichtspunkt einer „rettenden Tat" aus dem soeben durch die Revolution offenbar gewordenen Verderben. Diese Vorgänge stärkten die immer vorhandene wingolfitisch gesinnte Rechte, und sie glaubte in und an der Verbindung „rettende Taten" vollziehen und Innere Mission treiben zu müssen. Man forderte, die Verbindung müsse das Christentum, das sie als Lebenswurzel in ihren einzelnen Gliedern anerkenne und willkommen heiße, auch als Verbindung schärfer in den Vordergrund rücken. Man hatte schon 1849 ein lautes Tischgebet verlangt und in schwärmerischer Weise die Unterlassung für eine „Verleugnung des Herrn" erklärt. Und die wingolfitische Rechte siegte, die Linke gab mit einer schwächlichen Verwahrung nach: die Uttenruthia betete. Trotzdem dauerte der Gegensatz fort, und als 1850 die Rechte sechs Mitglieder als „Friedensstörer" ausschloß, traten diese mit ihren Freunden zu einer neuen

Verbindung, der Altuttenruthia, zusammen, wurden aber vom Gesamtwingolf nicht anerkannt und verschmolzen bald wieder mit der Uttenruthia, ohne daß dadurch der Friede wieder hergestellt ward. Am 29. November 1850 trat die Rechte aus und begründete den Erlanger Wingolf. Damit war die Trennung der wingolfitischen Richtung von der Uttenreuther endgültig entschieden.

Für die Uttenruthia bedeutete die Spaltung einen schweren Schlag, zudem riß bei ihr eine sittliche Schlaffheit ein, die sie an den Rand des Verderbens brachte. Überhaupt herrschte in der nichtwingolfitischen christlichen Studentenschaft die denkbar größte Unklarheit besonders in der Stellung zum Duell, das nur die Uttenruthia grundsätzlich ablehnte. Mit der Losung: „Sittlichkeit, Wissenschaftlichkeit, Geselligkeit auf religiöser Basis" entstanden gerade damals, vielfach auf Veranlassung von freier gesinnten Wingolfiten, christliche Verbinndungen, die zumeist den Namen Germania führten, so in Bonn (1846), Berlin (1845/46), in Halle (Alemannia auf dem Pflug, 1843), in Marburg und Göttingen (1851). Die interessanteste dieser christlichen Burschenschaften, wie sie z. T. genannt wurden, war die Göttinger Germania. Sie wollte eine bewußte Aufnahme der urburschenschaftlichen Gedanken sein und versuchte die „Erstlingsfülle des Geistes der alten Burschenschaft" zu erfassen, in der man „die großartigste aller Erscheinungen in der Geschichte des akademischen Lebens" erblickte. Christentum und Deutschtum wollte man verschmelzen, daher wählte man die Farben der Urburschenschaft (schwarz-rot-gold) und den Wahlspruch: „Gott, Freiheit, Vaterland!" „Unsere Germania," hieß es damals in einem Brief an den Wingolf, „ist eine Verbindung, deren Form des Lebens das Studentenleben darbietet; das Leben selbst, die wahrhaft nationale Anschauung, entspringt aus der heiligen Kirche und deren ewigem Haupte Jesus Christus, welcher sei hochgelobt in Ewigkeit. Ein bestimmtes Bekenntnis, wie weit die Liebe zum Heiland bei den einzelnen gehen soll, verlangen wir nicht."

Während die Göttinger Germania bis 1866 trotz aller Unterschiede zum Wingolfbund in engem Verhältnis stand, schlossen der Hallesche Pflug, die Marburger Germania und die Uttenruthia den bis 1855 dauernden „Schwarzburger Verein", in dem die Erlanger Studenten den andern gegenüber das streng christliche Element vertraten. In Halle entstand 1856 ohne Zutun der Uttenruthia die Tuiskonia, die in der Mitte zwischen dem rein burschenschaftlich gewordenen Pflug und dem Wingolf stand, das Duell verwarf und ein sittliches Studententum unter Anerkennung des Christentums darstellen wollte. 1857 trafen Uttenreuther und Tuiskonen bei einer Pfingstwanderung in Thüringen zufällig zusammen. Die Wanderlieder der ersteren wurden von den letzteren, ohne daß man sich kannte, aus der Ferne mit Gegengesängen erwidert. Lied folgte auf Lied, man traf sich wiederholt, kneipte miteinander und schied als Freunde. Nach vorsichtigen Erwägungen, welche die Uttenruthia infolge ihrer Erfahrungen mit dem Schwarzburger Verein anstellte, kam am 15. Mai 1858 ein Vertrag zwischen Uttenruthia und Tuiskonia zustande. In ihm liegen die Anfänge des Schwarzburgbundes ver-

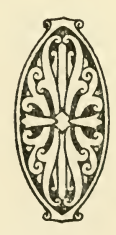
borgen. 1863 trat die Bonner Germania hinzu; da dieselbe jedoch sehr bald ein Gegenstand allgemeiner Verachtung und die Zielscheibe des Spottes für die Bonner Studenten war, so lösten Halle und Erlangen 1866 das Kartell und nahmen dafür 1867 die Göttinger Germania auf. Deren Wunsch jedoch, die Kartellbrüder vom Konvent auszuschließen, und die verschiedene Auffassung der Philisterduelle führten schon im nächsten Jahre zur Trennung. Nun beruhte alle Zukunftshoffnung auf dem Zweibund von Uttenruthia und Tuiskonia, der sich jetzt um so enger gestaltete; jeder an der andern Universität studierende Kartellbruder konnte sofort und ohne Genehmigung seiner Mutterverbindung aktiv werden, und auch der nicht aktiv Gewordene war zum engern Konvente berechtigt.

Reicher an sichtbarem Erfolg war die Geschichte des Wingolfs. In Halle und Berlin hatte er zuerst alles seinem Wesen Fremde mit harter Prinzipientreue abgestoßen, und ein ähnliches Vorgehen in Marburg, sowie der mit schwerem Ringen verbundene Erlanger Scheideprozeß zeigten deutlich die Richtung, in welcher er zu gehen gedachte. Und das, was der Uttenruthia nicht zu gelingen schien, einen engen Bund mit gleichgesinnten Korporationen zu schließen, erreichte der Wingolf schon Ende der vierziger Jahre, und den einheitlichen Geist, der in den Verbindungen wie in ihrem Gesamtbund herrschte, spiegelte schon das erste Wartburgfest zu Pfingsten 1850 wieder. Am Hauptfesttage hielt man auf einem waldumgebenen Platze gegenüber der Wartburg einen Gottesdienst mit Gesang, Predigt und Gebet ab. Am Abend bewegte sich ein langer Zug der Wingolfiten, je zwei und zwei geordnet und geführt von schärpengeschmückten, schlägertragenden Chargierten, hinauf zur Wartburg, wo ein Berliner Philister im Namen aller das Gelübde ablegte: „Wir wollen uns in dieser heiligen Stunde Christo geloben". Bezeichnend war es trotzdem, daß die Forderung der allgemeinen Duellverwerfung auf jener Tagung noch nicht durchging, sondern erst am Ende desselben Jahres nach längeren Verhandlungen. Durch das zweite Wartburgfest 1852 erreichte man eine gewisse Höhe der Entwicklung, trennte sich aber auch als besondere Gruppe von der übrigen Studentenschaft. Der damals entstehende, alle Wingolfe umfassende „Gesamtwingolf" verpflichtete jeden Wingolfiten, sofern er an einer Universität weilte, wo ein Wingolf vorhanden war, dort einzutreten, und verbot allen, einer nichtwingolfitischen Vereinigung anzugehören. Der neue Bund vergrößerte sich bald. Schon 1850 hatte sich in Rostock ein Wingolf aufgetan, 1852 entstand ein solcher in Heidelberg und in Gießen, so daß es sieben deutsche Verbindungen gab, zu denen noch das Schwizerhüsli in Basel und die Göttinger Germania traten. Die gewaltsame Auflösung des Heidelberger Wingolfs durch die Behörde gefährdete die Bewegung aufs schwerste. Die Vorgänge, welche der Auflösung vorausgingen, verdienen eingehender geschildert zu werden, weil sie sich später beim Kampf gegen die katholischen Verbindungen 1904 in ähnlicher Form wiederholten. Als der Heidelberger Wingolf den Korps das Anlegen der Farben mitteilte, erhielt er zur Antwort: „Wenn Sie bei Ihrem gewiß nicht reiflich überlegten Vorhaben beharren, so werden Sie die Veranlassung sein, daß in nächster Zeit in Heidelberg

Verbindungen entstehen, deren Tendenzen und Handlungen denen der Korps, die die ihrigen seit einer so langen Reihe von Jahren ruhmvollst hier behauptet haben, widersprechen, und es würde daher bei dem Verharren bei Ihrem Vorhaben der Seniorenkonvent nicht mehr dafür einstehen können, daß nicht der Friede, dessen Aufrechterhaltung doch gewiß Ihr ernstliches Bestreben ist, dadurch gestört würde." Dieser Erklärung folgten sehr bald Tätlichkeiten von seiten einzelner Korpsstudenten, und als der Wingolf mitteilte, er werde sich bei weiteren Fällen ans Universitätsamt wenden, kam es zu Straßenskandalen, wobei Korpsstudenten, meist Angehörige der Suevia, mit Steinen und Stöcken vor Tür und Läden der Wingolfskneipe warfen und stießen und auf der Straße drei Wingolfiten tätlich angriffen. Auf die Klage des Wingolfs begnügte sich die Universität mit dem Rate, man möge die Kneipe schon 10½ Uhr schließen und bei Nacht keine Zerevismützen tragen. Bei einem erneuten Angriff von Korpsstudenten auf die Wingolfkneipe kam erst auf Veranlassung des Wirtes polizeilicher Schutz, und das Schreiben des Seniors der Suevia zeigte, daß die Korps an ein Einlenken nicht dachten. „Auf Ihr seinem ganzen Inhalt nach ebenso arrogantes, als auf lügenhaften Voraussetzungen beruhendes Schreiben" — hieß es in jenem Brief — „habe ich nur zu erwidern, daß der Korpskonvent der Suevia keine studentische Korporation unter dem Namen Wingolf kennt und sich daher auch nicht in der Lage sieht, in schriftlichen Verkehr mit einem sogenannten Konvent des Wingolf zu treten . . . Wenn ferner die Behandlung Ihrer Genossen nicht immer in den Formen studentischer Sitte sich bewegen sollte, so sind dieselben auf das Glaubensbekenntnis des Wingolf zu verweisen, wornach es feststeht, daß dieser selbst den obersten Punkt studentischer Ehre grundsätzlich leugnet." Klagen beim Universitätsamt waren so gut wie erfolglos; der Prorektor teilte sogar der Verbindung mit, der Senat wünsche, daß sie die Farben ablege, da er sie vor dem Übermut der Korps nicht zu schützen vermöge. Auf die Weigerung erfolgte am 6. Juni 1853 die behördliche Auflösung. Als farb- und namenloser Verein bestand die Verbindung trotzdem fort, bis sie sich als Arminia wieder auftat. In der politischen Presse erregte die Auflösung viel Lärm. Während aber die einen Blätter sich wunderten, „daß die konservativste Studentenverbindung, die der Kirche und dem Staate schon viele tüchtige Glieder herangebildet habe, durch einen Gewaltstreich habe vernichtet werden können," erhoben kurze Zeit später andere gegen den Wingolf Vorwürfe, wie sie in neuester Zeit gegen die katholischen Verbindungen üblich waren. Man donnerte „gegen das pietistische Unwesen des Wingolfs, der einen gehässigen und engherzigen Konfessionalismus schon in der Jugend pflege und das große politische Unglück Deutschlands, die Kirchenspaltung, in die Hörsäle der Wissenschaft hineintrage". Und die preußische Regierung warnte in einem Rundschreiben an die Staatsbehörden und Universitäten 1854 in aller Form vor dem Wingolf, in dem sie nur die verkappte alte Burschenschaft erblickte.

Der in Heidelberg erlittene Gebietsverlust wurde von den bekämpften Verbindungen sehr bald wett gemacht, aber der Gesamtverband selbst zerfiel allmählich, da die Einzelkorporationen doch nicht wesensgleich in der Aus-

gestaltung ihres Lebens waren. An seine Stelle trat auf föderalistischer Grundlage der **Wingolfbund**, der sich nach Ausscheidung der Göttinger Germania streng einheitlich entwickeln konnte. Er verlor zwar das Schwizerhüsli, knüpfte aber dafür mit der Dorpater Arminia 1862 engere Beziehungen an und umfaßte 1870 bereits die 12 deutschen Universitäten Berlin, Bonn, Erlangen, Gießen, Göttingen, Greifswald, Halle, Heidelberg, Leipzig, Marburg, Rostock und Tübingen. Die unbedingte Einheitlichkeit der Weltanschauung, die sich auf eine religiöse Stimmung, aber zugleich auf den Glauben an Christus, also eine verstandesmäßig gefaßte Lehre, gründete, schuf im Wingolf ein enges Zusammenleben, und dieser religiös-brüderliche Ton äußerte sich hauptsächlich in den Blütenlesen: „**Aus dem Wingolf**" (zuerst 1853), welche neben Verbindungsgeschichten auch Festreden, Aufsätze und Gedichte aus dem Anonymus brachten.



14. Die Entwicklung der katholischen Korporationen bis 1870



Unter dem Schutze der Vereins- und Versammlungsfreiheit konnte sich nach 1848 auch das katholische Studententum in der ihm eigentümlichen Weise entwickeln. Die katholischen Korporationen vor 1848 waren nur Vorläuferinnen; erst die Gründungen der fünfziger Jahre erhielten sich dauernd. Und da erscheint es als bezeichnend, daß die ältesten von ihnen als Wiege nicht ein Erbauungskränzchen wie die Uttenruthia und der Wingolf hatten, sondern einen Leseverein. Während jene christlichen Verbindungen sich auf sich selbst zurückzogen und auf Mission verzichteten, waren die neuen katholischen Vereine Organisationen, welche von vornherein den geistigen Wettbewerb aufnehmen wollten und daher sich bewußt aller Bildungsmittel bedienten, welche die Zeit ihnen bot. Sie standen im Dienste einer großen, aber außerhalb des Hochschullebens wirkenden Idee; denn die Hochschulen hatten seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts aufgehört, konfessionelle Anstalten zu sein. So betrachtete sich die Münchener Aenania als „Vorschule katholischer Tätigkeit in Wissenschaft und Leben für den künftigen Beruf," und die Breslauer Winfridia schrieb an den Erzbischof: „Wir wählten uns zum Patron unseres Vereins den großen Apostel der Deutschen, den heiligen Bonifazius. Gleichwie er der katholischen Kirche Bahn brach in den deutschen Gauen, so wollen wir nach dem schwachen Maße unserer Kräfte danach streben, den Geist des Katholizismus im Gemüte des katholischen Studenten anzufeuern und zu beleben."

Die älteste dieser Verbindungen nach der Bonner Bavaria entstand im Sommer 1849 in Breslau als Leseverein katholischer Studenten und verwandelte sich am 19. Juli 1856 in die Verbindung Winfridia mit dem Zweck, „das katholische Bewußtsein und dementsprechende ethische Gesinnungen zu heben und zu kräftigen, reges wissenschaftliches Streben zu fördern, enge Freundschaft für das Leben auszubilden". 1851 entstand in München als lose Vereinigung die Aenania, die sich bald als Korporation festigte, 1852 das bis dahin wahlfreie Farbentragen zur Pflicht machte und 1853 das Katholizitätsprinzip durchführte, welches bis dahin unausgesprochen bestanden hatte. Die dritte große katholische Studentenvereinigung war der 1853 in Berlin gestiftete „Katholische Leseverein", der zuerst auch andere jüngere gebildete Katholiken aufnahm und sich erst allmählich zu einer rein studentischen Korporation entwickelte, die sich bis 1881 mit der polizeilichen Genehmigung begnügen mußte, da sie die Erlaubnis der Universitätsbehörde nicht erhielt. Der Verein entstand ganz allmählich und organisch aus den Bedürfnissen der katholischen Studenten

Berlins. Im Sommer 1852 bildete sich eine kleine Vereinigung, deren Mitglieder sich Sonntags beim Gottesdienst in der Hedwigskirche trafen und nachher bei einem Freunde oder in einem Restaurant einige Stunden miteinander verkehrten, später aber ein festes Stammlokal bezogen, Zeitschriften hielten und Satzungen entwarfen.

Die Entwicklung dieser Vereinigungen vollzog sich im stillen, selbst die katholische Welt ließ die studentische Bewegung ziemlich unbeachtet. Die sechs Bonner Korporationen, die sich 1852 zur „Union" vereinigten, hatten keine Lebensdauer, die Union bestand nur bis 1853, die einzelnen Verbindungen zerfielen. Aus der Rhurania ging 1853 die wissenschaftlich-katholische Studentenvereinigung Unitas hervor, deren Verbreitung einer späteren Zeit angehört, und die Bavaria mußte sich im Winter 1857 wegen Mangels an Mitgliedern auflösen. Auch der Münchener Verein katholischer Rechtsstudenten Ivonia bestand nur ein Semester (1854/55), und die Münstersche Sauerlandia war gleichfalls bedeutungslos. So beruhte die Hoffnung des katholischen Studententums einzig und allein auf den drei großen Vereinen zu Berlin, Breslau und München. Zwischen den beiden letzten kam auf Antrag Winfridias, die den „sehnlichsten Wunsch" aussprach, mit Aenania in freundschaftliche Beziehungen zu treten, seit dem 6. Dezember 1856 ein sehr enges Verhältnis zustande. Man redete sich mit „Du" an, bezeichnete sich als „Bundesbrüder", die Verbindungen nannten sich „Schwesterverbindung", ohne daß zuerst einzelne Punkte schriftlich festgelegt wurden. Auch der Berliner Leseverein trat den beiden Korporationen näher, und 1863 und 1864 kam zwischen ihnen ein freundschaftliches Korrespondenzverhältnis zustande.

Gerade zu jener Zeit begann ein allgemeiner Aufschwung in der katholischen Studentenschaft. Das katholische Geistesleben fing an, sich fühlbar zu machen, es strebte nach Unabhängigkeit von der durch paritätische Hochschulen vermittelten Bildung. Es war ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit, daß die Aachener Generalversammlung der katholischen Vereine 1862 einen Aufruf zur Errichtung einer freien deutschen katholischen Universität erließ. Daraufhin bildeten sich Konferenzen katholischer Studenten an verschiedenen Hochschulen, und aus solch einem Zirkel entwickelte sich 1863 der „Katholische Studentenverein zu Breslau", der später den Namen Unitas annahm. Er wollte „in Liebe und Begeisterung für die Kirche den katholischen Studenten Gelegenheit geben, ihre Studien mit der katholischen Weltanschauung in Einklang zu bringen und sittlich, freimütig und ehrenhaft für die Kirche eintreten zu lernen."

Im selben Jahre 1863 erfolgte die entscheidende Tat, die einen Markstein in der Entwicklung der katholischen Korporationen bilden sollte: die erstmalige Teilnahme der drei Korporationen an einem Katholikentage. Damit bekundete man vor der ganzen katholischen Welt Deutschlands den ernsten Willen, als dienendes Glied in dem großen Ganzen mitzuwirken. Und das Auftreten dieser Vereinigungen war geschickt und epochemachend, die Rede, die der damalige stud. phil. Georg Freiherr v. Hertling auf jener Frankfurter „Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands" am 21. September 1863 hielt, ward sogar von einem damaligen Bericht als „Glanzpunkt der ersten öffentlichen Versamm-

lung" bezeichnet. v. Hertling wandte sich scharf gegen die, welche eine konfessionelle Scheidung als dem Geiste der Universitäten widersprechend betrachteten, und betonte, „daß die Zeit der Vorbereitung nicht zu trennen ist von der Zeit der Tat, und daß dem Studenten schon jene Richtung aufgeprägt werden muß, die er im späteren Leben zu verteidigen berufen ist." Er beleuchtete das Wesen der damaligen Verbindungen, zumal der christlichen, und stellte ihnen gegenüber die Eigentümlichkeiten der katholischen Korporationen fest. „Unterscheiden sie sich, sagte er, von allen früheren Versuchen dadurch, daß sie die Ideen, die jenen einzeln zu Grunde liegen, alle in sich vereinigen, so konnten sie nur auf dem Boden der Religion entstehen, die allein den ganzen Menschen erfaßt. Dem innersten Wesen ihrer Bestrebungen nach konnten sie nur dort hervorgebracht werden, wo allein eine Vereinigung von Autorität und Freiheit möglich ist, wo dem weiten Spielraum der individuellen Freiheit im Leben und Handeln feste, unüberschreitbare Schranken gesetzt sind in den Vorschriften der Offenbarung, wo die Forschungen des schwachen Menschengeistes eine unumstößliche Norm und den höchsten Abschluß finden in den Lehren des Glaubens. Nur da ist eine Versöhnung der religiösen Überzeugung und der wissenschaftlichen Erkenntnis möglich, wo jene nicht ein Dafürhalten des einzelnen, sondern auf dem alle umfassenden Ausspruch einer übernatürlichen Offenbarung beruht. — Die Vereine sind dabei aber auch um nichts weniger vaterländisch. Weit entfernt, einerseits die Bestrebungen in dieser Richtung auszuschließen, so lange sie sich mit dem Standpunkte eines Studenten vertragen, glauben sie andrerseits gerade dadurch ihre Vaterlandsliebe zu betätigen, daß sie sich bemühen, die Tugenden unserer Väter, deutsche Kraft und deutsche Treue, in den Mitgliedern zu erwecken und lebendig zu erhalten."

Die Wirkung dieser Ausführungen bei den Teilnehmern der Versammlung war überaus groß, der Präsident Freiherr Wilderich v. Ketteler sprach dem Redner den Dank der Versammlung aus und wies auf ihn als eine Zierde der Akademiker hin, die alle mit großer Hoffnung erfülle. Mit dieser Anerkennung des Präsidenten wurden die katholischen Studentenkorporationen gleichsam offiziell aufgenommen in den großen Organismus katholischer Vereine, und alljährlich beschickten von nun an Aenania mit ihren Kartellverbindungen die Versammlungen. In der katholischen Welt fand die Rede ein mächtiges Echo, und bald entstanden neue katholische Studentenkorporationen in Bonn, Innsbruck, Münster, Tübingen und Würzburg. Daß die Bewegung noch unfertig war, zeigte sich an ihrem Verhalten gegenüber gleichgültigen Katholiken und Andersgläubigen. So nahm die im Winter 1861/62 neugestiftete Bonner Bavaria auch solche auf, „welche von Hause zwar katholisch waren, aber doch die katholischen Konsequenzen nicht zu ziehen wußten oder nicht ziehen mochten, wo ihnen dies unbequem war." Die Bonner Arminia besaß zu jener Zeit nach dem Berichte des Zentrumsführers Dr. H. Cardauns sogar Protestanten als Konkneipanten, und die Tübinger Guestfalia nahm bis 1864 Andersgläubige bis zu einem Drittel der Gesamtheit auf. Erst seit etwa 1864 fing man an, das Katholizitätsprinzip schärfer zu betonen, und auch die übrigen Kreise der Studentenschaft fühlten allmählich den Gegensatz. Dies zeigten nach 1864 die

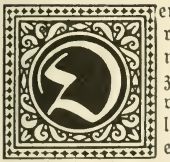
höhnischen und schmähenden Angriffe, mit denen ein Teil der Presse und die Korps gegen die „Rosenkränzler“ und „Betbrüder“ der Würzburger Walhalla vorgingen. Und klarer noch bewies es die Holzerei auf der Oswitzer Schwedenschanze bei Breslau (Himmelfahrt 1870), wo nach dem Spottlied des „Kladderadatsch“ der Winfriden „Ziegenhainer encyklisch seine Unfehlbarkeit zeigte.“

Mit der zunehmenden Zahl der Korporationen, die damals noch keineswegs im katholischen Volksteil allgemeine Sympathie genossen, entstand auch die wichtige Frage nach ihrer Stellung zueinander. Im Interesse der katholischen Sache lag es zweifellos, alle vorhandenen Kräfte einheitlich zu einem großen Ganzen zusammenzufassen, dem man dadurch gewaltige Stoßkraft hätte verleihen können. Die erste Generalversammlung aller katholischen Studentenkorporationen zu Würzburg 1864 suchte auch in dieser Richtung zu wirken, indem sie beschloß, alle zum Gesamtverbande gehörigen Vereinigungen sollten zueinander im Korrespondenzverhältnis stehen. Aber es zeigte sich schon damals das äußerlich durch Farbentragen gekennzeichnete, in sich enger zusammenhängende Wesen der Verbindungen im Gegensatz zu dem lockeren Zusammenhalt der nichtfarbentragenden Vereine, die bis 1870 zumeist das Fuxtum nicht kannten, sondern lauter vollberechtigte und vollverpflichtete Mitglieder besaßen. Dieser Gegensatz verschärfte sich auf dem zweiten Tage zu Trier (10. bis 15. September 1865). Die Vereine wünschten, die Tagung solle in Zukunft von den Katholikenversammlungen getrennt werden, die vier Verbindungen warfen den fünf Vereinen planmäßige Ausnutzung der Mehrheit vor und weigerten sich beim Kommers, in einen auf die Vereine ausgebrachten Trinkspruch einzustimmen, und die Vereine bewirkten die Nichtaufnahme der Bonner Bavaria, zu der die Verbindungen starke Zuneigung empfanden. Alles dies brachte zuletzt den allgemeinen Wunsch nach Trennung zustande, der seinen Ausdruck in der einstimmig gefaßten Resolution fand, „daß eine Trennung der Vereine und Verbindungen im Interesse der besseren Verwirklichung unserer Prinzipien wünschenswert sei.“ Damit endeten die Bestrebungen des „Gesamtverbandes der katholischen Studentenvereine.“ Die vier Verbindungen, zu denen bald die Bonner Bavaria trat, hielten ihr altes Kartell weiterhin aufrecht, und daraus entstand der „Kartellverband der katholischen deutschen Studentenverbindungen“ (C. V.), dessen Statuten im September 1867 in Innsbruck näher festgesetzt wurden. Die Vereine schlossen sich Ende Januar 1866 zu einem Verband zusammen, der später die Bezeichnung „Verband der katholischen Studentenvereine Deutschlands“ annahm. Die reinliche Scheidung zwischen Verbindungen und Vereinen brachte keineswegs ein feindliches Verhalten beider Verbände mit sich. Es fand vielmehr ein friedliches Nebeneinandergehen statt, das jederzeit beiden Parteien die Möglichkeit bot, sich bei Verfechtung der gemeinsamen Ideale zu einigen. So forderte die Resolution einer Generalversammlung der Vereine ein „Verhältnis gegenseitiger Achtung und gelegentliches Zusammengehen,“ und der § 108 ihrer Satzungen machte ein solches geradezu zur Pflicht. Ebenso beschlossen 1867 die Verbindungen, ein „ehrendes und achtunggebietendes Verhalten“ den Vereinen gegenüber zu beobachten, und 1872 stellte man ein regelrechtes Korrespondenzverhältnis miteinander her. Wenn sich nun auch die ört-

lichen Gegensätze bei beiden Arten von Korporationen nicht überbrücken ließen, so blieben die amtlichen Beziehungen zwischen den Verbänden freundschaftlich, und es fand auch in allgemeinen katholischen Angelegenheiten ein Zusammenarbeiten von Vertretern beider Richtungen statt.

Die Leistungen der katholischen Vereinigungen für die von ihnen vertretene Sache waren nicht unbedeutend. Die Verbindungen zeigten ihre Anteilnahme am katholischen Gesamtleben symbolisch durch Besuch der Katholikenversammlungen seit 1863, die Vereine gaben 1868 diese Gepflogenheit auf und hielten ihre Tagungen abwechselnd in den Hochschulstädten, wo ihr Verband durch eine Korporation vertreten war. In Breslau betätigte der katholische Studentenverein zusammen mit der dortigen Winfridia seine katholische Gesinnung, indem er im Februar 1864 der katholischen Studentenschaft eine Petition an den Kurator vorlegte behufs Einrichtung eines akademischen Gottesdienstes auch für das katholische Bekenntnis und allgemein-theologischer Vorlesungen zur wissenschaftlichen Weiterbildung der Nichttheologen. Auch erstrebte er schon damals die Errichtung eines Lehrstuhls für Apologetik des Christentums und formulierte nach anfänglichem Mißerfolg im Februar 1866 in diesem Sinn eine Adresse an die theologische Fakultät zu Breslau. Bedeutungsvoll erschien auch ein andrer Vorgang. Als im Sommer 1864 die drei Grafen Schmising-Kerssenbrock wegen Verwerfung des Duells aus dem preußischen Heere scheiden mußten, sprach ihnen der Breslauer katholische Studentenverein zuerst von allen katholischen Korporationen in einer Adresse seine Hochachtung aus. Und im Winter 1867/68 sandten die katholischen Studentenvereine den Wiener Professoren Arndts und Pachmann, die wegen des Bekenntnisses ihrer katholischen Überzeugung angegriffen worden waren, eine Zustimmungsadresse. Im Jahre 1868 trat auch der Akademische Bonifaziusverein ins Leben, der ein Zusammenarbeiten von Verbindungen und Vereinen ermöglichte. Als dann 1869 Angriffe von bewaffneten Banden auf den Kirchenstaat erfolgten, gab der Münchner Verein Ottonia den Anstoß zu einem feierlichen Proteste der katholischen Studenten Münchens, der dem Papste von ihrer unentwegten Anhänglichkeit Kunde brachte. Dieselbe Korporation rief dann auch das Liebeswerk des „Akademischen Piusvereins" ins Leben, der sich die materielle Unterstützung des bedrängten kirchlichen Oberhaupts zum Ziele setzte und auch von katholischen Verbindungsstudenten unterstützt ward. Ehrungen des Papstes fanden sowohl seitens der Verbindungen (1867) wie der Vereine (1868/69) statt. Die älteste dürfte die im Jahre 1867 sein, bei der die Verbindungen Winfridia, Guestfalia, Bavaria und der literarische Verein zu Braunsberg zugleich mit einem Peterspfennig von 677,50 Franken eine Ergebenheitsadresse dem Papst Pius IX. überreichte. Zum Danke ging damals den Veranstaltern als erste päpstliche Kundgebung eine lateinisches Schreiben folgenden Wortlauts zu: „Die 29. Aprilis 1867. Benedicat Vos Deus et det Vobis gratiam, ut semper ante oculos habeatis illa verba »initium sapientiae timor Domini«." (Am 29. April 1867. Gott segne Euch und gebe Euch Gnade, daß Ihr immer vor Augen habet jene Worte: „Die Furcht des Herrn ist aller Weisheit Anfang.")

15. Der deutsch-französische Krieg und die deutsche Studentenschaft



er Bruderkrieg von 1866 wirkte in mancher Hinsicht störend auf das deutsche Studentenleben, allerdings zumeist nur in den Verbindungen, wo Nord- und Süddeutsche sich zusammenfanden. Der politische Gegensatz äußerte sich, wenn Siegesnachrichten eintrafen, in einigen Wingolfen gelegentlich in lautem Entzücken der einen und in haßerfüllter Entgegnung der andern Mitglieder. Auch die Ergebnisse des Krieges wurden nicht überall mit gleichen Gefühlen aufgenommen. In der Uttenruthia war im Winter 1866/67 trotz des starken Zuzugs von Norddeutschen im Verkehr von einer Mainlinie nichts zu merken, ebensowenig bei den Korps, trotzdem sich viele Korpsburschen mit den Waffen in der Hand auf dem Schlachtfelde gegenübergestanden hatten. Zwiespältig erschien die Stimmung in Leipzig. Dort übertraf das Mißvergnügen über die als ungenügend empfundene Neuregelung der deutschen Verhältnisse bei manchem die Freude über die Erhaltung der Selbständigkeit Sachsens und über die Rückkehr des Königs Johann. Die Burschenschaften beteiligten sich im Gegensatz zu den Korps, den übrigen Verbindungen und den Finken ostentativ nicht an der Deputation, welche am 8. Januar 1867 in Dresden vom König empfangen wurde.

Geradezu zum Verhängnis wurde die Neugestaltung der politischen Verhältnisse für den Marburger Wingolf. Während des ganzen Kriegs und nach ihm war er fast ausschließlich hessisch und antipreußisch gesinnt, bald aber entstanden in ihm zwei Parteien, von denen die radikalere ihre hessisch-partikularistische Politik mit dem christlichen Prinzip in unwingolfitischer Weise vermengte, während die andere die politische Anschauung dem christlichen Prinzip unterordnete. Beide Parteien gerieten in offenen Kampf, als die Frage der Beteiligung am Wartburgfest 1867 auftauchte. Die Radikalen, die in den preußischen Wingolfen nur ihre politischen Feinde sahen, wollten mit diesen nicht verkehren, und wiewohl die Gemäßigten siegten, kam es doch bald darauf im Winter 1867/68 zu einer Trennung vom Wingolfbund. Doch die Verbindung wurde infolge der ablehnenden Haltung vieler Philister ihrer besten Kräfte beraubt, schmolz stark zusammen und siechte hin, bis sie sich 1875 mit dem 1869 entstandenen und zum Bunde gehörigen Marburger Altwingolf vereinigte.

Konnte der Krieg von 1866 nur geteilte Gefühle hervorrufen, so war es dem deutsch-französischen beschieden, die deutsche Studentenschaft mit *einem* Geiste zu erfüllen. Wie ein Blitz zündete die Nachricht von der Kriegserklärung in allen Universitätsstädten. Als z. B. am 15. Juli die Mitglieder des Bonner

Korps Hansea noch spät abends auf ihrer Kneipe saßen, stürzte plötzlich ein Chargierter herein mit der Meldung: „Der Krieg ist erklärt!" Eine Zeitlang blieb alles sprachlos, dann sagte der Senior mit gemessener Stimme: „Wir singen das Lied: Morgenrot, Morgenrot! Leuchtest mir zum frühen Tod!" Als das ernst-wehmütige Lied verklungen war, wurde die Kneipe sofort mit einem Salamander auf König und Vaterland und auf ein frohes Wiedersehen nach siegreichem Kampfe geschlossen. Zur selben Zeit brachte ein Student auch in das größte Lokal Bonns die Nachricht der Kriegserklärung, die er, auf einem Tische stehend, verkündete. Lautlose Stille folgte. Dann schwang sich ein andrer Student auf die Tribüne, um das Lied: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" anzustimmen, und kaum war der letzte Ton verhallt, so erklang: „Deutschland, Deutschland über alles!" Dann eilte jedermann auf den Markt, alle studentischen Parteigegensätze schwiegen, ein allgemeiner Überschwang des Gefühls herrschte: der Nächste faßte den Nächsten in den Arm, gleichviel ob Korpsstudent, Burschenschafter, Wingolfit oder Wilder. Gemeinsam zog man bei tiefer Nacht zum Geheimrat Busch und anderen Persönlichkeiten, holte sie z. T. aus dem Bett und veranlaßte sie zu patriotischen Ansprachen.

In Berlin ging die Begeisterung der Studenten in der allgemeinen auf. „Der König kehrte von Ems nach Berlin zurück, schrieb die Chronik des Berliner Wingolfs. Da verließ alles die Kneipe. Unter der jauchzenden und singenden Menge, welche ihn begrüßte, war auch der Berliner Wingolf. So spät hatte nie ein Kneipabend begonnen. So stürmisch hatten wohl noch nie zuvor die Wogen der Begeisterung geschlagen. Das oft gebrauchte, nie verbrauchte Wort: „Mit Gott für König und Vaterland!" bewegte mächtig alle Herzen wie Glocken- und Schwerterklang."

In Halle faßte am Tage nach der Kriegserklärung eine vom Wingolf berufene allgemeine Studentenversammlung den begeisterten Beschluß, sich samt und sonders unter die Fahne des Vaterlandes zu scharen. Die Theologen erklärten dabei, aus freien Stücken auf die ihnen bisher gewährte Bevorzugung verzichten zu wollen. Ein prächtiger Aufzug aller farbigen und nichtfarbigen Musensöhne, der jeden Parteiunterschied verschwinden ließ und manch weichherzigem Hallenser Philisterblut Tränen der Rührung entlockte, führte die „Kriegsfreiwilligen" direkt zu dem Kommandeur des in Halle stationierten Infanteriebataillons, welcher der stattlichen Schar gern eine Stätte in seinem Ersatzbataillon bereitete. —

In Göttingen beschloß ebenfalls sofort nach Eintreffen der Kriegsnachricht eine große Studentenversammlung unter stürmischem Jubel, sofort die Universität zu schließen und ohne Ausnahme ins Heer einzutreten. In Kiel meldeten sich alle Studenten zur Einstellung in die Armee. In Braunschweig boten die Polytechniker der Maschinenabteilung der Marine ihre Dienste an und erklärten ihren Eintritt. In Breslau schwiegen die Streitigkeiten der Korps, Burschenschaften und katholischen Verbindungen unter dem Eindruck der Kriegsbotschaft. Am 17. Juli fand ein Umzug von mehr als 500 Studenten zu den Statuen Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. statt. Der Abend des 21. vereinigte — eine bis dahin lange nicht gewohnte Erscheinung — zu

einem Abschiedskommerse die ganze Studentenschaft, die ihre Abneigung gegen Frankreich auch darin zum Ausdruck brachte, daß sie den „Pariser Garten“ in „Deutschen Garten“ umtaufte.

Lebhaft ging es auch an der Universität Jena her; von dort meldeten sich die ersten Kriegsfreiwilligen und zwar in einer Form, welche zeigte, daß selbst in jenen ernsten Stunden der unbekümmerte, jugendfrische Studentenhumor nicht erstorben war. Am 16. Juli $1/_2 9$ Uhr morgens traf dort das Telegramm ein, das die Mobilmachung bekanntgab. Unmittelbar danach forderte ein Armine seine Kommilitonen auf, mit in den Krieg zu ziehen, und $1/_4 10$ Uhr fuhr er zu Wagen mit 14 Burschenschaftern nach Apolda zum Bezirkskommando. „Von den Teilnehmern, so erzählt einer derselben, waren drei oder vier gerade aus dem Kolleg gekommen, und diese nahmen sich nicht Zeit, ihre Kollegienhefte heimzutragen, sondern dieselben wurden in die Rocktasche gesteckt und fort gings in den Wagen. Denn das war unser heiliger Ernst, sofort in das Regiment einzutreten, und wir sahen uns schon nachmittags in Weimar in Königs Rock stramm exerzieren. Was kümmerte damals das junge Blut alles andere? In leichtem Anzug, wie wir waren, vom Morgenkaffee weggeeilt, ohne ein Wort unseren Hauswirten zu sagen, ohne unsere paar nötigen Angelegenheiten geordnet und ohne unseren bekümmerten Eltern zu Hause Nachricht gegeben zu haben, so zogen wir fort.“ Allerdings schickte sie der Bezirksdirektor nach freundlichem Lobe wieder zurück, damit sie erst die nötigen Förmlichkeiten erledigten.

Auch nach Süddeutschland griff die studentische Bewegung über. Als in Heidelberg Heinrich v. Treitschke am 15. Juli den Lehrstuhl vor einem dichtgedrängten Publikum bestieg, fand er einen Zettel vor mit der Bitte: „Abschiedswort vor dem Ausmarsch nach Frankreich!“ Mit der ihm eigenen hinreißenden Beredsamkeit kam er der Aufforderung nach und schloß mit dem Losungswort, das einst 1813 Fichte an seine Berliner Hörer gerichtet hatte: „Nicht siegen oder sterben, sondern siegen schlechtweg!“

Die Münchener Studenten beschlossen am 22. Juli, als Freiwillige auf Kriegsdauer in die Armee einzutreten. Der Kriegsminister erklärte sich auch mit dem Gedanken eines Studentenkorps einverstanden, falls sich 500—600 Musensöhne daran beteiligten; er wollte auch die Ausrüstung übernehmen und die nötigen Offiziere und Unteroffiziere aus der regulären Armee stellen. Aber das Freikorps kam nicht zustande, da schon die meisten Studenten zur Fahne einberufen worden waren. Den ins Feld Ziehenden widmete der damalige Münchener Rektor v. Pettenkofer folgenden Anschlag: „In welcher Form sich auch immer die akademische Jugend gegen die Feinde Bayerns und Deutschlands beteiligt, die alma mater freut sich des frischen Mutes ihrer Söhne, ist stolz auf sie und begleitet sie alle in allen Gefahren mit ihrem Segen und ihren Segenswünschen.“

Den Höhepunkt erreichte die damalige studentische Bewegung zweifellos in Leipzig. Die Verbindungen stellten ihren Betrieb ein, unter ihnen auch der Wingolf, von dessen 41 Mitgliedern nur sechs zurückblieben. Sie gingen auseinander mit der Zuversicht: „Mag der Herr Deutschland schnell den Sieg ver-

leiben, oder mag Er es erst durch Züchtigungen hindurchgehen lassen wollen, Er wird unser Banner nicht sinken lassen, und die Aufrüttelung des deutschen Volkes aus seinem Schlafe wird auch für den Wingolf nicht ohne gute Folgen bleiben." Sehr bald erhielt die erregte Stimmung der Leipziger Studenten Gelegenheit zu leidenschaftlichen Ausbrüchen. Die deutsche und die preußenfeindliche Anschauung trafen in Leipzig aufs heftigste zusammen, die Sächsische Zeitung vertrat die schärfste Opposition, und ihre gehässigen Artikel, in denen sie die Frage behandelte, ob sich denn auch die Sachsen für den König von Preußen totschießen lassen müßten, reizten den Zorn der Musensöhne immer mehr. Schon am 15. Juli mittags, nachdem das Konvikt zu Ende war, zog fast die gesamte Zahl der dort Speisenden, verstärkt durch Nichtkonviktoristen, in geschlossenem Zuge durch die Straßen. Aus verschiedenen Restaurationen holten sie Exemplare der Sächsischen Zeitung heraus, steckten sie auf Stangen und verbrannten sie unter Pereatrufen auf einem öffentlichen Platze. Hierauf zog die begeisterte Menge, der sich auch zahlreiche Nichtstudenten angeschlossen hatten, vor die Wohnung von Professor Karl Biedermann, wo sie ein donnerndes Hoch erschallen ließ. Der so Begrüßte richtete einige begeisterte Worte an die versammelte Jugend, dann zerstreute sich diese. Als am Abend wieder ein beleidigender Artikel in der Sächsischen Zeitung erschien, begannen unter Teilnahme von Studenten die Demonstrationen gegen den Schriftleiter von neuem, und in der Nacht wurden in seinem Wohnhause zahlreiche Fensterscheiben eingeworfen. Gegen derartige, durch die allgemeine Erregung erklärliche Ausschreitungen richtete sich ein Anschlag des Rektors Fr. Zarncke, worin er die Studenten ermahnte, ein Benehmen zu zeigen, „das dem gewaltigen Ernst der Situation entspricht, in die unser teures Vaterland so plötzlich versenkt worden ist." Eine etwas formlose Studentenversammlung drückte am 16. Juli aufs lebhafteste ihre Entrüstung aus über gewisse, die Demonstranten beleidigende Äußerungen eines hohen Verwaltungsbeamten, und am folgenden Vormittag (Sonntag) traten die Vertreter der Korporationen und der Nichtverbindungsstudenten zu weiteren geregelten Beratungen zusammen. Am 18. Juli forderte eine große Studentenmenge von einem Professor, in dem man den Verfasser der Artikel der Sächsischen Zeitung vermutete, in dessen Hörsaal Aufklärung, gab sich aber dann mit seiner Versicherung zufrieden, daß er dem Blatte schon lange nicht mehr nahestehe. Und am Abend fand in der Aula eine von 800 Studenten besuchte Versammlung statt. Sie beschloß einmütig eine Adresse an den König von Preußen, in der sie ihre volle Zustimmung zum Kriege gegen den Reichsfeind aussprach und sich zu allen Diensten für das Vaterland bereit erklärte. „Die akademische Jugend, hieß es darin, hat immer und immer das Ideal deutscher Einheit, den Glauben an die deutsche Zukunft wie ein heiliges Kleinod in ihrem Herzen getragen. Die Taten Ew. Majestät haben ihr Ideal zur stolzen Wirklichkeit gemacht, und sie jauchzt Ew. Majestät begeistert entgegen." Die Adresse ging durch die Hände des Königs von Sachsen. König Wilhelm erwiderte in einem eigenen Handschreiben unterm 23. Juli: „Der Leipziger Studentenschaft danke Ich für den warmen Ausdruck patriotischer Gefühle und des begeisterten Nationalbewußtseins, welchen sie Mir in erhebender Einmütigkeit dargebracht

hat, und den aus der Hand Meines von gleicher Gesinnung beseelten Bundesgenossen, Sr. Majestät des Königs von Sachsen, zu empfangen Mir eine besondere Freude gewährt. Ich bin gewiß, daß Ihre Worte in der gesamten deutschen Jugend einmütigen und freudigen Widerhall finden."

Die in Deutschland entfachte studentische Bewegung fand auch außerhalb ein lebhaftes Echo. Die große Leipziger Studentenversammlung vom 18. Juli hatte einen Aufruf an die deutsch-österreichischen Studenten erlassen, worin diese aufgefordert wurden, an dem nationalen Kampfe wenigstens im Geiste teilzunehmen und ihn mit ihren Sympathien und allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen. „Erklärt den von Frankreich angezettelten Krieg für ein Verbrechen an deutscher Kultur und deutschem Wesen, welches jeder von Euch verabscheut, denn es wird auch an Euch mitbegangen. Tretet hervor mit Eueren Gesinnungen, gebt ihnen Ausdruck, wo Ihr könnt, und sucht sie zu verbreiten, soweit es in Eueren Kräften steht! Tut dies und Ihr werdet mit um so größerer Genugtuung unsere Erfolge verzeichnen, jeder Sieg, den wir erringen, wird Euch erscheinen, als hättet Ihr ihn miterfochten." Und Österreichs deutsche Studentenschaft zeigte ihre lebhaften Sympathien für die kämpfenden Brüder. In Graz scheiterte zwar an dem Widerstande der politischen und akademischen Behörden eine allgemeine Demonstration, aber die Burschenschaften Arminia, Orion und Stiria sandten an die reichsdeutschen Kommilitonen wenigstens einen Aufruf, in dem es hieß: „Die deutsche akademische Jugend Österreichs stimmt begeistert ein in die heldenhafte Erregung, die ganz Deutschland durchbraust von den Gehängen der Alpen bis zu den Gestaden des Meeres. Nur ein Schmerz erfüllt ihre Seele, der Schmerz, daß sie nicht kämpfen und siegen darf mit Euch, Kommilitonen! Aber ihr Geist umgibt Euch auf den Beschwerden des Kriegszuges und in dem Getöse der Schlacht. Glück und Unglück wird sie mit Euch tragen, und Hilfe wird sie spenden, dort wo sie helfen kann, aus ganzem Herzen und mit ganzer Kraft. Der Sieg sei mit Euch! Hoch Deutschland! Hoch die deutschen Waffen!"

In Wien — wie auch in Prag — meldeten sich viele Studenten, besonders Burschenschafter zum Eintritt ins deutsche Heer. Ihnen ließ der preußische Gesandte zwar seine wärmste Anerkennung dafür aussprechen, mußte aber darauf verzichten, „auf diese Angelegenheit irgendwelchen Einfluß zu nehmen," weil die österreichischen Gesetze den Eintritt in ein fremdes Heer von der ausdrücklichen Genehmigung der Regierung abhängig machten. Am 21. Juli beschloß ein Deputiertenkonvent verschiedener Korporationen Wiens die Einberufung einer allgemeinen Versammlung der deutschen Studenten. Diese sollte eine Sammlung für die deutschen Krieger einleiten und eine Resolution annehmen, daß die deutsche Studentenschaft Wiens die sichere Erwartung hege, Österreich werde weder in seiner Neutralität noch in seiner etwaigen Aktion auf die einheitliche Entwicklung der deutschen Verhältnisse hemmend einwirken. — Die geplante Versammlung wurde als staatsgefährlich verboten, worauf die Studenten, etwa 200, eine „gemütliche Kneipe" veranstalteten. Mehrere Redner gaben ihren Sympathien für Deutschland und den Sieg der deutschen Waffen über den Erbfeind lebhaften Ausdruck. Auch die Hoffnung auf die deutsche

Einheit wurde schon ausgesprochen. „Nicht länger werden die Raben um den Kyffhäuser flattern," sagte ein Redner unter großem Jubel der Zuhörer. — Ein späterer Kommers der deutschen Studentenschaft endete auf unharmonische Art. Eine Rotte nichtdeutscher, besonders tschechischer Studenten unterbrach die Redner, riß die deutschen Fahnen herunter, und in dem Getümmel wurde alles im Lokal kurz und klein geschlagen. Die Polizei schloß den Kommers, und das Ministerium löste nun den deutschen Leseverein, den Mittelpunkt der deutschen Studentenschaft Wiens, kurzerhand auf. Die beabsichtigten Sammlungen für die deutschen Krieger, sowie Aufführungen der akademischen Gesangvereine fanden jedoch trotzdem in Wien und den andern österreichischen Universitätsorten statt.

Das Verbindungsleben auf den deutschen Hochschulen wurde naturgemäß durch den Krieg stark beeinflußt. Viele Korps und Burschenschaften suspendierten sich wegen Leutemangels oder erhielten sich mühsam mit Hilfe wieder aktiv gewordener Alter Herren, manche Korporation ging damals auch für immer zu grunde, und diejenigen, welche fortbestanden, beschränkten ihre Zusammenkünfte auf die notwendigen Sitzungen oder hoben sogar diese einstweilen gänzlich auf. Ein eigenartiges Leben entwickelte während jener Kriegszeit nur der akademische Verein „Motiv" an der Berliner Bauakademie. Zwischen den im Felde stehenden Motivern (etwa 300) und den daheim bleibenden kam ein enger Verkehr zustande, die letzteren schickten den ersteren zweimal eine gedruckte Bierzeitung und veranstalteten eine „Feldlotterie", wobei die eingegangenen Feldpostkarten als Lose dienten. Mehrere Male gelang es sogar den bei der Fahne dienenden Motivern, kleine Zweigversammlungen im Feindesland zu veranstalten, und einer schickte von der Feldwacht dem Verein folgende launige Zeilen:

„Gestern bei La Malmaison
Wollten wir wohl mit raison
Einmal wie in Eurem Kreise
Kneipen nach Motiver Weise,
Aber Trochu kam dazwischen,
Wieder uns eins auszuwischen,
Und wir „tappre" Landsoldaten
Krochen unter den Granaten
Munter hin und vor mit Glück,
Warfen alles weit zurück. —
Als die Mitternacht gesunken,
Hatten wir noch nichts getrunken.
Nichts gesungen, nichts gegessen,
Aber schad't nichts! — sind gesund doch
Und fidel auch jetzt zur Stund' noch,
Trinken jetzt auf Euch daheim
‚Hoch Motiv!' Ihm diesen Reim."

Höchst eigentümlich gestaltete sich während des Krieges auch das Leben in Tübingen. Die bis dahin fast unübersteigbar scheinenden Schranken zwischen Nord und Süd in der schwäbischen Studentenschaft verschwanden wie mit Zauberschlag; Schwaben, Preußen, Bayern, Hessen, Schweizer bunt durcheinander

jubelten Abend für Abend über neue Siege, veranstalteten patriotische Feiern aus dem Stegreif, sangen Spottlieder auf Napoleon, priesen den künftigen Kaiser und sein Heer, hielten Reden und gaben sich Mühe, an Stelle der bis dahin üblichen Französelei in Sitte, Kleidung und Sprache ein urwüchsiges, ja sogar ungeschlachtes Deutschtum hervorzukehren, dessen Hauptträger der Studentenkreis war, aus welchem später die Verbindung „Igel" entstand. In Leipzig trat im Winterhalbjahr 1870/71 ein studentischer Ausschuß ins Leben, der den planmäßigen Versand von Zeitungen an die Kommilitonen und an andere Truppen im Felde besorgte. Im November standen ihm 100 Zeitungen zu Gebote, im Dezember und Januar 300, im Februar 250, im März 200. Diese Blätter wurden an 60 bis 70 Kommilitonen, an die 24 Feldwebel des 107. und 108. Regiments und seit Mitte Dezember auch an die 16 Feldwebel des Kgl. Sächs. Feld-Artillerie-Regiments abgeschickt mit dem Auftrage, dieselben unter den Kriegern weiter zu verbreiten.

Alle Gruppen der Studentenschaft nahmen am Kriege teil, Korpsstudenten, Burschenschafter, Wingolfiten, Angehörige katholischer Vereinigungen und Finken. Da es zu eigenen studentischen Freikorps nicht gekommen war, so verteilten sich die Studenten auf die verschiedenen Truppenteile als Kombattanten, Ärzte und Krankenpfleger, Feld- und Lazarettprediger und Felddiakonen und nahmen an den großen gemeinsamen Taten des deutschen Heeres teil. Besonders auffallende Heldentaten werden aus dem Kriege von Studenten nicht berichtet; wie alle andern Söhne ihres Volkes taten sie ihre schwere Arbeit mit unauffälliger Selbstverständlichkeit und treuer Pflichterfüllung. Nirgends standen sie hinter den andern zurück. Von den Halleschen Studenten erwarben 26 das eiserne Kreuz, und in Göttingen konnte bei dem allgemeinen Kommers zu Ehren der aus dem Felde Heimgekehrten der Prorektor den gesamten Ausschuß der Studentenschaft aus Rittern des eisernen Kreuzes zusammensetzen.

Ein rührender Zug aus dem rauhen Kriegerleben jener Tage verdient der Erwähnung, weil er zeigt, wie tiefe Wurzeln die in manchen Verbindungen gepflegte Freundschaft in den Herzen einzelner geschlagen hatte. Der Überlebende von drei Wingolfiten, die an dem Sturm auf Le Bourget teilnahmen, fand die beiden Toten nebeneinander. „Als ich später erfuhr, erzählt er, daß der verwundete Hoffmann zum sterbenden Bonnet gekrochen sei und ihm zugerufen habe: ‚Wir haben zusammen gelebt, wir wollen auch zusammen sterben!', da habe ich um so mehr bedauert, daß man die beiden nicht auch im Grab nebeneinander gelegt hat."

Im ganzen zogen von den 13765 Studenten des Sommersemesters 1870: 4510 ins Feld. Berlin allein stellte 582, die kleinste Universität, Rostock, 59. Von den Greifswalder und Kieler Studenten beteiligte sich die Hälfte, von den Heidelbergern der dritte Teil am Kriege. 248 Studenten starben an Krankheit oder ließen ihr Blut fürs Vaterland, darunter allein 63 Leipziger. Am besten veranschaulicht die Teilnahme der deutschen Studenten an jenem Kriege die Tabelle, die Ludwig Bauer 1873 auf Grund amtlichen Materials zusammengestellt hat.

Name der Universität	Zahl der im Sommersemester 1870 eingeschriebenen Studenten	Zahl der Kombattanten	Zahl der Krankenpfleger	Gesammtzahl der am Kriege Beteiligten	Zahl der Gefallenen und Gestorbenen
Berlin	1993	468	114	582	30
Bonn	922	147	97	271	9
Breslau	896	277	29	306	11
Erlangen	344	60	79	139	1
Freiburg	231	40	5	45	2
Gießen	306	82	10	92	3
Göttingen	759	259	81	340	23
Greifswald	450	—	—	225	5
Halle	881	—	—	326	19
Heidelberg	640	181	30	211	13
Jena	377	131	28	159	13
Kiel	168	49	40	89	5
Königsberg	494	111	30	141	5
Leipzig	1665	400	100	500	63
Marburg	418	76	90	166	4
München	1150	250	120	370	21
Münster	425	24	6	30	2
Rostock	137	34	25	59	6
Tübingen	836	—	—	300	8
Würzburg	673	129	30	159	5
	13765	2745	914	4510	248



16. Die Entwicklung der Korporationen von 1870 bis 1880. Kulturkampf und sozialistische Strömungen. Der Kampf für Dühring



Der deutsch-französische Krieg, welcher die politischen Verhältnisse des deutschen Volkes völlig umgestaltete und ihm die heißersehnte Einheit endlich brachte, wandelte auch die gesamten Lebensverhältnisse um. Eine neue Zeit brach an für die ganze Nation, alle mußten sich erst in die veränderte Lage eingewöhnen, neue Forderungen und Bedürfnisse machten sich geltend, und zu den neuen Lebensbedingungen, die sich aus der politischen Wandlung und dem zunehmenden Wohlstand ergaben, kam auch der Umschwung, der sich dank der gewaltigen Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik jetzt immer deutlicher zeigte. So waren denn die Jahre nach dem großen Krieg eine Übergangszeit, eine Zeit des Staunens über die erreichten Erfolge und des Tastens nach neuen Zielen, zugleich aber auch eine Zeit, in der die alten, schlichten Lebensformen gesteigerten Bedürfnissen und einer vielfach stark luxuriösen Lebensweise wichen. Die Übergangszeit mit all ihren Nebenerscheinungen mußte sich naturgemäß auch im deutschen Studentenleben zeigen, und es vollzogen sich damals die ersten bedeutenden Umwandlungen, die ihm für die nächsten vierzig Jahre das entscheidende Gepräge verliehen.

Das studentische Korporationsleben, welches durch den Krieg außerordentlich gelitten hatte, hob sich langsam. Am ehesten rafften sich dank ihrer guten Organisation die deutschen Korps auf. Es war ein Zeichen von innerer Stärke, daß sie bereits 1872 ihren in Frankreich gefallenen Verbindungsbrüdern auf der Rudelsburg ein Denkmal weihten. Im übrigen widmeten sie sich, wie die Kösener Kongresse zeigten, dem weiteren Ausbau ihres Bundes, dessen Bestand durch mancherlei Streitigkeiten zwischen den einzelnen Korps noch in Frage gestellt wurde. Nachdem aber der drohende Austritt der drei Münchener Lebenskorps Bavaria, Palatia und Makaria verhindert worden war (1876), erschien die Dauerhaftigkeit des Kösener Verbandes für immer gesichert. In seinem Innern herrschten noch mancherlei Mißstände, insbesondere die Neigung zu zahlreichen Propatria-Suiten aus geringfügigen Gründen. Wie nichtig, ja lächerlich oft die Veranlassung dazu war, zeigten am krassesten zwei Fälle. Die Bonner Borussia hatte in den S. C.-Meldungen die vollen Titel verstorbener Alter Herren aufgezählt; der Breslauer S. C. „verzichtete auf derartige Zusätze", worauf die Borussia scharf erwiderte. Und 1879 ward vom Züricher S. C. ein Heidelberger S. C.-Brief, der in nicht ganz sauberem Zustande angekommen war,

zurückgeschickt; im Begleitbrief stand „Zurich“ statt „Zürich“, worauf sich Heidelberg „Briefe mit orthographischen Fehlern“ verbat.

Seit etwa 1870 hatten die Korps die früher besessene Führerschaft über einen Teil der Studentenschaft, den nichtburschenschaftlich gesinnten, aufgegeben; sie zogen sich sogar allmählich wie z. B. bei einem Kaiserkommers 1878 und bei der Berliner Falk-Ehrung 1879 von allgemeinstudentischen Angelegenheiten zurück. Nur selten waren sie wie 1878 in Würzburg die Anreger einer großen studentischen Demonstration, als eine Militärpatrouille einen von ihr verhafteten angetrunkenen Studenten bei seinem Fluchtversuch erschossen hatte. Trotzdem wurden sie sehr bald in anderer Hinsicht Führer eines Teils der akademischen Jugend. Gerade dadurch, daß sie die Berührung mit andersartigen Elementen fast ganz mieden und so in folgerichtiger und starrer Weise ihre Eigenart als Verbindung ausbildeten, stellten sie zuerst das Ideal der modernen Studentenverbindung auf. An manchen Orten besaßen sie noch unbestritten die Vorherrschaft in der Farbenstudentenschaft, so zählten sie 1876 in München bei etwa 100 Kouleurtragenden 86 Mitglieder, und ihre Bälle wurden zu den elegantesten gerechnet, bei denen nur das gewählteste Publikum verkehrte. Auch sonst begannen die Korps bei Festlichkeiten großen Prunk zu entfalten, um dadurch die Augen aller auf sich zu ziehen. So veranstaltete z. B. beim 50jährigen Stiftungsfest die Göttinger Bremensia 1877 einen großen Festzug. Fünf Vorreiter in vollem Wichs eröffneten ihn, dann folgten auf bekränztem Wagen die Lieblingskapelle der Korpsburschen, in der Mitte des Zuges war ein zweites Musikkorps. Die Kavalkade zählte außerdem etwa 50 Wagen. Noch prunkvoller erschien das 50jährige Stiftungsfest der Bonner Borussia, das 30000 Mark gekostet haben soll.

Die neueren Landsmannschaften, welche sich vom Kösener Korpsverband ferngehalten und am 1. März 1868 den „Allgemeinen Landsmannschafter-Verband“ begründet hatten, nahmen 1873 Koburg zum Versammlungsort und nannten ihren Bund seitdem Koburger L. C. Da zu den fünf Gründungskorporationen neun neue traten, so begann tatsächlich für die Korps eine nicht unwichtige Konkurrenz. Allerdings wies der Bund der Landsmannschaften kein so festes Gefüge auf wie der Kösener.

Schwierig war die Stellung der Burschenschaften im damaligen Hochschulleben. Während die Korps und die Landsmannschaften bereits eine gemeinsame Organisation besaßen, herrschte in Burschenschaftskreisen die größte Zerrissenheit fort. Seit Jahrzehnten hatten politische Meinungsverschiedenheit, abweichende Auffassung von Genugtuung und Mensur, verschiedene Stellungnahme zur Sittlichkeitsfrage und Organisationsunterschiede die einzelnen Burschenschaften getrennt und oft zu gehässiger Gegnerschaft geführt. Zudem war der alte Traum der Burschenschaft, die Einheit des deutschen Volkes, durch den letzten Krieg verwirklicht worden. Damit verlor sie das große politische Ideal, das sie bis dahin in der Studentenschaft als Partei vertreten hatte, und dieser Verlust mußte niederdrückend auf die gesamte Entwickelung ihrer Einzelverbindungen wirken; ohne eine machtvolle leitende Idee lebte die alte Verbindungsform mit allen üblen Erscheinungen fort, die sich bis jetzt nur nebenher gezeigt

hatten. Auch büßte die Burschenschaft mit dem politischen Ideal an vielen Orten alle Zugkraft bei der Studentenschaft ein, in München zählte sie 1876 nur vier Mitglieder, in Berlin waren 1877 die zwei Burschenschaften gerade 15 Mann stark. Die am 20. Januar 1870 auf Anregung des Süddeutschen Kartells begründete „Eisenacher Konvention" ging schon am 22. Mai 1872 durch Auflösung zugrunde, da sich ihre Mitglieder mit der größten gegenseitigen Erbitterung bekämpften. Der 1874 von 22 Burschenschaften gestiftete „Eisenacher Deputierten-Konvent" wollte, um die Organisation nicht durch Prinzipienreiterei zu gefährden, nur die äußere Umfassung schaffen, sein Hauptzweck sollte darin bestehen, „das Ansehen der Burschenschaft durch energisches und geschlossenes Auftreten gegen anderweitige Bestrebungen zu heben und zu fördern." Das einzige gemeinsame Merkmal war die von allen anerkannte unbedingte Satisfaktion. Da aber die Verrufsfrage keine grundsätzliche Regelung im Bunde fand, so dauerten die unerquicklichen Verrufserklärungen zwischen den einzelnen Gliedern desselben fort, die alten Streitigkeiten bildeten den Hauptteil der Burschentage, und so ging zu Anfang des neuen Jahrzehnts auch dieser Verband wie die früheren einer allmählichen, unrühmlichen Selbstauflösung entgegen, welche bei vielen burschenschaftlich Gesinnten die Hoffnung auf Einigung der Burschenschaften gänzlich vernichtete.

Die Sache der studentischen Reformpartei, welche Ende der sechziger Jahre aufgetaucht war, hatte 1870 einen schweren Schlag erlitten; der Krieg unterbrach die Werbearbeit; manche ihrer tätigsten Glieder wie das Leipziger Permanente Studentenkomitee verschwanden infolge Leutemangels aus dem akademischen Leben, und ihr Organ, die „Akademische Zeitschrift", ging ein. Nur der Heidelberger Studentenverein hielt sich kraftvoll aufrecht, ebenso die Königsberger freie studentische Vereinigung. Auch der Akademische Verein zu Würzburg und der „freie Studentenverein" zu Gießen, die beide später den Namen Adelphia annahmen, überdauerten die Stürme jener Zeit. Von Bedeutung wurden die Vorgänge in Berlin. Im Sommer 1870 hatte dort die Behörde den ihr unbequemen permanenten Ausschuß aufgelöst — aus dem formalen Grunde, daß ein außerhalb der akademischen Gerichtsbarkeit stehender Student daran mitwirke. Der losbrechende Krieg machte eine Gegenbewegung damals unmöglich, aber als nach dem Friedensschluß die Zahl der Berliner Studenten wieder wuchs und man allgemein das Bedürfnis nach einer Vertretung der akademischen Jugend fühlte, begannen auch die Ausschußbestrebungen von neuem. Den studentischen Führern versagte die Behörde einen Hörsaal zu Versammlungszwecken und das Schwarze Brett als Publikationsmittel; daher tagte am 23. Mai 1871 eine etwa 300köpfige Studentenversammlung im Saale des Handwerkervereins. Diese beschloß nicht nur die Gründung eines neuen Ausschusses, sondern erhob auch Protest gegen die Auflösung des alten, unter Hinweis darauf, daß dieselbe ohne jede innere Berechtigung geschehen sei und man nur wegen der Teilnahme an der Wacht am Rhein die Angelegenheit bis jetzt habe schlummern lassen. Als dem Rektor dieser Beschluß von 16 Studierenden überreicht ward, stellte er die Forderung, daß man den Protest binnen gewisser Zeit zurückzöge. Wenn er denselben dem Universitätsrichter übergeben müsse, werde dieser gegen die

Überbringer mit Relegation vorgehen, denn die Überreichung eines Protestes an die akademische Behörde stelle eine strafbare Handlung dar. Daraufhin ermächtigte eine neue Studentenversammlung am 6. Juni die 16, den Protest zurückzuziehen.

Die angedrohte Maßregelung rief bei den progressistisch Gesinnten große Aufregung hervor und machte den allgemeinen Wunsch rege, die Gleichdenkenden an allen Hochschulen zu einer einheitlichen Macht zu sammeln. Die früheren Bemühungen des Heidelberger Studentenvereins in dieser Richtung wurden jetzt mit Erfolg gekrönt. Am 24. bis 26. Februar 1872 fand in Weimar der erste Delegiertentag der studentischen Reformvereine statt, den Berlin, Gießen, Heidelberg, Jena, Königsberg, Leipzig, Marburg, München und Würzburg beschickten. Das wichtigste Ergebnis der Tagung war die Gründung des sogenannten Weimarer Kartellverbandes (C. V.). Sein Zweck bestand darin, „den auf Neugestaltung des akademischen Lebens gerichteten Bestrebungen der einzelnen Vereine durch geeintes Vorgehen größeren Nachdruck zu verleihen." Alljährlich sollte ein gemeinsamer Tag in Weimar stattfinden, in der Zwischenzeit aber sollte der gewählte Vorort die Geschäfte erledigen. Noch hatte damals die ganze Bewegung einen allgemeinen Parteicharakter, man forderte die Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit, möglichste Beseitigung des studentischen Duells, der Farben und Abzeichen, sowie Gründung von akademischen Nachweise-Instituten, Lesehallen, Kranken- und Unterstützungskassen, an deren Leitung Studierende teilnehmen sollten, und Schaffung von permanenten Studentenausschüssen, für welche die rechtliche Anerkennung als Vertretungen der Studentenschaft gewünscht wurde. Sehr bald zeigte nun die Wirklichkeit, daß die Reformvereine zur Durchführung ihres Programms nicht imstande waren. Wie die Burschenschaften jener Zeit schwankten sie ihrem Charakter nach zwischen Partei und Verbindung und vermochten diese organisatorischen Gegensätze nicht zu vereinen. Seit der Weimarer Tagung nun vollzog sich in ihnen eine allmähliche Umwandlung. Die Energie des vielgliedrigen und verschiedenartig gestalteten Kartellverbandes war zwar nicht sehr entwickelt, aber die jetzt durch eine gemeinsame Idee zusammengehaltenen Vereine und Verbindungen ähnlichten sich einander an und schufen so allmählich aus wertvollem Alten und Neuen unter Abstreifung alles Parteimäßigen eine besondere Art des studentischen Zusammenschlusses: die Reformverbindungen. Sie gingen dabei von der Erwägung aus, daß eine studentische Partei nicht als bloße Partei, auch nicht in den zwanglosen Formen eines Vereins bestehen könne. Um das Parteiprogramm dauernd zu erhalten und die folgenden Studentengeschlechter in seinem Sinne zu erziehen, müsse ein fester Kern vorhanden sein, um den sich die Partei kristallisiere. „Da die Gegner der Reform aber meist Verbindungen sind, meinte einer ihrer Führer, so müssen ihnen auch Verbindungen entgegengestellt werden, als lebendige Illustration des Satzes: daß das Gute der konservativen Verbindungen sich gar wohl erhalten läßt, ohne daß man genötigt ist, auch den Ballast mit in den Kauf zu nehmen. Und da endlich die Reform des Studentenlebens sich auf das Ganze erstrecken muß, wenn sie nicht mit sich selbst in Widerspruch geraten will, das Ganze aber nur in einer Verbindung ihr entgegenkommt,

weil diese allein unter den Formen akademisch-geselligen Lebens auf den ganzen Menschen ihr Augenmerk richtet — so muß die Reform als Wirkungsorgan eine Verbindung haben." — Die anfänglich guten Aussichten der neuen Korporationen verschlechterten sich sehr bald, zu bedeutsamen Wirkungen kamen dieselben nicht. Ihr Verbindungscharakter erhielt eine immer schärfere Ausprägung, gegenüber der Studentenschaft schlossen sie sich bald ab und zogen sich immer mehr auf sich selbst zurück. Einige von ihnen wie 1874 die Gießener und 1877 die Würzburger Verbindung kennzeichneten durch Wahl eines Namens (Adelphia) den Abschluß ihrer Entwicklung als Verbindung; die Leipziger Alemannia ging sogar noch weiter, indem sie öffentlich Farben anlegte und im Winter 1876/77 aus dem Kartellverband ausschied. Für letzteren bedeutete der Austritt eine moralische Niederlage, welche sein ohnehin bedrohtes Dasein noch mehr gefährdete, und im Sommersemester 1877 hörte er auf zu bestehen. Von da ab wirkten die einzelnen Reformverbindungen an ihren Hochschulen in atomistischer Vereinzelung weiter und gingen mit Ausnahme von Gießen, Königsberg und Würzburg zumeist ein.

Mit der Bewegung der Reformverbindungen ist dauernd der Name eines reichen Sonderlings verbunden. Es war der Deutschrusse Karl Franz Lutterkorth, der sich in seinen Veröffentlichungen immer nur Amicus juventutis academicae nannte und als solcher in der studentischen Publizistik von etwa 1876 bis 1879 eine bedeutsame Rolle spielte. Er trat als Todfeind des Farbenstudententums, zumal der Korps und des von ihnen verteidigten Duells auf. In Jena hatte er längere Zeit bei der dortigen Reformverbindung verkehrt, und aus Dankbarkeit machte er nun für diese und ihre Alma mater auf eigene Kosten jahrelang große Reklame, und zwar war er bemüht, immer neue Mittel zu ersinnen, um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die von ihm vertretene Sache zu lenken. Zuerst kündigte er im Annoncenteil der akademischen Presse die Schriften der Reformpartei in auffallender Weise mit folgender Einleitung an: „Studentische Reform sei's Panier! Ad nova concurrunt omnes! Jena Thuringensis, libera studiosorum congregatione constituta, quasi Tusculum academicorum civium, doctrinae humanitatisque colonia, quae summas eximiasque spes praebet*). Ernst mit Lust gepaart, das heißt bei uns Studentenart." Er suchte durch Zeitungsartikel auf weite Kreise zu wirken, er überschwemmte die Universitäten mit Massen von Flugblättern und sandte ganze Pakete davon an die Bahnhöfe der Hochschulstädte, sowie in Gasthäuser, wo Studenten verkehrten. Der Ton dieser Veröffentlichungen war gelegentlich recht geschmacklos. So zeigte ein Flugblatt einen Schusterjungen mit zerrissener Hose, der einem Korpsstudenten mit zerrissenem Gesicht zu beweisen suchte, es sei verständiger, eine zerrissene Hose als ein zerrissenes Gesicht zu tragen. Lutterkorths Agitation für die Reformbewegung schloß 1879 mit einer an sich origi-

*) Übersetzung: „Zum Neuen eilen alle von allen Seiten herbei! Jena in Thüringen ist, nachdem dort eine freie Gemeinschaft Studierender entstanden, gleichsam das Tuskulum der akademischen Bürger, der Sitz der Wissenschaft und Humanität, welcher die höchsten nnd außerordentlichsten Hoffnungen gewährt." (Amicus juventutis academicae = Freund der akademischen Jugend.)

nellen Art der Reklame. Seine Anzeige der fünf Schriften der Reformpartei ließ er auf die Rückseite von Schachteln für die damals aufkommenden schwedischen Zündhölzer kleben und verteilte dieselben in Gasthöfen und Pferdebahnwagen. Es ist leicht erklärlich, daß die aufdringliche und oft geschmacklose Reklame die Gegner Lutterkorths, insbesondere die Korps, höchlichst erbitterte und überdies der von ihm vertretenen Sache nichts nutzte. Mit der Jenaer Verbindung zerfiel er völlig; diese bedauerte es sogar, kein Mittel zu haben, um gegen ihn wegen unberufener Einmischung gerichtlich vorgehen zu können, und die Königsberger freie studentische Vereinigung sah sich sogar „von Zeit zu Zeit" veranlaßt, „einen Protest zu erlassen gegen die verkehrte Art und Weise, in der von unberufener Seite für die Prinzipien der akademischen Reformpartei Propaganda gemacht werde." Sie betonte dabei, daß die Reklame „ohne ihr Wissen und Wollen" stattfinde und von keiner Reformverbindung gebilligt werde. Einen bedeutenden Anteil an dem Kampfe gegen Lutterkorth hatte auch der „Kladderadatsch". Dieser eröffnete in seinem „Briefkasten" eine dauernde Polemik gegen ihn, wohl auch deshalb, weil sich Lutterkorth zuerst energisch dagegen wendete, daß das genannte Witzblatt von studentischen Körperschaften als Insertionsorgan benutzt würde.

In die Zeit nach dem deutsch-französischen Kriege gehört auch die Geschichte von den Anfängen der wissenschaftlichen Vereine. Wohl waren schon früher derartige Körperschaften entstanden, mehrere theologische Vereine z. B. gehen bis ins dritte Jahrzehnt und in noch frühere Zeit zurück, und der älteste wissenschaftliche Verein für Mathematik und Naturwissenschaft in Greifswald stammt aus dem Jahre 1858. Aber noch 1876 konnte man auf Grund von Aschersons Universitätskalender feststellen, daß sich die „Büchervereine" nicht besonders günstig entwickelten, ja in Süddeutschland so gut wie unbekannt waren, während sie in Österreich als sogenannte „Lesevereine" außerordentlich blühten. Zwischen 1860 und 1870 entstanden die akademisch-theologischen Vereine zu Breslau, Heidelberg und Königsberg, die theologischen Studentenvereine zu Breslau, Erlangen und Rostock, der akademisch-naturwissenschaftliche Verein zu Leipzig und ein ähnlicher in Berlin, ein medizinischer in Halle, ferner ein klassisch-philologischer zu Leipzig, ein historischer zu Breslau, mathematisch-naturwissenschaftliche und bloß mathematische Vereine zu Berlin, Breslau, Göttingen, Halle, Leipzig und der Shakespeareverein zu Halle. Zwischen 1870 und 1880 stiftete man theologische Vereine zu Gießen, Göttingen, Greifswald, Halle, Leipzig, Marburg und Straßburg, naturwissenschaftlich-medizinische Vereine zu Berlin (Chemikerverein), Bonn, Breslau, Göttingen, Königsberg und Marburg, ferner klassisch-philologische zu Berlin, Breslau, Bonn, Gießen, Halle, Heidelberg und München, neuphilologische zu Berlin, Breslau, Gießen, Göttingen, Greifswald, Halle, Leipzig, Marburg, München, Münster und Straßburg, historische zu Berlin, Bonn, Halle und München, mathematisch-naturwissenschaftliche zu Heidelberg, Marburg, München und Straßburg, rein-naturwissenschaftliche zu Breslau, Heidelberg und Jena und literarische zu Berlin, Breslau und Straßburg.

Diese wissenschaftlichen Vereine waren ursprünglich ein Werk der studen-

tischen Selbsthilfe, die akademische Jugend griff ein, wo die Hochschule versagte und wichtige Gebiete des Hochschulwesens unbebaut ließ. Dies zeigte sich besonders klar an den mathematisch-naturwissenschaftlichen und den philologischen Korporationen. Ein charakteristisches Beispiel ist die Entstehungsgeschichte des klassisch-philologischen Vereins zu Leipzig, dessen Seele Friedrich Nietzsche war. Die Vereinigung bezweckte die Hebung der damals sehr darniederliegenden klassischen Studien an der Universität Leipzig, und seine ganze Verfassung bestand ursprünglich darin, daß für jede Zusammenkunft ein Vorsitzender gewählt wurde, um die Debatte zu leiten. Die Aufgabe dieser wissenschaftlichen Vereine, die als Sitze wissenschaftlichen Dilettantismus von vielen bekämpft wurden, war, „den Mittelpunkt für die wissenschaftlichen Bestrebungen der Mitglieder zu geben, den Meinungsaustausch unter denselben zu befördern und ihnen die Möglichkeit zu gewähren, die gewonnene wissenschaftliche Überzeugung nicht nur innerlich für wahr zu halten, sondern für dieselbe auch gegenüber fachgemäßen Einwendungen einzutreten und sie sohin im Widerstreite der Meinungen zu erproben." Sie erfüllten sowohl dadurch wie durch Anlegung von Büchereien und Halten von Zeitschriften die Aufgaben, die den später eingerichteten wissenschaftlichen Seminaren zufielen.

Außer den wissenschaftlichen nahmen die Gesangvereine immer bedeutenderen Anteil am studentischen Leben. Einige von ihnen, wie die Breslauer Leopoldina, der Leipziger und Jenaer Paulus stammten schon aus vormärzlicher Zeit; zu ihnen hatten sich seit 1848 mehrere neue gesellt, wie z. B. in Hannover (1848), in Leipzig (Arion 1849), in Göttingen (1860), in Dresden (Erato 1861), in München (1861), in Greifswald (1864), in Halle (Fridericiana 1866, Ascania 1874), in Berlin (Akademische Liedertafel 1856, Germania 1867), in Würzburg (1872), in Königsberg (1874), in Braunschweig, Bonn und Erlangen (1878) und in Tübingen (Zollern 1879). Ein Teil von diesen Vereinen trat unter dem Eindrucke des deutschen Sängerfestes zu Dresden schon 1867 zu einem Verband der deutschen Studenten-Gesangvereine zusammen, der 1897 den Namen Sondershäuser Verband annahm. Ihrer Natur nach waren sie sehr verschieden, die einen bildeten enggeschlossene Körperschaften und trugen zum Teil Farben, die anderen besaßen eine lose Organisation und nahmen auch Mitglieder von Verbindungen auf. Diese Wesensungleichheit verhinderte das Zustandekommen eines alle Vereine umfassenden Gesamtbundes, dafür begannen sich schon damals die zwei Richtungen auszubilden, die für die Weiterentwicklung bedeutungsvoll sein sollten. Dem 1867 gegründeten Verband schlossen sich diejenigen Vereine an, welche das Farbentragen verwarfen, während das Kartell, das 1876 der Leipziger und der Jenaer Paulus und die Hallesche Fridericiana zu Altenburg schlossen, als Grundstock für die farbentragenden Gesangvereine, die späteren Sängerschaften, gelten darf. Der Entwicklung beider Richtungen widerstrebte es bald, daß auch solche Studenten in die Vereine aufgenommen würden, die noch anderen Korporationen angehörten, und man schloß sie allmählich — der Leipziger Paulus seit 1875 — satzungsgemäß aus, weil sie der Pflege des Gesanges nicht in dem Maße obliegen konnten wie die eigentlichen Mitglieder.

Infolge der strafferen inneren Organisation vermochte man die künstlerischen Leistungen immer mehr zu steigern, und insbesondere der Leipziger Paulus sah sich zu größeren Taten als vorher befähigt und, als gegen Ende der siebziger Jahre die schwedischen Studenten von Upsala eine Gastspielreise nach Deutschland unternahmen, rühmte die Wiener Zeitschrift Alma Mater, im Deutschen Reiche könne nur eine akademische Korporation mit den Schweden wetteifern, und das sei der Leipziger Paulus.

Neben den Gesangvereinen kamen auch diejenigen studentischen Korporationen empor, welche das Turnen pflegten. 1819 waren nach Kotzebues Ermordung sämtliche preußische und die meisten deutschen Turnplätze geschlossen worden, und Jahns Verhaftung raubte der Turnsache ihren ersten Vorkämpfer. Trotzdem turnte man heimlich in den Burschenschaften weiter. Als 1842 eine Kabinettsorder Friedrich Wilhelms IV. das Turnen als „einen notwendigen und unentbehrlichen Bestandteil der männlichen Erziehung anerkannte" und damit die sogenannte „Turnsperre" aufhob, konnte die Pflege der Leibesübungen allgemeinere Verbreitung finden, auch in der Studentenschaft. Von den Verbindungen führte es die Erlanger Uttenruthia für ihre Mitglieder 1842 ein, ferner entstanden an manchen Universitäten kurzlebige Turnvereine. Außerordentlich tief wirkte das erste deutsche Turnfest zu Koburg (1860), dessen unmittelbare Folge die Gründung der akademischen Turnvereine zu Berlin und Göttingen war. 1863 fand bei Gelegenheit des Leipziger Turnfestes der erste Akademische Turntag statt. Zu den beiden alten Vereinen traten bald die neuen zu Graz (1864), Erlangen (1864—1871), Münster (1867) und Leipzig (1868). Von diesen hatten nur der Berliner und der Leipziger eine straffere Vereinsorganisation, während die anderen allen Studenten eine Turngelegenheit bieten wollten. 1872 entstand als Bund aller Turnvereine der Kartell-Verband (K. V.). Schon damals galt es, die Existenzberechtigung der akademischen Turnvereine gegenüber Angriffen zu verteidigen, die in der Deutschen Turnerschaft gegen ihre angeblich dem Geiste des Turnens zuwiderlaufende Sonderstellung laut geworden waren. In den nächsten Jahren gewann die Turnsache in Greifswald, Halle, Breslau, Königsberg, Bonn, Wien und München Verbreitung. Aber der Gesamtbund trug den Keim der Zersetzung in sich; die eine, besonders von Leipzig gepflegte Richtung wünschte für ihre Vereinigungen eine straffe Verbindungsform und bevorzugte das Farbentragen, während die andere, die Berliner, das Heil in freien Vereinen von möglichst großer Mitgliederzahl sah. 1879 erfolgte das Verbot der Aufnahme von Mitgliedern anderer farbentragender Verbindungen, und seit demselben Jahre verschärfte sich das Verhältnis der Berliner und der Leipziger Richtung. Im November 1882 kam es durch Austritt des Berliner Turnvereins zu einer Krisis für den Gesamtverband, die später zu seiner Auflösung führen sollte.

Schwer waren die siebziger Jahre für den Wingolfbund, der erst kurz vor dem Kriege mühsam zustandegekommen. Zwar wurde jetzt der Zusammenhang zwischen den einzelnen Verbindungen enger als früher, ja die Wartburgfeste genügten nicht mehr zum Gedankenaustausch, und man ahmte die

1869 zwischen Greifswald und Rostock geschlossene Konvention zu Tribsees nach und brachte 1873 die Limburger zwischen Bonn, Gießen und Marburg zustande und 1875 die Pasewalker zwischen Berlin, Greifswald und Rostock, die man aller zwei Jahre wiederholte. Aber es erhob sich 1874 ein schwerer innerer Konflikt, der die Gemüter bis ins tiefste aufwühlte; es war der Streit darüber, wie das Christliche im Bundesprinzip zu formulieren sei. Die einen wie der Hallesche und mit ihm der Greifswalder und der Breslauer Wingolf lehnten sich an das Apostolikum an und stützten sich auf „den Glauben an Christum, den eingebornen Sohn Gottes", während die andern eine freiere Fassung wählten. Die Frage kam in Fluß, als ein Wingolfphilister seinen Austritt aus der Erlanger und der Leipziger Verbindung erklärte und nur in der Tübinger verbleiben wollte, weil seine theologische Auffassung mit dem Prinzip der beiden ersteren nicht übereinstimme. Diese Entscheidung zulassen, bedeutete das Geständnis, daß es kein einheitliches Wingolfprinzip gäbe. Durch einen Vermittlungsantrag kam das Wartburgfest 1874 über die Schwierigkeit weg, aber 1875 schon tauchte dieselbe bei dem Streit Leipzigs mit Halle wieder auf, das jetzt „religiöse Zweifel nicht nur für geduldet, sondern für berechtigt" erklärte. Die Gegensätze traten auch in den 1872 gegründeten Wingolfblättern und auf Philistertagungen hervor; die einen forderten ein entschiedenes Bekenntnis zur Gottheit Christi, andere meinten, es sei für den Wingolf der Todesstoß, wenn die orthodoxe Christologie zum Prinzip erhoben würde, und man degradiere ihn damit zu einer konfessionell-theologischen Verbindung. Leipzig beantragte 1877 die Auflösung des alten Bundes und dessen Neubildung auf andrer Grundlage. Der Streit verschärfte sich, und es kam 1878 sogar zum offenen Bruche zwischen Leipzig und Halle. Der gemeinsame Geist, der sich trotz aller Streitigkeiten in einem schönen Wartburgfest 1878 zeigte, siegte über die Zwistigkeiten, und der Gießener Wingolf erklärte 1880 bedeutungsvoll: „Das Bundesprinzip ist der Wingolfsgeist, der eine historische Tatsache und von sich selber und allein wahrhaft Gemeinschaft stiftend ist." Auf einem Chargiertenkonvent zu Berlin schuf man 1880 die Grundlage des neuen „Wingolfbundes," der auf dem Wartburgfeste desselben Jahres endgültig beschlossen ward. Man verzichtete dabei auf ein Bundesprinzip. Den Zwangseintritt behielt man unter Zugeständnis des Dispensationsrechts an die Verbindungen bei; doch sollte mit dem Austritt aus einer Verbindung die Mitgliedschaft bei einer andern nicht ausgeschlossen sein.

Durch diese Entwicklung war eine dogmatische Festlegung des Wingolfbundes verhindert worden, das erschien als das wertvolle Ergebnis des jahrelangen und mit innerer Erregung geführten Streites, in dem nach Geständnis des Geschichtsschreibers der Wingolfe auch manche Lieblosigkeit mit unterlief und mancher unnütze Kampf geführt wurde. Auf Außenstehende machte die Sache einen unangenehmen Eindruck; ihrer Empfindung nach bot der Wingolf „ein Bild der größten Zerfahrenheit und greulichen Zankes", und man sah in diesen „theologischen Zänkereien" ein Zeichen von „Überspanntheit und Verranntheit". Auch auf das Gedeihen der Einzelverbindungen wirkten die Kämpfe im Bunde ungünstig; sie verminderten das Gemeinschaftsgefühl, so daß be-

drängten Verbindungen keine Hilfe gewährt ward. Der Göttinger Wingolf mußte sich zweimal wegen Leutemangels suspendieren, dasselbe Schicksal hatte damals der Breslauer Wingolf und die Straßburger Argentina, und die Gesamtzahl der aktiven Wingolfiten, die 1871 zweihundert betragen hatte, war 1876/77 auf 169 gesunken.

Ebenso ungünstig wie für die Wingolfe verlief das Jahrzehnt für die Schwarzburgverbindungen. Das Kartell zwischen der Uttenruthia und der Halleschen Tuiskonia ward 1871 durch den Hinzutritt der 1870 gestifteten Nordalbingia zu Leipzig und 1875 durch den der Straßburger Arminia erweitert, die sich kurz vorher aus der dortigen Wingolfverbindung Argentina losgelöst hatte. Ferner kam 1873 zwischen der Uttenruthia und der Göttinger Germania ein Konkneipanzvertrag zustande, der etwa 20 Jahre unverändert blieb. Aber der Vierbund ward wieder zum Dreibund, da die Tuiskonia den Namen einer „christlichen" Verbindung ablegte, und infolge des Abfalls der Arminia vom christlichen Prinzip 1878 sogar zum Zweibund zwischen Uttenruthia und Nordalbingia. Doch schon im Winter 1879/80 erweiterte sich das Kartell von neuem dadurch, daß die Tuiskonia nach Wiederaufnahme des christlichen Prinzips das alte Bündnis erneuerte. Ebenso wie beim Wingolf suchte auch bei den Schwarzburgverbindungen eine strengere, weltfeindliche Richtung zum Siege zu gelangen; sie fand die Festlichkeiten der Sittlichkeit widersprechend, und ein Philister der Uttenruthia drohte mit Austritt, wenn im Programm eines Kellerfestes der Tanz Platz finden sollte. Zur Regelung dieser Tanzfrage ward daher eine Kommission aus Philistern und Aktiven gebildet, und ihrem Gutachten zufolge beschloß man: „Die Verbindung arrangiert bei ihren Festlichkeiten keinen Tanz, aber sie erlaubt ihn."

Während so die allgemein-christlichen Verbindungen in der Zeit nach dem Kriege ihr Dasein zum Teil kümmerlich hinfristeten, kam in die katholischen Korporationen ein frischer, lebenweckender Zug. Zeigte sich bei jenen der Einfluß der umsichgreifenden religiösen Zersetzung und die Einwirkung des damals übermächtigen Liberalismus, der einer Pflege des religiösen Innenlebens nicht förderlich war, und trieb die Furcht vor dem spottenden Zeitgeiste sogar einige Verbindungen dazu, den christlichen Charakter abzulegen: so machte sich, allerdings bewirkt durch politische Ereignisse, in der katholischen Welt eine mächtige Gegenströmung und eine begeisterte Bekenntnisfreudigkeit bemerkbar. Schwer genug hatte das Jahrzehnt für die katholischen Korporationen begonnen. Die Verkündigung der Unfehlbarkeit des Papstes auf dem Vatikanischen Konzil 1870 rief die Strömung des Altkatholizismus hervor, die naturgemäß als freiere Richtung auch auf die Herzen vieler Studenten wirken mußte. Aber in den katholischen Korporationen war die papstfreundliche Tendenz doch schon so ausgeprägt, daß eine Schädigung derselben durch die altkatholische Strömung im ganzen nicht eintrat. So hatten z. B. schon 1869/70 die katholischen Studentenvereine den gegen die päpstliche Unfehlbarkeit zugespitzten Adreßentwurf an die deutschen Bischöfe in Rom einstimmig verworfen. Nur in Breslau kam es zu offenen Feindseligkeiten zwischen beiden Richtungen. Bei der Sitzung des dortigen Studentenvereins am 20. Mai 1871 erklärten die Konzilsgegner:

„Eher Vernichtung des Vereins als Unterwerfung unter die Vatikanischen Dekrete!" Zwar vermied man damals die Spaltung, indem man vorläufig den Streitpunkt fallen ließ, aber am 7. November brach der Entscheidungskampf doch aus. Zehn Mitglieder bestritten in einer Resolution die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes als glaubensverbindliches Dogma, sieben stimmten dagegen. Die Minderheit sah in dem angenommenen Beschluß eine Verletzung des Grundsatzes der Katholizität und vermochte den Verein nicht mehr als Glied des Kartellverbandes anzusehen. Sie schied unter Protest aus und gründete die „Unitas," die in den Kartellverband eintrat, während der alte Verein offiziell ausgeschlossen ward. Letzterer blieb zwar im Besitz des Inventars und der Bibliothek, hielt sich aber — vorübergehend von Nichtkatholiken unterstützt — nur mühsam bis 1874. Zu einer dauernden Gründung gelangte der Altkatholizismus damals an keiner Universität; und erst 1881 erstand als einzige altkatholische Verbindung die Cheruskia in Bonn.

Kaum waren diese Wirren vorüber, so begann seit 1873 mit den preußischen Maigesetzen der Kulturkampf. Nicht lähmend, sondern nur fördernd wirkte er auf die Entwicklung der katholischen Studentenkorporationen. Die gesamte organisierte katholische Jugend nahm in diesem Kampfe gegen den Liberalismus lebhaften Anteil. In Münster hielt sich die Mitgliederzahl des Vereins Germania in jenen Jahren zwischen 150 bis 180, in Breslau zählte die Unitas 1878/79 gegen 70 Aktive, auch die Verbindungen nahmen an Mitgliederzahl zu, und an Orten, wo es bis dahin keine katholischen Korporationen gegeben hatte, wurden damals solche ins Leben gerufen. So entstanden farbentragende katholische Verbindungen zu Berlin, Freiburg, Leipzig, Marburg, Münster und Würzburg, z. T. zuerst als „freie Verbindungen", damit man sehen könnte, ob sie sich an dem betreffenden Orte hielten. Neben ihnen taten sich Vereine in Braunsberg, Greifswald, Heidelberg, Königsberg, Leipzig, Straßburg und Tübingen auf, außerdem ein Unitas-Zötus in Würzburg. Die freundliche Gesinnung, die der Papst Pius IX. gelegentlich in einem Schreiben an einen Studentenverein (1873) bekundete, und die Aufmunterung, die der Bischof von Ermland dem Braunsberger Verein zuteil werden ließ, sowie die Sympathiebezeugungen, die mehrere Mitglieder der bayrischen Königsfamilie der Tagung der Vereine zu München 1878 übermitteln ließen: alles dies trug wesentlich zur moralischen Stärkung der katholischen Studentenbewegung bei. Wohl erhitzte die zunehmende Leidenschaft des Kulturkampfs die Gemüter allgemein, aber zu Ausschreitungen der katholischen Jugend gegenüber der Regierung kam es nirgends; dagegen ward eine dem damaligen Staate feindliche Gesinnung groß gezogen. So berichtete 1876 der Breslauer Universitätsrichter von der dortigen Winfridia, daß, „wenn man bei Katholiken von einer größeren oder kleineren Glaubensfestigkeit überhaupt reden will, die Verbindung Winfridia bei Gelegenheiten, welche in dem gegenwärtigen Kampfe des Staates mit der katholischen Kirche — namentlich am hiesigen Orte — ihre Veranlassung hatten, den entschieden ultramontanen Standpunkt eingenommen hat". Die Folge des Kulturkampfes war bei der Studentenschaft eine allmähliche Scheidung in zwei ausgesprochene Parteien, die überwiegende liberalgesinnte und

die katholische. An einzelnen Stellen kam es sogar zu schweren Zusammenstößen. So wird 1877 aus Würzburg berichtet, daß in früheren Jahren die dortigen Studenten den katholischen Korporationen bei ihrem Aufmarsch in Wichs zur Fronleichnamsprozession die Biergläser aus den Fenstern nachgeschleudert hätten. Und im August 1878 drangen zu Münster Mitglieder der katholischen farbentragenden Verbindung Alsatia bei Nacht in die allerdings schon verlassene Kneipe der ihr feindlichen nichtkonfessionellen Rhenania ein, wobei sie Tor und Tür einrannten und zerstörten. Am Tage darauf, ihrem Stiftungsfeste, ereigneten sich neue Ausschreitungen. Unter ihren geladenen Gästen befand sich auch ein katholischer Gymnasiallehrer, der beim Papst- und beim Kaisertoast aufstand, bei dem darauffolgenden Trinkspruch „auf die ihrer Gemeinden beraubten Bischöfe" und auf das Zentrum aber sitzen blieb. In der allgemeinen Erregung, die darauf folgte, hätte man sich fast an dem Gaste tätlich vergriffen. Der Senat verfügte am 6. August 1878 infolge dieser Vorgänge die Auflösung der Verbindung und gab dabei als Grund an, die Alsatia sei in eine sklavische Abhängigkeit und in Beziehungen zu Parteimännern geraten, welche die Mitglieder von ihrem eigentlichen Zweck des akademischen Lebens, dem Studium, abzögen. In ihrem schriftlichen Protest betonte darauf die Korporation, sie stehe allerdings als katholische Verbindung in unverbrüchlicher Treue zum hl. Vater, dem Papste, und zu den rechtmäßigen Bischöfen, wie sie auch die unerschrockenen Verteidiger der kirchlichen Freiheit ehre und achte. Gelte dies aber als Politik, so sei die Auflösung nicht erst jetzt, nach dem zehnten Stiftungsfeste, sondern am ersten Tage ihres Bestehens geboten gewesen. Und „so charakterisiert sich denn," heißt es weiter, „ohne daß dieses beabsichtigt sein mag, die Auflösung der nach Billigung ihrer Statuten anerkannten katholischen Studentenverbindung Alsatia ohne vorhergehende Untersuchung und Annahme einer Verteidigung auf den allgemeinen, bloßen und unbegründeten Verdacht der Abhängigkeit von Parteimännern hin tatsächlich als eine Übertragung von Zwangsmaßregeln des Kulturkampfs auf studentischen Boden als ein tiefer Eingriff in die akademische Freiheit!" Der Einspruch der Verbindung war fruchtlos, ihr Senior erhielt sogar das consilium abeundi, und so sah man sich genötigt, eine neue Verbindung, die Saxonia, ins Leben zu rufen. Im Jahre 1879 verfiel der Bonner katholische Studentenverein Mosella ebenfalls der Auflösung wegen grober Tätlichkeiten gegen Kommilitonen. Als Ganzes trat die katholische Studentenschaft an einzelnen Stellen noch einmal hervor, als der Schöpfer der Kulturkampfgesetze, der Kultusminister Dr. Falk, entlassen worden war. Die freiheitlichgesinnte Studentenschaft regte an, ihm eine Adresse zu überreichen als Zeichen der Sympathie, die man ihm in den Kreisen der Studentenschaft entgegenbringe. In Aachen, Berlin, Breslau, Göttingen, Königsberg und vielleicht auch anderwärts kamen solche Adressen zustande. Während z. B. nun die Berliner und Königsberger unpolitisch waren und nur der Verdienste Falks als Ministers gedachten, schlug die Breslauer stärkere politische Töne an und sagte: „Mit klarem Blick für die Wohlfahrt des Volkes haben Sie Vorurteile und veraltete Formen gebrochen, welche Jahrzehnte hindurch einer freien Entwicklung des Volksgeistes entgegenstanden.

Ihr Streben galt der Befreiung der Schule und der Kirche von Fesseln, die auf ihre ganze sittliche Bestimmung nur hemmend wirken mußten. Vom Willen des Volkes getragen, unternahmen Sie den notwendigen gigantischen Kampf gegen Unfreiheit und Intoleranz, und begeistert schlugen Ihnen die Herzen aller freien Deutschen entgegen."

Gegen diese Adressenentwürfe wandte sich die katholische Studentenschaft Berlins und Breslaus. Am 10. Juli 1879 fand in Berlin eine große Studentenversammlung wegen der Falk-Ehrung statt. Die nichtkatholische Studentenschaft war in der Überzahl und ließ den Vertreter des katholischen Studentenvereins, der einen Gegenantrag begründen wollte, überhaupt nicht zu Worte kommen. Mit überwältigender Mehrheit beschloß sie die Überreichung einer Adresse und die Veranstaltung eines Fackelzugs, der jedoch von Falk abgelehnt ward. Der katholische Leseverein und die Suevia verließen darauf unter Protest — 40 Mann stark — die Versammlung; ihr Führer war der stud. jur. Karl Bachem, der spätere Zentrumsabgeordnete. Auch in Breslau kam es wegen der Falk-Ehrung zu einer stürmischen Versammlung. Die Mitglieder des Vereins Unitas und der Verbindung Winfridia erhoben vergeblich Einspruch gegen eine Adresse und behielten sich weitere Schritte vor, falls dieselbe im Namen der Breslauer Studentenschaft erlassen würde.

Aber nicht nur der Kulturkampf brachte die Studentenschaft in enge Berührung mit dem Gesamtleben des Volkes, sondern auch eine andere Bewegung, die damals die Gemüter weiter Kreise gewaltig aufregte. Der mächtige industrielle Aufschwung in Deutschland seit der Reichsgründung hatte die Massen des Proletariats in ungeahnter Weise vermehrt, und diese Scharen lebten nicht mehr in stumpfer Gleichgültigkeit hin. Der Kampfruf des kommunistischen Manifestes: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" war ihre Losung geworden, und die Bemühungen von Ferdinand Lassalle und anderen Sozialistenführern hatten die Arbeiter in der Zeit nach 1860 durch die Arbeiterorganisationen zu einem klassenbewußten Stand erzogen und mit den Ideen eines Karl Marx und verwandter proletarischer Vorkämpfer erfüllt. Die aufstrebende Entwicklung des Proletariats fiel nun zusammen mit der ebenfalls aufstrebenden Bewegung der Bourgeoisie. Diese zeigte sich äußerlich in den größeren Bedürfnissen und in dem gesteigerten Luxus und verschärfte dadurch den an sich schon schroffen Gegensatz im Volksleben. Die fanatische Übertreibung der Prinzipien, die zu den Kinderkrankheiten jeder neuen Bewegung gehört, und die unermüdliche Agitation der Führer, denen schon damals die Verfolgung durch die Behörden den Glorienschein des Märtyrertums verlieh, trug zur Verschärfung der Gegensätze wesentlich bei. In Deutschland, wo zur selben Zeit der aufwühlende Kulturkampf tobte, wurden die Gemüter aufs höchste erhitzt und in eine gefährliche, das gesunde Fühlen zerstörende Spannung versetzt. In dieser unheimlichen Atmosphäre gedieh nach langen Jahrzehnten zum erstenmal wieder die Lehre vom politischen Mord, die in den klerikalen, aber noch entsetzlicher in sozialistischen Kreisen bereitwillige Ausübende fand.

Es ist selbstverständlich, daß eine so mächtig anschwellende Bewegung nicht ohne Einwirkung auf die akademische Jugend bleiben konnte, ja, ein Teil

derselben kam seinem inneren Wesen nach ihr entgegen. Schon immer hatte es an den deutschen Hochschulen arme Studenten gegeben, die sich oft recht kümmerlich während ihres Studiums durchschlagen mußten, aber die Hauptmasse war doch von Söhnen reicher oder mindestens mittelmäßig begüterter Eltern gebildet worden. Als aber nach der Reichsgründung die Schranken zwischen den einzelnen Bundesstaaten fielen, kam ein studentisches Proletariat auf, das seinen Mittelpunkt zuerst in Großstadtuniversitäten, wie Berlin und Leipzig, besaß. Dort fand es die ihm günstigsten Lebensbedingungen; dort konnte es auf den in Kleinstadtuniversitäten unerläßlichen Aufwand in Kleidung und Lebensweise verzichten, sich mit der bescheidensten Wohnung begnügen und am ehesten durch Stundengeben einen Nebenverdienst erlangen, der allerdings oft mit Hungerlohn bewertet wurde. Diese gedrückte, schlecht genährte und schlecht gekleidete Masse, die noch dazu täglich die immer luxuriösere Lebensführung ihrer glücklicheren Kommilitonen beobachtete und vielfach unter ihrer unverhohlenen Verachtung leiden mußte, bildete in erster Linie den Nährboden für die sozialdemokratische Propaganda auf deutschen Hochschulen. Zu ihnen, den Parias der Studentenschaft, gesellten sich aber auch manche Söhne begüterter Eltern, die, ohne Not zu leiden, durch Lektüre und eigenes Denken oder aus sozialem Mitgefühl zu Mitkämpfern des Proletariats wurden. Viele schlossen sich der Sache auch nur an, weil sie eine Art Mode war und den Reiz der Neuheit besaß. Ferner traten zum erstenmal seit 1848 wieder jüdische Studenten in größerer Zahl auf, stellten sich in den Dienst der sozialdemokratischen Ideen und drängten sich oft hervor. Da sich die Entwicklung der Bewegung unter den Musensöhnen ganz im geheimen vollzog, so ist es schwer, über die Anfänge Genaues zu sagen. In Leipzig erhielt Professor Dr. Birnbaum im Sommer 1872 auf Exkursionen mit Studenten die erste Kenntnis davon, daß die Sozialdemokratie eine größere Anzahl von begeisterten Anhängern unter den Kommilitonen besitze. Um dieser Agitation zu begegnen, hielt er im Winter darauf ein Kolleg über: „Wichtige Tagesfragen" und eröffnete im Anschluß daran ein zwangloses Disputatorium, wobei jeder seine Meinung frei entwickeln konnte. Im Winter 1873/74 stand die Sache der Sozialdemokratie in der Studentenschaft auf dem Höhepunkt, die früher von vielen geteilte Ansicht des in Professorenkreisen vertretenen „Kathedersozialismus" durfte als überwunden gelten. Auf diese Entwicklung wirkte die Lebhaftigkeit der damaligen Reichstagswahlbewegung und die Propaganda einer Anzahl Studenten ein, die aus der Schweiz gekommen waren und die sozialdemokratische Lehre, ja sogar die der russischen Nihilisten vertraten. Auch hatten die Führer der Leipziger Sozialdemokraten einen Kreis von Studierenden an sich herangezogen, die sich zum Teil lebhaft an der Wahlagitation beteiligten und in Vereinen als Redner wirkten. Im Birnbaumschen Disputatorium erschienen diese Studenten in der Stärke von 40—50 Mann und befolgten dabei die Taktik, sich sofort des Wortes zu bemächtigen, und zwar in einem solchen Umfange, daß auf Bitten der Gegenpartei Professor Birnbaum abwechselnd die Redner der verschiedenen Standpunkte zu Worte kommen ließ. Eine grundlose Denunziation beim Staatsanwalt wegen schwerer Majestätsbeleidigung, die im Disputatorium ungerügt geblieben

sei, veranlaßte den Professor später zur Gründung eines „Akademisch-volkswirtschaftlichen Vereins". Solange dieser nur lose organisiert war, beteiligten sich zahlreiche sozialistischgesinnte Studenten und imponierten zu Anfang eines jeden Kursus durch Schlagfertigkeit, Gewandtheit und Vertrautheit mit der Literatur, während sie gegen Ende immer genug ebenbürtige Gegner fanden. Gelegentlich fielen sie auch durch die unparlamentarische Unsitte des Dazwischenrufens und Lärmens bei Darlegungen der Gegner unangenehm auf.

In Halle studierte 1874 und 1875 der spätere Attentäter Dr. Karl Nobiling nach längerer Unterbrechung weiter. Er kam mit ausgesprochen sozialdemokratischen Ideen zur Universität, besuchte vielfach sozialdemokratische Versammlungen und hielt im Akademisch-landwirtschaftlichen Verein mehrfach Vorträge über Arbeiterfrage. „Mit an Beschränktheit grenzendem Starrsinn", sagt einer seiner Studiengenossen, „hielt er an seiner vorgefaßten Meinung fest, und selbst wenn er gegen die vorgebrachten Gründe nichts einzuwenden vermochte, hielt er an der Überzeugung fest, daß seine Ansicht die richtige sei." Einfluß in der Studentenschaft besaß er nicht. Im staatswissenschaftlichen Seminar verlachte man ihn als „konfusen, einseitig verrannten Menschen", und unter der Bezeichnung „Petrolist" und „Kommunist" bildete er in der Bierzeitung und an Vereinsabenden die Zielscheibe allgemeinen Spottes.

In Berlin fand die sozialistisch gesinnte Hochschuljugend in den siebziger Jahren im „Arbeiterbildungsverein" als Lehrer Gelegenheit zum Wirken und besaß einen Sammelpunkt in dem sogenannten „Mohrenklub", der seinen Namen von der Mohrenstraße erhielt, wo er zuerst tagte. Er inserierte in der Berliner Freien Presse ganz offen unter der Chiffre M—C und setzte sich aus Medizinern, Philosophen, Juristen und Bauakademikern zusammen, zu denen sich sozialdemokratische Journalisten und Beamte, Abgeordnete und deren Damen gesellten. Unter ihnen zirkulierte eine Kneipzeitung, und im Trinken leisteten einige von ihnen Bedeutendes. Nach dem Urteil des sozialdemokratischen Führers Ignaz Auer war der Klub eine Stätte regen geistigen Lebens, von welcher gar manche Anregung ausging. Die Polizei kannte ihn, ließ ihn jedoch vor den Attentaten Hödels und Nobilings unbehelligt, erst nach diesen Ereignisssen fand eine schärfere Beobachtung der Studenten statt, die zu Vernehmungen von „Mohren" und zu Verhaftungen einiger fälschlich denunzierter Studenten führte. Der eine oder andere Musensohn scheint, wie die zweifellos dem Leben abgelauschten Schilderungen in Holländers Roman: „Jesus und Judas" zeigen, damals geradezu als Polizeispitzel gedient zu haben. Eine stärkere Beeinflussung des studentischen Lebens ging nach Auers Mitteilung zum erstenmal 1877 von dem Klub aus, als sich ein auffsehenerregender Vorgang im Lehrkörper der Berliner Universität abspielte.

Im Sommer 1877 wurde dort ein Verfahren gegen den Privatdozenten Dr. Eugen Dühring eingeleitet. Dieser kühne und rücksichtslose Denker schuf auch nach seiner Erblindung im dreißigsten Lebensjahre bedeutsame Werke und ragte wegen seiner ausgeprägten Persönlichkeit als gefeierter Universitätslehrer hervor. Trotz seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit war er seit 1863 nur Privatdozent geblieben und hegte infolge der darin liegenden Kränkung

und Zurücksetzung naturgemäß heftigen Groll über das zünftlerische Professorentum. In seiner preisgekrönten „Geschichte der Prinzipien der Mechanik" hatte er sich über Professor Dr. Helmholtz, und in seiner Schrift: „Der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen und die Lehrweisen der Universitäten" über das ganze Hochschulsystem in einer Weise geäußert, welche ein Einschreiten der philosophischen Fakultät veranlaßte. Es ist zweifellos, daß die Angriffe auf Helmholtz unkollegialisch und die Äußerungen über die an den Universitäten übliche „Vetterei" sehr scharf, leidenschaftlich und maßlos waren. Sie hätten eine nachdrückliche Rüge verdient, aber sie erscheinen nicht schwer genug, um die von der Fakultät verfügte und vom Ministerium gebilligte Ausstoßung aus dem Lehrkörper zu rechtfertigen. Bei dieser Sachlage war es selbstverständlich, daß der Fall Dühring die Öffentlichkeit stark beschäftigte und zu schärfster Kritik am Hochschulwesen veranlaßte.

Die Wirkung der Maßregelung Dührings auf die Studentenschaft war ungeheuer. Schon ehe das Ministerium am 7. Juli Dühring befohlen hatte, seine Kollegien sofort zu schließen, zeigten seine Hörer ihm durch begeistertes Beifallsklatschen am Ende einer seiner Vorlesungen ihre Sympathie, und es begann eine Protestbewegung in der Studentenschaft ohne Wissen des Verurteilten. Am 29. Juni 1877 tagte in Berlin eine Versammlung von Studierenden der Universität, der Bau-, Gewerbe- und Bergakademie, welche das Vorgehen der philosophischen Fakultät für eine „Gefährdung der Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre" erklärten und sich in einem flammenden Aufruf an Deutschlands studierende Jugend wandten. „Das Maß des Undanks und der Gehässigkeit ist voll!" so schloß die Erklärung. „Wir dulden es nicht, daß man unsern besten Lehrern in dieser empörenden Weise mitspielt. Strafe hätte der Mann verdient, der eine Welt zertrümmerte und eine neue schuf? — Nein, bei der Asche Giordano Brunos, beim Staube des Sokrates, höchste Anerkennung verdient er! Vor diesem letzten Tropfen des Giftbechers, zu dem man ihn ein halbes Menschenalter lang verdammte, wollen wir ihn zu bewahren suchen. Vereint euch mit uns und erhebt auch ihr eure Stimme zu energischem Protest gegen diesen unerhörten Gewaltakt!" Nicht nur in Berlin, auch in Greifswald, Halle, Jena, Leipzig, München und Tübingen wurden Adressen an Dühring zur Unterschrift ausgelegt. Die Berliner zeigten 500 Namen, die Leipziger 170, die Tübinger 125. Die Verwarnung der Unterzeichner des ersten Berliner Aufrufs durch das Universitätsgericht bereitete der studentischen Agitation ein Ende. An ihre Stelle trat ein „anonymer" Einberufer, der am 12. Juli eine letzte allgemeine Protestversammlung von etwa 2500 Personen zustande brachte, unter denen sich etwa 1500 Studenten befanden. Aber diese Versammlung, wo die zahlreich anwesenden Sozialdemokraten sehr warm für Dühring eintraten, entfremdete letzterem die studentischen Kreise; vereinzelte Korporationen, wie die Berliner Burschenschaften Germania und Arminia, sandten sogar daraufhin dem Kultusminister Falk eine Vertrauensadresse.

Der Fall Dühring hatte gezeigt, wie stark die sozialdemokratische Strömung in der Studentenschaft geworden war, und in der Presse wurden schon

Maßnahmen verlangt, um solchen Tendenzen entgegenzuarbeiten. Da aber kamen Ereignisse, die mit einem Schlage diese Kräfte machtvoll zurückwarfen und dem nationalen Sinn der Studentenschaft in elementarer Weise zum Durchbruch verhalfen. Am 11. Mai 1878 fand das Attentat des Klempnergesellen Max Hödel auf Kaiser Wilhelm I. statt. Die Berliner Studentenschaft überreichte dem geretteten Fürsten eine gutgemeinte, aber bombastische und gehaltlose Adresse; aus Leipzig kam eine solche mit 1000 Unterschriften, ebenso zeigten Bonn, Göttingen, Greifswald, Halle, Kiel und Straßburg in ähnlicher Form ihre Anteilnahme. Am 17. Mai kam als studentische Kundgebung ein großer Fackelzug von 2500 Berliner Studenten zustande, deren führende Abordnung vom Kaiser leutselig im Schloß empfangen ward. Auch an anderen Orten feierte man die Errettung durch festliche Kommerse.

Noch aber hatte sich die Entrüstung über die Hödelsche Tat nicht gelegt, als der greise Monarch durch die Schüsse des Dr. Nobiling am 2. Juni aufs schwerste verwundet wurde. Die Universitäten Halle und Leipzig, wo der Attentäter seine akademische Ausbildung empfangen hatte, fühlten sich besonders betroffen, und die dortigen Studentenschaften regten sich zu mächtigen Kundgebungen. Von einer großen Anzahl Hochschulen gingen auch diesmal studentische Adressen ein. Die Gesamtzahl der bei beiden Ereignissen gesandten betrug 24. Ihren Höhepunkt erreichte die Bewegung in Leipzig, wo es wie 1870 zu einer gewaltigen Entladung des Zornes und der Entrüstung kam. Am 5. Juni beschloß eine Versammlung, in corpore nach Berlin zu fahren, um dem Kronprinzen gegenüber von der treu-deutschen Gesinnung der Leipziger Kunde zu geben. Aber mit Rücksicht auf den ruhebedürftigen Zustand des verwundeten Monarchen mußte man auf Wunsch des Berliner Hofmarschallamts die Reise, zu der sich bereits 1200 Studenten verpflichtet hatten, aufgeben, und stiftete die schon gesammelten 4000 Mark Fahrgeld den Familien der auf dem „Großen Kurfürst" Verunglückten. Nach jener Versammlung vom 5. Juni zog man in geschlossenem Zuge vor die Wohnungen der vom „Vorwärts" angegriffenen Professoren Roscher und Birnbaum und zerriß die Zeitung in Gestalt eines ausgegebenen roten Extrablattes.

Als dann der Reichstag das Sozialistengesetz annahm, zeigten sich auch für die Studenten schwerwiegende Folgen. Für viele bedeutete es eine furchtbare Qual. Bald entzog die Behörde sozialistisch gesinnten Studenten ein Stipendium, bald wurden solche „hausdurchsucht" — wie ein damals übliches Wort lautete —, bald sogar ausgewiesen, mehrere auch in Majestätsbeleidigungsprozesse verwickelt und zu schweren Strafen verurteilt. Dabei ging die Polizei nicht einmal immer in einwandfreier Weise vor; so ließ in Straßburg ein Polizeibeamter, der nicht einmal eine Legitimation zur Haussuchung besaß, bei der Weigerung eines Studenten, den Schrank zu öffnen, denselben ohne weiteres vom Schlosser aufbrechen. Unter welchem geistigen Druck damals ein Teil der Studentenschaft lebte, das hat in ergreifender Weise Felix Holländer in seinem schon genannten Roman: „Jesus und Judas" geschildert, in dem die ganze Erregung der Zeit noch nachzittert.

17. Die Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit. Die Wandlung in der Vorbildung der Studenten. Das Aufkommen neuer Hochschulgattungen neben der Universität



Zu den Wandlungen im Korporationsleben und zu dem Einfluß der gewaltigen geistigen Strömungen der Zeit kamen in den siebziger Jahren noch andere Momente, welche das Studententum innerlich veränderten, ihm eine breitere Grundlage schufen und damit seine Bedeutung für die gesamte Volkskultur erhöhten. Es waren Vorgänge, die sich außerhalb der Studentenwelt abspielten und von dieser in ihrer Tragweite gar nicht voll gewürdigt werden konnten. Ihnen lagen hochschulpädagogische Erwägungen und Rechts- und Verwaltungsfragen zugrunde, die in den Ministerien und auf den Landtagen zur Entscheidung gelangten.

Die erste dieser entwicklungsgeschichtlich so bedeutsamen Fragen war die der akademischen Gerichtsbarkeit.

In den frühesten Jahrhunderten der Universitätsgeschichte hatten Studenten und Professoren dank dem genannten Vorrecht einen fest in sich geschlossenen Stand gebildet; nach der Reformation und dem Aufkommen des Landesfürstentums war das Recht der eigenen Gerichtsbarkeit stark beschnitten worden, und das Universitätsgericht entwickelte sich zu einer staatlichen Behörde, auf welche die landesherrliche Regierung oft einwirkte. Daß allerdings die von der Universität geübte Justiz oftmals nichts weiter als ein Zerrbild der Rechtspflege war, und daß man die Studenten, um die Besucherziffer nicht zu vermindern, bisweilen in unerhörter Weise bei ihren Übergriffen noch schützte: das zeigen mit erschreckender Deutlichkeit die Schilderungen Laukhards und mancherlei andere Berichte aus späterer Zeit. In Bayern wurde zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die akademische Gerichtsbarkeit völlig beseitigt; auch Preußen schaffte sie 1810 für die Lehrer und die sogenannten „Universitätsverwandten" wie z. B. Hofmeister und Diener von Studenten ab und ließ das Universitätsgericht nur als Sondergericht für die Studierenden bestehen, dem eine ausgedehnte Disziplinar- und Polizeigewalt zufiel, und zwar bei allen rein akademischen Angelegenheiten, bei Injurien, bei leichteren Duellen der Studierenden untereinander, bei allen Zivilprozessen wegen gesetzmäßiger Schulden und bei allen Vergehen, auf die das Gesetz bis zu vier Wochen Gefängnis androhte. Der Träger der Gerichts-

barkeit blieb die akademische Behörde, wenn ihr auch ein rechtsverständiger Syndikus von der Regierung beigeordnet ward. Dieser rein akademische Charakter ging 1819 verloren, als der Staat das Amt eines Universitätsrichters schuf. Letzterem fielen nunmehr alle Gerichtssachen zu, und nur bei der allerschwersten Strafe, der Ausschließung von der Universität, verblieb dem Senat die Entscheidung. Durch Bundestagsbeschluß von 1834 wurde zwar jede akademische Gerichtsbarkeit überhaupt aufgehoben, trotzdem erhielt sie sich in einzelnen Staaten weiter, und zwar am längsten in Preußen, Sachsen und Mecklenburg. Die Unklarheit der Rechtslage der Studenten, die auch in den ersten Jahren des neuen Deutschen Reichs noch herrschte, führte oft zu den merkwürdigsten Verhältnissen. So stand der Rostocker Musensohn in allen Kriminalsachen unter der Großherzoglichen Justizkanzlei zu Rostock, in allgemeinen Polizeisachen unter der Ortsobrigkeit, d. h. der Polizeibehörde, in Zivil- und Disziplinarsachen unter dem akademischen Gericht, ferner bei Vergehen, an denen Rostocker Jurisdiktionseingesessene beteiligt waren, unter einem gemischten Gerichtshof, der sich aus Mitgliedern der Juristenfakultät und des Magistrats zusammensetzte, und bei Vergehen, an denen Militär mitbeteiligt war, übte bis 1871 die Rechtspflege ein aus Offizieren und dem Universitätsrichter zusammengesetzter Gerichtshof. Auch von der Unsicherheit, die infolge der Einzelstaaterei in der Strafrechtspflege herrschte, ward die Studentenschaft mitbetroffen. Das Duell und die Mensur unterlagen je nach den Landesgesetzen der verschiedensten Ahndung. So blieb um 1846 und wohl auch später ein Duell ohne Tötung in manchen Staaten, wie in Bayern und Holstein, straffrei, in Preußen trat nur eine Disziplinarstrafe ein, in Hessen, Baden, Sachsen, Württemberg und anderen eine Karzerstrafe, in Österreich eine Strafe von 1—10 Jahren Festung. Auf ein Duell mit tödlichem Ausgang folgte in Preußen und Bayern die Strafe des Kriminalkodex, in Württemberg und Baden bis zu 10 Jahren, in Sachsen bis zu 20 Jahren Festung, in Braunschweig Festungs- oder Todesstrafe, in Österreich 10—20-jähriger Kerker und in Mecklenburg Todesstrafe. Dieses irreführende Gewirr in den Rechtsverhältnissen ward endlich für das Deutsche Reich durch das Erscheinen des Bürgerlichen und des Strafgesetzbuches mit einem Schlage beseitigt, und nach 1878 ging auch in Preußen, Sachsen und Mecklenburg die akademische Gerichtsbarkeit zugrunde. Was das Studentenparlament von 1848 vergebens gefordert, was die burschenschaftliche und die reformerische Partei im Gegensatze zu derjenigen der Korps immer wieder in Bittschriften und Versammlungen verlangt hatte: das ward jetzt zur Wirklichkeit, wenn auch nicht in vollem Umfange.

Die Beseitigung der akademischen Gerichtsbarkeit, welche der „Kladderadatsch" als einen der akademischen Welt „ans Herz gewachsenen" Zopf bezeichnete, bedeutete für die Musensöhne einen wichtigen Schritt zur Auflösung des studentischen Standes in die bürgerliche Welt. Aber die Studentenschaft, die sich ins neunzehnte Jahrhundert noch eine große Anzahl alter studentischer Gebräuche und Einrichtungen gerettet und eine vom Duell unterstützte eigene Standesehre geschaffen hatte, verhinderte selbst durch ihre Entwicklung ein

völliges Aufgehen im Bürgertum. Auch das eigentümliche Wesen der deutschen Universitäten, die nicht reinwissenschaftliche Einrichtungen, sondern staatliche Institute für Hochschulerziehung sind, und die daraus sich ergebende Auffassung vom Wesen des akademischen Bürgers wirkte in derselben Richtung. Man sah im Studenten keinen selbständigen jungen Mann; so erklärte im Jahre 1877 ein Erkenntnis des Reichs-Oberhandelsgerichts, die Studenten stünden während der Zeit ihres Universitätsstudiums unter väterlicher Gewalt und könnten folglich Rechtsgeschäfte mit Dritten rechtsverbindlich nicht abschließen, selbst wenn sie sich außerhalb des väterlichen Hauses aufhielten, sich selbständig ernährten und großjährig seien, und bei einer Gerichtsverhandlung in Bielefeld hob 1878 die Staatsanwaltschaft das „ungebundene" Leben auf den Universitäten als einen mildernden Umstand hervor. Daß sogar viele Universitätsprofessoren die Studenten unterschiedslos als Unmündige betrachteten, zeigten in voller Schroffheit die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses, als man die Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit erörterte. So sagte damals Theodor **Mommsen**: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß die Universität vor allen Dingen doch auch eine Erziehungsanstalt ist und bleiben soll, und daß Sie diesen Charakter nicht entfernen können. Ich weiß sehr wohl, daß Rektor und Senat der Universität eine ganz andere Stellung zu den Studenten haben als der Gymnasialdirektor und die Lehrer zu den Schülern der Anstalt. Aber dennoch wird man immer anerkennen müssen, daß diejenigen allgemeinen Beschränkungen, welche jeder Lehrer von seinen Zuhörern fordern muß, bis auf einen gewissen Grad auch auf die Universitäten Anwendung finden, und daß die Berufung auf das allgemeine Landrecht den Gymnasiasten überhaupt nicht, den Studenten aber nur unter gewissen Beschränkungen gestattet werden kann." Und Heinrich von **Sybel** äußerte: „Die Studenten befinden sich in einer mittleren Stellung, zum weit größeren Teil sind sie bei unsern Verhältnissen noch minorenn, sie sind sämtlich noch **Schüler**, wenn auch in einem weiteren und höheren Sinne, **aber immer noch Schüler**." Und der Regierungsvertreter Dr. **Göppert** erklärte in epigrammatischer Kürze: „Der Student verzichtet eben auf einen Teil der völligen Ungebundenheit des reinen Privatmannes, wenn er sich immatrikulieren läßt." Demgegenüber traten Abgeordnete, wie **Langerhans** und **Löwenstein**, für eine Befreiung des Studenten von aller behördlichen Bevormundung ein.

Ihre Bemühungen aber blieben erfolglos, und das Ergebnis der Landtagsberatungen war die Schaffung einer Art Sondergesetz für die Studenten, das als typisch für die neue Rechtslage gelten darf, da die Bestimmungen der übrigen Bundesstaaten ihm innerlich verwandt sind, wenn sie auch stellenweise im Gegensatz zu den nicht veränderten preußischen Verordnungen im Laufe der Zeit manche Verbesserung erhielten. Dieser Entwurf, so sagt ein Kenner in der Alma Mater, „ist weder Fisch noch Fleisch; er konstituiert weder eine ausschließliche Jurisdiktion der Universitäten, gleich der bisherigen, noch eine bloße Disziplinarjurisdiktion; er hebt einerseits die bisherige Zivilgerichtsbarkeit der Universitäten auf und beläßt denselben andrerseits eine gewisse Strafjurisdiktion, indem er die Kompetenz des akademischen Gerichts in Vereins- und

Versammlungssachen aufrecht erhält und ihm eine Strafgewalt beläßt, welche nicht mehr rein disziplinarer Natur ist (Geld- und Karzerstrafen)." Man bestimmte damals einerseits: „Die Eigenschaft eines Studierenden begründet keine Ausnahme von den Bestimmungen des allgemeinen Rechts," fügte aber andrerseits hinzu, daß jeder außerdem der von Rektor, Universitätsrichter und Senat ausgeübten Disziplin unterstünde, welche „Ordnung, Sitte und Ehrenhaftigkeit" unter den Studierenden wahren und sich sogar auf das Privatleben des einzelnen erstrecken sollte. Als Strafen setzte man fest: Verweis, Geldstrafe bis zu 20 Mark, Karzerhaft bis zu zwei Wochen, Nichtanrechnung des laufenden Halbjahres auf die vorgeschriebene Studienzeit, Androhung der Entfernung von der Universität (Unterschrift des consilium abeundi), Entfernung von der Universität (consilium abeundi) und Ausschließung von dem Universitätsstudium (Relegation). Es war ein Ausfluß der patriarchalischen Auffassungsweise, daß man bei allen geringeren Strafen eine Berufung für unzulässig erklärte und nur bei Nichtanrechnung des laufenden Semesters, bei Entfernung von der Universität und beim Ausschluß vom Universitätsstudium überhaupt eine Berufungsinstanz, das Ministerium, zuließ.

Durch das Eingreifen des Herrenhauses, welches nicht zugeben wollte, daß ein Musensohn wegen seiner „übermütigen Streiche" mit „Strolchen und Messerhelden" zusammengesperrt werde, und durch das Auftreten Windthorsts im Abgeordnetenhause, wo er die gegnerische Meinung als einen „Exzeß der Egalité" bekämpfte, ward den Studenten der preußischen Universitäten ebenso wie den Leipzigern und den Rostockern noch ein altertümlich anmutendes Vorrecht gesichert. Auf Antrag der gerichtlichen Vollstreckungsbehörde sollten sie von nun ab kurze Freiheitsstrafen bis zu 14 Tagen (in Leipzig noch länger) nicht im Gefängnis, sondern im akademischen Karzer abbüßen. Daß diese mit knapper Mehrheit angenommene Bestimmung, die nur für Universitäten galt, für die Zukunft eine schwere Benachteiligung der übrigen Studentenschaft bedeutete, erkannten damals nur wenige klar und wiesen mit Recht auf den merkwürdigen Gegensatz hin, daß nunmehr bei einem etwaigen Konflikt mit dem Nachtwächter der eine Bruder, der das Polytechnikum besuche, „mit der unsaubersten Klasse von Gefangenen zusammen eingesperrt werde," der andere Bruder dagegen als Universitätsstudent auf den Karzer wandere.

Diese Einrichtung des Karzers war noch ein Überbleibsel aus der alten Zeit, und manche hielten die Stunde für gekommen, wo er aus dem akademischen Leben verschwinden müsse. Seine Abschaffung entsprach aber keineswegs den Wünschen aller Studenten. Bezeichnend erscheint ein Vorgang an der Universität Berlin. An dem Tage, wo im Abgeordnetenhaus über das Fortbestehen des Karzers verhandelt wurde, erwarteten etwa 300 Studenten den Professor Gneist in seinem Hörsaal. Bei den Beratungen über die akademische Gerichtsbarkeit hatte er eine führende Rolle gespielt, und jetzt wünschte man von ihm Auskunft. Als er gegen seine Gewohnheit nicht pünktlich erschien, nahm die Unruhe der Versammlung zu. „Dumpfes Gemurmel geht durch die Reihen der Musensöhne," sagt ein zeitverwandter Bericht. „Das kommt davon," hört man eine Stimme laut klagen, „daß wir ihn immer so

schlecht behandelt haben, daß wir kaum einen Kneipabend vorübergehen ließen, ohne ihm mit unserem Kommersbuch ein ‚Pereat' zu bringen. Der gute liebe Karzer . . . und jetzt sollen wir ins Hundeloch . . ." Da — eben zeigt es halb zwölf Uhr — öffnet sich die Tür. Professor Gneist tritt über die Schwelle. Lautlose Stille herrscht in den Reihen, aber wie gebannt hängen aller Blicke an dem Antlitz des Lehrers, der, mit freundlicher Miene sein Auditorium überfliegend, lächelnd mit dem Kopfe nickt und sagt: „Der Karzer hat gesiegt, meine Herren." „Hurra! Hoch! Vivat! Evoe!" schwirrt es durcheinander. Ein Sturm des Jubels bricht los, wie er in diesen Räumen noch nie gehört worden. Die Kommilitonen lachen und schütteln sich die Hände, sie rufen einander zu und bringen Hoch auf Hoch dem alten, braven Karzer, ja, es fehlte nicht viel, daß sie ein gemeinschaftliches ‚Gaudeamus' anstimmten." Und von Hand zu Hand ging ein Blatt, auf das einer der Anwesenden ein kleines, aber charakteristisches Gedicht geschrieben hatte:

„Des Karzers altes Giebeldach
Ist nicht das ärgste Ungemach:
Wer schlimm're Herberg' uns erdacht,
Dem sei ein Pereat gebracht.

Für alle Zeiten blühe noch,
Hoch, alter Karzer, dreimal hoch!
Bei dir, du treues Ehrenhaus,
Geh'n wir noch ferner ein und aus."

Verstärkte schon die Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit die verbürgerlichende Tendenz im Studentenleben, so wirkte etwas Weiteres noch nachdrücklicher im gleichen Sinne: der Wandel in der Vorbildung der Studenten. In dieser Hinsicht ist die Entwicklung in Preußen am klarsten und zugleich typisch für die andern deutschen Staaten. Durch die Einführung des Gymnasialmonopols hatte man dort seit 1834 eine ungefähr gleiche Vorbildung aller zur Universität abgehenden Abiturienten und so eine einheitliche Grundlage geschaffen, auf der sich der Hochschulunterricht aufbauen konnte. Aber die geistigen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts, insbesondere die naturwissenschaftlich-mathematische Richtung, waren dem vom Gymnasium gepflegten humanistischen Bildungsideale nicht günstig, und sowohl bei den Universitäten selbst wie bei den Vorbereitungsschulen setzte eine scharfe Gegenbewegung ein. Die Abschaffung des Lateins als der amtlichen Universitätssprache wurde sehr bald eine laute Forderung, die 1848 auch das Eisenacher Studentenparlament stellte. Und die Berliner Konferenz preußischer Universitätsrektoren im Herbst 1849, die am Latein bei allen inneren Universitätsakten festzuhalten beschloß, machte bereits das Zugeständnis, daß sie für alle dem Publikum offenstehenden Universitätsfeiern die deutsche Sprache als erlaubt bezeichnete. 1867 wurde vom Ministerium der medizinischen und der philosophischen Fakultät — auf einstimmigen Antrag der ersteren und mehrfachen Wunsch der letzteren — das Recht eingeräumt, Dissertationen in deutscher Sprache entgegenzunehmen, abgesehen von solchen, die Gegenstände aus dem klassischen Altertum behandelten. 1876 stellte auch die juristische Fakultät für die Promotion und die Habilitation

den Gebrauch der deutschen Sprache frei; während die theologische auch fernerhin das Latein beibehielt.

Zugleich mit dem Kampf auf der Universität führte die realistische Richtung auch einen solchen auf dem Gebiete des Gymnasialwesens. Das von den Gymnasien vertretene Bildungsideal entsprach ihrer Anschauung nicht, und sie bemühte sich, ein neues an seine Stelle zu setzen, welches dem modernen Leben und seinen Forderungen mehr entgegenkam. Die lebenden Fremdsprachen, Naturwissenschaften und Mathematik wollte sie zu der ihnen gebührenden Stellung emporheben und ihnen schon in der Vorbildung des Jünglings einen größeren Raum gewähren. Dieses Streben führte zu einer Neubelebung des Realschulwesens. Durch Verordnung von 1832 war den Abiturienten der Realschulen die Berechtigung zum Einjährigendienst erteilt und insbesondere der Eintritt in das Post-, Forst- und Baufach gestattet worden, ja die Landesschulkonferenz 1849 wollte ihnen sogar die Universitäten öffnen. Aber die Zeit der Reaktion steigerte die Ansprüche für die Zulassung zur Bauakademie, und 1855 schloß das zuständige Ministerium die Realschulabiturienten sogar sämtlich vom Besuch der letzteren aus. Überdies bemühten sich die damals herrschenden Gymnasialpädagogen, die Realschulen als „Nützlichkeitskramschulen" dem allgemeinen Gespött zu überliefern und als wertlos für die Vorbereitung zur Hochschule hinzustellen. Aber schon in jener Zeit ward das Gymnasialmonopol durchbrochen, indem man die Immatrikulation von Landwirten und Apothekern ohne Reifezeugnis zuließ, und 1870 gestattete man allen Abiturienten das Studium der neueren Sprachen, der Mathematik und Naturwissenschaften, zu dem man sie schon vorher tatsächlich zugelassen hatte. 1879 konnte sogar der preußische Regierungsvertreter Geheimrat Bonitz im Landtag erklären, daß man an den preußischen Universitäten mit den Realabiturienten, die Mathematik und Naturwissenschaften studierten, ausnahmslos gute Erfahrungen gemacht habe, während man mit den Erfolgen derer, die sich den neueren Sprachen widmeten, nicht so befriedigt sei. Dieses eine Zugeständnis schloß aber die Entwickelung nicht ab, sondern eröffnete den Weg zu einer glänzenderen, allerdings auch kampfesreicheren Entwicklung des Realschulwesens, welche die folgenden Jahre erfüllte, ohne zunächst zu neuen Fortschritten zu führen.

Nachdem die Anhänger der realistischen Bildung sich wenigstens den Eintritt in die philosophische Fakultät erzwungen hatten, begannen sie einen gewaltigen Ansturm auf eine zweite, die medizinische. Im Jahre 1878 lag dem Reichstag eine von 70 Realschulen unterzeichnete Petition vor, worin um Zulassung der Realschulabiturienten zur medizinischen Staatsprüfung gebeten ward. Damals gab der Kommissionsberichterstatter bekannt, daß von den preußischen Universitäten Greifswald, Göttingen, Kiel und Königsberg eine solche Zulassung befürworteten. Auch der Berliner Physiologe du Bois-Reymond, der 1869 im Namen der Berliner Fakultät sich dagegen erklärt hatte, nahm ungefähr damals sein früheres Urteil zurück. Aber der Widerstand der Regierungskreise war noch zu bedeutend, und auch die Standesvereine der Ärzte wandten sich fast durchweg dagegen — von 163 Vereinen 157 (1879) — wohl hauptsächlich deshalb, weil sie fürchteten, daß durch Aufnahme von Real-

abiturienten in den Ärztekreis eine Herabdrückung des Standes gegenüber den Juristen stattfinden möchte, und so verliefen die Bestrebungen der Realschulmänner völlig im Sande.

Diese Kämpfe um die medizinische Fakultät fanden ihren Widerhall auch in der Studentenschaft, und zwar zeigte sich damals wohl zum ersten Male das starke Standesgefühl, das die Mediziner auch späterhin so vorteilhaft auszeichnete. Charakteristisch waren die Vorgänge in Greifswald. Der dortige Professor Hueter hatte in einer Broschüre erklärt, die Gymnasialbildung gewähre eine ungenügende Vorbereitung für das Studium der Medizin, und er erwarte von der Zulassung der Realabiturienten glänzendere Ergebnisse. Am 14. Februar 1879 tagte nun eine Versammlung von etwa 160 Greifswalder Studenten der Medizin; diese nahmen eine gegen den Professor gerichtete Resolution an, worin besonders erklärt ward, daß dessen Kritik der Vorbildung „auf einem Irrtum beruhe, welcher nur durch ungenügende Information über den Standpunkt der heutigen Gymnasialbildung zu erklären sei." Auf die von 148 Studenten unterzeichnete Adresse antwortete Professor Hueter mit einer geharnischten Rede, und die Studenten übergaben die Angelegenheit dem Ministerium zur Entscheidung. Letzteres wies die Beschwerde zurück, und Rektor und Senat erklärten durch Anschlag: „Nachdem zur Kenntnis gekommen, daß eine große Anzahl hiesiger Studierender der Medizin den Versuch gemacht haben, Herrn Prof. Dr. Hueter für den berechtigten Ausdruck seiner Ansicht in einer schwebenden hochwichtigen Frage des Unterrichtswesens zur Verantwortung zu ziehen und in einer durch öffentliche Blätter bekannt gemachten Adresse ihrer Meinung einen unberechtigten und strafbaren Ausdruck zu geben, sehen wir uns veranlaßt, den Unterzeichnern dieser Adresse die ernste Mißbilligung des akademischen Senates über die hierdurch begangene Verletzung der einem wohlverdienten Universitätslehrer geschuldeten Achtung und Ehrerbietung auszusprechen."

Eine weitere wichtige Änderung in der Zusammensetzung der Studentenschaft begann damals auch infolge des Aufkommens neuer Hochschulgattungen. Aus den tatsächlichen Bedürfnissen des Lebens heraus hatten sich schon lange vorher höhere Fachschulen entwickelt, die jedoch in keiner Weise als den Universitäten gleichberechtigt gelten konnten. Die älteste von ihnen war das Braunschweiger Collegium Carolinum (1745). Die Worte, die im Verfassungsentwurf dieser Schule standen, enthielten in prophetischer Weise das ganze Programm der neuen Richtung: „Diejenigen, welche in den größten Welthändeln der Welt nützen, die mit Einrichtung gemeinnütziger Anstalten, der Handlung, der Verbesserung der Naturalien, Vermehrung des Gewerbes und der Haushaltung, das ist die Landwirtschaft, umgehen, die sich auf mechanische Künste legen, die zu Wasser und zu Lande, über und unter der Erde das gemeinsame Beste suchen, machen einen ebenso wichtigen Teil des gemeinen Wesens als die Gelehrten aus." Neben die Braunschweiger Anstalt traten dann die Bergakademien Freiberg (1765), Clausthal (1775) und Berlin, sowie die aus forstlichen Meisterschulen hervorgegangenen Forstschulen, später Forstakademien zu Eberswalde (1770), Tharandt (1816), Aschaffenburg (1843),

und Münden (1868). Die verheerenden Tierseuchen zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bewirkten eine größere Pflege der Tierarzeneikunst und führten in Nachahmung französischer Institute, deren ältestes 1762 zu Lyon begründet ward, zur Schaffung der Tierarzneischulen, später Tierärztlichen Hochschulen von Hannover (1778), Dresden (1780), Berlin, München (1790), Stuttgart (1821) und Gießen (1829). Auch die Landwirtschaft erhielt nachdrückliche Unterstützung durch die Errichtung von Landwirtschaftlichen Hochschulen, deren älteste zu Hohenheim im Jahre 1818 ins Leben trat. Unvergleichlich aber entwickelten sich seit dem zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts die technischen Lehranstalten. Schnell hintereinander erblühten seit 1821 nach dem Muster der Bau- und der Gewerbeakademie zu Berlin (1799 und 1821) derartige Institute in Karlsruhe, Darmstadt, München, Dresden, Stuttgart und Hannover; 1870 kam das Aachener und 1879 das Charlottenburger hinzu, das durch Verschmelzung der Bau- und Gewerbeakademie entstand. Unsicher und tastend waren die ersten Versuche, ungleich die Verfassung der einzelnen Anstalten; nur insofern hatten sie alle etwas Gemeinsames, als sie sämtlich mehr Schul- als Hochschulcharakter besaßen. Wollten sie nun erreichen, daß ihre Jünger im späteren Leben eine führende soziale Stellung einnähmen wie die auf der Universität gebildeten Akademiker, und wollten sie ferner den von ihnen gepflegten Wissenszweigen eine den Universitätswissenschaften gleiche Anerkennung verschaffen: so gab es für sie nur einen Weg, die Entwickelung ihrer Anstalten zu Hochschulen. Trotz vieler Hemmnisse, welche ihr Dasein an manchem Ort geradezu gefährdeten, schlugen sie in rastlosem Streben diesen mühevollen Weg ein. Das Fachmännisch-Technische trat etwas zurück, die allgemein bildenden Wissenschaften erhielten eingehendere Pflege, die Anforderungen an die Vorbildung wurden gesteigert, und somit konnte in dem Lehrbetrieb allmählich die streng wissenschaftliche Richtung überwiegen. Ohne ihre Eigenart aufzugeben, ähnlichten sich alle diese Lehranstalten — nicht nur die technischen — in Verfassung und Unterricht den Universitäten an. Am deutlichsten zeigte sich die Aufwärtsbewegung bei den technischen Schulen. Sie wurden zuerst allgemein in Polytechniken umgewandelt, erhielten dann Hochschulcharakter und damit die Gleichberechtigung mit den Universitäten, denen sie auch bezüglich der geforderten Vorbildung (Reifezeugnis) im ganzen gleichkamen. Stuttgart war die erste wirkliche Hochschule (1862), ihm folgte Karlsruhe 1865, Darmstadt und München 1868 und dann allmählich die übrigen. Den äußeren Abschluß dieses ersten Teils der Entwicklung bildete die Verleihung der Bezeichnung „Technische Hochschule“, die zuerst 1862 in Stuttgart, 1877 in Darmstadt und München, 1879 in Hannover, 1882 in Charlottenburg, 1885 in Karlsruhe und 1890 in Dresden stattfand. Die letzte Spur der alten Vormachtstellung der Universitäten, die sich in dem ausschließlichen Recht, akademische Grade zu erteilen, zeigte, ward unter dem Einfluß Kaiser Wilhelms II., des großen Freundes der technischen Wissenschaften, beseitigt. Er verlieh 1899 der Charlottenburger Hochschule das Recht, auf Grund von Prüfungen Diplomingenieure und Doktoringenieure zu ernennen, und diesem Beispiele folgten die übrigen Staaten.

Mit der Höherentwicklung der Lehranstalten ging naturgemäß auch eine solche der Studentenschaft vor sich, an der diese selbst eifrig mitarbeitete. Insbesondere mußten sich die Techniker gegen den Vorwurf wehren, sie seien weiter nichts als „Schlosser- und Zimmergesellen". Ihren schärfsten Ausdruck fanden diese studentischen Bestrebungen an der Berliner Gewerbeakademie, wo eine strengere Kontrolle des Vorlesungsbesuches und die Androhung schwerer Strafen bei unentschuldigtem Fernbleiben am 3. Februar 1860 zu einer Demonstration führte. Die Schüler der beiden oberen Klassen verließen den Vortragssaal, verweigerten die Unterschrift eines Reverses und zogen, von der dritten Klasse begleitet, an einem der nächsten Tage unter dem Gesange des Liedes: „Freiheit, die ich meine" aus der Gewerbeakademie. Die Zusicherung würdigerer Lebensbedingungen und der Lernfreiheit veranlaßten sie am 17. Februar zum Wiedereinzug, und fortan feierten sie zur Erinnerung jährlich den sogenannten „Revolutionskommers". Mögen auch bis zur jüngsten Gegenwart in den Disziplinarbestimmungen manche Vorschriften, zumal Strafen vorhanden sein, die an den alten Schulcharakter erinnern, — die Studierenden selbst wurden dadurch nicht aufgehalten. Der trotz aller Unterschiede fertige Typus des Universitätsstudenten bildete für sie das vorbildliche Ideal, und wenn auch das Fachwissenschaftliche der einzelnen Hochschulen nicht einflußlos blieb, so ward im Wesen und in allen Äußerlichkeiten die Studentenschaft der neuen Hochschulen derjenigen der Universitäten durchaus ähnlich. Die größere Bewegungsfreiheit, welche die „Hochschule" im Gegensatz zur alten „Fachschule" bot, ermöglichte ein Aufblühen des geselligen Lebens, insbesondere gedieh ein solches in Dresden, so daß die Zeitschrift Alma Mater 1878 meinte, manche Universitätsstadt dürfte in dieser Hinsicht das Dresdner Polytechnikum beneiden.

Daß sich nicht alle Hochschullehrer sofort in die neuen Verhältnisse fanden, ist leicht verständlich; hatten sie doch bis dahin eine den Gymnasiallehrern ähnliche Autorität und Machtbefugnis besessen. Manche ließen es sogar an dem erforderlichen Takte fehlen. So klagte 1876 eine Braunschweiger Zuschrift an die Alma Mater, daß auch nicht einer der dortigen Professoren trotz Einladung die festlichen Veranstaltungen der Vereinigungen besucht, ja mancher es nicht einmal für nötig befunden habe, sich vorher oder nachher zu entschuldigen.

Mit dem Absterben des Schulcharakters ging auch eine eigenartige Vereinsform zugrunde, die sich an der Berliner Bauakademie herausgestaltet hatte, die sogenannten Klausurvereine. Beim Beginn des fünften Semesters traten je 9—12 Bauakademiker zusammen und bildeten unter einem Unterscheidungszeichen einen Verein, der von einem Vorsitzenden und einem Kassierer (zugleich Schriftführer) geleitet ward. Diese Vereine, die sämtlich gleichmäßig organisiert waren, verfolgten den Zweck, alle Klausurprojekte, welche die Examenskommission den Prüflingen je gegeben hatte, zusammen genau durchzuarbeiten. An ihrer Stelle kamen neue Arten von Vereinigungen auf, farbentragende und nichtfarbentragende, in der Hauptsache Nachahmungen der an den Universitäten üblichen Korporationen. So organisierten sich schon in den sechziger Jahren technische Korps, die sich auf

Anregung des Karlsruher Seniorenkonvents 1863 zum Allgemeinen Seniorenkonvent zusammenschlossen, welcher seit 1864 in Weinheim tagte und daher Weinheimer Senioren-Konvent (W. S. C.) genannt ward. Größere Bedeutung als alle übrigen Korporationen besaß an dem Berliner Gewerbeinstitut der Akademische Verein „Hütte" und an der Kgl. Bauakademie der Akademische Verein „Motiv", die auch nach Vereinigung der beiden Anstalten zur Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg bis in die Gegenwart eine Zierde ihrer alma mater bildeten.

Die „Hütte", welche am 16. Mai 1846 unter rühriger Mitwirkung des späteren Kommerzienrates Friedrich Carl Euler durch Verschmelzung zweier Vereinigungen entstand, wollte von Anfang an ein geschlossener Freundschaftskreis sein, „eine Stätte der Technik, ein Schutz im Ungewitter, ein Heim der Freundschaft". Trotzdem gelang es ihr, weite Kreise der technischen Studentenschaft aufzusaugen, ja 1870 gingen vier Vereine und 1879 ein fünfter in ihr auf, welche als Abteilungen für Maschinen- und Schiffsbau, für Chemie und Hüttenfach, für Architektur und Bauingenieurwesen, für Literatur und Kunst sowie für Musik weiterbestanden. Jahrzehntelang bildete die „Hütte" allein den Mittelpunkt geistigen Lebens und technischen Weiterstrebens in der Studentenschaft, und in ihrem Innern entstanden Unternehmungen, welche der gesamten Technik zugute kamen und dem Verein in der studentischen Geschichte eine ganz einzigartige Stellung sichern. 1854 schuf er die Zeichnungskommission, welche bis 1904 mustergültige Vervielfältigungen von technischen Zeichnungen herausgab, und seit 1857 ließ er „Des Ingenieurs Taschenbuch" erscheinen, das großen Anklang fand, an Umfang von 580 Seiten auf 2260 stieg und auch an Güte immer mehr gewann. Bei seiner neunzehnten Auflage (1905) wurde es in 25000 Abzügen verbreitet. Nicht so großen Absatz fand 1883 das „Taschenbuch für Chemiker und Hüttenleute" (2000 Auflage), auf dessen weitere Herausgabe der Verein deshalb später verzichtete. Bemerkenswert war es auch, daß aus den Kreisen seiner Alten Herren die Anregung zur Schaffung des „Vereins deutscher Ingenieure" hervorging, und am zehnten Stiftungstage der „Hütte", der im Harz gefeiert wurde, fand in denkwürdiger Weise die Gründung statt. „Auf der Fahrt nach Alexisbad saßen in einem Leiterwagen, der mit Maien und Blumen geschmückt war, 20 Alte Herren in ernster Beratung der Satzungen."

Etwas später als die „Hütte" trat die Vereinigung das „Motiv" an der Kgl. Bauakademie ins Leben. Sie entstand am 5. Juni 1847 und erhielt ihren seltsamen Namen nach dem Lieblingsausdruck des Professors Wilhelm Stier, welcher das Wort „Motiv" brauchte, „wenn er den Grundgedanken einer architektonischen Anordnung oder einer Form bezeichnen wollte". Der Verein, welcher gleich der „Hütte" damals nicht bloß aus Studierenden, sondern auch aus älteren Akademikern bestand und erst später zu einer reinstudentischen Korporation ward, sollte ursprünglich nur eine Körperschaft zur Pflege des Männergesangs sein, die unter Leitung eines „Liedervaters" übte. Aber bald nahm er auch die Pflege der Musik in sein Programm auf, ja 1855 klagte der Schriftführer sogar, daß „zu viel musiziert werde". Das Charakteristische

des Vereins war, daß er trotz der großen Mitgliederzahl ein enges, auf Freundschaft beruhendes Gemeinschaftsleben entwickelte, welches ein feiner, künstlerischer Geist durchwehte. Davon legten besonders die zahlreichen in den „Motiv-Albums“ gesammelten Dichtungen Zeugnis ab, die in Motivkreisen entstanden; selbst die Protokolle wurden in launigen Versen niedergeschrieben. Und außerdem betätigte sich der künstlerische Trieb in den vielen Kunstblättern, welche Freunden und Förderern des Vereins gewidmet oder bei Festlichkeiten herausgegeben wurden und später einen stattlichen Band füllten.

Neben dem Trieb jedoch, sich in Korporationen abzusondern und ein kräftiges Eigenleben auszugestalten, offenbarte sich frühzeitig noch ein anderer. Die technische Studentenschaft wollte selbst an der Höherentwicklung der technischen Lehranstalten mitarbeiten; dazu aber bedurfte sie der einheitlichen Zusammenfassung ihrer Kräfte. Und so ging man bald an die Schaffung von Studentenausschüssen, welche, wie z. B. derjenige der Berliner Bauakademie von 1868, vorzüglich eingerichtet waren und mehr Lebensdauer besaßen als solche an Universitäten.



18. Die Anfänge der Kyffhäuserbewegung und ihr Emporsteigen bis zum Botschaftssemester (1881/82)



achdem die Jahre 1870 und 1871 die Erfüllung der nationalen Wünsche gebracht hatten, feierte für den übrigen Teil des Jahrzehnts der Liberalismus seine Triumphe, und neben ihm erhob sich kühn und drohend der mit rücksichtsloser Propaganda wirkende Sozialismus. Durch den Liberalismus waren Gewalten groß geworden, die man vor dem großen Kriege in Deutschland kaum gekannt hatte, die Börse, die Presse und als deren wichtigster Träger das Judentum. Gegen diese Mächte, die ihren Einfluß in der ergiebigsten Weise ausnutzten, mußte ganz selbstverständlich ein Gegenschlag erfolgen, und zwar richtete sich diese Bewegung zuerst gegen diejenigen, die als Hauptförderer und zugleich als Hauptschuldige des drückenden Systems erschienen, gegen die Juden. Und so begann seit etwa 1878 eine immer leidenschaftlichere Massenbewegung, die des Antisemitismus, welche in Männern, wie dem Hofprediger Stöcker und dem Professor Heinrich von Treitschke, begeisterte und unerschrockene Führer erhielt. Ihren ersten allgemeinen, überaus charakteristischen Ausdruck fanden diese Bestrebungen in der sogenannten Antisemitenpetition des Jahres 1880, worin der Reichskanzler um einschneidende Maßregeln gegen das Überwuchern des Judentums in Deutschland gebeten ward.

Eine Bewegung nun, welche die Gemüter des deutschen Volkes so tief ergriff, mußte ganz von selbst in den Herzen der akademischen Jugend lebhaften Widerhall finden, zumal der Zudrang der Juden bei der juristischen und der medizinischen Fakultät, besonders in Berlin, in stetem Fortschreiten begriffen war. Und die aus dem Zeitgeist geborene Stimmung der deutschen Studenten verdichtete sich zu einer allgemeinen Bewegung, die an Stärke und Wucht derjenigen der Urburschenschaft nahekam, mit ihr den außerakademischen Ursprung gemeinsam hatte und deshalb von Anfang an mitten ins politische Gesamtleben des Volkes gezogen wurde, so daß ihr Historiker H. von Petersdorff mit Recht sagen konnte, in ihr seien zahlreiche Keime der Zeitgeschichte verborgen. Im Gegensatz zu der früh gehemmten urburschenschaftlichen Bewegung widerfuhr ihr das Glück, daß sie sich unter schweren Kämpfen zu einer dauernden Organisation und zu einem klargefaßten Programm durchzuringen vermochte. Es war die Bewegung der „Vereine Deutscher Studenten", die „Kyffhäuserbewegung".

Als eine Abwehrbewegung, mehr getragen von dem Bewußtsein dessen, was man nicht wollte, als von positiven Ideen, und erfüllt von der Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren und auf eine innere Erneuerung des deutschen Volkes: so trat sie ins Leben. Ihre Spitze richtete sich zuerst ausschließlich gegen das Judentum, in dem man den Träger aller das Deutschtum bedrohenden Kräfte sah. Das erste Zeichen des neuen Geistes in der Studentenschaft war im Sommer 1880 die Bildung des Akademisch-rechtswissenschaftlichen Vereins zu Berlin, der die Aufnahme von Juden grundsätzlich ablehnte. Im Oktober desselben Jahres begann dann Dr. Bernhard Förster den in Bayreuth gefaßten Gedanken eines Massenprotestes gegen die Juden auszuführen, und sofort beschloß der Leipziger stud. jur. Dulon mit mehreren seiner Berliner Bekannten, eine Beteiligung der Studentenschaft an dieser Kundgebung zu veranlassen. Am 25. Oktober 1880 besuchte er H. v. Treitschke, der kurze Zeit vorher in den Preußischen Jahrbüchern das Wort geprägt hatte: „Die Juden sind unser Unglück!" Auf seine Bitte um Rat gab ihm v. Treitschke zur Antwort, seines Erachtens dürften Studenten nicht in die gesetzgebende Gewalt eingreifen, die Kundgebung müsse mindestens eine gemessene Form erhalten. Unter dem Eindruck dieser Worte verfaßte dann Dulon einen Zusatz zur Försterschen Antisemitenpetition, der die Stellung der akademischen Jugend charakterisierte: „Die deutsche Studentenschaft glaubt die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen zu dürfen, ihre Übereinstimmung mit den in Vorstehendem zum Ausdruck gebrachten Empfindungen darzutun, wennschon es ihre bürgerliche Stellung und ihr Standpunkt sozialen Fragen gegenüber ihr vielleicht nicht gestattet, sich allen speziellen Forderungen anzuschließen. Es geschieht dies in dem Bewußtsein, daß die Fortführung des Kampfes für die Erhaltung unserer Nationalität zu nicht geringem Teile dereinst in ihre Hand gelegt werden wird, und in der darauf fußenden Überzeugung, daß die Kundgebung ihrer Gesinnung an dieser Stelle und in diesem Zeitpunkt dazu beitragen wird, in den jetzt wirkenden Kreisen des Volkes die Hoffnung auf einen bleibenden Erfolg zu bestärken und ihre Schaffensfreude zu erhöhen."

In Berlin bildete sich Anfang November 1880 ein Ausschuß zwecks Verbreitung der Petition in der Studentenschaft, aber noch wagte sich niemand öffentlich hervor, und als in einem Vortrage Dr. Eugen Dühring der Überschätzung Lessings entgegentrat und ihm die anwesenden Studenten Beifall spendeten, schrieben liberale Zeitungen: „es liege für die Annahme, daß der studentische Beifall auf etwaige Sympathien mit gewissen antisemitischen Agitationen zurückzuführen sei, nicht der geringste Anhaltspunkt vor." Da aber brachte ein Ereignis, durch das die philosemitische Partei die antisemitische zurückzudrängen glaubte, die studentische Bewegung mit elementarer Gewalt in Fluß. Am 12. November 1880 erschien die von Mommsen verfaßte, von 73 bekannten Berliner Bürgern unterzeichnete „Notabeln-Erklärung", die ihre Spitze gegen Stöcker, v. Treitschke und ihre Gesinnungsfreunde richtete: „An dem Vermächtnis Lessings rütteln Männer, die auf der Kanzel und dem Katheder verkünden sollten, daß unsere Kultur die Isolierung desjenigen Stam-

mes überwunden hat, welcher einst der Welt die Verehrung des einigen Gottes gab."

Diese Kundgebung war die Fanfare des kommenden Kampfes. Da außer dem gefeierten Mommsen auch der damalige Berliner Universitätsrektor und andere Professoren öffentlich gegen ihren Kollegen Treitschke Stellung genommen hatten, so zerfiel der akademische Lehrkörper in zwei feindliche Lager, ebenso auch die Studentenschaft. Die zahlreichen Anhänger Treitschkes in der letzteren waren erbittert über den Angriff auf ihren Lehrer, und der stud. jur. Erich v. Schramm machte sich zum Dolmetsch der studentischen Gefühle, indem er zu Beginn des Kollegs eine Ansprache hielt und donnernden Beifall entfesselte. Als dann einige Tage später Dr. Lasson, ein Privatdozent jüdischer Abkunft, in seinem Publikum auf die antisemitische Bewegung zu sprechen kam und vor ihr warnte, klatschte ein Teil der Zuhörer Beifall, der andere zischte. Lasson forderte diese Partei zum Verlassen des Saales auf. In der nächsten Vorlesung empfingen ihn dafür viele absichtlich gekommene Studenten mit einem furchtbaren Zischen und Scharren, so daß ihm trotz der Hilfe von drei Pedellen ein Ruhestiften nicht gelang und er die Vorlesung aussetzen mußte. Und in Leipzig lernten sich bei der Lesehallenwahl am 14. November eine Anzahl Gesinnungsgenossen kennen, die sofort ein zwölfgliedriges Komitee mit Dulon an der Spitze ins Leben riefen. Wenn nun auch der früher gegründete Berliner Ausschuß als Zentralkomitee galt, so war doch der Leipziger die Seele der Bewegung und entfaltete eine Agitation im großen Stil. An alle deutschen Universitäten ergingen Rundschreiben, und binnen kurzer Zeit hatte die studentische Antisemitenpetition in Berlin 1700, in Leipzig über 1000, in Halle 350 Unterschriften. Auf fast allen norddeutschen Universitäten, mit Ausnahme Königsbergs, erzielte man Erfolg. In Jena dagegen unterschrieben sich trotz eifriger Werbung nur wenige, und in Süddeutschland fand die Bewegung — abgesehen von Erlangen und Tübingen — kaum Eingang, und dortige fortschrittliche Blätter bezeichneten sie als Brotkorbbegeisterung, Stellenschnapperei und Dummdreistigkeit.

Die verhältnismäßig starke Beteiligung der Jugend an der Antisemitenpetition war etwas ungemein Bedeutungsvolles; sie zeigte klar, daß das neue Geschlecht sich gegen den bisher herrschenden Geist in kraftvoller Weise auflehnte. Das aber bedeutete heftigen Kampf, denn noch sah sich die alte freisinnige Richtung im Besitze der Macht, und ihre weitverbreitete Presse, voran Börsenkurier und Berliner Tageblatt, eröffneten nachdrücklich und skrupellos den Kampf. So ward die junge Bewegung in die leidenschaftlichsten politischen Parteistreitigkeiten hineingerissen. Und dieses Ringen gestaltete sich dadurch noch leidenschaftlicher, daß andere Blätter, wie die Post, die Staatsbürgerzeitung, die Kreuzzeitung, der Reichsbote, die Germania — evangelische und katholische, nord- und süddeutsche, konservative und auch liberale — für die neuen Bestrebungen eintraten und in ihnen „ein frisches Frühlingswehen eines neuen Geistes, das eine bessere Zeit uns hoffen läßt", erblickten.

Aus dem unklaren Fühlen der ersten Sturm- und Drangzeit suchte sich die Bewegung zu positiven Zielen emporzuarbeiten. Schon am 10. Dezember

1880 verwahrte Dulon seine Bestrebungen feierlich gegen den Vorwurf rein antisemitischer Tendenzen. „Nicht Haß oder Verachtung gegen die niedere Rasse sei der Boden, auf dem er stehe, sondern die Liebe zu dem schwerbedrängten Vaterlande." Und der bedeutende Führer der Berliner Bewegung, E. v. Schramm, eine rücksichtslos durchgreifende, aber zugleich mächtig begeisternde, tief national-empfindende Persönlichkeit, betonte damals, daß es das Deutschtum und den monarchischen Sinn zu pflegen gelte. Diese Belebung des Nationalgefühls, nach der man strebte, suchte man besonders dadurch zu erreichen, daß man sich die Feier vaterländischer Gedenktage zur Pflicht machte und so in das studentische Leben etwas ganz Neues einführte. Charakteristisch für jene Bewegung war auch das Suchen nach großen Persönlichkeiten, die man sich zum Lebensideal erwählte: die einen schwärmten für Dühring, die andern für Scherr, wieder andere für Schopenhauer oder Richard Wagner. Allgemein nur war die Begeisterung für zwei Männer, für den Hofprediger Stöcker und für den Reichskanzler Bismarck. Der erstere, der am 4. März 1881 sein berühmtes Wort vom „Erwachen der Jugend" prägte, galt seitdem ununterbrochen als ihr Heros, die Jugend scharte sich um ihn, und es war trotz aller Bemühungen der studentischen Führer unvermeidlich, daß durch die enge Berührung mit ihm und durch den von ihm entfesselten Enthusiasmus die Gesamtbewegung von seinem Geiste getragen und stark in die Richtung seiner der Rechten dienstbaren Politik gedrängt wurde. Ihn zum Ideal des größten Teils der Studentenschaft zu machen, erschien infolge seiner einseitigen Parteistellung unmöglich. Diese Rolle fiel dagegen dem Fürsten Bismarck zu, und es war das Verdienst der neuen Bewegung, daß sie ihn zuerst auf den Schild erhob und am 18. Januar 1881 durch das brausende Hoch auf ihn beim Leipziger Reichskommers den studentischen Bismarckkultus einleitete, der seit jener Zeit unvermindert herrschte.

Sobald die positiven Ziele einigermaßen geklärt schienen, wurde der Wunsch nach einer festeren Organisation rege. Ursprünglich wollte man die ganze nationale Studentenschaft einigen, aktive Korpsstudenten und Mitglieder katholischer Verbindungen nahmen an den Bestrebungen innigen Anteil. In Berlin meldeten sich ganze Vereine geschlossen zum Beitritt. Auf dem Stöckerkommers zu Halle am 27. Juli 1881 saßen Altmärker, Borussen und Wingolfiten im Saale neben den übrigen Gesinnungsgenossen. Dieser Zusammensetzung suchte man auch zuerst Rechnung zu tragen. Aber die bunte Masse ließ sich nicht dauernd beieinander halten, und sehr bald zeigte sich manche Unzuträglichkeit. Eine Geschäftsführung war so gut wie unmöglich, ebenso eine Beaufsichtigung der Mitglieder, so daß sich, je mehr die Tendenzen der Bewegung eine Art Modesache wurden, auch unwürdige Elemente einschlichen und sogar eine Rolle spielten. In der Bildung eines Vereins ging Berlin allen anderen Hochschulen voran. In der Reichshallenversammlung vom 9. Dezember 1880 erfolgte die erste konstituierende Sitzung des ältesten „Vereins Deutscher Studenten", dem jedoch die Anerkennung des akademischen Senats versagt wurde, so daß er sich bei der Polizei anmeldete. Am 1. Februar 1881 erfolgte in Halle die Gründung des „Deutsch-nationalen Studentenvereins",

am 10. Februar die Stiftung des „Vereins Deutscher Studenten" zu Leipzig und am 17. Februar die eines gleichen Vereins zu Breslau, dem allerdings bald darauf die Behörde ihre Genehmigung wieder entzog.

Am 29. Januar war in Berlin die polizeiliche Bestätigung des Vereins erfolgt, der damals 322 Mitglieder besaß. Auch jetzt setzten die akademischen Behörden, welche ihre Stellungnahme zu den eingereichten Satzungen immer wieder hinausschoben, den Kampf gegen die unbequeme Korporation fort; v. Schramm erhielt wegen seiner Äußerungen gegen Mommsen das consilium abeundi, dem Vorstand wurde verboten, Anschläge ans Schwarze Brett zu heften, und zuletzt erhielt er gar die Mitteilung, daß den Universitätsstudenten die Teilnahme am Verein untersagt sei. Konnten diese beiden Maßnahmen aus den Disziplinargesetzen begründet werden, so fehlte zu einer dritten, dem Verbot der Lessingfeier des Vereins, das auf Antrag von Rektor und Senat von der Polizei ausging, jede rechtliche Handhabe. Einige Monate später erhielt ein zweiter Vorkämpfer wegen heftiger Äußerungen gegen die Juden das consilium abeundi — ein Urteil, das später der Kultusminister v. Goßler verwarf. Und als der Verein zu einem Kommers zur Feier der Hochzeit des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers, einlud, da warnte der Rektor der Universität durch Anschlag vor Beteiligung, allerdings mit dem Erfolge, daß der Festsaal bis auf den letzten Platz gefüllt war. Im März entschied auf eine Beschwerde des Vereins der Kultusminister, „er könne den Verein nicht als wissenschaftlichen anerkennen, da seine Zwecke — Pflege des Nationalgefühls und des Bewußtseins der Zusammengehörigkeit unter den deutschen Studenten — wenn auch durch wissenschaftliche Vorträge gefördert, doch nicht wissenschaftliche seien. Es könne ihm daher die Annahme anderer als an der Universität immatrikulierter Studenten nicht gestattet werden."

Auf dieser Grundlage bauend, versuchte jetzt ein Gegner v. Schramms, den Verein in einen rein akademischen umzuwandeln, indem er den Behörden sehr weit entgegenkam, die Mitgliedschaft auf Reichsangehörige beschränkte und nichtstudentische Redner ausschloß. Er hatte den Erfolg, daß die von ihm zusammengeschlossene Gruppe behördlich als „Verein der Studierenden an der Friedrich-Wilhelmsuniversität zur Pflege des Deutschtums" anerkannt ward. Neben ihm bestand der alte polizeilich angemeldete Verein lebensunfähig weiter und geriet sogar mit seinem glücklicheren Nebenbuhler in heftigen Streit.

Nicht ohne Kampf mit den widerstrebenden Behörden, aber doch nach verhältnismäßig kurzer Zeit bildete sich im Juli 1881 an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ein „Deutscher Technischer Studentenverein" aus dem Berliner alten Vereine. Diese Gründung war auch deshalb bedeutsam, weil damit die studentische Bewegung die Schranken der Universität durchbrach und ein gemeinsames Handeln von Angehörigen verschiedener Hochschulen angebahnt wurde.

Während die Berliner Bewegung nur unter schwierigen Kämpfen sich durchsetzte, taten in Leipzig die Behörden alles zu ihrer Förderung. Nachdem sich der leidenschaftliche Sturm wegen der Antisemitenpetition gelegt hatte, schritt man am 10. Februar 1881 zur Gründung eines „Vereins Deutscher

Studenten", der binnen 24 Stunden die behördliche Genehmigung erhielt. Der damalige Rektor, Professor D. Luthardt, der aus der Geschichte der Uttenruthia bereits bekannt ist, gab seiner Sympathie für die Bewegung in einem Schreiben an den Berliner alten Verein offenen Ausdruck. An der Spitze des Leipziger Vereins standen nach Dulon bald Persönlichkeiten wie Diederich Hahn, der spätere Vorkämpfer des Bundes der Landwirte, und Friedrich Naumann, der spätere nationalsoziale Politiker, und dieser Korporation gebührt auch der Ruhm, als erste studentische Körperschaft eine Sympathiekundgebung an die von den Tschechen hart bedrohten Deutschen Prags erlassen zu haben (5. Juli 1881).

In Halle mahnte die Behörde zuerst von der Gründung ab, gestattete aber dann im Februar 1881 die Stiftung eines „Deutsch-nationalen Vereins", der am 27. Juli dem Hofprediger Stöcker einen prächtigen Empfang bereitete, indem er ihn durch ein Geleite von 20 Wagen mit Chargierten von der Bahn abholen ließ.

Besonders folgenreich war die Stiftung des Breslauer Vereins, die nach einem Versuch im Februar 1881 im Sommer unter Dulons Führung gelang. Auf dessen Veranlassung rief man innerhalb der Korporation Abteilungen zur Pflege verschiedener Wissensgebiete ins Leben, eine Einrichtung, die dann von den Brudervereinen angenommen und später von der Finkenschaft in weitgehendem Maße ausgebaut wurde. Der Breslauer Verein war bald dank dem Organisationstalent Dulons der am besten ausgebaute der älteren Zeit.

Auch in Greifswald trat der Rektor den Bestrebungen zuerst schroff entgegen, aber im Sommer 1881 kam trotzdem ein Verein zustande, und die Behörde ward sogar, wie in Leipzig, zu seiner Schützerin. Ebenso gelangte man in Kiel aus gleichen Gründen wie in Greifswald erst nach längerer Zeit zu einem vereinsmäßigen Zusammenschluß.

So hatte der nationale Gedanke, herausgeboren aus der antisemitischen Strömung und mit ihr verbunden, an verschiedenen Hochschulen Pflege gefunden, und bei dem Kampfe, den ein Teil der Zeitungen, der politischen Parteien und der Hochschulbehörden gegen die Vereine führte, mußte der Wunsch nach engerer Verbindung zu Schutz und Trutz bei ihnen rege werden. Dazu kam noch das Verlangen, dem ganzen deutschen Volke von dem neuen Geiste der Studentenschaft eindrucksvoll Kunde zu geben. Und so entstand der Gedanke eines gemeinsamen großen patriotischen Festes, wie es einst 1817 auf der Wartburg gefeiert worden war. Während aber jene Tagung ein Fest der Sehnsucht darstellte, plante man dieses als ein Fest der nationalen Freude, und seine Stätte sollte der Ort sein, wo der Sage nach Kaiser Rotbart viele Jahrhunderte auf seine Erlösung geharrt hatte: der Kyffhäuser.

Auf die studentische Jugend Nord- und Mitteldeutschlands wirkte die Einladung zu diesem Feste begeisternd. Sieben Universitäten und zwei Technische Hochschulen sandten offizielle Vertreter, und wohl von allen kamen inoffizielle Teilnehmer. In Süddeutschland dagegen wurde der Aufruf weniger günstig aufgenommen: die bayrische Regierung hatte frühzeitig gegen die

antisemitische Bewegung Front gemacht, in Württemberg zeigte sich nur in Tübingen eine der norddeutschen verwandte Strömung, und sehr still war es auch in Baden. In Heidelberg wurde die Einladung am Schwarzen Brett besudelt, und einen Kommilitonen, der in einer Versammlung auf die Bedeutung des Festes hinwies, scharrten die übrigen einmütig aus.

Als Seele des Unternehmens erschien der Leipziger Diederich Hahn. Schon am 5. August 1881 waren einige Hundert Studenten in Roßla am Fuße des Kyffhäusers angekommen. Am Morgen des 6. erwarteten sie auf dem Bahnhof den Sonderzug aus Halle und Leipzig. Als dieser einfuhr, gab Hahn das Zeichen zum Gesange des Liedes: „Deutschland, Deutschland über alles", und freudig stimmten gleich darauf die aussteigenden Jünglinge entblößten Hauptes mit ein. Dann brachte Hahn noch ein von Begeisterung getragenes Hoch auf das deutsche Vaterland aus. Allmählich ordnete man sich zum Zuge. Unter Vorantritt einer Musikkapelle marschierten die Teilnehmer, etwa 600 Studenten und 200 Nichtstudenten, mit wehenden Fahnen bei glühender Hitze in Reih und Glied bis Sittendorf und nach einer Pause hinauf zu dem schön geschmückten Festplatz. Ein mächtiges Zelt war nach Hahns Abmachung dort aufgeschlagen und bot den Ankömmlingen Schutz gegen Regen. Hoch auf der Zinne des uralten, zerbröckelnden Turmes flatterte die deutsche Fahne.

Um die Mittagsstunde gaben Trompetenstöße das Zeichen zum Beginn. Nach dem Gesange des Arndtschen Liedes: „Sind wir vereint zur guten Stunde" betrat Hahn das Gemäuer der Burgruine vor dem Zelte, das schwarzweißrote Banner mit der Linken auf den Boden stemmend, in der Rechten den blitzenden Schläger haltend, und sprach bei feierlicher Stille über die Ursachen und die Aufgaben der studentischen Bewegung. Charakteristisch für den Geist der Versammelten war auch das Telegramm an Kaiser Wilhelm I.: „Von der Höhe des deutschesten der deutschen Berge, vom sagenumwobenen Kyffhäuser, senden die deutschen Studenten dem wiedererstandenen Barbarossa, ihrem geliebten Kaiser Wilhelm, den Schwur der unwandelbarsten Treue und der Ergebenheit bis in den Tod."

Die allgemeine Begeisterung ergriff selbst bisherige Feinde. Und wie sich einst unter dem Eindrucke des Wartburgfestes die Gießener Burschen und Landsmannschafter umarmten, so versöhnten sich jetzt die zwei Parteien von Halle und die beiden sich fanatisch hassenden Berliner Vereine. Noch erfüllt vom Geiste des Festes eilten am Morgen nach dem Kommerse Scharen von Studenten zum Sonntagsgottesdienst, obwohl mancher von ihnen die Nacht infolge des Gästeandrangs nur schlecht gebettet gewesen war und kaum geruht hatte. Die ergreifendste Szene spielte sich in Roßla ab, wo nach der Predigt die Jünglinge, der alte Geistliche in der Mitte, unter Orgelbegleitung vor dem Altar das alte Lutherlied: „Ein' feste Burg" anstimmten.

Für die Vereine hatte das Fest insofern noch ein greifbares Ergebnis, als am Nachmittag des 7. August auf der Rothenburg die Verschmelzung der beiden Berliner und ein Kartell der Vereine zu Berlin, Greifswald, Halle, Kiel, Leipzig und Charlottenburg, der Kyffhäuserverband, zustande kam.

Welche Bedeutung man in weiteren Kreisen dem Kyffhäuserfest beilegte, erhellt auch aus dem Preßkampf, der vor und nach demselben tobte. Die konservativen, freikonservativen, selbst ein Teil der Zentrumsblätter lobten den guten Geist der Studentenschaft, die freisinnige Presse fiel in gehässiger Weise darüber her und setzte die Bewegung der deutschen Studenten als „Fratzenbild" der alten Burschenschafterbewegung herab.

Gegen den Willen der Behörden mußten sich die neuen Vereine an den meisten Hochschulen durchsetzen, und bei diesen Kämpfen kam es vielfach zu widerspruchsvollen und nicht unparteiischen Handlungen der Senate und Rektoren, so daß v. Petersdorff recht hat, wenn er sagt: „Die Geschichte der Anfänge der Vereine Deutscher Studenten liefert zugleich einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des deutschen Professorentums. Die deutschen Gelehrten werden dies Blatt ihrer Geschichte gern überschlagen, denn Klio windet ihnen hier keinen Ruhmeskranz." Eine Ausnahme machte außer H. v. Treitschke der Leipziger Theologe Luthardt, der so recht aus dem Herzen der neuen Jugend sprach, als er bei der Reichsfeier am 18. Januar 1881 die Worte ausrief: „Die Jugend muß Partei ergreifen; Parteinahme ist Enthusiasmus, und was ist Jugend ohne Enthusiasmus?"

Den größten Triumph für die Bewegung bildete die Teilnahme, welche der Reichskanzler Bismarck ihr zuteil werden ließ. Es war nicht bloße Höflichkeit, die ihn zur Beantwortung der an ihn gesandten Begrüßungstelegramme veranlaßte. Diese Meinung wird durch den Inhalt der Depeschen selbst widerlegt. Sein erstes Telegramm an den Berliner Verein am 25. Januar 1881 klang vorsichtig und trocken. Aber die andern zeigten mit Deutlichkeit, daß er den Schwung und den vorwärtsstürmenden Tatendrang in seiner Bedeutung für die deutsche Entwicklung voll zu würdigen wußte und mit dieser Jugend als weitausschauender Staatsmann ein engeres Verhältnis wünschte. „Der Geist, der aus Ihren Worten spricht," telegraphierte er an die Leipziger, „gewährt mir einen Blick in die Zukunft unseres deutschen Vaterlandes, in dem ich Trost finde für die Schäden, welche die Gegenwart aus der Vergangenheit überkommen hat. Der nationale Sinn der großen Mehrheit der deutschen Jugend gibt mir die Bürgschaft, daß der Sieg in den gegenwärtigen Kämpfen den Feinden von Kaiser und Reich nicht verbleiben werde."

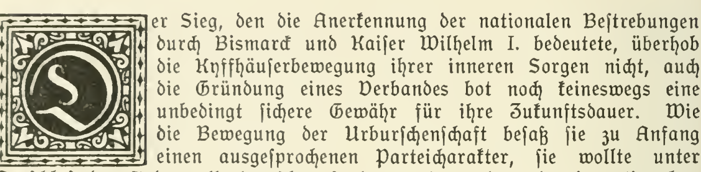
Ihren Höhe- und Glanzpunkt erreichte die Kyffhäuserbewegung im Wintersemester 1881/82. Damals erfolgte die Verlesung der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881, die einen Markstein der gesamten inneren Entwicklung Deutschlands bildete. „Wir halten es für Unsere Kaiserliche Pflicht," hieß es darin, „dem Reichstage die positive Förderung des Wohles der Arbeiter von neuem ans Herz zu legen; und würden Wir mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen. Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben

jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht. Der engere Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens wird, wie Wir hoffen, die Lösung auch von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfange nicht gewachsen sein würde . . . Wir halten Uns zu dieser Anregung vor Gott und Menschen, ohne Rücksicht auf den unmittelbaren Erfolg, verpflichtet."

In der Schaffung des sozialen Kaisertums, wie es in der Botschaft verkündet ward, glaubten jetzt die Kyffhäuservereine den positiven Inhalt ihrer Bestrebungen gefunden zu haben; daher auch der Jubel, mit dem man jener Kundgebung in ihren Kreisen zustimmte. Der Breslauer Verein ging allen voran. Am 18. November sandte er an den Fürsten Bismarck eine Adresse, und schon am 22. erfolgte darauf Bismarcks eigenhändige Antwort, worin er mitteilte, daß Kaiser Wilhelm I. von der Kundgebung der Treue und Vaterlandsliebe mit hoher Befriedigung Kenntnis genommen habe. Diese Stellungnahme des deutschen Kaisers und Bismarcks bewies schlagend, daß die Kyffhäuserbestrebungen der deutschen Studentenschaft einen vollen Sieg davongetragen hatten. Die Vereine waren eine Macht geworden, welche der Staat bei seinen schweren politischen Kämpfen in seinen Dienst zu stellen strebte, und es fiel ihnen in der Studentenschaft die Rolle von Vorkämpfern für das deutsche Kaisertum zu; der Hofprediger Stöcker bezeichnete sie später etwas überschwenglich geradezu als „Zivilgarde der Hohenzollern".



19. Die innere Ausgestaltung des Kyffhäuserverbands, seine Prinzipienkämpfe bis zum Siege seiner nationalen Ideen in der Studentenschaft (1888)



Der Sieg, den die Anerkennung der nationalen Bestrebungen durch Bismarck und Kaiser Wilhelm I. bedeutete, überhob die Kyffhäuserbewegung ihrer inneren Sorgen nicht, auch die Gründung eines Verbandes bot noch keineswegs eine unbedingt sichere Gewähr für ihre Zukunftsdauer. Wie die Bewegung der Urburschenschaft besaß sie zu Anfang einen ausgesprochenen Parteicharakter, sie wollte unter Ausschluß der Juden alle deutschen Studenten sammeln und mit nationalem Geist erfüllen. Die Urburschenschaft hatte in der Scheidung von innerer und äußerer Verbindung einen gut organisatorischen Ausdruck gefunden; es frug sich nun, ob auch die Kyffhäuserbewegung ihre Bestrebungen in die richtige Form fassen würde, die ihr eine weitgehende Beeinflussung der Studentenschaft ermöglichte.

Die Vereine Deutscher Studenten boten in ihrer ersten Zeit ein großes Sammelbecken dar, sie umfaßten Einzelpersonen und ganze Korporationen. Das Einigende war der Antisemitismus, im übrigen herrschten allerlei Strömungen nebeneinander: nationale bis zum blinden Chauvinismus gesteigerte, sozial angehauchte und gemäßigt konservative. Bemerkenswert erschien auch die starke Beteiligung der Katholiken. Diese bunte Mischung der Richtungen macht es begreiflich, daß in den Vereinen sich Politiker der verschiedensten Richtungen ihre ersten Sporen verdienten, neben dem späteren Vertreter des Bundes der Landwirte Diederich Hahn stand der spätere Pfarrer Friedrich Naumann und der spätere Sozialdemokrat Wolfgang Heine lange Zeit Schulter an Schulter. Und der äußere Erfolg der Bewegung führte naturgemäß dazu, das Gemisch noch zu vergrößern.

Diese Verhältnisse drängten die Fragen der Organisation ganz von selbst in den Vordergrund. Es galt, im Innern unbedingte Ordnung zu schaffen, eine Aufsicht über die Mitglieder herzustellen und Parteidisziplin zu üben. In Breslau war unter Dulons Einfluß die Parteiorganisation am reinsten zur Ausbildung gekommen, als Beweis dafür erscheint das reich entwickelte Abteilungsleben. In Halle vollzog sich zuerst die innerliche Wandlung. Die Befugnisse des Vorstands, der Vereinsversammlung, die Rechte und Pflichten der Mitglieder und andere Bestimmungen wurden endgültig festgesetzt, und nun zeigte sich eine Erscheinung, die in der eigentümlichen Entwicklung des studen-

tischen Korporationslebens begründet ist. Die Mitglieder der einzelnen studentischen Körperschaften unterstanden bereits der Disziplin ihrer Vereinigung und konnten sich daher wohl einem interkorporativen Vereine anschließen, der ganz lose organisiert war und keine weitgehenden Aufsichtsrechte für sich in Anspruch nahm, aber keiner Partei, welche wie die Kyffhäuservereine in Hinsicht ihrer Grundsätze und deren Betätigung unbedingte Kontrolle ausüben wollte. Dieser Gegensatz zwischen Korporations- und Parteidisziplin zeigte sich später noch einmal bei der Entwicklung des Verbandes Deutscher Hochschulen, und in beiden Fällen scheiterte die Erhaltung einer großen studentischen Partei wesentlich mit an diesem Gegensatz. In Halle traten infolge der strafferen Zusammenfügung die Mitglieder anderer Korporationen aus, und damit war den Kyffhäuservereinen der Weg gewiesen, den sie einzuschlagen hatten, um sich im akademischen Leben zu erhalten: nicht als große, allumfassende Partei, sondern als geschlossene Vereine mußten sie wirken. Daß es ihnen trotzdem gelang, in der Studentenschaft Anhang zu gewinnen, war ein Zeichen der Stärke der von ihnen vertretenen Ideen. Die Beschränkung auf die eigenen Kreise brachte den Vorteil, daß man für den Verband wirklich einheitliche Einrichtungen schaffen konnte; so beschloß der Augustkonvent 1882 für alle Korporationen des Verbands: „Jeder Verein läßt seinen Mitgliedern bei Stellungnahme zur Mensurfrage volle Freiheit." Und im Jahre darauf ward das Band zwischen den einzelnen Vereinen dadurch enger geknüpft, daß jedes Mitglied eines Vereins beim Beziehen einer neuen Universität in den dortigen Verein eintreten mußte.

Die Verengerung der Partei zur Korporation drohte noch weiterzugehen; in den kleineren, zumeist süddeutschen Vereinen, wo im Gegensatz zu den großen norddeutschen das erzieherische Moment überwog, bildete sich das korporative Leben deutlicher aus und rang nach Geltung. Auf dem Verbandskonvent 1883 tauchte die dann mehrfach wieder behandelte Frage auf, ob die Vereine Mützen und anderweitige farbige Abzeichen z. B. Bierzipfel anlegen sollten. Sie ward 1885 entschieden verneint und ein von Kiel unternommener Vorstoß in dieser Richtung 1886 zurückgewiesen. Aber selbst in Berlin unternahm ein Teil des Vereins 1887 den Versuch, den korporativen Charakter schärfer herauszugestalten; im Sommer 1889 kam es wegen derselben Frage zu einer schweren Krisis, und auch an andern Hochschulen trat die gleiche Neigung hervor. Aber der auf Ausschließlichkeit hinstrebende Korporationsgeist ward doch zuletzt unterdrückt; man gab damit zwar manche Annehmlichkeiten des Korporationslebens auf, bewahrte sich jedoch dafür die Möglichkeit, auf weitere Kreise der Studentenschaft einzuwirken. Von großer Wichtigkeit erschien es auch, daß die Beschlüsse der Verbandskonvente, die noch 1882 von Breslau überhaupt nicht beachtet wurden, sehr bald in den Vereinen zur unbedingten Geltung gelangten. Von schwerwiegender Bedeutung für die innere Entwicklung, ja für den ganzen Bestand des Kyffhäuserverbandes wurden zwei Fragen: die Frage nach der **Stellung zu den nationalen Bestrebungen der deutschen Studentenschaft Österreichs** und die nach der **Stellung zum Christentum**.

In Österreich war das Nationalbewußtsein der Deutschen nach den Siegen von 1870 und 1871 allmählich stärker geworden, der Ansturm des Slaventums Ende der siebziger Jahre hatte ein allgemeineres Erwachen des deutsch-österreichischen Volkes bewirkt, und insbesondere an den Hochschulen zeigte sich eine tiefgehende nationale Begeisterung. Die ostmärkischen Burschenschaften im Bunde mit anderen deutsch-nationalen Korporationen erlangten in Wien, Prag und Graz die Oberhand und drängten die unpolitischen Korps zurück. Auch in Leoben, Innsbruck und Czernowitz kamen deutsch-nationale Körperschaften zu schneller Blüte. Gegen die Slavisierungs- und Magyarisierungsversuche gründeten 1878 sechs Burschenschafter den Deutschen Schulverein, und im geheimen wurde in den Herzen der deutschen Studierenden Österreichs der Wunsch nach Vereinigung der deutschen Kronländer mit dem Deutschen Reiche lebendig. Ihre Begeisterung klammerte sich an Männer wie Wilhelm I., Bismarck und Moltke, und Kundgebungen mancherlei Art, wie das Absingen der „Wacht am Rhein", das Zurschautragen von Kornblumen, das Aushängen schwarzweißroter Fahnen, die immer wiederkehrenden Reden auf Kaiser Wilhelm und seine Paladine mußten den Argwohn der Behörden stets von neuem hervorrufen. Schwere Bestrafungen von Studenten wegen Hochverrats, begangen durch Kommersreden, die Auflösung von Korporationen und von allgemein-akademischen Lesehallen erregten die Gemüter von frischem und führten erst recht zu neuen Kundgebungen. So verließen am 8. März 1882 auf einem Goethekommers die Burschenschaften beim Erklingen der österreichischen Nationalhymne den Saal und kehrten nach Beendigung des Liedes unter dem Gesang der „Wacht am Rhein" zurück.

Diese in Österreich mächtig emporschwellende und von den Behörden bitter gehaßte und leidenschaftlich verfolgte deutsch-nationale Bewegung suchte nach einem Rückhalt und glaubte ihn in den reichischen Vereinen Deutscher Studenten zu finden, mit denen sie den Grundzug des Antisemitismus teilte. Es entstand nun die Frage, wie sich die Vereine zu diesen durch und durch politischen und verworrenen Bestrebungen verhalten würden.

Derjenige Verein, der zuerst die österreichische Frage aufgriff, war der Breslauer, in dem v. Schramm mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit für die Deutsch-Österreicher eintrat. Seit dem Frühjahr 1882 entwickelte sich ein lebhafter Verkehr der Breslauer mit den Wiener Burschenschaften und führenden Parteimännern der deutsch-nationalen Jugend Österreichs, insbesondere mit Georg v. Schönerer. Doch blieb diese Teilnahme im Breslauer Verein nicht unwidersprochen, und die Gegner v. Schramms setzten auf der Tagung des Kyffhäuserverbandes eine Resolution durch, welche sich zu den deutsch-österreichischen Bestrebungen ablehnend verhielt. Aber der Verband war damals noch nicht in der Lage, diesem Beschluß unbedingte Geltung zu verschaffen; v. Schramm und seine Partei in Breslau kümmerten sich nicht im mindesten darum, sie pflegten die alten Beziehungen mit Österreich weiter, und am 2. November 1882 erließ ihr Führer mit etwa 50 Studenten eine ermutigende Kundgebung an den neugegründeten Verein Deutscher Studenten in Wien. Ebenso blieb der Berliner Verein in enger Fühlung

mit den Deutsch-Nationalen Österreichs, und die dem Kyffhäuserverband nahestehende „Kyffhäuserzeitung" stellte sich sehr stark in den Dienst ihrer Sache. Doch trat in Berlin bald eine Wendung ein.

Beim Wiener Trauerkommers auf Richard Wagner am 5. März 1883 war es zu lebhaften politischen Demonstrationen gekommen, so hatte der später als „Jüngstdeutscher" bekanntgewordene stud. phil. Hermann Bahr von der „schwerbüßenden Kundry" gesprochen, „die heut' an der Grenze der neuerstandenen Größe sehnsüchtig des deutschen Erlösers harrt", und er und der Kommersleiter waren relegiert worden, worauf das ganze Semester hindurch lärmende Kundgebungen der deutsch-nationalen Studenten stattfanden. Das Stiftungsfest des Breslauer Vereins gestaltete sich infolge der zahlreichen Begrüßungsschreiben aus Österreich und der Reden österreichischer Burschenschafter, besonders des stud. phil. Richard Fellner zu einer großen Kundgebung für die deutsch-nationale Studentenschaft Österreichs. Auf Kosten v. Schönerers ward ein genauer Bericht mit Wiedergabe aller Reden auf einer Sonderbeilage in der Presse verbreitet. Als sich nun im Anschluß an diese Vorgänge im Breslauer Verein die Mehrheit für v. Schramm, den Hauptveranstalter, erklärte, trat der Berliner Verein öffentlich in der Presse gegen die Haltung der Breslauer und der im gleichen Sinne wirkenden „Kyffhäuserzeitung" auf. Das unschöne Hinaustragen des Streits zweier Brudervereine an die breiteste Öffentlichkeit war ein Zeichen dafür, daß der innere Zusammenhang des Verbandes noch sehr zu wünschen übrigließ, und erschien zugleich als das einzige Mittel, den Einfluß einer so machtvollen Persönlichkeit wie der v. Schramms zu beschränken. Auch der Leipziger Verein gab — allerdings nicht öffentlich — seiner Ansicht Ausdruck, daß die österreichischen Burschenschaften die Vereine nur für ihre Zwecke gebrauchen wollten, indem sie auf deren großen Festen Reden hielten, die sie in ihrem Vaterlande nie würden halten dürfen, um sie dann durch den Druck weiterzuverbreiten. Der Zwiespalt im Kyffhäuserverbande drohte größer zu werden; während die einen die Berliner Resolution inhaltlich billigten, verhielten sich andere ablehnend, und die Vereine von Berlin und Breslau standen feindselig zueinander, bis die Augusttagung 1883 endlich die Frage löste. Sie erklärte, daß sie sich ablehnend gegen einen Anschluß an die deutsch-nationalen Bestrebungen in Österreich verhalte, wenn sie auch wünsche, daß in den Vereinsmitgliedern Interesse und Verständnis für die hohen Kulturaufgaben des Deutschtums im Osten erweckt werde.

Kaum aber war die österreichische Angelegenheit erledigt, als die schon erwähnte Frage nach der Stellung zum Christentum das Verbandsleben erschütterte und eines der stürmischsten Semester der ganzen Bewegung heraufführte. Der Österreicher Fellner leitete den Kampf durch einen überaus radikalen „Offenen Brief an meine Freunde und meine Gegner" in der Kyffhäuserzeitung vom 18. Februar 1884 ein. Die Heftigkeit und der Umfang des Streites, der auch im Innern der Vereine tobte, wird schon äußerlich durch die Tatsache gekennzeichnet, daß in den 15 Nummern der Kyffhäuserzeitung vom 28. Februar bis 26. Mai 43 offene, z. T. vier bis fünf Spalten lange Briefe, Erklärungen, tatsächliche Berichtigungen und Mittei-

lungen erfolgten. Die Streitigkeiten wurden verhängnisvoll für die Weiterentwicklung der Vereine und machten die Einberufung eines außerordentlichen Pfingstkonvents nach Berlin 1884 nötig, der für den Gesamtverband deshalb von Bedeutung war, weil auf ihm seine Ausgestaltung vollendet wurde. Neben v. Schramm, der hier zum letztenmal auftrat, spielte dabei der Vorsitzende Friedrich Ernst von Schwerin die Hauptrolle, und von seinen der Tagung vorgelegten „Motiven" (Erläuterungen zu dem Satzungsparagraphen 1) sagte der Leipziger Professor D. Luthardt: „Das ist nicht mehr das Werk junger begeisterter Studenten, sondern das Werk junger Diplomaten."

Das Ergebnis der Tagung war insbesondere, daß man die drohende Sprengung des Verbandes verhütete. Die beiden feindlichen Parteien einigten sich auf eine mittlere Linie und verhinderten damit auch den von Stöcker empfohlenen Plan, den norddeutschen Vereinen einen protestantischen, den süddeutschen einen katholischen Charakter aufzuprägen. „Die Mitglieder müssen Christen sein," so setzte man fest. „Infolgedessen fordern die Vereine von ihren Mitgliedern, daß dieselben getauft sind und dem Christentum in Anerkennung des hohen sittlichen Einflusses, den es während seiner tausendjährigen Verbindung mit dem deutschen Volksleben auf letzteres geübt hat, nicht feindlich gegenüberstehen. Die Vereine haben von ihren Mitgliedern weder Ablegung eines religiösen Glaubensbekenntnisses, noch Stellungnahme zu irgendeinem konfessionellen oder dogmatischen Standpunkte zu verlangen, wohl aber dürfen sie von ihnen eine Gesinnung erwarten, welche alle zur Tötung der religiösen, idealen und moralischen Triebe im Menschen führenden Bestrebungen verwirft."

So hatte der Kyffhäuserverband die Einigkeit im Innern hergestellt, die ihm nach außen hin mächtige Stoßkraft verleihen mußte. Seine Sturm- und Drangperiode war vorüber. Und es begann für ihn eine Zeit äußeren Wachstums und herrlicher Blüte. Er wirkte als mächtig hinreißende Partei in der deutschen Studentenschaft und brachte ihren weitaus größten Teil zu gemeinsamen patriotischen Kundgebungen zusammen. Diesen ihren Bestrebungen galten auch die ehrenden Worte, die Fürst Bismarck am 14. März 1885 im Reichstage sprach: „Was mich ermutigt, das sind die Zeichen unserer heutigen studentischen Jugend. Es lebt in ihr eine viel großartigere Auffassung des nationalen Lebens als in den meisten von uns. Lassen Sie uns einmal erst gestorben sein, dann wird man es sehen, wie Deutschland in Flor kommt. Die Jugend, das ist die Hoffnung, in der ich ruhig sterben werde."

Das erste von den großen nationalen Festen war der Kommers zur Vorfeier von Bismarcks Geburtstag am 27. Februar 1885, an dem H. v. Treitschke die Festrede hielt. Die eigentliche Feier von des Fürsten Geburtstag am 1. April gestaltete sich zu einer machtvollen Kundgebung der Studentenschaft Alldeutschlands. Die Kyffhäuservereine, voran der Breslauer, wirkten anspornend in der ganzen akademischen Jugend und stellten auch die zahlreichsten Vertreter, und als die Abgeordneten der Studentenschaft in großem Aufzuge vor dem Reichskanzlerpalais vorgefahren waren, trat als ihr Sprecher ein Mitglied des Berliner Vereins auf, dessen Rede Bismarck mit einer Gegenrede beantwortete. Welch starken Einfluß die Vereine damals in Deutschland aus-

übten, erhellt auch aus der Tatsache, daß die von den Breslauern vorgeschlagene Adresse an Bismarck von der deutschen akademischen Jugend angenommen ward, mit Ausnahme der Tübinger, welche durch den württembergischen Gesandten eine eigene überreichen ließ und damit den Beweis lieferte, daß in der Studentenschaft der Partikularismus noch nicht erstorben sei.

Eine andere machtvolle Kundgebung war 1887 der Reichskommers des Berliner Vereins, der in die politisch erregte Zeit nach Auflösung des Reichstags wegen der Septennatsfrage fiel. Ein elementarer Jubel brach los, als bei dieser Gelegenheit Graf Moltke, geleitet von sämtlichen Chargierten des Vereins — etwa 30 bis 40 — den glänzenden Saal der Philharmonie betrat. Eine weitere, große nationale Feier, die auf Anregung des Berliner Vereins die Studentenschaft Alldeutschlands beging, fand beim 90. Geburtstag Kaiser Wilhelm I. statt. Am Nachmittag des 21. März 1887 setzte sich in Berlin der Riesenfackelzug der akademischen Jugend Deutschlands in Bewegung. Er umfaßte 3400 Fackelträger, darunter 250 Mitglieder des Kyffhäuserverbandes. Mehrere Hundert Chargierte nahmen mit den Fahnen vor dem Königlichen Palais Aufstellung, während die Masse der Fackelträger in langen Windungen auf dem Platze vor der Universität aufzog. Den Höhepunkt der Feier bildete die Ansprache, die Kaiser Wilhelm I. an die Abgesandten des Zuges hielt.

Es war seine letzte Kundgebung an die Studentenschaft, ein Jahr später — am 8. März 1888 — verschied er. Und nun erwies ihm die deutsche Jugend die letzte Ehre. „Mit acht Grad Kälte hatte der Trauertag begonnen, schneidend strich der Wind von Osten. Mochten die steifen Glieder beim vierstündigen Stehen erstarren, mochten der steifen Hand Fahne und Schläger fast entsinken, im Gedanken an den, um dessentwillen es geschah, ertrug man diese Unbilden leicht. Gegen 1 Uhr verkündete der eherne Mund der Kanonen, daß Kaiser Wilhelm seinen letzten Siegeszug durch die Linden angetreten habe, daß er die letzte Heerschau über sein treues Volk halte. Die gewaltigen Klänge des Beethovenschen Trauermarsches wühlen den Schmerz noch einmal in seinen Tiefen auf, bis sie von dem trostreichen „Jesus meine Zuversicht" verdrängt werden. Fahnen und Schläger senken sich vor dem großen Toten in den Staub. Ein ergreifender, unvergeßlicher Abschied! Vale, senex Imperator!"

In jene Zeit des Aufschwungs der Kyffhäuserbewegung, wo sie auch an zahlreichen anderen Universitäten Fuß faßte, fallen noch eine Reihe von Taten, durch die sich die Vereine allgemein bekannt machten. So trat der 1886 neubegründete Bonner Verein im Januar 1887 an die gesamte studierende Theologenschaft mit der sogenannten „Theologenpetition" heran, die etwa 2300 Unterschriften an den deutschen Universitäten erhielt. In ihr forderte man, daß das Recht der Teilnahme an der allgemeinen Wehrpflicht den evangelischen Theologen gewahrt bleibe. Und im gleichen Jahr — am 12. November — erschien von Angehörigen desselben Vereins eine zweite Veröffentlichung. Es war die erste Kundgebung in Deutschland gegen die Errichtung eines Heinedenkmals in Düsseldorf, die in weiten Kreisen teils Begeisterung teils Entrüstung hervorrief, den Streit um das Heinedenkmal in Fluß brachte und mit bewirkte, daß es in Düsseldorf nicht errichtet wurde.

Eine wertvolle nationale Aufgabe stellte sich der Kyffhäuserverband seit der Tagung von 1887, indem er die Schaffung von Kolonialabteilungen empfahl, in denen allwöchentlich oder vierzehntäglich Vorträge über das deutsche Kolonialwesen gehalten werden sollten. Es gelang den verschiedenen, bald entstehenden Abteilungen, Afrikaforscher und Missionsgeistliche als Redner zu gewinnen, wodurch sie tatsächlich der Studentenschaft das Studium der Kolonialpolitik näherbrachten.

Ein weiteres wichtiges soziales Gebiet verleibten damals die Kyffhäuservereine ihrem Arbeitsfelde ein: die Organisierung der freiwilligen Krankenpflege im Felde. Auf Antrag des Tübinger Vereins beschloß die Kyffhäusertagung 1886, an allen Hochschulen für das christlich-nationale Liebeswerk tätig zu sein und die Studentenschaft dafür zu gewinnen. Als begeistert werbender Publizist vertrat diese Bestrebungen Friedrich Naumann und griff damit zum letztenmal aktiv in die Entwicklung des Kyffhäuserverbandes ein (Dezember 1886). 1887 bereisten einige Alte Herren Deutschland zu Propagandazwecken. Die akademischen Behörden verhielten sich teilweise ablehnend; in Königsberg verbot sogar der Rektor, daß ein Nichtangehöriger der Universität einen aufklärenden Vortrag in einer Studentenversammlung halte, und in Göttingen ward dem Verein die Leitung der Kriegskrankenpflege von den Behörden abgenommen. In Halle zeigten sich in der Studentenschaft gegnerische Strömungen; mehr Erfolg hatte man in Leipzig, in Greifswald und in Tübingen, wo sich 1887 eine Sanitätskolonne von 40, meist süddeutschen Studenten, bildete. Der Hauptleiter des gesamten Unternehmens, der jüngere Wichern, der Sohn des Vorkämpfers für innere Mission, übergab die Leitung den Kyffhäuservereinen, die in ihren Hochschulorten die Werbung übernahmen und die Anmeldestelle bildeten. Sie arbeiteten unermüdlich. In Berlin kam am 4. November 1887 die erste wirkliche „Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege" zustande. Die bald überall verbreitete Krankenpflegergenossenschaft wuchs, insbesondere gelang es, die Burschenschaft dafür zu gewinnen, während sich die Korps ablehnend verhielten. Zum Dank für ihre Bemühungen sprach 1887 der General v. Wulffen den Kyffhäuservereinen die Anerkennung und die Sympathie des Roten Kreuzes aus. Als dann Wichern gegen seine frühere Zusage jüdische Studenten zuließ, kam es 1890 zu längeren Streitigkeiten, bei welchen der Kyffhäuserverband erreichte, daß man in der Aufnahme von Juden sehr vorsichtig verfuhr.

20. Die Gegenbewegung gegen den Kyffhäuserverband in der Studentenschaft



Im schärfsten Widerspruch zu dem damals herrschenden liberalen Geiste stehend, erschien die Kyffhäuserbewegung als eine ausgesprochene Kampfesbewegung. Ihr Aufkommen war eine gewaltige Kriegserklärung auf akademischem Boden. In der nationalen und staatsbürgerlichen Erziehung zu einem Volke und in einer dementsprechenden Beeinflussung der studierenden Jugend sah der Kyffhäuserverband nach kurzem unsicheren Tasten seine studentische Hauptaufgabe, und so erwachte das, was einst die Urburschenschaft unter wesentlich anderen politischen Verhältnissen erstrebt hatte, in moderner Form zu einem neuen, zukunftsreichen Leben. Damit aber wurde der Verband im wiedererstandenen Deutschen Reich der vom Zeitgeist getragene Erneuerer der altburschenschaftlichen Ideale. Mit der Betonung dieser Ziele führte er in das Hochschulleben ein völlig neues Moment ein und mußte dadurch wesenverändernd auf die Studentenschaft einwirken. Die alte, leichtfaßliche Gruppierung in Korps, Burschenschaften und Nichtfarbenstudenten, die vor der Reichsgründung die ins Auge fallende gewesen war, entsprach schon längst nicht mehr der reichen, weitverästelten Entwicklung, und der Kyffhäuserverband erschien als erster lauter Verkündiger eines zeitgemäßen, langsam werdenden neudeutschen Studententums. Dieser Entwicklung trugen die früher charakterisierten Gesetze für Studierende nicht Rechnung, daher mußte die Bewegung ganz naturgemäß mit den Behörden in Streit geraten und durfte sich sehr bald einer Reihe von Märtyrern rühmen, welche der patriarchalischen Hochschuljustiz zum Opfer gefallen waren, denn diese urteilte nicht immer völlig unparteiisch, sondern aus Opportunitätsgründen und aus Nachgiebigkeit gegen mächtige politische Strömungen.

So lobenswert nun an sich auch das Ziel des Kyffhäuserverbands war, wenn er dem nationalen Gedanken zum Durchbruch in der Studentenschaft zu verhelfen suchte, so hatte die Bewegung doch auch ihre bedenklichen Seiten. Sie wollte national sein, aber sie gab dabei diesem Begriff eine enge Fassung, trat mit einer anspruchsvollen, gelegentlich terroristischen Unbedingtheit auf und verurteilte, ebenso wie Bismarck die seiner Politik entgegenstehenden Parteien kurzweg als „Reichsfeinde" bezeichnete, alles, was nicht in ihrem Sinne war, als unnational. Zu diesem einseitigen Begriff des Nationalen kam aber noch die Verquickung der neuen Bestrebungen mit der Judenfrage. Hatte die Urburschenschaft die jüdischen Studenten infolge ihres geringen Prozentsatzes

aus ihrer Gemeinschaft ausschließen können, ohne dadurch eine Parteiung in der Hochschuljugend befürchten zu müssen, so bedeutete jetzt die Stellungnahme zu der an Zahl gewachsenen jüdischen Studentenschaft nebst ihrem liberalen Anhang eine folgenschwere Zerreißung der bis dahin noch nicht in solcher Schroffheit geschiedenen akademischen Jugend.

Sein Ziel, die Studentenschaft bis in ihre Tiefen zu erschüttern und sie nach langem Hindämmern wieder zu frischer Tat fortzureißen, erreichte der Kyffhäuserverband, allerdings nicht nur in gutem Sinne. Da er vor Rücksichtslosigkeit und Schärfe nicht zurückschreckte und dabei alle Mittel des modernen Parlamentarismus und moderner Propaganda wie Flugblatt, Presse, Versammlungsreden und Resolutionen in geschickter, ja virtuoser Weise zu handhaben verstand, so war sein Einfluß auf die Massen zunächst unbegrenzt. Um so leidenschaftlicher und haßerfüllter mußte aber dann auch die Gegenbewegung sein, die er in der jetzt schroff geschiedenen Studentenschaft auslöste. Und bald spielten sich Kämpfe auf akademischem Boden ab, die sich zu einer bis dahin unbekannten Wildheit steigerten und die übeln Gewohnheiten des politischen Tageskampfes wie die Verleumdung des Gegners und das Herumschnüffeln in dessen Privatverhältnissen ins akademische Leben einführten. Sie trugen dazu bei, das studentische Wesen zu vergiften und im Ton zu verrohen. Aber dieses Ergebnis ist nicht ausschließlich der neuen Bewegung zur Last zu legen, vielmehr dem Zusammenprall der beiden feindlichen, von außerakademischen Gewalten genährten Richtungen, welche an sich die logische Folge der gesamten Zeitentwicklung darstellen.

Die Kyffhäuserbewegung hatte vor den gegnerischen Bestrebungen das eine voraus, daß sie von Anfang an in der Antisemitenpetition einen gemeinsamen Mittelpunkt für ganz Deutschland besaß und somit ihre Kräfte für ein gemeinsames Ziel zusammenfassen konnte. Schwerer ließ sich auf philosemitischer Seite die Abwehr organisieren, allerdings erhielt diese Partei an den meisten Universitäten wie z. B. in Berlin eine starke Stütze im Lehrkörper. Die Berliner Universitätsbehörde schreckte in ihrem Vorgehen gegen die antisemitischen Studenten vor den strengsten Disziplinarmaßregeln nicht zurück, gestattete dafür aber den Philosemiten Dinge, die sie den Gegnern versagte. Und in Halle mahnte der Rektor durch Anschlag von einer Teilnahme an der Antisemitenbewegung geradezu ab. Am frühesten und lebhaftesten setzte die Abwehrbewegung in Leipzig, Göttingen und Berlin ein. In Leipzig bildete sich ein „studentisches Komitee zur Bekämpfung der antisemitischen Agitation", doch war man im eigenen Lager nicht einig, und eine am 23. November 1880 gefaßte Protestresolution erhielt nur eine knappe Mehrheit. Auch erschien eine Flugschrift: „Antisemitische Wühlereien und Raufereien in Pleißathen", eine Gegenpetition ward veranstaltet, und die Kämpfe zeitigten manches Häßliche. So entwendete ein jüdischer Rechtsanwalt Listen mit Unterschriften aus dem Geschäftszimmer und ward durch Diederich Hahn zur Herausgabe gezwungen. In Göttingen durften die Philosemiten mit Erlaubnis der Behörde, welche den Gegnern einen Anschlag verweigert hatte, zu einer Versammlung am Schwarzen Brett einladen. Sie unterlagen zwar, trotzdem ihr

Führer, stud. hist. Ludwig Quidde, der spätere Verfasser der „Caligula"-Broschüre, nicht ungeschickt auftrat, aber ihre Kundgebung ward bis zum 16. Dezember doch von rund 180 Studenten unterzeichnet. Mit Geschick wandten sie sich in ihrem Protest gegen die schwächste Stelle der studentischen Antisemitenpetition, welche der ganzen Schrift einen etwas unaufrichtigen Charakter verlieh, und welche lautete: „Sollte nun aber trotz allem der Erfolg nicht überall ein durchschlagender werden, dann würde es zur Not sogar genügen, wenn wir selbst nur von einer Universität ein erfreuliches Resultat zu verzeichnen hätten; denn dieses könnte dann mit vollem Recht als Maßstab der Gesinnung der gesamten Studentenschaft dem Reichskanzler vorgelegt werden."

Am nachdrücklichsten begann die philosemitische Abwehrbewegung in Berlin. Erschwert ward dort die Stellung des antisemitischen Komitees auch durch das Auftreten des Studentenausschusses, der im Dezember 1880 erklärte, daß er gegen die vielfach verbreitete Meinung, als ob diese Bewegung von der „gesamten deutschen Studentenschaft" gebilligt werde, entschieden protestieren müsse. Am 8. Dezember erschien dann mit Erlaubnis des Rektors Hofmann, der den Antisemiten jeden Anschlag verweigerte, der erste Aufruf von 12 Studierenden, die sich als „Komitee zur Bekämpfung der antisemitischen Agitation in der Studentenschaft" bezeichneten. Und am 18. Januar 1881 kam es auf dem allgemeinen Reichskommers zum ersten tätlichen Zusammenstoß beider Parteien. In seiner Rede spielte Mommsen auf ein Wort des damaligen Kronprinzen Friedrich an, der „Antisemitismus sei eine Schmach für Deutschland", und erhöhte dadurch die schon vorher vorhandene Erregung der Studentenschaft. Da forderte plötzlich ein jüdischer Student in der Gegend, wo der „Verein Deutscher Studenten" saß, etwa 20 Kommilitonen die Karten ab, und ein anderer, Lövinsohn, unterstützte sein Treiben, ja ohrfeigte sogar einige in der Nähe und rief in offenbarer Betrunkenheit: „Jetzt beginnt die Christenhetze, das große Christenschlachten fängt an, ich will noch Christenfleisch haben." Der Zwischenfall ward vom Ausschuß mit Mühe vorläufig beigelegt, und die Universitätsbehörde, welche gegen die Antisemiten immer sehr schnelle Justiz übte, zog die beiden Störenfriede erst etwas spät vor ihren strafenden Richterstuhl.

Als dann mit der Konsiliierung v. Schramms wegen seiner Angriffe auf Mommsen die Ruhe wiederhergestellt schien, forderte der Rektor am 5. Februar die Auflösung des philosemitischen Komitees, das für seine Petition im ganzen nur 67 Stimmen zusammengebracht hatte. Trotzdem ruhten die Kämpfe noch keineswegs. Zwei Einrichtungen allgemeinstudentischen Charakters gab es damals an der Berliner Universität, um deren Besitz von da an beide Parteien lange Jahre leidenschaftlich rangen: die Lesehalle und der Ausschuß.

Die am 10. Januar 1870 gegründete Lesehalle war Ende des Sommersemesters 1870 zugleich mit dem damaligen Ausschuß aufgelöst worden. Allein schon eine Woche danach beschloß der Senat, dieselbe als selbständiges Institut unter der Verwaltung eines sieben- später zehngliedrigen „Direktoriums" be-

stehen zu lassen, das in jedem Semester von einer Generalversammlung der Mitglieder gewählt wurde. Von einer Parteistellung dieser Körperschaft war während der siebziger Jahre niemals die Rede; wenn auch die meisten ihrer Mitglieder der herrschenden liberalen Anschauung huldigten, so trug sie als Ganzes neutralen Charakter. Jetzt wollte der Verein Deutscher Studenten in der Lesehalle seinen Einfluß ausüben und die darin herrschenden Philosemiten vertreiben. Er veranlaßte seine Mitglieder zum Masseneintritt und setzte die an sich durchaus berechtigte Forderung durch, daß auch einige antisemitische Blätter aufgelegt würden. Als man dieselben auf Mommsens Veranlassung wieder abschaffte, verlangten die Antisemiten eine Generalversammlung, die am 2. März 1881 stattfand. Bezeichnend für die Tonart, in der der Kyffhäuserverein Angriffe aussprach, waren die dabei gefallenen Worte seines Vertreters: „Das bisherige Direktorium und seine Gesinnungsgenossen sind in den Knechtsdienst fortschrittlicher Professoren getreten und haben die akademische Freiheit schamlos verraten." Nachdem die Gegenpartei demonstrativ den Saal verlassen hatte, wählten die zurückbleibenden Antisemiten ein neues Direktorium aus ihrer Anhängerschaft, das aber der Rektor nicht anerkannte, und das daher auf seine Anordnung hin die Geschäfte dem früheren Vorsitzenden übergeben sollte. Da es dieser Aufforderung nicht nachkam, ward die Lesehalle am 8. März von den Behörden geschlossen, wenige Tage darauf aber auf Wunsch der nichtstudentischen Mitglieder wieder geöffnet. Im Mai erklärte die Behörde die Neuwahl vom 2. März für ungültig. Doch siegten die Antisemiten bei der folgenden Neuwahl am 17. Mai wieder, aber auch diese Wahl fand die Bestätigung der Behörde wegen eines Formfehlers nicht, wie am 11. Juli — nach fast zwei Monaten — durch Anschlag bekanntgegeben wurde.

Inzwischen aber hatte ein Ereignis stattgefunden, das für die Weiterentwicklung des Berliner Studentenlebens die größte Bedeutung erhielt: die Organisierung der philosemitischen Partei in der „Freien Wissenschaftlichen Vereinigung" am 23. Juni 1881. Im Jahre 1882 kam auch in Breslau, Halle, Straßburg und in Leipzig die Gründung gleicher Vereinigungen zustande, die jedoch während ihrer kurzen Lebensdauer gegen den Verein Deutscher Studenten nichts ausrichteten. Sie entstanden „zu dem Zweck der Förderung des allgemeinwissenschaftlichen und des geselligen Verkehrs der Studenten aller Fakultäten ohne Unterschied der Nationalität und der Konfession". Die neuen Korporationen bildeten den Gegenpol zum Verein Deutscher Studenten, und der zwischen beiden in Berlin entbrennende Kampf kennzeichnete für mehr als ein Jahrzehnt das dortige akademische Leben. Die Berliner Freie Wissenschaftliche Vereinigung war keineswegs eine ausgesprochen jüdische Gründung, noch weniger eine „Filiale der Alliance israélite universelle"; sie stellte vielmehr den Sammelpunkt für die freisinnige Studentenschaft dar, und manche ihrer bedeutendsten Führer, wie Max Spangenberg, Franz Ganske, Alfred Oehlke, Max Gehrke, rühmten sich rein arischer Abkunft. Zu ihr hielten auch die revolutionären Vertreter des Kreises der modernen Dichtercharaktere, wie Hermann Conradi und der spätere Schriftsteller Heinz Tovote. Auf seiten beider Parteien bereitete man eine umfangreiche, in ihren Mitteln

nicht wählerische Agitation vor, um Lesehalle und Studentenausschuß zu erobern. Als am 11. Januar 1882 die lange verschobene Lesehallenwahl endlich vor sich ging, siegte die Freie Wissenschaftliche Vereinigung; aber es kam dabei zu solchen Lärmszenen, daß der überwachende Polizeileutnant die Versammlung mitten in der Abstimmung auflöste. Doch änderte die Neuwahl an dem Wahlergebnis nichts, und bis zum Wintersemester 1885/86 blieb die Freie Wissenschaftliche Vereinigung im unbestrittenen Besitze der Lesehalle.

Mehr Glück hatte die vom Verein Deutscher Studenten zustandegebrachte sogenannte „nationale Partei" bei den Ausschußwahlen, die am 14. Januar 1882 stattfanden. Um Lärmszenen wie die vom 11. Januar zu verhindern, war eine starke Polizeimacht aufgeboten worden. Die Freie Wissenschaftliche Vereinigung unterlag mit 340 gegen 570 Stimmen. Und von jetzt an beherrschte der Kyffhäuserverein und sein Anhang unbeschränkt den Ausschuß bis kurz vor seiner Auflösung.

Bald nach jenen Wahlen geriet das Direktorium in Kampf mit dem Ausschuß, der, wie 1870 sein Vorgänger, die Lesehalle selbst zu verwalten wünschte. Dadurch wollte er sowohl die Macht der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung brechen, als auch seine Einkünfte mehren, die lediglich in dem Verkauf der Zulassungskarten zu den Studentenversammlungen bestanden. Als er weder die drei von ihm geforderten Sitze im Direktorium erhielt, noch die Übergabe des Verkaufs der Theaterbons erreichte, eröffnete er eine scharfe wirtschaftliche Konkurrenz gegen die Lesehalle, indem er seit dem Sommer 1884 selbst Vergünstigungen bekanntgab und die Bons unentgeltlich verteilte, so daß die Lesehalle von da an mit Fehlbeträgen abschloß. Dies führte endlich 1885 zu einem Ausgleich: der Ausschuß erhielt die gewünschten drei Vertreter im Direktorium, die Lesehalle einen im Ausschuß sowie einen regelmäßigen Zuschuß aus dem Studentenfonds und einen mietefreien Raum im Barackenauditorium der Universität. Die Bonsausgabe ward unentgeltlich und fiel 1886 dem Ausschusse zu.

Während dieser Kämpfe ging es im Ausschuß selbst sehr lebhaft her, und die Gegensätze erreichten einen Siedepunkt, als der Vertreter der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung, Alfred Oehlke, in der Sitzung vom 9. Dezember 1884 bezichtigt ward, in fahrlässiger Weise sein Ehrenwort falsch abgegeben zu haben. Wahllos schickte der Beschuldigte fünf Ausschußmitgliedern Forderungen zu, und beim Austrag einer derselben fiel sein Gegner Richard Holzapfel am 5. Januar 1885. In der ganzen Presse erregte dieses Duell das größte Aufsehen, und die liberalen Blätter schoben die Schuld lediglich dem Kyffhäuserverband zu, und zu Anfang des Sommersemesters verbot der akademische Senat die allgemeinen Studentenversammlungen, in der trügerischen Hoffnung, dadurch Frieden in der Studentenschaft zu stiften. Trotzdem blieb die Wahlbewegung außerordentlich lebhaft, und Ende November 1885 errang der Verein Deutscher Studenten mit seinen Verbündeten einen glänzenden Sieg, selbst die bis dahin für uneinnehmbar gehaltene medizinische Fakultät ging den Gegnern verloren. Nun entfaltete die nationale Partei eine lebhafte Agitation, um endlich auch die Lesehalle zu erobern. Infolgedessen ward die

Generalversammlung auf Veranlassung des Direktoriums vom Rektor vertagt und das Listenwahlsystem eingeführt, das jede Debatte ausschloß. Zum erstenmal erhielt Anfang 1886 die nationale Partei eine größere Anzahl Stimmen und stellte auch den Vorsitzenden, doch siegte die Freie Wissenschaftliche Vereinigung im Sommer 1886 noch einmal, um im Wintersemester 1886/87 den Vorrang endgültig den Gegnern zu lassen. Welcher Art die bei der Agitation verwandten Mittel manchmal waren, zeigte der Versuch des Stimmenkaufs, den im November 1887 ein Student zugunsten der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung unternahm. Es gelang, ein Schreiben von ihm aufzufangen, worin er einem Kommilitonen die kostenlose Überlassung einer Karte zur Lesehalle versprach, falls er gegen den Verein Deutscher Studenten stimme.

Bis zum Jahre 1894 hatte die nationale Partei die Mehrheit in der Lesehalle; in der technischen Verwaltung trat keine wesentliche Änderung ein, auch Gegner erkannten die darin herrschende Unparteilichkeit an. Allerdings hatte auch der Verein Deutscher Studenten nicht selbst, sondern ein Mitglied des Verbands der Vereine ehemaliger Berliner Gymnasialabiturienten mehrere Jahre lang die Leitung.

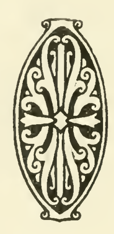
Während zu Berlin die Freie Wissenschaftliche Vereinigung die gesamte freisinnige Studentenschaft in einer großen Partei zu einigen suchte und dabei dank der Tätigkeit ihrer tüchtigen christlichen Führer die jüdischen Akademiker etwas zurücktraten, übernahm zu Breslau die jüdische Studentenschaft es selbst, ihre Interessen zu wahren. Im Sommer 1886 erschien ein längerer Aufruf; in ihm ward zur Gründung eines Vereins jüdischer Studenten aufgefordert, welcher das Zeichen des unabhängigen Judentums aufpflanzen und alle Gesinnungsgenossen unter sein Banner versammeln wollte. „Dieser Verein", so hieß es weiter, „wird schon durch sein bloßes Auftreten das fast erlöschende Bewußtsein wieder beleben, daß wir Juden sind, daß wir einem großen Ganzen von kulturgeschichtlicher Bedeutung und historischer Berechtigung angehören, und daß diese Zugehörigkeit für die Gegner kein Gegenstand der Mißachtung, für uns kein Grund der Beschämung sein kann." Am 23. Oktober 1886 trat dann als erste rein jüdische Gründung die freie Verbindung Viadrina ins Leben, die in weitgehendem Maße körperliche Übungen, wie Fechten, Turnen und Schwimmen, pflegte, zum Studium der jüdischen Geschichte anregte und ihren Mitgliedern neben strenger Couleurzucht die Pflicht unbedingter Genugtuung vorschrieb. Als man im zweiten Semester Farben annahm und eigene Waffen anschaffte, gestaltete sich das Verhältnis zur Studentenschaft schwieriger, es kam zu Streitigkeiten mit einem Korps und mit der Burschenschaft, die „jüdischen" Waffen erhielten keine Anerkennung, „Holzereien" wurden immer üblicher, und sehr bald stand die jüdische Verbindung bis zu ihrer behördlichen Auflösung ganz isoliert da. Irgendwelchen tiefergehenden Einfluß, wodurch sie dem Verein Deutscher Studenten hätte gefährlich werden können, besaß sie niemals.

War bis 1888 der Kampf hauptsächlich von philosemitischer und jüdischer Seite gegen den Kyffhäuserverband geführt worden, so sollten nach jenem Jahre, das den glänzenden Abschluß seiner Blüteperiode darstellt, ihm andere

Gegner erwachsen. Die Kyffhäuservereine waren in der Studentenschaft die Träger der von Bismarck beeinflußten politischen Strömung gewesen; der Kurswechsel, der mit der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. eintrat, mußte daher auch auf sie zurückwirken. Zudem schien ihre Aufgabe, die deutsche akademische Jugend aus dem Schlafe zu rütteln, in gewisser Hinsicht erfüllt. Und deshalb schlug ein Mitglied allen Ernstes vor, man müßte jetzt eine passende Gelegenheit benutzen, um den Verband feierlich aufzulösen. „Die deutsche Jugend von heute", schrieb damals das Organ der Vereine, die Akademischen Blätter, „ist zum großen Teil ebenso patriotisch, ebenso vaterländisch gesinnt wie wir." Und in Leipzig, in Berlin, in Bonn und anderswo entwickelte sich jetzt regelmäßig ein „wahres Hürdenrennen" zwischen den einzelnen Gruppen, wenn eine nationale Feier veranstaltet werden sollte. Die alte Eifersucht der studentischen Parteien, die bis dahin bei patriotischen Gelegenheiten die Vorherrschaft der Vereine Deutscher Studenten geduldet hatte, erstarkte von neuem, und man warf den letzteren vor, daß sie täten, als ob sie den Patriotismus gepachtet hätten. Die feindliche Strömung zeigte sich am schärfsten in Berlin. Dort war es schon beim Reichskommers 1886 zu einem Bruche mit den katholischen Korporationen gekommen, die sich durch die Verherrlichung Huttens im Festspiel beleidigt fühlten und geschlossen den Saal verließen. Ein Jahr später geriet der Greifswalder Verein in Feindschaft mit dem dortigen Wingolf, was eine Erkaltung der Beziehungen zwischen Wingolf und Kyffhäuserverband im ganzen Reiche zur Folge hatte, und in Berlin griff bei den Ausschußwahlen des Wintersemesters 1887/88 das Kartell farbentragender Verbindungen selbständig in den Wahlkampf ein. Im Sommer darauf erfolgte in Berlin der Bruch mit dem Akademischen Turnverein und seinen Bundesgenossen, und die große Kundgebung zu Ehren von Professor Dr. Bergmann wegen seines Verhaltens im Fall Mackenzie war die letzte Tat, die der Verein Deutscher Studenten im Ausschuß durchsetzte. An der Auffahrt nahmen 84 Wagen und 250 Chargierte teil, nur die Freie Wissenschaftliche Vereinigung hielt sich fern.

In den ersten Tagen des Dezember 1888 erlitt dann die sogenannte nationale Partei gegenüber dem Couleurverband, der Gruppe des Akademischen Turnvereins und der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung zum erstenmal eine Niederlage. Schon vorher — am 1. Dezember — war es in einer Ausschußsitzung zu einem schweren Zusammenstoß zwischen der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung und dem Kyffhäuserverein gekommen. Der jüdische cand. med. Hugo Blum, kein Angehöriger, sondern nur der Kandidat der ersteren, ein älterer, in Mensurangelegenheiten vielerfahrener Student, erklärte in einer „Abschiedsrede", es sei eine Schmach, daß ein solcher Verein wie der Verein Deutscher Studenten, dessen einzige Daseinsberechtigung in der Verfolgung antisemitischer Tendenzen läge, an der Universität bestehen könne. Der Vorsitzende ließ diese Beleidigung ungerügt, selbst als Otto Eichler, der Vertreter des angegriffenen Vereins, ihn darum ersuchte. Blum erklärte sogar, er habe gesagt, es sei eine Schmach, daß solch ein Verein existiere, nicht aber, daß es eine Schmach sei, einem solchen Verein anzugehören. Indessen er wolle auch nicht das Gegenteil behaupten, sein Urteil in dieser Beziehung lasse er

einfach offen. Es kam daraufhin zu einer Pistolenforderung, bei deren Austrag im Grunewald Blum am 11. Dezember fiel. Bei der Schwurgerichtsverhandlung vertraten Verteidiger, Richter und Staatsanwalt die Auffassung, daß Eichler in einem Notstande der Ehre gewesen sei, wie er schlimmer nicht gedacht werden könnte. In der ganzen Presse gab sich die größte Erregung über den Kyffhäuserverband kund, der Berliner Senat ging gegen alle am Vorfall beteiligten Mitglieder mit schärfsten Maßregeln vor und löste am 5. Juni 1889 den Ausschuß auf, um den Herd der Agitation dauernd zu ersticken.



21. Die Neugestaltung des burschenschaftlichen Lebens. Die Entstehung der Reformburschenschaften. Das Aufblühen des akademischen Turnens und Singens



n kühner Weise hatte die Kyffhäuserbewegung die damals tief im Volke lebenden Gedanken zu den ihren gemacht und dadurch auf akademischem Boden eine mit elementarer Wucht wirkende Partei schaffen können. Keine Gruppe der Studentenschaft blieb von ihr unbeeinflußt, jede hatte sich mit ihr in freundlicher oder feindlicher Weise auseinandersetzen müssen, und der nationale Gedanke war zum unbedingten Siege gelangt. Die hinreißende Zugkraft der vaterländischen Idee und der Schwung, mit dem die Vereine sie vertraten, erwarben ihnen Massen von Freunden, die sie dank ihrer lockeren Organisation sich leicht eingliedern konnten, und wie alle großen und geistig bedeutenden Strömungen zogen sie besonders die begabten Studenten an sich, entfremdeten dadurch den Farbenverbindungen zahlreiche treffliche Kräfte und bewirkten einen nicht geringen Rückgang dieser Verbindungen. Eine weitere schwere Krisis im Verbindungsstudententum war gleichfalls eine Nachwirkung der Kyffhäuserbestrebungen. Zugleich mit dem nationalen Ideal drang das beim Kyffhäuserverband damit verquickte antisemitische Prinzip in die deutsche Studentenschaft ein, bei den Korps, Landsmannschaften, Burschenschaften und den übrigen Verbindungen machte es sich geltend, überall wirkte es zerreißend, und welche häßlichen Formen die Kämpfe im Innern oft annahmen, zeigt in beredter Weise Ludwig Jacobowskis Roman: „Werther der Jude". Besonders schwer ward damals das Assimilationsjudentum getroffen, das den mehr oder weniger aufrichtigen Wunsch hatte, im Deutschtum aufzugehen, und nun allmählich, wie die Breslauer Viadrina zeigt, einer rassenbewußteren Richtung Platz machen mußte. Wo diese Kämpfe nicht wie bei den Korps, Landsmannschaften und Turnvereinen mit dem Hinausdrängen des Judentums endeten, bemühten sich die Korporationen, wenigstens dafür zu sorgen, daß nicht etwa durch Aufnahme zu vieler jüdischer Studenten eine „Verjudung" einträte.

So war die ganze Zeitlage dem Verbindungsleben nicht besonders günstig, und in der öffentlichen Meinung zeigte sich eine scharfe kritische Stimmung. Diese fand in den „Lustigen Blättern", wo der Farbenstudent als Vertreter des Studententums erschien und wegen seiner Eigentümlichkeiten andauernd

dem Spotte preisgegeben wurde, ihren charakteristischen Ausdruck. Und jene Geißelung beruhte auf der Beobachtung wirklicher Mißstände. Das gesamte Verbindungsleben hatte nach 1871 keine erfreuliche Entwicklung durchgemacht. Übermäßiger Luxus, geistige Verflachung und zunehmende Mensursimpelei war sein Kennzeichen. Aber die Bewegung, die nun im Innern der Verbindungen selbst einsetzte, zeigte deutlich, daß dem Korporationswesen gesunde und entwicklungsfähige Tendenzen innewohnten, die es auch weiterhin befähigten, einen Teil der Studentenschaft in seinen Bannkreis zu ziehen.

Am frühesten setzten reformerische Bestrebungen bei den Korps ein. Ein Alter Herr, der Posener Intendanturrat Zander, hatte zuerst den Mut, in einem Rundschreiben auf die vorhandenen Schäden hinzuweisen. Seine Eingabe an die Kösener Tagung fand Beifall; neben vielen andern — im ganzen 4077 — unterzeichneten der damalige Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm II., und Fürst Bismarck, und letzterer schrieb am 24. April 1881 an Zander einen vielbesprochenen Brief: „Euer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 16. d. M. nebst Anlagen habe ich mit verbindlichstem Dank erhalten. Ich teile die Anschauungen der Herren, welche eine Reform des Korpslebens beabsichtigen, vollständig und habe schon zu der Zeit, wo meine Söhne studierten, vergeblich versucht, durch die Universitätsbehörde in ähnlichem Sinne auf das Korpsleben einzuwirken. Es würde mich freuen, wenn auf dem jetzt beabsichtigten Wege bessere Erfolge erzielt würden, und ich hoffe dies um so mehr, als das ins Auge gefaßte Ziel kein weitgestecktes ist, sondern meines Erachtens eher hinter dem Wünschenswerten zurückbleibt. Ich habe als Student an dem Korpsleben lebhaft teilgenommen und angenehme Erinnerungen daran bewahrt, vielleicht nur deshalb, weil damals die Eisenbahnen und die Auswüchse, welche durch die Leichtigkeit des Verkehrs hervorgerufen werden, noch nicht vorhanden waren. Die dem deutschen Charakter seit Jahrtausenden eigentümliche Neigung, durch Auszüge in die Ferne seine Kampfeslust zu befriedigen, sollte meiner Ansicht nach für das Universitätsleben nach Möglichkeit eingeschränkt und letzteres, soweit es durch Kneipen und Mensuren bedingt wird, lokalisiert bleiben. Die finanziellen sind wohl noch die geringsten der Schäden, welche der Student erleidet, wenn er Geschäftsreisender der Firma seines Korps wird. — Ich suche in diesen Übertreibungen des Korpslebens einen der Gründe für die Wahrnehmung, daß diejenigen Studenten, welche Mangel an Mitteln oder an Neigung vom Korpsleben zurückhielt, in der Regel für das praktische Leben auf dem Gebiete des Wissens gründlicher vorbereitet sind. Es ist dies ein Ergebnis, welches unserer staatlichen Zukunft nicht zum Vorteil gereicht."

Unter dem Eindruck dieser öffentlichen Kundgebung beschloß der Kösener Kongreß 1881 die Abschaffung der S. C. Propatria-Suiten, verbot den kostspieligen Fremdenpump außer bei besonderen Einladungen und beseitigte damit wenigstens die schlimmsten Auswüchse.

Nicht so rasch und glatt ging die Neugestaltung der Burschenschaft vor sich. Von jeher besaß sie einen Doppelcharakter, sie wirkte teils als Verbindung, teils als studentische Partei, sie war, wie sich einer ihrer Verteidiger,

Petzoldt, damals ausdrückte, nicht bloß ein prinzipieller Bund, sondern studentische Verbindung auf prinzipieller Grundlage. In der Zeit des Tastens während der siebziger Jahre hatte sich allmählich eine Anähnlichung an die Korps hinsichtlich der inneren und äußeren Vorzüge und Mängel vollzogen. Diese Verengerung der Burschenschaften zu korpsähnlichen Verbindungen machte sie bei zunehmender Ausschließlichkeit immer unfähiger, in der Studentenschaft eine Führerrolle wie vor dem Kriege zu übernehmen und eine große Partei zu bilden. So kam es, daß nicht die Burschenschaft, sondern die Vereine Deutscher Studenten das neue Ideal schufen, die innere politische und soziale Einheit des deutschen Volkes herzustellen. Nun war den Burschenschaften der Weg ihrer Weiterentwicklung gewiesen; ihre Tätigkeit mußte sich zunächst auf ihre eigenen Kreise beschränken. Und da hatten sie lange Zeit genug zu tun. Am 20. Juli 1881 kam es endlich zu einer Einigung der bis dahin zerklüfteten Burschenschaften, aber der Bund, der Eisenacher Allgemeine Delegierten-Convent (A. D. C.), bildete zunächst nur eine äußere Einheit von 35 Verbindungen, die sich erst zu einer inneren ausgestalten mußte. Man bestimmte zunächst, das Verhältnis der Burschenschaften untereinander solle auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung der Gleichberechtigung begründet sein. Verrufserklärungen zwischen Burschenschaften des Verbandes seien unstatthaft. Jede Burschenschaft müsse unbedingte Genugtuung geben. Das war der positive Kern der ersten Bundesurkunde. Alle anderen Prinzipien wurden als Privatsachen der einzelnen Verbindung erklärt. Die Entwicklung führte 1882 von selbst dazu, Bestimmungen über Zweikämpfe mit schweren Waffen unter Burschenschaftern und über die Aufnahme neuer Verbindungen festzulegen, die im allgemeinen zwei Semester renoncieren (proben) mußten. Der Versuch der Breslauer Raczeks, die gleich dem Breslauer Verein Deutscher Studenten durch Aufrollung der österreichischen Frage im großdeutschen Sinne wirken und die politisierenden österreichischen Burschenschaften heranziehen wollten, wurde zurückgewiesen und mit den Österreichern ein ähnliches freundschaftliches Verhältnis angebahnt, wie es der Kyffhäuserverband erreichte. Die Einigung der Aktiven, die mancher von den oftmals enttäuschten Alten Herren mit Mißtrauen begrüßt hatte, wirkte allmählich auch auf letztere zurück, und der Reichskommers 1882 war ein Zeichen des beginnenden engen Verkehrs zwischen Alten und Jungen.

Diese ruhige Entwicklung wurde aufs schwerste durch die reformburschenschaftliche Bewegung gefährdet. Der geistige Urheber derselben war der Dr. med. Konrad Küster in Berlin, ein alter Bonner Frankone, ein jugendlich gebliebener Idealist trotz seiner Mannesjahre. Ihn freute der Aufschwung, den das burschenschaftliche Leben mit der Eisenacher Gründung nahm, und er setzte es mit durch, daß am 18. Januar 1882 in Berlin zum ersten Male alte und junge Burschenschafter einen gemeinsamen Reichskommers feierten. Er war durch und durch Verbindungsstudent und meinte, „daß gerade die burschenschaftlichen Couleuren, wenn sie gut geleitet und gut organisiert sind, ein außerordentlich wichtiger Faktor für die Erziehung der studentischen Jugend seien", aber er hatte doch auch ein scharfes Auge für die mannigfachen Schäden und Mißstände, die im damaligen Verbindungsleben herrschten. Am

21. Januar 1883 trat er beim Festkommers alter Burschenschafter in Berlin mit seiner berühmt gewordenen „Tivolirede“ auf. In dieser geißelte er nicht ohne manche Übertreibung den überhandnehmenden Luxus, die Mensursimpelei und die geringe Wissenschaftlichkeit, er forderte mehr Pflege vaterländischen Sinnes bei den Burschenschaften und wandte sich besonders scharf gegen Fuxkomment und Bestimmungsmensur. „Die Burschenschafter“, meinte er, „müssen das Dogma abstreifen, das Duell sei ein absolut notwendiges Erziehungsinstitut, das auf alle Weise gepflegt werden müsse, und daß kein Student als voll anzusehen sei, der nicht oft auf der Mensur gestanden. Wie in früheren Zeiten müssen die Burschenschafter wieder im Prinzip das Duell verwerfen, in Anbetracht der augenblicklichen Verhältnisse es aber erlauben und unter Umständen verlangen.“ Bei seinem Auftreten gab sich Küster einem schweren Irrtum hin, der für seine Bestrebungen später verhängnisvoll werden sollte; er glaubte nämlich, mit seinem nur für Verbindungen berechneten Reformprogramm die ganze Studentenschaft zu gewinnen. Was er erstrebte, waren Einzelheiten, während die Urburschenschaft wie auch der Kyffhäuserverband ein großzügiges Weltanschauungsprogramm besaßen. In burschenschaftlichen Kreisen erregte die Rede ein tiefgehendes Interesse, zahlreiche alte Burschenschafter sprachen in Erklärungen und Adressen ihre Sympathie aus, und selbst Eduard Heyck, der sich gegen Küster wandte und für die damalige Burschenschaft eintrat, erklärte 1883 in einer Broschüre, daß die Rede „wie ein zündender Blitzstrahl in die Bewegung einschlug, bei allen glimmte, wie ein Hauch alter Zeit die Hörer, zumal die Alten, anwehte und die Herzen der Jungen mit reuiger Zustimmung, aber auch mit festen Vorsätzen und reiner Begeisterung erfüllte“. Die Stimmung der aktiven Burschenschafter fand ihren Ausdruck in einer Erklärung, in der zugegeben wurde, daß Mißstände vorhanden seien. Nachdrücklich aber betonte man, daß noch heute das Ziel aller Burschenschaften die Herausbildung einer bewußt deutsch-nationalen Gesinnung wäre. Das Wichtigste war, daß man den Mensurstandpunkt Küsters verwarf. Die Burschenschaften erklärten einmütig, „daß die Schlägermensur an und für sich keineswegs eine verwerfliche oder schädliche, sondern im Gegenteil eine für die Forteristenz eines gesunden, freien, deutschen Studentenlebens höchst vorteilhafte, ja unerläßliche, bis jetzt wenigstens durch nichts Besseres ersetzte Institution sei“. Da sich der Eisenacher Bundestag dieser Erklärung im wesentlichen anschloß, so konnte Küster auf die Gefolgschaft der Burschenschaften bei seinen Reformplänen nicht mehr rechnen. Um sie doch in die Wirklichkeit umzusetzen, hatte er schon vorher versucht, in der Studentenschaft eine Bewegung zu entfachen und eine Reformburschenschaft zu begründen, welche an den Ideengehalt der Urburschenschaft anknüpfen sollte. In dem damaligen stud. phil. Eugen Wolff, später Professor in Kiel, fand sich bald neben Küster die Persönlichkeit, welche die Gedanken in der Studentenschaft nachdrücklich vertrat. Zu Beginn des Sommers 1883 erschien am Schwarzen Brett der Universität Berlin ein Aufruf, der eine Reihe Einzelprinzipien ohne rechtes geistiges Band als Grundsätze der neuen Reformburschenschaft aufstellte. Er fand Freunde, und am 5. Mai 1883 trat als erste Reformburschenschaft die Berliner

„Neogermania" mit 24 Mitgliedern ins Leben. In der nächsten Zeit wandelten sich zwei Berliner Korporationen zu Reformburschenschaften um, und in Tübingen erstand ebenfalls eine solche, dagegen war es charakteristisch, daß der Kreis der älteren Burschenschaften fest geschlossen blieb und keine vom Eisenacher Verband abfiel. Ein weiteres allgemein-studentisches Programm entrollte Wolff bei dem Aufruf zur Gründung einer Reformburschenschaft in Leipzig. „Die Reformfrage", hieß es darin, „ist keine speziell burschenschaftliche, sie ist eine allgemein-studentische Frage. Es soll eine Hauptaufgabe der Reformburschenschaften sein, alle diejenigen Elemente der Studentenschaft als außerordentliche Mitglieder heranzuziehen, welche, ohne aktive Burschenschafter werden zu wollen, den allgemeinen Reformprinzipien huldigen, das sind: Belebung des wahren Studententums unter Bekämpfung aller Auswüchse desselben, Einigung der Studentenschaft auf nationalem und studentischem Boden, Förderung der gegenseitigen Anregung und Verständigung, schließlich durch Gründung studentischer Redehallen und dergleichen, Einführung der Studentenschaft in die Fragen der Wissenschaft, Kunst und Literatur, sowie des politischen und sozialen Lebens, entgegen allem aktiven Eingreifen in die Politik, welches der dem Studierenden zukommenden Rolle des lernenden Zuschauers nicht gemäß ist . . ."

Am 10. November 1883 entstand die Leipziger Tuisconia. Aber bald wirkte die damals alles beherrschende Antisemitenfrage ein, die seitdem immer von neuem in den Reformburschenschaften auftauchte und in ihnen die schwersten Krisen hervorrief. Ein Teil der neuen Verbindung forderte den Ausschluß von Juden und schrieb: „Wenn Juden der Burschenschaft beitreten, so geschieht das aus purer Feigheit, bei Christen ist das etwas anderes." Darum solle man alle Juden ausschließen, nur Eugen Wolff solle geduldet werden, denn „man solle und wolle ihm die Frucht seines echt nationalen Werkes nicht rauben". Daraufhin trat die prinzipientreue Minderheit mit Wolff aus und gründete die Reformburschenschaft Langobardia; diese berief für den 11. Dezember eine große Studentenversammlung, um für ihr allgemein-studentisches Programm Anhänger zu werben. Sie wollte somit als Partei wirken und trat damit gegen den Kyffhäuserverein in die Schranken. Aber der klägliche Verlauf dieser von den Gegnern nicht ernst genommenen Versammlung bewies deutlich, daß ihr ein großzügiges Programm fehlte, und da die philosemitische Partei, zu der sie hielt, wenig Anhang und Ansehen bei der Studentenschaft besaß, so trug der Verein Deutscher Studenten, der von vornherein in der Konstituierung der Reformburschenschaft das „Hinwerfen des Fehdehandschuhs" erblickt hatte, einen glänzenden Sieg davon. Trotzdem hielten sich die neuen Bestrebungen in Leipzig, ja die Tuisconia gab ihren judenfeindlichen Standpunkt auf. Und als noch in Heidelberg eine neue Reformburschenschaft entstand, umfaßte der am 11. November 1883 gestiftete Allgemeine Deutsche Burschenbund (A. D. B.) bereits sieben Burschenschaften, die allerdings zum Teil weder innerlich noch äußerlich gefestigt waren. Sie hatten nicht nur unter den Angriffen der Vereine Deutscher Studenten zu leiden, sondern auch unter denen der alten Burschenschaften. Der Eisenacher Burschentag erklärte 1884 terroristisch, jede nicht dem Allgemeinen Deputierten-Convent angehörende,

sich Burschenschaft nennende studentische Vereinigung auf den Universitäten des Deutschen Reichs stehe im Verruf. Zu einer häßlichen Szene bei diesen Streitigkeiten kam es 1884 in Jena, wo am 9. Februar die reformerische „Jenaische Burschenschaft auf dem Fürstenkeller“ gestiftet worden war. Fünf Mitglieder der dortigen Burschenschaft Teutonia kauften sich eine Mütze der neuen Verbindung, setzten sie ihrem Hunde auf und führten diesen durch die Straßen der Stadt, und als die Mütze nicht festsaß, banden sie dieselbe dem Hunde an den Schwanz, der nun die Farben schwarzrotgold — einst auch die Farben der Urburschenschaft — im Straßenkot schleifte.

Die Werbung in der Studentenschaft ward fortgesetzt, die Broschüre Wolffs: „Die neue Burschenschaft“ (1883) und die tiefer gehende Schrift Fahrenbruchs: „Die Burschenschaft am Scheidewege“ (1883) dienten diesem Zwecke, aber auch die Gegner regten sich, und Joseph Petzoldt zerpflückte in seiner Erwiderung: „Die Deutsche Burschenschaft trotz aller Angriffe“ die Tivolirede mit unbarmherziger, aber geistvoller Kritik. Trotz der Leipziger Niederlage meinten die Führer immer noch, die ganze Studentenschaft mit ihren Ideen erobern zu können, und beriefen für den 17. und 18. Oktober 1884 eine „Allgemeine Deutsche Studentenversammlung“ nach Eisenach. Aber der Appell an die studentischen Korporationen ohne Unterschied des Namens und sonstigen Standpunkts, an die Nichtinkorporierten und den akademischen Nachwuchs blieb ohne Erfolg, außer 39 Reformburschenschaftern erschienen nur zwei Vertreter anderer Korporationen und sechs Finken, darunter Hermann Conradi. Mit Hohn sprachen die Gegner (Petzoldt) von dem „Bußtag auf der Wartburg“ und erklärten, „die ganze Studentenschaft habe es verschmäht, als Staffage für eine Farce zu dienen, die in der studentischen Geschichte ihresgleichen suche“.

Trotz dieser empfindlichen Niederlage hofften die Führer selbst auf jener Tagung noch, wie sie es in den angenommenen Satzungen aussprachen, die gesamte Studentenschaft ohne Universitätssonderung auf die neue Fassung ihrer Grundsätze zu einigen, und auf Anregung Küsters beriet man 1885 sogar einen Antrag, wonach der Allgemeine Deutsche Burschenbund eine „engere“ Vereinigung, die Reformburschenschaften, und eine „weitere“, alle reformfreundlich Gesinnten, umfassen solle. Das einzig praktische Ergebnis des Eisenacher Tages war die Festsetzung der „Verfassung“ des Bundes, der aber sehr bald unter den Folgen der Niederlage litt. Der erwartete Zuzug blieb bei den Reformburschenschaften aus, die Heidelberger mußte sich sogar suspendieren, in Jena trat eine Spaltung ein, und die Fahnenflucht einzelner Verbindungen zeigte, wie wenig noch die aufgestellten Grundsätze Gemeingut der Bundesglieder geworden waren. Dazu trat, von Greifswald angeregt, die Judenfrage von neuem in den Vordergrund, aber der Antrag, nur Studierende deutscher Abstammung aufzunehmen, erhielt ebensowenig die Billigung des zweiten Bundestags (1885), wie der Versuch, das unbedingte Duellverbot durchzuführen. So kam es allmählich zu der nötigen Klärung, und das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das schon 1884 mit dem Duzen aller Angehörigen des Bundes begonnen hatte, ward dadurch gesteigert, daß man jeden Reformburschenschafter zwang, beim Universitätswechsel in die am neuen Studienort bestehende Ver-

bindung einzutreten. Den Abschluß der inneren Entwicklung bezeichnete der Bundestag 1887. Dieser nahm eine neue Verfassung an, die in ihren sämtlichen Festsetzungen aus einem einheitlichen Begriff, dem der sittlichen Freiheit, abgeleitet war. Ein Fortschritt zeigte sich in ihr auch bezüglich der Mensurfrage. Von da an gaben und nahmen die Reformburschenschafter bei Beleidigungen unbedingte Satisfaktion. Ein bedeutungsvoller Beschluß bestimmte auch die Stellung zur Judenfrage, man erklärte: „Unter einem deutschen Studenten versteht der Allgemeine Deutsche Burschenbund jeden deutschen Reichsangehörigen sowie die Deutschen im Ausland."

Trotz dieses äußeren Abschlusses war die Einheit im Innern noch keineswegs dauernd gesichert. Der Antisemitismus erhob von neuem mächtig sein Haupt, und immer wieder fielen Verbindungen ab, so daß der Bund im Wintersemester 1889/90 nur aus sieben Burschenschaften und drei burschenschaftlichen Vereinigungen bestand und 356 Mitglieder zählte (1888/89: 374). Immerhin betätigte sich im deutschen Korporationsleben etwas Neues, und darauf beruhte die geschichtliche Bedeutung der Reformburschenschaften, die sich übrigens seit dem Wartburgtage 1884 nur Burschenschaften nannten. Trotz der gleichen Abstammung unterschieden sie sich ihrem Grundcharakter nach wesentlich von den älteren gleichnamigen Verbindungen. Da sie auf die Mensurfertigkeit weniger großen Wert legten als diese, so wurden die Kräfte des einzelnen Mitglieds für andere Aufgaben frei, insbesondere für Turnen und Sport sowie für Pflege der Wissenschaft. Auch waren sie weniger ausschließlich als die älteren Burschenschaften und standen daher dem urburschenschaftlichen Geiste, der auf die ganze Studentenschaft wirken wollte, näher als jene. Sie erschienen sowohl dadurch, wie auch durch ihre Stellung in der Judenfrage und durch ihren vermittelnden Standpunkt in Duellangelegenheiten geeignet, zwischen dem Farbenstudententum und der übrigen Studentenschaft zu vermitteln und mit beiden Parteien zusammen an die Lösung allgemein-studentischer und akademisch-sozialer Aufgaben zu gehen.

Die Gefahr, welche den älteren Burschenschaften vonseiten der Küsterschen Richtung gedroht hatte, war nur vorübergehender Natur gewesen; gleichwohl wurde die reformburschenschaftliche Bewegung auch für den Eisenacher Allgemeinen Deputierten-Convent (A. D. C.) sehr bedeutungsvoll. Die in ihm vereinigten Korporationen hatten sich durchweg zu zielbewußten, ausschließlichen Verbindungen umgestaltet, so daß ihnen eine Wesensveränderung im Küsterschen Sinne unmöglich war. Durch die Verrufserklärung gegenüber allen nicht zum Verband gehörenden reichsdeutschen Burschenschaften schlossen sie sich noch mehr gegen andersartige Verbindungen ab. Daß sie aber trotzdem in sich schon eine starke Macht bildeten, bewiesen sie Anfang August 1883, als sie auf dem Eichplatz in Jena das erste Burschenschaftsdenkmal feierlich enthüllten, und am 1. April 1885, als sie dem Fürsten Bismarck eine kunstvolle Adresse zum 70. Geburtstag überreichten. Erhielt so der Allgemeine Deputierten-Convent gegenüber dem Ansturm der Reformfreunde den alten Bestand aufrecht, ja vermehrte er ihn sogar bis zum Sommer 1885 auf 47 Bundeskorporationen, so mußte das unermüdliche Werben der Gegner in der Studentenschaft und das

laute Betonen ihres burschenschaftlichen Programms zuletzt doch schädigend auf die Entwicklung der älteren Burschenschaften einwirken, zumal in sie auch der Antisemitismus immer stärker eindrang. Ferner schien die Öffentlichkeit über die Tendenzen der älteren Verbindungen mangelhaft unterrichtet. Sie waren nicht so glücklich gewesen wie die Korps, die Fürstlichkeiten als Mitglieder und Protektoren besaßen. Kein Minister verherrlichte sie, wie es 1884 der Kultusminister v. Goßler in Marburg mit den Korps tat, indem er erklärte: „In meinen Augen ist der Korpsstudent treu gegen König, treu gegen Vaterland, treu gegen Pflicht, treu gegen Beruf. Und so ist nun der Korpsstudent das Ideal eines echten Deutschen, der Typus der Ehrenhaftigkeit." Die Stimmung der maßgebenden, besonders der norddeutschen Regierungskreise war noch beeinflußt von dem Urteil der Demagogenzeiten, man witterte in der Burschenschaft immer noch demokratische, republikanische oder gar revolutionäre Tendenzen, wenn man es auch nicht unverblümt aussprach. Sie brauchte dringend ein Programm, und der wegen Prinzipienlosigkeit des Bundes 1884 erfolgte vorübergehende Austritt der Erlanger Bubenruthia drängte noch mehr dazu. So nahm man denn eine Reihe allgemeiner Grundsätze im Januar 1886 an, deren erster lautete: „Die Burschenschaft ist eine Verbindung gleichgesinnter, unabhängig und ehrenhaft denkender deutscher Studenten, welche das aufrichtige Bestreben haben, die Studienzeit in treuer Gemeinschaft und gewissenhafter Befolgung ihres Wahlspruches: ‚Ehre, Freiheit, Vaterland!' zu verleben. Sie stellt es sich zur Aufgabe, ihre Mitglieder zu tüchtigen, im Denken und Handeln freien und selbständigen Bürgern eines einigen, nach innen kräftigen, nach außen mächtigen deutschen Vaterlandes heranzubilden." Diese sämtlichen Programmsätze behandelten die ethische Seite des burschenschaftlichen Verbindungslebens eingehend und abschließend, sie legten für eine gesunde studentische Weltanschauung der Verbindungen einen guten Grund und beendeten den langen Kampf der einzelnen Richtungen. Damit ward der innere Ausbau des Eisenacher Bundes vollendet, der 1887 die Burschenschaftlichen Blätter schuf und so für seine Ziele publizistisch wirkte, wie seit 1884 die Korps durch die Akademischen Monatshefte, der Kyffhäuserverband seit 1886 durch die Akademischen Blätter und die Küstersche Reformbewegung seit 1887 durch die Allgemeine Deutsche Universitätszeitung.

Ein Teil der altburschenschaftlichen Bestrebungen, den die neueren Burschenschaften kaum noch pflegten, ward nach 1880 mit Geschick und Nachdruck von andern Korporationsgruppen aufgenommen und ausgestaltet: das Turnen. Der gemeinsame Kartell-Verband der siebziger Jahre geriet nach dem Austritt des Berliner Akademischen Turnvereins (1882) immer mehr in die Bahnen der couleurtragenden Richtung, und im Juni 1885 verwandelte er sich auf einer Tagung zu Berlin in den Vertreter-Convent (V. C.), Kartellverband akademischer Turnvereine auf deutschen Universitäten (seit 1894 „auf deutschen Hochschulen"), welcher sich aus farbentragenden und Bestimmungsmensuren schlagenden Verbindungen mit dem Grundsatz der unbedingten Genugtuung zusammensetzte. Die nichtfarbentragende Richtung, die nach dem Rücktritt Berlins führerlos geworden, erhielt in der 1882 als Turnverein neu-

begründeten Gothania zu Jena eine zielbewußte Vorkämpferin. Deren Verdienst war es, daß am 27. Juni 1883 auf der poesievollen Schweizerhöhe bei Jena der Akademische Turnbund (A. T. B.) zustande kam, welcher meinte, das Farbentragen und die Bestimmungsmensur mit dem Ernste seiner Prinzipien nicht vereinigen zu können. Wie genau es diese „schwarzen" Turnvereine schon damals mit der Turnsache nahmen, zeigten die Turnspiele, welche der Berliner Akademische Turnverein 1880 in Schönholz bei Berlin einrichtete. Sie fanden großen Anklang und wurden stark besucht; im Wintersemester 1889/90 tummelten sich dort an 39 Tagen 703 Spieler, im Sommer 1890 an 47 Tagen 1384, und scherzend meinte man bei schlechtem Wetter: „In Schönholz regnet's nicht!" Diesen Turnspielen verdankten die Spielerlasse des Kultusministers v. Goßler ihr Entstehen (1882 und 1883), und sie erhielten darin ihr schönstes Lob: „Bei aller studentischen Fröhlichkeit hat sich ein Geist der Zucht und Sitte kundgegeben, welcher, wie ich anzunehmen geneigt bin, nicht außer Zusammenhang mit der disziplinierenden Kraft wohlgeordneter Leibesübungen steht. Und wenn bei dieser Gelegenheit zahlreich versammelte Zuschauer den turnerischen Leistungen, namentlich den volkstümlichen Übungen, dem Wetturnen und den Turnspielen mit der freudigsten Teilnahme gefolgt sind, so erscheint auch nach dieser Seite hin die Pflege der Leibesübungen auf den Hochschulen von allgemeiner idealer Bedeutung."

Wie die Turnkorporationen in der Pflege des Turnens, so suchten die Studentengesangvereine in der Pflege des Männergesangs für größere Kreise der Musensöhne ein einigendes Prinzip zu schaffen. Entstanden aus örtlichen Bedürfnissen, blieben sie zuerst für sich; nur der Kartellverband deutscher Studentengesangvereine, seit 1897 Sondershäuser Verband, und das Altenburger Kartell erhielten sich. Jener entwickelte sich ohne Störungen, trat 1894 mit seinem ersten Kartellfest zu Sondershausen an die Öffentlichkeit und umfaßte 1898 schon 15 Vereine (700 studierende Mitglieder). Aus dem andern Kartell erwuchs 1890 der Rudelsburger Kartellverband, neben ihm wurden das Pentakartell im Generalkonvent (5 Verbindungen, darunter die Breslauer Leopoldina) und das Trikartell von Braunschweig, Dresden und Hannover gestiftet. Auf Grund eines Beschlusses des „Ersten Deutsch-akademischen Sängerfestes" zu Salzburg (Pfingsten 1892) riefen 21 Korporationen am 5. Juli 1896 zu Breslau den Deutsch-akademischen Sängerbund ins Leben, der jedoch infolge der Nichtbeteiligung der Sondershäuser Vereine sich zu keinem Gesamtbund ausgestaltete und bald unter Zwistigkeiten litt. Seine letzten 11 Verbindungen stifteten 1900 neben dem erneuerten Rudelsburger Kartell den Meißner Chargierten-Convent. Bei beiden Verbänden drang der Verbindungscharakter immer mehr durch, die meisten Vereine trugen Farben, die Leopoldina schon lange Vollcouleur, einige wie die Leipziger nur die Unikolore (einfarbige Mütze). Eigene Waffen besaßen nur wenige, die andern „belegten" bei schlagenden Verbindungen.

22. Das Studentenleben bis zur endgültigen Organisierung der Freistudentenschaft



eben den Kyffhäuservereinen waren Ende der achtziger Jahre die andern studentischen Gruppen nur langsam und mühsam aufgekommen. Die völlige Umwandlung der politischen Verhältnisse, das Hervortreten Kaiser Wilhelms II., die Entlassung Stöckers, die Zurückdrängung des Fürsten Bismarck und seiner politischen Richtung und seine 1890 erfolgende ungnädige Verabschiedung bedeuteten schwere Schläge für den Kyffhäuserverband, der ja der studentische Herold der Bismarckschen Politik gewesen war. Zu der Mißgunst der äußeren Verhältnisse kamen die Niederlagen gegenüber andern studentischen Gruppen, innere Krisen, das Streben nach einer strafferen, verbindungsmäßigen Organisation, Schuldenlasten bei einigen Vereinen, ein neuer Streit im Verband über das Verhältnis zum Christentum und die immer wieder sich verschärfende Stellung zur Professorenschaft. Diese nahm im Wintersemester 1890/91 in Halle eine besonders heftige Form an, als der Verein den jüdischen Rektor Bernstein zum Antrittskommers nicht einlud und das Professorenkollegium infolgedessen geschlossen von der Veranstaltung fernblieb. Daß aber gleichwohl im Kyffhäuserverbande noch eine trotzige Kraft lebte, die den Kampf mit den Widerwärtigkeiten der Zeit aufnahm, zeigte der innere Ausbau des Bundes. Die an allen deutschen Hochschulen, besonders in Berlin, Halle und Königsberg, von den Vereinen Deutscher Studenten angeregten Feiern zu Ehren von Moltkes neunzigstem Geburtstage bedeuteten ebenfalls ein Zeichen von unverwüstlicher Lebenskraft, aber die glanzvolle Sonderfeier am 23. Oktober 1890, die der Berliner Verein neben dem allgemeinen, auch von ihm besuchten Kommers der Studentenschaft zustande brachte, war doch nur mit Aufbietung aller Kräfte gelungen. Auch das zweite Kyffhäuserfest 1891, zu dem der Verband die gesamte Studentenschaft einlud, erschien nur als schwaches Abbild des ersten; eine größere Leistung dagegen vollbrachte zur selben Zeit der Leipziger Verein; er regte in der akademischen Jugend eine Sammlung zu einem goldenen Ehrenhumpen für den Fürsten Bismarck an, zu dem etwa 3000 Studenten beisteuerten. Am 10. August 1891 fand die Überreichung des Geschenkes in Kissingen statt. Über 200 Studenten waren herbeigeeilt, Korpsstudenten, Burschenschafter und Mitglieder der Vereine Deutscher Studenten, dabei 65 Chargierte. An sie hielt damals Bismarck eine hochpolitische Rede, einen Mahnruf zur Einigkeit, eine Warnung vor der itio in partes. Und er schloß: „Wenn wir zusammenhalten, werden wir den Teufel aus der Hölle schlagen. Sie müssen sich daran ge-

wöhnen, in jedem Deutschen zuerst den Landsmann, nicht den politischen Gegner zu sehen. — Diese Bitte richte ich an Sie als die Träger des nationalen Gedankens auf den deutschen Hochschulen, die den prometheischen Funken des Nationalgefühls auf die künftigen Geschlechter übertragen."

Dem Tage von Kissingen 1891 folgte im Juli 1892 die große Kundgebung zu Jena, wo Bismarck bei dem allgemeinen, von Bürgern und Studenten besuchten Frühschoppen abermals eine politisch bedeutsame Rede hielt. Als ihm damals die Arminen vor dem Burgkeller feierlich den Humpen kredenzten, rief ihnen Bismarck zu: „Meine Herren, ich trinke Ihnen gerne zu, doch nicht aus. Ich wünsche der Burschenschaft ein fröhliches Gedeihen. Sie hat eine Vorahnung gehabt, doch zu früh. Schließlich haben Sie doch recht bekommen." Und als am 23. März 1895 der Reichstag eine Ehrung des Fürsten Bismarck bei dessen achtzigsten Geburtstage ablehnte, erhob die Erlanger Studentenschaft in einer durch die Zeitungen verbreiteten Erklärung entschieden Protest gegen diesen Reichstagsbeschluß, und einer der Hauptveranstalter erklärte bei der Preßpolemik, worin ihm der Vorwurf gemacht ward, der Protest sei eine politische Handlung: „Das gute Recht, gegen den Beschluß des Reichstags zu protestieren, sehen wir in der idealen Begeisterung und der idealen Bedeutung der Studenten als der Leute der Zukunft." Den Höhepunkt des studentischen Bismarckkultus und zugleich des allgemein-studentischen Lebens jener Zeit bezeichnete die Huldigungsfahrt nach Friedrichsruh zum achtzigsten Geburtstag des Fürsten am 1. April 1895.

Die Anregung ging nicht wie bei der Kissinger 1891 vom Kyffhäuserverband aus, vielmehr betätigte sich diesmal die Burschenschaft zuerst, die schon in den trüben Tagen nach Bismarcks Entlassung als einziger studentischer Verband durch Überreichung einer Adresse zum fünfundsiebzigsten Geburtstag dem gestürzten Reichskanzler ihre Verehrung bezeugt hatte. Der Bonner Burschenschaft Alemannia gebührte das Verdienst, die Bonner Studentenschaft nach langen Bemühungen geeinigt zu haben, so daß von ihr aus ein Aufruf an Deutschlands studierende Jugend erlassen werden konnte. „Alldeutschland rüstet sich," so hieß es darin, „einen nationalen Gedenktag einziger Art zu begehen. Der ein einiges starkes Reich uns schuf, dessen Sinnen und Denken nur galt dem Wohle des Vaterlandes, unser Altreichskanzler Fürst Bismarck, vollendet in wenigen Monden das achtzigste Jahr seines tatenreichen Lebens. Schon regen tausend Hände sich geschäftig, an diesem hohen Freudentage von neuem mit Kränzen der Liebe und Verehrung die Stirn zu schmücken, deren klare Weisheit wahr machte, was unser Volk seit Jahrhunderten ersehnt. Kommilitonen, soll bei diesem Beginnen die akademische Jugend zurückstehen? Von ihr in erster Linie hofft der greise Kanzler, daß sie das Werk seines Lebens ausbauen werde, in unverbrüchlicher Treue, mit tapferer, nimmermüder Arbeit an der Idee festhaltend, die sein ganzes Trachten erfüllte. Wohlan! Laßt uns der Welt zeigen, Kommilitonen, daß die akademische Jugend von ganzem Herzen gewillt ist, diese Erwartungen zu erfüllen. Vergessen sei jegliche Zwietracht, nichtig erscheine jedes zaudernde Bedenken, jede Regung kleinlichen Haders! Als unzerreißbares Ganze zeige sich die deutsche Studentenschaft in der glühenden

Liebe zum Vaterlande, in der unauslöschlichen Begeisterung und Dankbarkeit gegen den, der dieses Vaterland frei und einig gemacht."

Die Einladung fand überall Zustimmung in der Studentenschaft. Die Korps stifteten zwar dem Fürsten Bismarck eine eigene prächtige Adresse, beteiligten sich aber auch an der allgemein-studentischen Huldigung. Nur die in konfessionellen Korporationen geeinten Katholiken hielten sich fern; wieviel von ihnen sich an der Bismarckspende beteiligten, ist nicht festzustellen; die Hallesche Silesia tat es, wünschte aber, daß man sie von der Huldigungsfahrt befreie. Sie meinte, es könne keine Garantie dafür gegeben werden, daß bei Gelegenheit der Fahrt gebührende Rücksicht auf die Gefühle der Katholiken genommen würde; zwar wäre von seiten des Fürsten Bismarck eine Verletzung des katholischen Gefühls kaum zu erwarten, desto mehr wäre dieselbe von mancher andern Seite zu befürchten. — Offene Feindschaft zeigte der bismarckbegeisterten Jugend nur der „Sozialistische Akademiker", der in seinem Aprilheft schrieb: „Dummheit, Dünkel und Feigheit, das ist die Trias, die sich anschickt, den ‚Ehrentag der deutschen Nation' festlich zu begehen. Und die Jugend, die Hoffnung Deutschlands, — in großgezogener Knechtseligkeit, mit früh erloschener Freiheitsbegeisterung steht sie auf seiten der Betrüger und Betrogenen."

Am 31. März schon waren die Massen deutscher Studenten, etwa 5000, in Hamburg eingetroffen, das einer ungeheuren Universitätsstadt glich. Da sah man alle studentischen Mützen und Bänder, die in Deutschland getragen wurden. Korpsstudenten, Burschenschafter, Landsmannschafter, Turner, Sänger, Schwarzburgbündler und Wingolfiten wogten bunt durcheinander. Ihnen schlossen sich die Nichtfarbentragenden, die Mitglieder der Kyffhäuservereine und die zahlreichen Finken an. Brüderlich stand der Techniker neben dem Universitätsstudenten. Die Hamburgische Bürgerschaft zeigte sich überaus gastfrei und suchte den Musensöhnen durch glänzende Veranstaltungen den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Am 1. April trug die Eisenbahn die Herbeigeeilten nach Aumühle bei Friedrichsruh, und von da bewegte sich der lange Zug begeisterter Jünglinge nach dem Schlosse des Fürsten, der sie, umgeben von den Hochschulrektoren, von der Terrasse aus begrüßte. Auch diesmal war die Rede Bismarcks eine politische Kundgebung, nur der Anfang hatte Bezug auf die Studentenschaft: „Meine Herren!" sagte er. „Ich habe soeben aus dem Munde Ihrer Lehrer, der Dirigenten unserer Hochschulen, eine Anerkennung über meine Vergangenheit erhalten, die für mich von höchstem Wert ist. Aus Ihrer Begrüßung entnehme ich die Zusage für die Zukunft, die für jemand in meinem Alter einen vielleicht noch höheren Wert hat als das Bedürfnis der Anerkennung." Als der Fürst seine letzten Worte gesprochen hatte, schwenkte er den Helm mit jugendfrischer Kraft. Aus den Kehlen der Studenten, deren Wangen durch flammendes Rot die innere tiefe Erregung verrieten, erscholl mächtiger Beifall. Hell glänzten die klirrenden Schläger der Chargierten, von denen etwa 1000 in vollem Wichs erschienen waren, und mächtig erbrauste das Preislied des Studenten H. Schmieden vom Charlottenburger „Motiv":

„Horch, Sturmesflügel rauschen,
Die deutschen Eichen lauschen.
Blinkender Schläger Klang
Mischt sich dem Chorgesang.
Hurra! Hurra! Hurra!

Heut gilt nicht Spiel noch Scherzen,
Heut klopfen Männerherzen.
Heil'ge Begeisterung
Eint uns zur Huldigung.
Hurra! Hurra! Hurra!

Der Thron und Reich umfriedet,
Das Kaiserschwert geschmiedet,
Stolz trug das Reichspanier,
Bismarck, wir jauchzen dir!
Hurra! Hurra! Hurra!

Du Held vom Stamm der Eichen,
Du Ritter ohne Gleichen —
Dein Haupt, so hochbetagt,
Ob dem Jahrhundert ragt!
Hurra! Hurra! Hurra!"

„Und bei dem ‚Hurra' klingen wieder die Scheiden und wieder blitzt ein rasselnder Speerwald. Nach dem ‚Bismarck, wir jauchzen dir' wird das Hurra gesungen, mächtig schwellend ausgehalten, dann nicht mehr gesungen, gejubelt, gejauchzt in allen Tönen mit unwiderstehlicher Gewalt, wie ein reißender Bergstrom, unaufhaltsam, hinauf und hinunter, ohne Ende. Von neuem setzt die Musik ein, die vordersten Reihen singen mit, umsonst, alles wird niedergebraust, fortgerissen von der elementaren Wucht, bis sich endlich, endlich die Wogen ebnen. — Das ist der Dank der deutschen Jugend."

Noch andere Lieder erschollen, und bei dem Gaudeamus igitur trank der Fürst den Studenten zu mit den Worten: „Vivat academia! Vivat membrum quodlibet!" Endlich begann der Abmarsch langsam an Bismarck vorbei, der, auf die Brüstung des Altans gelehnt, fortwährend zum Abschied grüßte und Rosenblätter hinabwarf.

Bei der Bismarckehrung bot die akademische Jugend ein Bild der Einigkeit dar, wie vorher nur beim Wartburgfest 1817 und beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges; es war eine elementare Entladung der in der Jugend glühenden vaterländischen Begeisterung. Aber die gesamten mühsamen Vorbereitungen der Kundgebung bewiesen auch, daß eine bestimmte Partei in der Studentenschaft keinen beherrschenden Einfluß mehr besaß. Der Individualismus in der studentischen Gruppenbildung zeigte sich in vollster Blüte, immer stärker prägte sich das Eigenleben der Korporationen aus, der Abschluß gegeneinander ward schroffer und die Zerklüftung in der Studentenschaft größer. Der Wetteifer nahm zu, und mit dem erhöhten Selbstbewußtsein steigerte sich auch die Kritik an dem Gegner, die selbst nicht Halt machte, wenn es galt, gegen ein Kaiserwort aufzutreten. Am 6. Mai 1891 verherrlichte bei einem Kommers der Bonner Korps Kaiser Wilhelm II. diese Verbindungen; dabei sagte er: „Ich hoffe, daß, solange es deutsche Korpsstudenten gibt, der

Geist, wie er im Korps gepflegt wird und durch den Kraft und Mut gestählt wird, erhalten bleibt, und daß Sie zu allen Zeiten freudig den Schläger führen werden. Unsere Mensuren werden im Publikum vielfach nicht verstanden. Das soll uns aber nicht irremachen. Wir, die wir Korpsstudenten gewesen sind, wie ich, wir wissen das besser. Wie im Mittelalter durch die Turniere der Mut und die Kraft des Mannes gestählt wurden, so wird auch durch den Geist und das Leben im Korps der Grad von Festigkeit erworben, der später im großen Leben nötig ist, und der bestehen wird, solange es deutsche Universitäten gibt."

Dieses Eintreten des höchsten deutschen Fürsten für die Korps mußte naturgemäß die Augen weiter studentischer und nichtstudentischer Kreise auf jene Verbindungen lenken, und welchen Eindruck die Worte auf die Philisterwelt machten, zeigte ein in der Presse berichteter Vorfall, daß ein Vater seinen Sohn daraufhin gezwungen habe, aus einer Bonner Burschenschaft auszutreten und bei einem Korps „einzuspringen". Jedenfalls fühlte sich die übrige Studentenschaft gekränkt, man empfand, daß durch diese „ganz beispiellose Auszeichnung eines bestimmten Kreises von ganz verdienstlosen jungen Leuten" die öffentliche Meinung zugunsten des Korpslebens beeinflußt ward, und sah darin einen Angriff auf alle Nichtkorpsstudenten. Die Akademischen Blätter des Kyffhäuserverbandes und die Burschenschaftlichen Blätter gaben ihrer Meinung unverhohlen Ausdruck, auch der Wingolfsbund erließ bei seinem Wartburgfest eine einstimmig angenommene Erklärung gegen das studentische Duell. Am schärfsten wohl, weil sie den Mensurstandpunkt des Kaisers angriff, war die Erklärung des Schwarzburgbundes: „Insonderheit sind wir der Überzeugung, daß der Gehorsam, ohne den unser Staatsleben nicht bestehen kann, auch von dem Studenten Unterwerfung unter die öffentlichen Gesetze verlangt, in denen nicht nur das Duell, sondern auch die Mensuren verboten und mit Strafe belegt sind."

Der Abschluß der Korps von der Studentenschaft war fast vollständig, nicht allzu häufig kam es vor, daß sie an allgemeinstudentischen Kommersen und Feiern teilnahmen, und wenn sie es taten, so forderten sie meistens — zumal bei Leichenbegängnissen und Auffahrten — einen besonderen Platz, entweder den Anfang oder das Ende des Zuges, ließen dann wohl gar zwischen sich und den übrigen Musensöhnen einen größeren Raum und trennten sich, sobald der offizielle Schluß es ihnen nur irgend erlaubte. Ein studentisch-soziales Fühlen zeigte sich bei ihnen nicht, ihrer Vermögenslage entsprechend lehnten sie alle derartigen Bestrebungen ab und boten im Gegensatz zu früher, wo der Monatswechsel noch nicht von ausschlaggebender Bedeutung für die Aufnahme war, ein getreues Abbild der oberen Schichten; der Feudaladel, das vornehme Beamtentum und allmählich auch die Plutokratie wurden die Rekrutierungsbezirke der Korps, bei denen die Zahl der reichen Immaturen und auch der Ausländer stark zunahm. Die antisemitische Tendenz hatte in ihnen schon frühzeitig Boden gefaßt, und seit etwa 1881 ließen sie durchgängig keine Juden mehr bei sich zu. Ihrem Grundsatze der Neutralität in politischer Hinsicht blieben sie treu. Wenn auch bei der Mehrzahl ihrer Mitglieder eine streng

monarchische und meist ausgesprochen konservative Richtung überwog, so kamen doch auch Ausnahmen vor, und es war bezeichnend für die Stärke ihrer Überlieferung, daß trotz vielen Wünschen einem tätigen Sozialdemokraten wie Wilhelm Liebknecht niemals wegen seiner Parteistellung das Korpsband entzogen wurde, und daß bei seinem Ableben von Verbindungs wegen eine Todesanzeige erschien.

Aber gerade diese starre und stolze Zurückhaltung, diese selbstsichere, um die Nebenwelt unbekümmerte Ausgestaltung der Verbindung als Einzelgruppe bildete den Zauber für die übrige Studentenschaft. Noch betrachteten viele Musensöhne aus Mangel an Selbstachtung die Freundschaft eines Korpsstudenten als hohe Gnade, und die ganze Art des Auftretens der Korps imponierte so allgemein, daß alle übrigen Verbindungen danach strebten, ihnen äußerlich zu entsprechen. Dieser Vorgang steigerte nicht nur den Luxus und die Verschwendung im Studentenleben, er erhöhte auch die Sucht, auf jede Weise aufzufallen, anderen Kreisen unverhohlen Nichtachtung zu zeigen und gelegentlich durch ungehöriges Verhalten offen darzutun, daß innere Roheit und Unerzogenheit sich unter glatten äußeren Formen sehr wohl verbergen könne. Daß solche mißlungene Ergebnisse der Verbindungserziehung nicht bloß in der Phantasie der „Fliegenden Blätter" und später des schärferen „Simplizissimus" vorhanden waren, bewiesen manche Vorgänge aus jener Zeit, welche besonders den Korps zur Last gelegt wurden.

Im Laufe der Jahre erhielten infolge ihrer Nachahmung der Korps auch die Burschenschaften und Landsmannschaften äußerlich ein ähnliches Gepräge. Ferner stimmten sie darin überein, daß sie unbedingte Genugtuung gaben, somit das Duellprinzip in schroffster Form vertraten und Bestimmungsmensuren schlugen. Trotzdem waren sie nicht völlig wesensgleich. Am nächsten in der studentischen Lebensauffassung standen sich Korps und Landsmannschaften, wie denn auch gegen Ende des Jahrhunderts einige der letzteren vom Kösener Verband aufgesogen wurden. Trennend wirkten bei ihnen mehr gefühlsmäßige Unwägbarkeiten, das Ergebnis einer jahrzehntelangen Nebenbuhlerschaft. Deutlicher unterschied sich von beiden die Burschenschaft durch die Forderung der nationalen Erziehung ihrer einzelnen Mitglieder. Die Korps hatten die Judenfrage für sich schon nach 1880 gelöst, die Landsmannschaften folgten ihnen im Jahre 1894 nach und schlossen grundsätzlich alle Juden aus. Länger dauerte der Kampf zwischen Antisemiten und Philosemiten in der Burschenschaft, wo er seit Beginn der achtziger Jahre heftig im geheimen geführt wurde. Die ganze Richtung in der Aktivitas war durchaus judenfeindlich, aber die Rücksicht auf die zahlreichen jüdischen Alten Herren, zu denen sehr verdiente Burschenschafter zählten, hielt den Eisenacher Verband lange vor einer entschiedenen Stellungnahme zurück, und die Burschenschaftlichen Blätter, das Verbandsorgan, trugen dazu bei, die Lösung der Frage zu verschieben. Im Wintersemester 1893/94 faßte dann ein außerordentlicher Burschentag zu Berlin den Beschluß, daß von da an im Mitgliederverzeichnis das Glaubensbekenntnis hinzugefügt werden solle. Die Wirkung war, daß im nächsten Semester die Juden bis auf zwei aus den Reihen der Aktiven verschwanden, und

ein Semester später erschien die Burschenschaft judenrein. 1896 stellte die Pfingsttagung des Allgemeinen Deputierten-Convents fest, daß die aktiven Burschenschaften zurzeit ebenso wie in den letzten Semestern keine jüdischen Mitglieder hätten. Im Hinblick auf diese Tatsache gebe der Verband der Erwartung Ausdruck, daß auch in Zukunft die Burschenschaften in ihrer ablehnenden Haltung gegen die Aufnahme jüdischer Studierender einmütig zusammenstehen würden. Obwohl gegen diesen Beschluß in den Kreisen der Alten Herren lebhaft Einspruch erhoben ward, blieb der nächste Burschentag bei der einmal gefaßten Meinung. Ein Massenaustritt der alten Burschenschafter jüdischen Bekenntnisses und ihrer Freunde erfolgte hierauf, und nur ein Teil von weniger charaktervollen Juden hielt es mit der Ehre für vereinbar, das Band antisemitisch gewordener Korporationen weiterzutragen und auf deren Festen zu erscheinen. Die Stellungnahme zum Judentum war der letzte, an sich durchaus logische Schritt, den die zur ausschließlichen Verbindung gewordene Burschenschaft tun mußte, wollte sie sich neben den Korps und Landsmannschaften in dem Urteil der höheren Kreise erhalten, aber sie zerstörte damit auch die letzte Brücke, die sie mit ihrer Vergangenheit verband. Hatte sie bis zu Beginn der achtziger Jahre eine nationalliberale und freisinnige Färbung gehabt, so machte sie innerlich einen entschiedenen Ruck nach rechts, ihre Fühlung mit der großen Volksmasse hörte auf, dafür aber gewann sie immer mehr andere Kreise. Schon 1892 konnten die Burschenschaftlichen Blätter triumphierend feststellen, daß ein deutscher Botschafter und zehn preußische Minister, darunter Thielen und Miquel alte Burschenschafter seien. Auch die kurze Ansprache, die Fürst Bismarck 1892 vor dem Jenaer Burgkeller an die becherkredenzenden Arminen hielt, konnte ihrem Ansehen in der Öffentlichkeit nur dienen. Eine ähnlich ehrende Anerkennung, die ihr damals zuteil wurde, war das Wort, das der Großherzog Karl Alexander von Weimar ihr zurief, als er von ihrem Plan erfuhr, ein großes Burschenschaftsdenkmal bei Eisenach zu bauen: „Das schönste Denkmal, das sich die Burschenschaft nur wünschen kann, besitzt sie schon! Das ist das Deutsche Reich, an dessen Bau sie redlich mitgearbeitet hat. Sagen Sie allen Burschenschaftern in Nah und Fern, daß ich sie grüßen lasse und zu dem geplanten Denkmal Glück und Segen wünsche!"

Gegenüber den drei großen Korporationsringen der Korps, Burschenschaften und Landsmannschaften hatten die zahlreichen kleinen, außerhalb stehenden Verbindungen einen schweren Stand, insbesondere war die Zukunft der freischlagenden Verbindungen bedroht, da ihnen die zum Ausfechten von Mensuren nötigen Paukverhältnisse mit andern Korporationen zu fehlen drohten. Wollten sie nicht von den großen Verbänden aufgesogen werden, so mußten sie selbst zum Mittel der Organisation greifen und jenen eine in sich geschlossene Macht entgegenstellen. So entstand 1893 der später aufgelöste Dessauer Abgeordneten-Convent (A. C.) der farbentragenden freischlagenden Verbindungen, der allerdings nur wenige Mitglieder zählte. Indem er von seinen Angehörigen das Reifezeugnis verlangte, näherte er sich den Burschenschaften. Er sah sich ebenfalls gezwungen, um sich als Verbindung angesehen zu erhalten, der Form der Korps immer ähnlicher zu werden, und

mit der Ablehnung der Juden nahm er 1894 auch äußerlich den Charakter der Ausschließlichkeit an. So schloß sich allmählich der Ring derjenigen studentischen Verbindungen, die grundsätzlich keine Juden als Mitglieder zuließen, und da ihr Vorbild im ganzen auch für die übrigen studentischen Korporationen, zumal für die Turner- und Sängerschaften, sowie für die Turn- und Gesangvereine, maßgebend war, so wurde die große Masse der jüdischen Studenten von der Teilnahme am studentischen Geselligkeitsleben seit der Mitte der neunziger Jahre ferngehalten. Selbst in die Kreise der Reformburschenschaften, deren Bund infolge der Austritte und Suspensionen verschiedener Verbindungen immer noch nicht gefestigt dastand, drang die antisemitische Strömung stets von neuem ein, und 1894 stellte man auf dem Bundestag den Antrag, aus Utilitätsgründen keine Juden mehr aufzunehmen. Aber die Mehrzahl lehnte es ab, den Beitritt einiger anderer Verbindungen durch Aufgabe ihrer Grundsätze zu erreichen. Dieser Erfolg und die Möglichkeit der Teilnahme an der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung und an einzelnen fachwissenschaftlichen Vereinen konnte die jüdischen Studenten nicht entschädigen, insbesondere auch die moralische Einbuße, die das Judentum erlitt, nicht wettmachen. Es mußte alle Juden tief kränken, zu dem Teile der Studentenschaft, der, wenngleich nur der kleinere, damals doch der allein maßgebende und allein angesehene war, in keine Beziehungen treten zu dürfen. Gegen diese Bestrebungen galt es Front zu machen, ebenso wie einst gegen die Kyffhäuserbewegung, und da man auf die Bundesgenossenschaft der christlichen Studentenschaft wenig rechnen konnte, so mußte jetzt eine rassebewußte Bewegung in der studierenden Judenschaft einsetzen. Die Breslauer Viadrina ging allerdings nach mehrfacher Suspension, Auflösung und Wiederbegründung um 1900 ein. Dafür entstand in Heidelberg 1890 die jüdische farbentragende Badenia, und in Würzburg wandelte sich die 1884 als Societas Israelitorum gegründete jüdische Vereinigung schon 1891 zu einer freischlagenden farbentragenden Verbindung Salia um, während die jüdische wissenschaftlich-gesellige Verbindung Wirceburgia (gestiftet 1885) bis 1904 ohne Farben fortlebte. In Berlin entstand 1894 die farbentragende Sprevia und in München 1895 die ebenfalls farbentragende Licaria (von Licus = Lech). Die scharfe Betonung ihres Judentums, das anmaßende, nicht immer einwandsfreie und meist angreiferische Wesen einzelner Mitglieder, das üble Verhältnis zur Studentenschaft, das sich in mehrfachen Prügeleien zeigte: alles dies verschlechterte die ohnehin schwierige Stellung dieser Korporationen. Ja, in Heidelberg kam es wegen wiederholter Zwischenfälle vor, daß die Lokale, wo jüdische Badenen verkehrten, von der übrigen Studentenschaft gemieden wurden, und daß sich infolgedessen 1898 der Wirt ihrer Kneipe gezwungen sah, mit ihnen ein Abkommen zu treffen, daß sie das Gastzimmer nicht mehr beträten, sondern sofort nach Eintritt in das Haus ihr Kneipzimmer aufsuchten. Am gewaltigsten aber rüttelte die jüdische Studentenschaft ein ungeheuerlicher Beschluß auf, der am 11. März 1896 in einer öffentlichen Studentenversammlung in Wien gefaßt ward. Er lautete: „In vollster Würdigung der Tatsachen, daß zwischen Ariern und Juden ein tiefer moralischer und physischer Unterschied

besteht, und daß durch jüdisches Unwesen unsere Eigenart schon soviel gelitten, und in Anbetracht der vielen Beweise, die auch der jüdische Student von seiner Ehrlosigkeit und Charakterlosigkeit gegeben, faßt die heutige Versammlung deutscher wehrhafter Studentenverbindungen den Beschluß: Dem Juden auf keine Waffe mehr Genugtuung zu geben, da er deren unwürdig und der Ehre nach unsern deutschen Begriffen völlig bar ist."

Was man in Wien offen ausgesprochen hatte, das drohte auch im Deutschen Reiche bald Meinung der Studentenschaft zu werden, und war bis dahin die Entstehung jüdischer Verbindungen ein mehr zufälliger Notbehelf, so suchte man jetzt diese Bewegung einheitlich zu organisieren, sie bewußt zu verbreiten und ihr eine immer größere Stoßkraft zu verleihen. So entstand am 8. August 1896 der Kartell-Convent der Tendenzverbindungen deutscher Studenten jüdischen Glaubens, (K. C.), die letzte größere selbständige Gründung des älteren deutschen Judentums, das sehr bald einer neuen stärkeren Richtung in jüdischen Kreisen Platz machen mußte. Der Kreis der ihm angeschlossenen Verbindungen war niemals groß; es gehörten zu ihm zuerst die Berliner Sprevia, die Breslauer Verbindung, die Heidelberger Badenia und die Münchner Licaria, zu denen 1896 die Freiburger Friburgia und 1899 die Bonner Rheno-Silesia kam. In Breslau trat 1901 eine völlig neue Thuringia statt der älteren aufgelösten Viadrina und in Heidelberg 1902 die Bavaria statt der ebenfalls verschwundenen Badenia auf, in Freiburg erstand 1897 sogar eine zweite jüdische Verbindung, allerdings mit dem Erfolg, daß die ältere im Wintersemester 1901/02 wegen Leutemangels einging, später wurden nur noch in Straßburg die Isaria (1903), in Darmstadt die Viadrina (1903) und in Charlottenburg die Hevellia (1904) mit gleichen Tendenzen gegründet. Die jüdischen Verbindungen lehnten sich eng an den von den schlagenden Verbindungen der Korps, Burschenschaften und Landsmannschaften herausgebildeten Verbindungstypus an. Durch die Forderung der unbedingten Genugtuung standen sie allen drei Gruppen und durch die Forderung des Reifezeugnisses den Burschenschaften nahe, sie unterschieden sich dagegen von allen drei durch Verwerfung der Bestimmungsmensur. Die von ihnen gepflegte Ausschließlichkeit sollte nicht religiös-politischer, sondern nur sozialer Art sein; ihre Satzungen bestimmten ausdrücklich, daß sie keine Stellung zu irgendwelchen politischen und religiösen Sonderbestrebungen innerhalb des Judentums nähmen, und gleich den feindlichen schlagenden Verbindungen wünschten sie Sammelpunkte für die Elite des jüdischen Volks zu bilden. Zugelassen waren außer den „deutschen Studenten jüdischer Konfession" nur Deutsch-Österreicher, Deutsch-Schweizer und Deutsch-Amerikaner. Als Tendenz verfolgte der Verband der jüdischen Verbindungen den „Kampf gegen den Antisemitismus in der Studentenschaft, die Erziehung ihrer Mitglieder zu selbstbewußten Juden, die sich ihrer Pflichten gegen ihr deutsches Vaterland bewußt bleiben und im bürgerlichen Leben die Gleichberechtigung der Juden zu verteidigen imstande sind." Dieses suchten die Korporationen durch Pflege körperlicher Übungen jeder Art, sowie durch Belehrung ihrer Mitglieder über alle das Judentum betreffenden Fragen zu erreichen. Nach außen

hin zeichneten sie sich durch selbstbewußtes, schneidigstes Auftreten und Reagieren auf jeden Angriff aus, besonders wenn er von antisemitischer Seite kam.

Mit der Schaffung des Kartell-Convents hatte die jüdische Studentenschaft zum erstenmal eine allgemeine, geschlossene Organisation erhalten, von der eine stärkere Abwehr geleistet werden konnte als von einzelnen. Aber gerade die Ausschließlichkeit und der reine Verbindungscharakter der Korporationen machten eine Einwirkung auf die große Masse der jüdischen Studenten unmöglich, und so bildete der Verband im ganzen eine abseitsstehende Gruppe, die von der nichtjüdischen Studentenschaft gemieden ward und auch bei ihren studierenden Glaubensgenossen eine wirkliche Führerrolle nicht erlangte.

Die Ausgestaltung des inneren Wesens der schlagenden Korporationen hatte nicht nur für die jüdische Studentenschaft fühlbare Wirkungen, sondern auch für die katholische. Sobald die Mensur die herrschende Stellung im Verbindungsleben erhielt, trat an den Katholiken, der nicht bloß Namenskatholik sein wollte, die Frage heran, ob er sich beteiligen könne. Daß dieselbe vielfach bejaht ward, geht daraus hervor, daß die Korps und die Burschenschaften eine ganze Anzahl Katholiken als Mitglieder zählten. So hatte 1895/96 die Burschenschaft bei 1460 Mitgliedern 142 katholische, 1905/06 sogar 257 von 2566. Aber die mächtige Bewegung, die seit dem Kulturkampf über Deutschlands Katholiken gekommen war, bewirkte, daß die Zahl der Lauen nicht wesentlich zunahm, und eine entscheidende Wendung trat ein, als am 9. August 1890 die Konzilskongregation (Congregatio Cardinalium Concilii Tridentini Interpretum) auf eine Anfrage des Fürstbischofs von Breslau sich mit der Frage des Duells eingehend befaßte und dabei ausdrücklich die Bestimmungsmensur, deren Wesen sie genau darlegte, dem Duell bezüglich der Strafbarkeit völlig gleichstellte. Von nun an bedeutete es für den strengen katholischen Studenten ein schweres Vergehen gegen die Gebote seiner Kirche, wenn er an irgendwelcher Mensur teilnahm, ja schon seine bloße Zugehörigkeit zu einer schlagenden Korporation als Student bekundete ein Einverständnis mit den von der Kirche verworfenen Grundsätzen und somit eine Mißachtung kirchlicher Gebote. Die Kirche aber duldete eine solche Auflehnung nicht und sprach über die katholischen Mitglieder einer schlagenden Verbindung, solange sie sich in deren Sinne betätigten, die Exkommunikation aus.

Die Entscheidung der römischen Kirche war für die schlagenden Korporationen und für die katholische Studentenschaft ein gleich schwerer Schlag. Die ersteren verloren nun so gut wie ganz die Fühlung mit der letzteren, denn die Katholiken, die jetzt bei ihnen Mitglieder wurden, fielen nicht sehr ins Gewicht und stellten nur einen geringen Prozentsatz der katholischen Gesamtstudentenschaft dar; die katholischen Studenten aber, soweit sie eine kirchlich-strenge Gesinnung hegten, sahen sich ausgeschlossen von einer engeren Gemeinschaft mit Andersgläubigen, ja es bedeutete für viele einen vollständigen Verzicht auf jegliches Korporationsleben, da es katholische Vereinigungen damals an vielen Hochschulen noch nicht gab. Infolgedessen ging der Prozeß der Individualisierung in der Studentenschaft in verstärktem Maße weiter: jetzt erfolgte der immer deutlichere Abschluß der katholischen Studentenwelt, sowie die

damit verbundene Ausgestaltung eines bewußt katholischen Studententums, und die Zeit rückte näher, wo dieses konfessionelle Korporationswesen seine Blüte erleben sollte.

Die schon vorhandenen alten katholischen Korporationen erhielten unter solchen Umständen verstärkten Zuwachs, und neue erstanden. Die nichtfarbentragenden Studentenvereine vermehrten sich von 1880—1896 um acht reichsdeutsche Korporationen, der Kartellverband der katholischen Studentenverbindungen um sieben, die 1890 gestiftete „Kartellvereinigung katholischer deutscher Studentenkorporationen“ umschloß zwei ältere und eine neue reichsdeutsche Vereinigung, das nichtfarbentragende „Kartell katholischer süddeutscher Studentenvereine“ umfaßte zwei Mitglieder; außerdem entstanden an den Tierärztlichen Hochschulen zu Hannover und zu Berlin je eine farbentragende katholische Verbindung, sowie in Bonn und Berlin ebensolche unter Studierenden der Landwirtschaft. Dazu kamen noch ein neuer Unitas-Zötus in Freiburg, zwei keinem Verband angehörige Vereinigungen in Bonn-Poppelsdorf und München und der wissenschaftliche Akademische Görresverein in München, so daß im ganzen 25 neue und ausgesprochen katholische Korporationen zu den alten hinzutraten und mit diesen zusammen 60 reichsdeutsche zählten. Nicht unbedingte Einigkeit herrschte unter ihnen, die 35 farbentragenden bildeten mit ihren Verbindungseigentümlichkeiten einen starken Gegensatz zu den nichtfarbentragenden Vereinen; Eifersüchteleien und Rangstreitigkeiten herrschten vielfach und führten sogar zu schweren Konflikten wie 1882 in Breslau zwischen der Winfridia und der dortigen Unitas. Den Höhepunkt des katholischen Studentenlebens jener Zeit bildeten die Wallfahrten nach Rom, die im März 1888 und Ende September 1891 von katholischen Korporationen unternommen wurden. Das erstemal, bei der Feier von Leos XIII. goldenem Priesterjubiläum überreichte eine Abordnung des farbentragenden Kartellverbands eine Adresse und erhielt eine Audienz beim Papste. Das zweitemal 1891 fand eine allgemeine Wallfahrt der katholischen Studentenschaft Deutschlands statt, bei der dritten Hundertjahrfeier des hl. Aloysius von Gonzaga, des Schutzpatrons der studierenden Jugend. Es war eine Abordnung von sieben Vertretern der nichtfarbentragenden Vereine, von drei Mitgliedern der Verbindungen und einem Mitgliede der Unitas. „Als der hl. Vater erfuhr, so erzählt ein zeitverwandter Bericht, daß die deutschen Studenten bereits in Rom seien, bestimmte er sofort, daß sie schon am nächsten Morgen zur Audienz zugelassen werden sollten .... Auf besonderen Wunsch des hl. Vaters nahmen die deutschen Studenten die erste Stelle bei der Audienz ein. Immer näher kam der erhabene Augenblick, gespannt schauten wir der Tür entgegen, durch die der hl. Vater schreiten mußte. Da ordnen sich die Reihen der Schweizer, die Nobelgarde nimmt ihren Posten, und in der Tür erscheint eine greise, ehrwürdige Gestalt. Um die Lippen spielte ein Lächeln herzlicher Freundlichkeit, aus dem Auge strahlte verzeihende Milde, die ganze Gestalt schien nicht von dieser Erde, ein überirdischer Glanz schien sie zu umfließen. In diesem erhebenden Momente erscholl zuerst von uns deutschen Studenten der Ruf: „Der hl. Vater, er lebe hoch, hoch, hoch!“ Lawinenartig wälzte sich der Ruf von Nation zu

Nation." Die Abordnung wurde noch ein zweitesmal vom Papste bei einer Gesamtaudienz empfangen, zu der sonst nur die obersten Spitzen der einzelnen Nationen zugelassen waren. Allgemeine Bedeutung für die Bewegung in der deutschen katholischen Studentenschaft erhielten auch die lobenden Worte, die Leo XIII. damals sprach: „Die Hoffnung der Kirche beruhe auf der Jugend und besonders auf der studierenden Jugend. Wenn nun der junge Student es wage, seine Farbe, seinen Glauben offen auf der Straße zu bekennen, ohne die Insultationen seitens der Gegner zu fürchten, dann sei er fest überzeugt, daß auch der Mann in jedem Augenblicke für seine Kirche, seine Religion eintreten werde."

Trotz der entschiedenen Aufwärtsbewegung bildete die organisierte katholische Studentenschaft zumeist noch keinen eigentlichen Machtfaktor im akademischen Leben, und sie versuchte sogar mehrfach, mit ihren Kommilitonen zusammenzuwirken; so waren z. B. in Berlin und in Breslau die katholischen Korporationen eifrig förderndе und treue Bundesgenossinnen der Vereine Deutscher Studenten. Beim Stiftungsfeste der Berliner katholischen Verbindung Suevia am 23. Januar 1884 hielt der Zentrumsführer Ludwig Windthorst sogar eine bedeutungsvolle Rede. Er führte darin aus, daß die katholischen Verbindungen nicht einen Gegensatz zu anderen Korporationen heraufbeschwören dürften, wie es leider in der alten Generation vorherrschte, sondern daß sie festen, sittlichen, moralischen und patriotischen Prinzipien sich hingeben müßten. Es beweise ihm das Zusammengehen der Suevia mit anderen Vereinen, speziell mit dem Verein Deutscher Studenten, und deren Erscheinen auf dem Feste, daß die Berliner katholischen Korporationen auf dem richtigen Wege seien, seine Friedens- und Versöhnlichkeitswünsche zu erfüllen. Doch schon beim Reichskommers 1886 kam es in Berlin zum Bruch, da sich die Katholiken durch das Vorkommen Huttens im Festspiel des Abends beleidigt fühlten. Ebenso sonderte sich auch zu Breslau infolge von Mißverständnissen und Kränkungen die Winfridia vom Studentenausschuß ab, und in Bonn erklang das erste Signal zum offenen Kampfe. Als im Januar 1894 die dortigen katholischen Vereinigungen den damaligen Rektor, den evangelischen Theologen Kamphausen, um die Erlaubnis zu einem eigenen Kaiserkommers angingen, erhielten sie dieselbe, allerdings mit der Bemerkung, die katholischen Studentenkorporationen provozierten durch ihre Existenz die übrige Studentenschaft, sie seien nicht existenzberechtigt, und er könne ihnen nur den Rat geben, sich aufzulösen; es gäbe doch auch keine protestantischen Studentenverbindungen. Einen schroffen Gegensatz zu ihren Idealen empfand dann die deutsche Studentenschaft, als ihre organisierten katholischen Kommilitonen bei der Bismarckhuldigung in Friedrichsruhe 1895 unvertreten blieben. Die Stellung im sonstigen Studentenleben war örtlich verschieden; wo die schlagenden Verbindungen wie in Bonn die Oberherrschaft hatten, kam es öfter zu Reibereien und Holzereien. In Breslau zeigte sich dagegen die eigentümliche Erscheinung, daß nach dem Auffliegen des Studentenausschusses 1892 die Winfridia, die Unitas und der Wingolf in engerer Verbindung blieben; diese ward im Sommersemester 1896 so eng, daß ein „Verband christlicher Korporationen" in Breslau zustande kam. Man beriet aka-

demische Fragen, machte gemeinsame Ausflüge und lud sich gegenseitig zu Kommersen ein. Doch erkalteten diese Beziehungen allmählich wieder, bis im Sommer 1903 der Verband aufgelöst ward und am 16. Januar 1904 der Wingolf durch ein Schreiben das letzte gemeinsame Band mit der Winfridia löste.

Zu jener Zeit tauchte auch ein neues vereinsbildendes Prinzip in der Studentenschaft auf, das auf dem rege gewordenen Sozialgefühl der Jugend beruhte. Der sozialen Botschaft Wilhelm I. hatten einst die Mitglieder des Kyffhäuserverbandes allen voran zugejubelt, jetzt erschienen die berühmten Februarerlasse Wilhelms II., welche eine Arbeiterschutzpolitik großen Stiles verhießen und zu einer internationalen Konferenz führten. Die Beschäftigung mit der sozialen Frage rückte von neuem in den Vordergrund des Interesses vieler Musensöhne, und geschickt suchte der Verein Deutscher Studenten durch eingehende Pflege dieses Arbeitsgebiet zu dem seinen zu machen und erzielte dabei nicht unwichtige Erfolge. Aber die übrige Studentenschaft wollte nicht mehr alles in der Beleuchtung des Vereins Deutscher Studenten sehen, auch andere Gruppen, zumal der 1887 von vier christlichen Korporationen ins Leben gerufene Schwarzburgbund, traten hervor, ja übernahmen sogar teilweise die Führung. Schon im Sommer 1891 hatte die Schwarzburgverbindung Sedinia in Greifswald ein nationalökonomisches Kränzchen errichtet; dessen Leiter Pfannkuche trat im Wintersemester 1892/93 mit dem damaligen Generalsekretär des evangelisch-sozialen Kongresses Paul Göhre, dem vielgenannten Verfasser von „Drei Monate Fabrikarbeiter“, in Verbindung und erwog die Ausbreitung der Bestrebungen auf die gesamte Studentenschaft. In Göttingen wagte man sich zuerst hervor, dort bildete sich am 11. Juli 1893 eine interkorporative sozialwissenschaftliche Vereinigung, die sofort 30 Mitglieder zählte und im nächsten Semester auf 50—60 stieg. Ihr Zweck war die Einführung der akademischen Jugend aller Fakultäten in die wichtigsten und allgemein interessanten Gebiete der Nationalökonomie und der sozialen Bewegung. Der Verein Deutscher Studenten lehnte anfänglich alle Annäherung ab, trat aber dann der Vereinigung als körperschaftliches Mitglied bei, sonst beteiligten sich zumeist Mitglieder des Wingolfs, der christlichen Burschenschaft Germania, korporierte Theologen und Wilde; Angehörige der schlagenden Verbindungen fehlten ursprünglich, erst im Wintersemester nahmen auch Burschenschafter teil. In Berlin entstand am 2. November 1893 ebenfalls eine Vereinigung. Diese strebte nach einem Ausbau auf breitester Grundlage und wollte, um eine tiefgehende wissenschaftliche Behandlung der Probleme zu ermöglichen, allen Richtungen Zutritt gewähren. Auch beabsichtigte sie, sich nach verschiedenen Arbeitsgebieten in Sektionen zu gliedern, deren jede von einem Dozenten geleitet werden sollte. Der Rektor Pfleiderer lehnte den eingereichten Satzungsentwurf als „monströs“ ab, und die Mitglieder traten teilweise dem staatswissenschaftlichen Verein bei oder gingen zur Ortsgruppe des Evangelischen Bundes über, der schon ein Jahr vorher eine evangelisch-soziale Sektion gebildet hatte. Bei der Erlanger Vereinigung, die im Sommer 1894 entstand, war das Charakteristische, daß die Burschenschaften,

eine Landsmannschaft, die christlichen Verbindungen einschließlich der katholischen Rhenania einträchtig zusammen arbeiteten. Im Wintersemester 1894/95 entstanden in Greifswald und Marburg zumeist auf Antrieb des Schwarzburgbundes sozialwissenschaftliche Vereinigungen. Eigenartig entwickelte sich die Hallesche, die 1895 in Kampf mit der Polizei geriet. Da in ihren Versammlungen auch Sozialdemokraten gesprochen hatten, betrachtete die Polizei den Verein als einen politischen, forderte die Anmeldung der Versammlungen und der Mitglieder und befahl die polizeiliche Überwachung aller Veranstaltungen. Der Verein strengte daraufhin einen Prozeß gegen die Polizei an, da er nur wissenschaftliche Ziele verfolge und deshalb außerhalb des Vereinsgesetzes stehe. Die akademische Behörde stellte sich auf seine Seite, ein Professor übernahm das Ehrenpräsidium und der Rektor Franz v. Liszt sprach ihm bei einer späteren Versammlung seine Sympathie aus. Im ganzen wohnte diesen Bestrebungen der sozialwissenschaftlichen Vereinigungen keine rechte Lebenskraft inne, an manchen Orten, wie Kiel und Königsberg, kamen sie wegen der unfreundlichen Haltung der akademischen Behörden überhaupt nicht zur Geltung, in Straßburg und Breslau hielten sie sich kurze Zeit, in Göttingen ging die Vereinigung im Wintersemester 1897/98 ruhmlos ein, und nur der zu einer geschlossenen akademischen Korporation gewordene Sozialwissenschaftliche Studentenverein zu Berlin (neubegründet 1895) überdauerte seine Brudervereine, er veranstaltete große Vortragsabende, an denen gelegentlich auch Sozialdemokraten, wie Reichstagsabgeordneter Schippel, sprachen, unternahm Besichtigungen industrieller Etablissements, erlebte wegen wiederholter Verbote von Vorträgen mehrfach Streitigkeiten mit den Behörden und ward zuletzt im Wintersemester 1901/02 wegen eines formalen Fehlers — er hatte trotz Verbots Damen als Diskussionsrednerinnen bei seinen Vorträgen zugelassen — vom Rektor Harnack aufgelöst.

Neben dem Zug zur weitgehendsten Individualisierung, der sich in der Ausgestaltung des Korporationslebens zeigte, offenbarte sich aber auch das Streben nach einheitlicher Zusammenfassung der Studentenschaft als eines Lernkörpers. Am schönsten kam es zu einem sichtbaren Ausdruck im Sommer 1893 in Marburg, das auch zwölf Jahre später beim Hochschulstreit einen zweiten Beweis einmütig geschlossenen Vorgehens bot. Interessant ist die damalige Handlungsweise der Marburger auch deshalb, weil die Studentenschaft in jenem Semester einen regelrechten Streik organisierte, — ein Kampfesmittel, das auf reichsdeutschen Hochschulen vorher nur am Berliner Gewerbeinstitut (1860) und später nur noch einmal in Hannover (1905) zur Anwendung gelangte, während es an österreichischen bei weitem üblicher ward. Wie ein eingehender zeitgenössischer Preßbericht angibt, hatte der Marburger Professor der Physiologie Geh. Rat Dr. Külz sich schon seit Jahren bei Studenten und Bürgern durch rücksichtsloses Auftreten gegen seine Hörer höchst unbeliebt gemacht. Am 4. Juli beriefen die Korps als präsidierende Gruppe des Studentenausschusses eine allgemeine Studentenversammlung ein, bei der einige Herren Erzählungen von Auftritten mit Dr. Külz gaben, die allgemeine Entrüstung hervorriefen. Einstimmig beschloß die Versammlung, eine Beschwerde

über das Verhalten des Professors an das Ministerium zu richten, und die Vertreter der 26 Korporationen verpflichteten sich für ihre 600 Mitglieder zur Unterzeichnung, ihnen schlossen sich 100 Nichtinkorporierte an, so daß der größte Teil der 941 Personen zählenden Studentenschaft unterschrieb. Ferner beschloß man: „Die Hörer von Dr. Külz setzen bis auf weiteres den Besuch seiner Vorlesungen aus, und es findet am nächsten Tage ein demonstrativer Spaziergang vor dem physiologischen Institut statt." An diesem beteiligten sich mehrere Hundert Studenten, so daß eine verstärkte Schutzmannschaft aufgeboten werden mußte, um den Verkehr freizuhalten. Eine zweite Versammlung erklärte sich für Fortsetzung des Streiks, bis nach Entscheidung der Angelegenheit eine abermalige allgemeine Studentenversammlung ihn für beendigt erklären würde. Jedoch solle jegliche Kundgebung demonstrativer Art, welche die gute Sache der Studentenschaft ins Unrecht zu setzen geeignet sei, fortan unterlassen und die Entscheidung auf dem betretenen rechtlichen Wege abgewartet werden. Der Rektor hatte bei Überreichung der Beschwerdeschrift die „gute Sache der Studentenschaft" anerkannt, aber vor allen ungesetzlichen Schritten gewarnt. Der Vertreter des Ministeriums bemühte sich vergebens, eine gütliche Einigung zu erzielen, auch der Anschlag des Rektors, der Streik verstoße gegen die Disziplinargesetze, fruchtete nichts, die Vorlesungen von Dr. Külz wurden weiterhin nicht besucht, und so leitete denn die akademische Behörde gegen die Vorsitzenden der beteiligten Korporationen ein Disziplinarverfahren wegen Vergehens gegen die akademische Sitte und Ordnung ein und sprach am 26. Juli das Urteil, wonach 22 Studierende mit der Androhung der Entfernung, einer mit einem Verweis bestraft wurden. Mit Rücksicht auf den inzwischen doch erfolgten gütlichen Vergleich zwischen der Studentenschaft und Dr. Külz sah die Disziplinarbehörde, nachdem schon vorher bei 14 Studierenden die Strafe zu einem Verweis gemildert worden war, von einem weiteren disziplinarischen Einschreiten ab. Als Antwort auf die Verurteilungen veranstalteten die Studenten am 4. August eine große Demonstration. Es fand ein Umzug durch die Straßen statt, voran die mit Androhung der Wegweisung Bestraften auf blumengeschmückten Wagen.

Der Marburger Studentenstreik bewies deutlich, was eine einheitlich geschlossene und einmütig gesinnte Studentenschaft vermöge, er zeigte auch den Wert einer dauernden, festen Organisation in Form eines **Studentenausschusses**. Solche Gebilde waren keine modernen Erfindungen, die ersten Versuche kann man in den Seniorenkonventen um 1800 und in der Urburschenschaft sehen, auch die „**Allgemeinheiten**" der vierziger Jahre hatten ähnlichen Charakter, ebenso die permanenten Studentenkomitees um 1870. Derartige Schöpfungen bedeuteten nicht nur einen Gewinn für die Studentenschaft, deren Kräfte sie wirkungsvoll zusammenzufassen suchten, sondern auch für die Behörden, denen sie als geregelte Vertretungen der gesamten akademischen Jugend leichten Verkehr ermöglichten. In den achtziger Jahren machte der nach 1880 neubegründete **Berliner Studentenausschuß** viel Aufsehen, oft gaben bis zu 2000 Studenten ihre Stimmen bei den allgemeinen Wahlen ab, die nach Art der Reichstagswahlen vorgenommen wurden. Aber gerade dieses

Verfahren führte zu den heftigsten und schrankenlosesten Agitationen und hatte Ereignisse wie die Duelle Holzapfel—Oehlke und Eichler—Blum zur Folge. Der Unfriede, den die Tätigkeit des Ausschusses in der Studentenschaft erzeugte, mußte Zweifel erwecken, ob diese Ausschußform die richtige sei, und wohl gewitzigt durch die Erfahrungen in Berlin, unternahm man es um die Mitte der achtziger Jahre in Baden, eine andere Ausschußorganisation durchzuführen. Der Universität Heidelberg gebührt der Ruhm, zuerst einen Ausschuß begründet zu haben, der sich trotz mancher Stürme seit dem Februar 1885 bis in die Gegenwart lebensfähig erhielt. Er beruhte nicht auf allgemeinen Wahlen, bildete also kein dem Reichstag ähnliches Studentenparlament, sondern baute sich auf ständischer Grundlage auf. Jede beim Senat angemeldete, mindestens vier Semester bestehende Korporation entsendet einen Vertreter. Dazu kommen noch 10 Abgeordnete der Nichtinkorporierten, die sich zu je zwei auf die fünf Fakultäten verteilen, vorausgesetzt, daß eine Fakultät nicht weniger als 80 Mitglieder hat, in letzterem Falle steht ihr nur ein Vertreter zu. Die Leitung des Ausschusses liegt in den Händen des „Geschäftsführenden Komitees"; bei Aufzügen und sonstigen Feierlichkeiten haben die Korps und die Burschenschaften abwechselnd Führung und Schluß des Zuges, die übrigen Korporationen folgen in festbestimmter Ordnung; darauf, nach Fakultäten gesondert, die Nichtinkorporierten. Zur Bestreitung der Ausgaben wird von jedem Immatrikulierten ein Zwangsbeitrag von zwei Mark im Semester erhoben. Wenn durch Nichtbeachtung statutenmäßiger Bestimmungen von seiten einzelner, im Ausschuß vertretener Korporationen oder Gruppen der Studentenschaft Uneinigkeit oder Behinderung der Tätigkeit des Ausschusses entsteht, so muß der Vorsitzende den Schiedsspruch des Engeren Senats der Universität anrufen, der endgültig entscheidet und für Durchführung seines Spruches zu sorgen hat.

So bildete in Heidelberg das Prinzip der gleichmäßigen Vertretung aller und der gleichmäßigen Verteilung der Lasten auf alle die Grundlage der durch den Ausschuß dargestellten Verfassung der Studentenschaft. Die ungesunde Berliner Art der allgemeinen Wahlen, wonach es eine herrschende Partei gab und die Minderheit nicht die ihrer Menge entsprechende Vertreterzahl erhielt, war vermieden, überhaupt hatte man die Wahlen aufs äußerste beschränkt; nur bei den Fakultäten kamen sie vor, um dem unorganisierten Teil der Studenten überhaupt eine Vertretung zu schaffen. Daß man auch außerhalb der badischen Regierungskreise von der Wichtigkeit allgemeiner Studentenausschüsse überzeugt war, bewies die Bonner Rektoratsrede von Professor Jürgen Bona Meyer, der 1887 betonte, daß der Gedanke gar nicht so fernliegend wäre, „einen gesetzlichen Zwang zur Bildung eines allgemeinen Studentenausschusses herbeizuführen. Der freie Bursch könnte dabei vollauf im übrigen seine Freiheit genießen". Und daß im Hochschulganzen etwas mangelte, fühlte man selbst in Berlin nach Aufhebung des Ausschusses nur allzu gut; schwer zu organisierende und zu leitende Vertreterversammlungen mußten bei Feierlichkeiten berufen werden, aber die Bemühungen der Rektoren Hinschius und Förster, einen neuen Ausschuß zustandezubringen, scheiterten

an dem Widerstand der Korporationen, die sich nicht genügend berücksichtigt glaubten. Das Zustandekommen eines wirklichen Ausschusses, in dem alle Gruppen der akademischen Jugend Vertreter besaßen, und dessen Arbeiten sich auf alle erstreckten, war erst möglich, wenn sich auch die große Masse der Studenten beteiligte. Um das überall zu erreichen, mußte erst noch eine große Politik der Sammlung getrieben werden; es galt, die beiseitestehenden Kreise, die sich von den Korporationen nicht hatten aufsaugen lassen, heranzuziehen und in ihnen das Bewußtsein zu erwecken, daß sie akademische Bürger seien und als solche Rechte, aber auch Pflichten gegen die Gesamtheit hätten. Noch waren der Öffentlichkeit gegenüber die Korporationsstudenten die Träger des studentischen Lebens, und daß sie es beherrschten und in ihrem Sinne beeinflußten, erschien durchaus natürlich, zumal sie als geschlossene Körperschaften eine sichere Macht darstellten und einen bestimmten Willen kundgeben konnten. Ebenso erklärlich war es, daß sie auf den erlangten Einfluß nicht ohne weiteres verzichten und deshalb auch in den Studentenausschüssen den Ton angeben wollten. Für die an Zahl immer zunehmende Masse der Nichtinkorporierten hatte diese Entwicklung zur Folge, daß ihre Wünsche und Meinungen unberücksichtigt blieben und sie tun mußten, was die organisierte Studentenschaft beschloß, wenn sie überhaupt an den allgemeinen Feierlichkeiten teilnehmen wollten. Dem einzelnen Nichtinkorporierten brachte der Zustand außerdem noch manche Unannehmlichkeiten. Ganz abgesehen davon, daß es ihm schwer war, geeigneten Verkehr zu finden, sah er sich bei Ehrenhändeln dem Gutdünken der waffenführenden Verbindungen ausgeliefert und besonders dann, wenn er sich als Duellgegner zeigte, schutzlos allen Anfeindungen und dem oft schwer schädigenden Verruf preisgegeben. Seine Stellung entsprach derjenigen des rechtlosen Heloten und Paria, und die Bezeichnungen, die ihm der Korporationsstudent beilegte, wie Finke, Wilder, Bummler, Obskurant und Kamel, drückte die Verachtung deutlich aus, die man ihm zollte. Solange nun jegliches Klassenbewußtsein bei den Nichtinkorporierten fehlte, ließ sich eine Besserung der Verhältnisse nicht erwarten. Sobald aber bei ihnen das Drängen nach Teilnahme am akademischen Leben begann und sie mit Nachdruck Gleichberechtigung und Geltung verlangten, ward die bisherige unbedingte Vormachtstellung der Korporationen erschüttert. Die Aufwärtsbewegung der Nichtinkorporierten bedeutete den Kampf um ihre bis dahin bestrittene Gleichberechtigung mit den Korporationsstudenten und um Beseitigung der Vorherrschaft einer kleinen bevorrechteten Gruppe. Es war ein rein soziales Ziel, das einen schweren studentischen Klassenkampf bedingte, da die organisierten Teile der Studentenschaft ihre Stellung naturgemäß nicht freiwillig aufgaben. Diesen Strauß vermochten die Nichtinkorporierten nur auszufechten, wenn sie aus ihrer „atomistischen Vereinzelung" heraustraten und gleich den andern Studentengruppen den Weg der Organisation beschritten. Die richtige Form dafür zu finden, war die erste und größte Aufgabe der Bewegung der Freistudentenschaft (Finkenschaft, Wildenschaft oder Freien Studentenschaft).

23. Die Bewegung der Freistudentenschaft bis zur Zeit des Hochschulstreits

Die Entwicklung der Freistudentenschaft seit den Tagen der Sulphureas bietet im ganzen das Schauspiel einer an schweren Leiden und schmachvoller Unterdrückung reichen Geschichte, deren sehr vereinzelte ruhmvolle Episoden aber doch ein allmähliches Erwachen aus dem dumpfen Schlafe der Knechtschaft beweisen. Waren die älteren Finkenschaftsbewegungen zumeist nur das Werk tüchtiger Führer, das mit ihnen aus dem Hochschulleben wieder verschwand, so wurde gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts, im Zeitalter der großen Massenbewegungen und Klassenkämpfe, die Menge der Nichtinkorporierten, der freien Studenten oder Freistudenten, wie sie sich bald mit Stolz nannten, zum Träger der ihnen förderlichen Bestrebungen. Als Vorläuferinnen derselben sind die Bewegung der Unabhängigen zu Berlin und die der Freien Studentenschaft zu Freiburg 1892 zu betrachten. Während an letzterem Orte eine an sich mustergültige Organisation für die Nichtinkorporierten geschaffen wurde, die nur wegen ihrer Tatenlosigkeit für die Entwicklung ohne Einfluß war: verlief die Berliner Bewegung sehr bald im Sande. Sie hatte zwar recht bemerkenswerte Ziele, wie die Gründung von Gesellschaftshallen (Kasinos), aber sie konnte zwischen den sich heftig befehdenden Parteien der Anti- und Philosemiten nicht aufkommen, ja diese Gegensätze nicht einmal aus ihrer eigenen Mitte verbannen; besonders aber raubte sie sich dadurch alle Möglichkeit des Fortlebens, daß sie die Ausarbeitung von Satzungen ablehnte, „weil dann die freie Bewegung zu einem Vereine der Unabhängigen herabsinken würde".

Als eine Art Nichtinkorporiertenbewegung erscheint auch die Ehrengerichtsbewegung, welche im November 1896 in Charlottenburg einsetzte. Das dortige „Komitee zur Errichtung ständiger allgemeiner Ehrengerichte" war eine fast rein wildenschaftliche Gründung, nur die Reformburschenschaft Vandalia, die katholische Verbindung Burgundia und der Akademische Orchesterverein besaßen in ihm Vertreter. Die übrigen Korporationen setzten ihm heftigen Widerstand entgegen, und in der Presse ward gegen dasselbe von gegnerischer Seite der Vorwurf sozialistischer Tendenzen erhoben. Die Korporationen weigerten sich, mit einem Vertreter des Komitees im Studentenausschuß zusammenzuarbeiten, da er mit allen bisher geltenden Ehrbegriffen gebrochen habe, und veranlaßten, als die Wilden bei den entstehenden Kämpfen durch ihre Mehrzahl siegten, das „Auffliegen" der studentischen Gesamtvertretung. Daraufhin erfolgte ohne irgend welches Verhör die behörd-

liche Auflösung des Komitees, weil „ungeachtet seines an sich löblichen Be- Bestrebens durch das persönliche Verhalten seiner Mitglieder die Disziplin der Hochschule gefährdet ist." Die Bewegung wirkte zwar in der Form eines Ehrengerichtsvereins noch weiter, griff sogar auf die Universitäten Berlin und Leipzig über, verlor sich aber bald, ohne etwas Dauerndes zu schaffen.

Bedeutungsvoll für die weitere akademische Entwicklung wurden die Bestrebungen der Nichtinkorporierten in ihrer reinen Form, für welche zuerst der Name Finkenschaftsbewegung, später freistudentische Bewegung üblich ward, mit der am 14. Januar 1896 erfolgten Stiftung der Leipziger Finkenschaft. Unter schweren Kämpfen im Innern und nach außen schuf sich dieselbe in den Jahren darauf (1896—98) eine eigenartige Parteiverfassung, welche für die Folgezeit bei allen Neugründungen als Muster diente. Bei ihren theoretischen Erwägungen ging die Freistudentenschaft auf den fast in Vergessenheit geratenen Begriff der civitas academica zurück, sie machte wieder Ernst mit dem Gedanken der in Lehr- und Lernkörper geschiedenen Hochschulgemeinde. Die Idee des geschlossenen Lernkörpers geht aber zweifellos verloren, wenn innerhalb der Studentenschaft selbständige Sondergruppen in Form von Korporationen entstehen und der Rest ohne Zusammenfassung bleibt. Um letzteres zu verhindern, mußte man mit dem Organisationsgrundsatz der Verbindungen und Vereine, dem Prinzip der freien Einung durch Willenserklärung des einzelnen, völlig brechen, denn eine Abstimmung aller Nichtinkorporierten würde nicht nur unmöglich gewesen sein, sondern wohl auch zu keinem Ergebnis geführt haben. Man erklärte vielmehr — und hierin beruhte das organisatorisch Neuartige der freistudentischen Zusammenschlüsse —, daß die Freistudentenschaft eine Vertretungsgemeinde darstelle, zu der jeder Student gehöre, der sich nicht einer Korporation anschließe. Ihr Organ, das Präsidium (anderwärts später Ausschuß genannt), galt als Vertretung der Gesamtheit der Freistudenten. Dieser Satz, das sogenannte Vertretungsprinzip, bildete die allgemein gewünschte Grundlage der Freistudentenschaften. In erster Linie nun faßte man die Vertretung rein mechanisch als Personalvertretung auf und meinte, das Präsidium vertrete die Gesamtmasse der einzelnen Freistudenten wie der Vorstand eines Vereins seine Mitglieder. Aber gegen diese Auffassung wandten sich viele und erklärten, sie wollten überhaupt nicht vertreten sein, und so mußte man, um das Dasein der Organisation nicht zu gefährden, die Vertretungsfrage zum Gegenstand immer neuer Untersuchungen machen, und diese endeten damit, daß man seit 1901 kundgab, das Präsidium sei lediglich die Vertretung der Interessen aller Freistudenten, es vertrete daher weder die einzelnen noch deren Sonderwünsche.

Die ausübende Gewalt lag in den Händen eines mehrgliedrigen Präsidiums oder Ausschusses, ihm zur Seite stand ein sogenannter Weiterer Ausschuß oder Beirat, das „Parlament der Sachverständigen", mit beratender Stimme. Er setzte sich aus den aktiven und den ehemaligen Ehrenbeamten der Organisation zusammen. Die Arbeiten des Präsidiums wurden dadurch erleichtert, daß man zur Lösung bestimmter Aufgaben Kommissionen oder Ämter

einsetzte. Als Gegengewicht zu dem mit weitgehender Vollmacht ausgestatteten Präsidium setzte man, um den demokratischen Charakter der Organisation zu wahren, als höchste Instanz die Generalversammlung ein, bei der jeder Freistudent Stimmrecht sowie aktives und passives Wahlrecht besaß. Unter der Aufsicht des Präsidiums wirkten die Abteilungen, welche eine selbständige Organisation erhielten, aber trotzdem keinen Vereinscharakter trugen. Sie waren nach Art zwangloser Abende eingerichtet und jedem akademischen Bürger zugänglich, sie sollten Gelegenheit zur Pflege wissenschaftlicher, künstlerischer oder geselliger Zwecke geben. Als neu erschien weiterhin die Schaffung von geselligen Mittelpunkten für alle Freistudenten in der Form von Gesellschaftsabenden. Sowohl diese wie das Leben der Abteilungen wurden von großer Bedeutung, und mit Recht bezeichnete man beide Einrichtungen als die starken Hebel, an denen die innere Tätigkeit einsetzen und mit denen das Präsidium auf die große unbekannte und ungeordnete Menge der Finken einwirken könnte.

Waren auch die Hauptgedanken im ganzen schon bei Gründung der Leipziger Finkenschaft vorhanden, so zeigt doch die überaus reiche Literatur, zumal die Broschüren von Heinzig, Sfymank, Ohr, Hanisch, Behrend, Hoeniger und Roth, wie lange es dauerte, ehe sie alle geklärt und ins Leben umgesetzt wurden. Gerade die bunte Zusammensetzung der Freistudentenschaft und das Vielerlei der in ihr zutage tretenden und oft einander widerstreitenden Sonderinteressen erschwerte das Finden des allen gemeinsamen neutralen Tätigkeitsfeldes, und es bedurfte mancher Kämpfe, um Bestrebungen auszuscheiden, die von den einen oder anderen als freistudentisch hingestellt wurden. Außerhalb des finkenschaftlichen Arbeitsbereichs lagen von vornherein alle politischen, religiösen und Rassenprobleme, da sie einseitige Tendenzen darstellten, welche die Gemeinschaft der Freistudenten nur in Parteien zu zerreißen geeignet waren. Mit Recht hob schon das Wittenberger Programm 1900 hervor: „Jeder Student ist ein an und für sich gleichberechtigtes Mitglied der Gesamtstudentenschaft ohne Rücksicht auf seine politische und religiöse Überzeugung.“ Der freistudentische Standpunkt war also der der unbedingten Toleranz in diesen Fragen, und man prägte sogar den Satz: „Die Freistudentenschaft ist neutral — oder sie wird nicht mehr sein.“ Vielfach wurde es allerdings sehr schwer, diese Toleranz zu wahren, insbesondere führte die in der Studentenschaft lebendige antisemitische Strömung eine förmliche Judenfrage herbei, und es gab Leute, welche die Juden als „Zwangsfinken“ betrachteten und ihre möglichste Zurückdrängung aus den freistudentischen Ehrenämtern wünschten.

Ihre Natur wies der Finkenschaft somit eine ganz bestimmte Richtung. Man verglich sie wiederholt mit den Gewerkschaften oder mit Berufskammern, und mit beiden teilte sie den parteilosen sozialen Charakter. Sie verfolgte ein doppeltes Ziel: ein pädagogisches und ein soziales.

Von den geistigen und wirtschaftlichen Forderungen ausgehend, die das moderne, an Erscheinungen der verschiedensten Art so reiche Maschinenzeitalter an den einzelnen und an die gesamten Völker stellt, verlangte die Freistudenten-

schaft, daß der Musensohn nicht in seinem Studium zum einseitigen Fach- oder Brotgelehrten verknöchere, noch die Jahre seiner akademischen Ausbildung als eine Zeit des Bummelns, maßlosen Austobens oder gar des bloßen Saufens und Raufens betrachte. Der Student solle auch nicht lediglich sein Examen vor Augen haben, sondern die Fülle des ihm auf der Hochschule und vom Leben Gebotenen wirklich benutzen, nach Möglichkeit innerlich verarbeiten und so die Bildung, die er mit auf die Hochschule brachte, organisch vervollkommnen, vertiefen und sich zu einer harmonisch entwickelten Persönlichkeit ausgestalten. Eine solche Durchbildung des Jünglings sei aber unmöglich ohne die Pflege der Kunst, die ein Gegengewicht zu der nüchternen Wissenschaft darstelle, und so legte denn folgerichtig von jeher die Freistudentenschaft der künstlerischen Erziehung eine hohe Bedeutung bei und konnte auch ganz hübsche Erfolge verzeichnen. Das Hauptmittel zur Erreichung ihrer pädagogischen Ziele war die Tätigkeit der Abteilungen oder Sektionen, in denen sich die Angehörigen der verschiedensten Fakultäten zu gemeinsamer Arbeit die Hand reichten.

Umfangreicher als das pädagogische erschien das soziale Ideal, auch stach es bei weitem mehr hervor als das erstere und verlieh der Bewegung ihren eigentlichen Charakter. Es äußerte sich in dreifacher Richtung, und zwar bezog sich die Arbeit der Finkenschaft auf den einzelnen Studenten, auf die Klasse der Nichtinkorporierten und auf die gesamte akademische Bürgerschaft.

Die Freistudentenschaft strebte danach, die Wohlfahrt des einzelnen zu fördern. Sie machte das Turnen und den Sport, die schon längst im akademischen Leben in größeren und kleineren Verbänden blühten, in weiteren Kreisen heimisch, da sie mit Recht meinte, daß beides wesentlich zur Erhaltung der körperlichen Frische während des Studiums beitrage, und sie bemühte sich, Turn- und Spielplätze zu schaffen, die nicht nur wenigen Studenten, sondern der Allgemeinheit zugänglich waren; auch regte sie die Reise- und Wanderlust in manchen Kreisen der akademischen Bürger vielfach neu an. Die Sorge für das persönliche Wohl ihrer Angehörigen ließ sie sogar davor nicht zurückschrecken, gesundheitliche Fragen, wie besonders die der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zu erörtern und zur Lösung dieses wichtigen Sozialproblems innerhalb der akademischen Jugend einen bescheidenen Beitrag zu liefern.

Ferner bemühte sich die Finkenschaft, in der studentischen Genugtuungsfrage eine Wandlung zum Bessern zu erzielen und die Toleranz zur Grundlage einer künftigen Weiterentwicklung zu machen. Sie kämpfte für die Anschauung, daß nicht nur der Duellanhänger imstande sei, eine vollwertige Genugtuung zu bieten, sondern auch der ehrliche Duellfeind, der durchaus Schutz vor Verruf und Ächtung verdiene. Von diesem Gesichtspunkte aus suchte sie beiden Gruppen zu ihrem Recht zu verhelfen, dem Duellfreund durch Errichtung von Waffenämtern und Verleihung von Kavalierwaffen, dem Mensurgegner durch Schaffung von Schiedsämtern und Ernennung von Vertrauensmännern, welche Erklärungen über den Duellstandpunkt des einzelnen entgegennahmen und ihn gegebenenfalls vor dem Vorwurfe des „Kneifens“ zu schützen hatten.

Weiterhin vertrat die Freistudentenschaft ganz im Sinne des modernen Geistes die Anschauung, daß den Studenten der eigene Erwerb durchaus nicht schände. Sie strebte vielmehr danach, durch Schaffung von gemeinnützigen Anstalten, insbesondere von Arbeitsämtern, die wirtschaftlich Schwächeren unter den Nichtinkorporierten vor Ausbeutung und standesunwürdiger Herabdrückung ihrer Arbeit zu schützen und ihnen ehrenvolle Erwerbsmöglichkeiten zu eröffnen.

Außerdem suchte die Freistudentenschaft eine planmäßige „Wirtschaftspolitik" zu treiben, die den Studenten beim Einkauf und Verkauf von Büchern und sonstigen Gebrauchsgegenständen, beim Suchen von Wohnungen und bei der Einrichtung des Studiums wesentlich unterstützte. Auch strebte sie danach, den Gedanken der Studentenheime zu verwirklichen, für den zur selben Zeit die 1892 gestiftete Comeniusgesellschaft für Volkserziehung eifrig warb. Durch solche gemeinnützige Anstalten und durch die Schaffung geselliger Mittelpunkte in den Abteilungs- und Gesellschaftsabenden sollte ein engerer Zusammenhang und Verkehr unter den Nichtinkorporierten hergestellt und damit auch das Gefühl der Einheit als Klasse gehoben werden, so daß sich der einzelne Freistudent nicht mehr als minderwertig gegenüber seinen korporierten Kommilitonen einzuschätzen brauchte.

Schuf so die Freistudentenschaft in ihren Abteilungen und Gesellschaftsabenden eine neue Form studentischen Gemeinschaftslebens und ermöglichte sie dadurch einen ungezwungenen Verkehr großer verschieden denkender und fühlender Kreise, so half sie durch die Einrichtung der Arbeiterbildungskurse, womit sie ein außerakademisches Tätigkeitsgebiet betrat, zwischen Arbeiterschaft und Studentenschaft sozial vermitteln. Diese Veranstaltungen sollten dem einfachen Arbeiter die Möglichkeit der Fortbildung gewähren und erstreckten sich auf elementare, ihm naheliegende Gegenstände, wie Deutsch, Rechnen, Geometrie, Erdkunde, und in höheren Kursen auf Algebra, Technologie, Mechanik und Chemie. Außerdem fand eine Einführung in die Werke Schillers und Goethes statt. Der Unterricht geschah in fortlaufenden ein- oder mehrstündigen Kursen (wöchentlich etwa viermal) und in Einzelvorträgen. Es sollten nicht Massen von Stoff geboten werden, sondern nur bestimmte wichtige Abschnitte, diese aber so, daß sie innerer Besitz der Teilnehmer würden. Zur Bearbeitung des Durchgenommenen veranstaltete man regelmäßige zwanglose Übungen, bei denen die Hörer das Gelernte darlegten und durch Fragen oder Erörterung vertieften. Vortragende und Übungsleiter, die durchaus als gleichberechtigt galten, mußten nach derselben Methode arbeiten, und die Hörer brachten ihre Wünsche durch die von ihnen gewählten Vertrauensmänner zur Geltung. Exkursionen, die teils im Anschluß an den Lehrstoff, teils zum Kennenlernen andrer Gebiete veranstaltet wurden, sowie Museumsführungen und gemeinsamer Besuch von guten Theateraufführungen ergänzten die Kurse. Auch brachte das Sichkennen und Sichverstehenlernen eine heitere Geselligkeit zustande, die ihren Ausdruck in gemeinsamen Festen und Unterhaltungsabenden fand.

Die Vortragenden und Übungsleiter — im Winter 1902/03 waren es in

Charlottenburg 57 — entstammten durchaus der Studentenschaft. Im Publikum und auch in Professorenkreisen hatte man gegen ihr Wirken schwere Bedenken, weil sie selbst nicht gebildet genug seien. Aber die Erfolge in Charlottenburg zeigten, daß der Student als Lehrer seinen Posten bei diesen Kursen glatt auszufüllen vermöge. Gerade er, der sich jahrelang als geistig Aufnehmender verhalten muß, hegt erfahrungsgemäß den Wunsch nach Selbsttätigkeit oft recht stark und ergreift mit Lust und Liebe die Gelegenheit, das von ihm Erlernte auch andern mitzuteilen. Bei diesen Kursen kam noch ein anderes wichtiges Moment hinzu. „Der Arbeiter," heißt es im ersten Charlottenburger Bericht, „bringt dem Studenten, von dem er weiß, daß er selbst noch ein Lernender ist, Offenheit und Zutrauen entgegen, und es stellt sich naturgemäß ein ungezwungener Ton ein, der für einen wirksamen Unterricht von größtem Nutzen ist." Das schönste Lob erhielten die Charlottenburger Bestrebungen auf dem zweiten Volkshochschultag zu Charlottenburg 1906, wo Dr. Marcuse die Studentenarbeit als eine große Aufgabe bezeichnete, „deren glückliche Lösung unserer studentischen Jugend zu ganz besonderer Ehre gereicht."

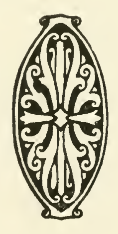
Die Geschichte der Finkenschaftsbewegung beschränkte sich in den ersten beiden Jahren fast ausschließlich auf Leipzig. Erst mit dem Herbst 1898 begann ein mächtiger Umschwung; an den Universitäten Halle und Königsberg und am jetzigen Polytechnikum Cöthen entstanden Organisationen, und die Leipziger Finkenschaft errang in der viel besprochenen Kristallpalastversammlung am 11. Februar 1899 einen vollständigen glänzenden Sieg über die Korporationen. Im gleichen Jahre traten auch an der Leipziger Handelshochschule und an der Universität Berlin Organisationen ins Leben. Die Gründung der letzteren, die unter den heftigsten Kämpfen vor sich ging, war besonders deshalb wichtig, weil in der politischen Presse zum erstenmal eingehende Erörterungen über die Bewegung angestellt wurden. Anfang 1900 organisierte sich dann die Charlottenburger Wildenschaft, und bald darauf folgten ihr die Technischen Hochschulen Braunschweig und Stuttgart, sowie die Universitäten Bonn und München. Zugleich mit der „expansiven Richtung des jüngeren Finkentums" ging seit derselben Zeit auf Anregung des 1899 gegründeten Verbands ehemaliger Leipziger Finken die freistudentische Einheitsbewegung Hand in Hand, die auf den Finkenschaftstagen zu Wittenberg und Berlin (9., 30. Juni, 1. Juli 1900) zur Festsetzung des Bruchstück gebliebenen „Wittenberger Programms" führte und ihren ersten Abschluß in der Stiftung eines Zentralverbandes der Finkenschaften, der „Deutschen Freien Studentenschaft" erhielt. Die verschwommene und etwas hochtrabende Resolution des ersten Freien Studententags zu Weimar am 5. Januar 1901 rückte die Bewegung abermals in den Vordergrund des allgemeinen Interesses, zahlreiche freundliche und feindliche Stimmen machten sich in den Tagesblättern geltend, und bald gab das damals noch wenig geklärte Vertretungsprinzip, das schon 1897 in Leipzig und seit Dezember 1899 in Cöthen heftige Streitigkeiten veranlaßt hatte, in Halle zu leidenschaftlichen Kämpfen Gelegenheit. Um nicht durch behördlichen Zwang in einen „Verein" verwandelt zu werden und damit die Finkenschaftsprinzipien aufzugeben, beschloß die Hallenser Finkenschaft am

28. Juni 1901 ihre Auflösung. Die Hilfsaktion der übrigen Organisationen vermochte die Sachlage nicht zu ändern, und die große Akademikerversammlung zu Halle am 8. Juli 1901 bedeutete für die Finkenschaft eine Niederlage, wenngleich der durch die Übermacht gewonnene Sieg der Gegner für diese nur geringen Wert besaß, da die freistudentische Bewegung trotz allem in Halle fortlebte und bald eine Neugründung erfolgte. Auch an anderen Hochschulen erfuhr die freistudentische Sache eine Zurückdrängung. In Berlin erlitt die Finkenschaft bei den Lesehallenwahlen im Dezember 1901 infolge innerer Parteiungen eine empfindliche Niederlage, und die 1901 zu Darmstadt gestiftete Organisation löste sich aus gleichen Gründen in die „Gruppen freier Studenten" auf (7. Dezember 1901). Auch von den übrigen Gründungen, die 1901 in Jena und Straßburg, sowie an der Bergakademie Freiberg und an der Technischen Hochschule Karlsruhe entstanden, erhielt sich nur die letztere dauernd, und von den beiden 1902 ins Leben gerufenen Freistudentenschaften an der Forstakademie Tharandt und an der Tierärztlichen Hochschule Berlin ging die erstere 1904 wieder ein. Einen gewissen äußerlichen Höhepunkt erreichte die Leipziger Finkenschaft mit der künstlerisch gelungenen Aufführung von Hebbels „Judith" in Dresden (3. Juli 1901), aber ein häßliches Nachspiel und die Vorkommnisse bei den mißlungenen „Räuber"-Aufführungen in Deutschland und im Auslande (April 1902) schädigten das Ansehen der Finkenschaft schwer, wenngleich das letztere Unternehmen in keinem offiziellen Zusammenhange mit der Organisation stand.

Die wenig glückliche Tätigkeit nach außen führte einen bedeutungsvollen inneren Wandel herbei. Man hatte erkannt, daß man erst noch zu einer wirklichen Macht werden müsse, und daß eine Vertiefung des finkenschaftlichen Lebens in den Einzelorganisationen nötig sei. Durch praktische Kleinarbeit galt es, die Massen zu gewinnen. Das Verdienst, diesen Gedanken in die Wirklichkeit umgesetzt zu haben, gebührt der Charlottenburger Wildenschaft, die ihre erfolgreichen Versuche 1901 mit der Gründung eines Arbeitsamtes begann. Durch den zweiten Freien Studententag zu Weimar (18.—20. Oktober 1901) erhielten diese Bestrebungen größere Verbreitung, und es entstanden allenthalben Arbeitsämter, Bücherverkaufsämter, Studienämter und verwandte Einrichtungen. Zur selben Zeit eroberte sich die sozialwissenschaftliche Abteilung der Charlottenburger Wildenschaft in den „Arbeiterbildungskursen", welche Ingenieur Wilhelm Wagner nach nordischem Vorbild ausbaute, ein neues Wirkungsgebiet, auf dem sie glückliche Erfolge zu verzeichnen hatte. Derselben Organisation war es auch vorbehalten, das höchste Ziel der „Wirtschaftspolitik" mit ihrem 1903 eröffneten Studentenheim zu erreichen.

Mit der weiteren Verbreitung hatte sich der Charakter der ursprünglich mitteldeutschen Bewegung in mancher Hinsicht geändert. Süddeutschland begann sich in freistudentischen Fragen geltend zu machen, in Tübingen tauchte 1903 der Plan eines das ganze Freistudententum umfassenden „Freistudentischen Bundes" auf, und man schuf in den freistudentischen Konferenzen, deren erste am 12. Dezember 1903 in Karlsruhe tagte, für Alt- und Jungfinken ein neues Feld gemeinsamer Tätigkeit. Die Gründungen an den Universitäten

Breslau, Heidelberg, Rostock und an der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin (1903), sowie an der Universität Würzburg (1904) zeigten ein Wiedererwachen der alten Expansionskraft; sogar auf schweizerischen Boden ward die Bewegung verpflanzt und führte das Emporblühen der schon 1897 gestifteten Wildenschaft (später Freistudentenschaft) zu Zürich und die Gründung einer Organisation in Bern herbei (1903). Die praktische Kleinarbeit schien aber vielfach die anderen Ideen zu überwuchern, der Mangel einer Überlieferung und eines festen Arbeitsprogramms machten sich fühlbar, und an Stelle der veralteten grundlegenden Broschüren war lange Zeit nichts Neues getreten. Zur rechten Zeit erschienen daher im Februar 1903 ein Flugblatt der Deutschen Freien Studentenschaft und ein zweites der Charlottenburger Wildenschaft, und der Weimarer Freie Studententag 1903 brachte für die Finkenschaften eine theoretische Klärung der Duellfrage. Zur selben Zeit wies die Charlottenburger Organisation durch Anschaffung von Kavalierwaffen und die Leipziger durch Wahl eines Vertrauensmanns in Ehrensachen und durch Umgestaltung des Ehrenschiedsamts den Weg zu weiteren Reformen. Eine wichtige Entwicklungsstufe erreichten dann 1904 die Leipziger Freie Studentenschaft und unter schweren Kämpfen die Finkenschaft der Technischen Hochschule Dresden. Sie wurden als Organisationen in den alle akademischen Bürger umfassenden Studentenausschuß eingegliedert, und so erhielt zum ersten Male, da rechtlich die gewählten Abgeordneten alle Nichtinkorporierten vertraten, das Vertretungsprinzip eine allgemeingültige Anerkennung.



24. Das Korporationsleben vom Beginn der freistudentischen Bewegung bis zum Hochschulstreit



Die freistudentische Bewegung hatte eine neue Gruppe von Studenten dem akademischen Gemeinschaftsleben zugeführt, und wenn sie dem letzteren auch nicht ausschließlich ihr Gepräge verlieh, so war sie doch teils durch ihre neuartigen Einrichtungen, teils durch ihre Kämpfe mit den Korporationen im Vordergrunde des Interesses. Vor allen Dingen zerstörte sie allmählich gründlich den Glauben, daß nur derjenige ein wahrer Student sei, der dies durch äußere Zeichen wie Mütze und Band dartue. Das reichbewegte Leben der damaligen Zeit rief aber auch die andern studentischen Gruppen hervor, wenngleich es zu keiner so mächtigen Kundgebung wie bei der Huldigungsfahrt nach Friedrichsruhe 1895 kam.

Weiter war dieser Zeitraum auch dadurch bemerkenswert, daß die Studierenden anderer Hochschulen mit denen der Universitäten in immer lebhafteren Wettbewerb traten. Die Verleihung des Promotionsrechtes an die Technischen Hochschulen seit 1899 stellte diese Anstalten den Universitäten gleich und hob überall das Selbstbewußtsein der Techniker, die jetzt ein langersehntes Ziel erreicht hatten. Sie erfreuten sich ganz besonders der Sympathie Kaiser Wilhelms II., und letzterer verfehlte auch nicht, die wissenschaftlichen Leistungen einzelner anzuerkennen. So dankte er 1896 dem Charlottenburger Verein „Hütte" für das Huldigungstelegramm vom fünfzigsten Stiftungstage mit folgenden Worten: „Die gewaltigen Fortschritte und Errungenschaften auf allen Gebieten der Technik, welche wir nicht zum mindesten dem außerordentlichen Forschungstriebe und der bahnbrechenden Arbeit deutscher Ingenieure zu verdanken haben, werden stets meine volle Anerkennung finden. Möge der Verein „Hütte", dessen treue wissenschaftliche Arbeit mir wohl bekannt ist, auch ferner aus seiner Mitte zahlreiche Männer hervorgehen sehen, die der deutschen Technik wie dem deutschen Vaterlande zur Zierde gereichen." — Die 1903 durchgesetzte Forderung des Reifegrundsatzes für die Studierenden der Tierärztlichen Hochschulen, welch letztere man in Berlin und Dresden spöttisch als „Viehmusen" bezeichnete, führte eine weitere Masse von Studenten heran, die ebenfalls Gleichberechtigung verlangten. Überdies brachte das Bedürfnis des Kaufmannstandes nach wissenschaftlicher Ausbildung eine neue Gattung von Hochschulen hervor, die Handelshochschulen, deren erste 1898 in Leipzig eröffnet wurde. Wesentliche Neuerungen im Studentenleben führten diese jüngeren Hochschulen nicht ein. Im allgemeinen übernahmen sie die an den Universitäten ausgebildeten Formen, und nur selten wie bei dem Aachener

Korps Delta oder bei der Clausthaler Burschenschaft Schlägel und Eisen fand sich im Namen ein Hinweis auf das Studium. An den Handelshochschulen beeinflußte die Behörde die studentische Entwicklung dadurch, daß sie in Leipzig farbentragende Verbindungen nicht gestattete, während sie in Köln die dahingehende Richtung begünstigte. Dieses Aufkommen neuer Hochschulgattungen regte die für die Korporationen wichtige Frage an, wie sich die gleichartigen Gruppen der verschiedenen Hochschulen in Zukunft zueinander verhalten sollten. Die Korps, Burschenschaften und Landsmannschaften der Universitäten blieben auch weiterhin streng für sich und zwangen dadurch die ihnen gleichartigen Verbindungen anderer Hochschulen, eigene Wege zu gehen.

Die Kösener Korps ehrten den Fürsten Bismarck, ihren Alten Herrn, indem sie ihm auf der Rudelsburg am 23. Mai 1896 ein wohlgelungenes Denkmal enthüllten, das ihn als jungen Korpsstudenten, mit dem Schläger in der Faust, darstellt. Ihr Ansehen in der Öffentlichkeit erfuhr auch dadurch eine Steigerung, daß der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen nach seiner Immatrikulation im April 1901 bei dem Bonner Korps Borussia als Fux einsprang. Die Deutsche Burschenschaft, wie der Allgemeine Delegierten-Convent seit Pfingsten 1902 hieß, versuchte nach seiner inneren Festigung eine von ihm geführte studentische Partei zu schaffen, wenn sie es auch nicht förmlich aussprach. Sie hatte 1895 die Bismarckehrung zustande gebracht, und jetzt ging von ihr und zwar wieder auf Veranlassung der Bonner Alemannia die sogenannte Bismarcksäulenbewegung aus. An den verschiedenen Orten — im ganzen etwa 150 — gelang es der Studentenschaft in Verbindung mit dem Bürgertum, schlichte feste Säulen auf weit sichtbaren Höhen zu Ehren Bismarcks zu errichten. Man einigte sich dabei auf eine gemeinsame Form, welcher der Entwurf des Architekten Wilhelm Kreis zugrunde lag. Nach Art der alten Höhenfeuer leuchteten seitdem am Sonnenwendtag oder zu Bismarcks Geburtstag die Feuer dieser Säulen, die der alte Korpsstudent Hans v. Hopfen als „Pechpfannensäulen" verächtlich machte, und die auch von katholischer Seite als „heidnisch-germanische" Ehrung abgelehnt wurden. Mehr noch als bei der Frage der Bismarcksäulen zeigte sich der Wunsch der Deutschen Burschenschaft, studentische Partei zu werden, bei der Bewegung gegen die Pistolenduelle. Mehrere Aufsehen erregende Zweikämpfe mit tödlichem Ausgange unterstützten die Burschenschaft, als sie im Wintersemester 1902/03 in allen Universitätsstädten an die satisfaktionsgebende Studentenschaft mit der Aufforderung heranging, sie solle eine Petition an den Kriegsminister mit unterschreiben. Man wünschte darin, daß bei Ehrenhändeln zwischen Offizieren und Studenten für eine „paritätische Zusammensetzung der Ehrengerichts-Organisation" Sorge getragen werde, und daß der Säbel als die ritterliche Waffe den Vorzug vor der Pistole erhalten solle, die nur in ganz bestimmten schweren Fällen gewählt werden dürfe. Die Angelegenheit wirbelte in der Presse viel Staub auf, die Münchner „Jugend" besang sogar die Bestrebungen der Burschenschaft, während der Simplizissimus sie verhöhnte und auf einem drastischen Bilde die Frage: „Pistole oder Säbel?" durch den Herrgott selber beantworten ließ, der den fragenden Offizier und den Studenten gleichmäßig verprügelte. Der Erfolg

entsprach der Agitation nicht. Die Kriegsminister der deutschen Bundesstaaten antworteten höflich, lehnten aber ab, da der Zweikampf gesetzlich verboten und strafbar sei, zur Regelung der Art und Weise eines Duells die Hand zu bieten. Der preußische Minister wies sogar der Studentenschaft den Weg zu einer Reform, den die Burschenschaft dann nicht betrat, indem er schrieb: „Sollte es gelingen, für die gesamte Studentenschaft einer Hochschule einen gemeinsamen Ehrenrat einzusetzen, so würde ich hierin einen erheblichen Fortschritt erblicken, da erwartet werden darf, daß dieser studentische Ehrenrat für die Bestrebungen des militärischen Ehrenrats, im Sinne der Ziffer IX der Allerhöchsten Verordnung vom 1. Januar 1897 bei Ehrenhändeln einen Ausgleich herbeizuführen, eine wesentliche Hilfe bieten und hierbei dementsprechende Beachtung finden wird."

Im Innern suchte die Burschenschaft das Verbindungsleben im vaterländischen Sinne zu veredeln und zu vertiefen. Sie gab neue Ehrengesetze und Zweikampfregeln heraus (1902), begründete sogar eine Burschenschaftliche Bücherei (1900) und unterstützte Vereine mit nationalen Zwecken. Einen Höhepunkt ihrer Entwicklung erreichte sie, als sie am 21. Mai 1902 auf der Göpelskuppe bei Eisenach das gewaltige Burschenschaftsdenkmal von Kreis enthüllte, das in eindrucksvoller Symbolik die deutschen Stämme als die Grundsäulen zeigte, die durch die Burschenschaft geeint erschienen und als künstlerischen Abschluß die deutsche Kaiserkrone trugen.

Der Allgemeine Deutsche Burschenbund der Reformburschenschaften hatte eine Periode tiefsten Niederganges durchzumachen. Suspensionen und Austritte seiner Verbindungen brachten ihn Anfang 1900 auf den Bestand von drei Bundeskorporationen und vier Altherrenverbänden, und der Gedanke der Auflösung wurde ernstlich erwogen. Von da an aber erlebte er eine ganz unerwartete Blüte; er stieg in den nächsten Jahren allmählich und umfaßte im Winter 1903/04 wieder 12 Burschenschaften. Schwer genug fiel es ihm auch weiterhin, seine Prinzipien zu wahren, besonders tauchte die Judenfrage immer wieder auf. Der Versuch, das Keuschheitsprinzip einzuführen, ward zurückgewiesen, dagegen das innere Bundesleben durch die neue A. D. B.-Zeitschrift und das Jahrbuch des Allgemeinen Burschenbundes wesentlich gefördert.

Die Entwicklung des Koburger Landsmannschafter-Convents (L. C.), der auf 39 Verbindungen angewachsen war, wurde 1898 jäh unterbrochen. Der Gegensatz zwischen älteren und jüngeren Korporationen, der sich in der Ausgestaltung von Sonderkartellen innerhalb des Bundes zeigte, führte infolge des damals beschlossenen Kartellverbots zum sogenannten „Landsmannschafterkrach." Es trat eine Trennung ein, einige Verbindungen gingen zu den Korps oder Burschenschaften über, eine andere Gruppe älterer Landsmannschaften bildete eine selbständige Vereinigung, aus der 1900 der Arnstädter Landsmannschafter-Convent (L. C.) erwuchs, aber die größte Zahl der Korporationen verblieb doch dem alten Koburger Bunde.

Die im Vertreter-Convent (V. C.) verbundenen farbentragenden Turnvereinigungen nahmen 1897 amtlich die Bezeichnung „Turnerschaften" an und wählten 1901 Gotha als Bundesort, wo aller zwei Jahre ihr Turnfest

stattfand. 1900 trat dem Verband die erste technische Korporation bei, und 1904 erfolgte die Annahme des Reifegrundsatzes durch alle Vereinigungen. In hervorragender Weise ward das Turnen weitergepflegt, und man lieferte dadurch den Beweis, daß auch die Einführung der Bestimmungsmensur jenem durchaus nicht Abbruch tue. Zwischen dem Vertreter-Convent und dem nichtfarbentragenden Akademischen Turnbund fand insofern eine Anähnlichung statt, als in den letztern das Verbindungsprinzip eindrang; zwischen 1902 bis 1908 wählten elf Vereine den Namen „Turnverbindung", und einige gingen geradezu unter Änderung ihrer Prinzipien zu den Turnerschaften über, ohne den Turnbund wesentlich zu schädigen, der 1905 bei seinem Dessauer Turnfest etwa 800 Teilnehmer zählte und 50 Musterriegen aufstellen konnte. Einen Abbruch für beide Gruppen, mehr allerdings für die Vereine als für die Turnerschaften, bei denen nur Greifswald betroffen wurde, bedeutete die Stiftung eigener Rudervereine nach Muster des Bonner Rhenus und deren Zusammenfassung im Akademischen Ruderbund (1904), der unbedingte Genugtuung gab, sowie Nichtmature und Juden streng ausschloß.

Nach manchen Bemühungen einigten sich auch die farbentragenden Gesangvereine, seit 1902 Sängerschaften, und verschmolzen am 5. Dezember 1901 den Rudelsburger und den Meißner Verband zum Weimarer Chargierten-Convent (C. C.). Dieser nahm den Reifegrundsatz an, gab unbedingte Genugtuung auf eigene leichte und schwere Waffen, verwarf zwar die Bestimmungsmensur, ließ aber z. T. Verabredungs- und Besprechungsmensuren zu. Aller drei Jahre feierte er in Weimar ein größeres Bundesfest. Neben ihm bestand der Sondershäuser Verband an etwa 20 Hochschulen fort.

Die Technischen Korps, die sich als Weinheimer Senioren-Convent zusammengeschlossen hatten, gediehen weiter und stiegen durch Aufnahme der bergakademischen Korps bis zum Jahre 1905 auf 38. Die Beziehungen zu dem Kösener Verband wurden aufs stärkste dadurch beeinflußt, daß der Weinheimer 1903 über den ersteren den fünfjährigen schweren Waffenverruf verhängte.

Der Rudolstädter Senioren-Convent der Tierärztlichen Korps, die sich bis 1902 als Landsmannschaften bezeichnet hatten, entwickelte sich normal weiter, doch brachte ihm die Einführung des Reifegrundsatzes für einige Jahre eine Einbuße an Mitgliedern.

Die Technischen Burschenschaften, die sich 1889 zu dem 1896 gespaltenen Niederwald-Deputierten-Convent zusammengeschlossen hatten, erhielten im Binger Deputierten-Convent einen gemeinsamen Bund. Dieser löste sich freiwillig auf, als am 10. März 1900 zu Eisenach 19 Burschenschaften zum Rüdesheimer Deputierten-Convent zusammentraten. Im Gegensatz zu den Weinheimer Korps forderten die Burschenschaften von ihren Mitgliedern das Reifezeugnis. Charakteristisch für diese Verbindungen war die in ihnen herrschende und scharf betonte alldeutsche Richtung, die sie den österreichischen Burschenschaften innerlich näherte. Man merzte in den Satzungen alle irgend entbehrlichen Fremdwörter aus, und der Binger Verband beschloß sogar den amtlichen Gebrauch deutscher Schrift und deutscher Monatsnamen.

An den Technischen Hochschulen bildete sich außerdem 1903 ein Verband

der Turnerschaften neben dem Gothaer Vertreter-Convent (V. C.) und im selben Jahre der Mündener-Vertreter-Convent, ebenfalls V. C. genannt, an Stelle des 1886 gegründeten, 1902 aufgelösten Fuldaer Verbindungs-Convents. Er setzte sich aus schwarzen Verbindungen mit Reifegrundsatz zusammen und nahm auch Universitätsverbindungen auf.

Von den christlichen Verbindungen gedieh weder der 1885 neugegründete Wingolfbund, noch der 1887 gestiftete Schwarzburgbund. Beiden fehlte die rechte Werbekraft in der akademischen Jugend, sie ergänzten sich daher zu einem guten Teil aus den Familien der Bundesphilister. So waren beim Wingolf im Winter 1903/04 von 657 Mitgliedern fast ein Viertel Philistersöhne, und beim Schwarzburgbund zählte man im Sommer 1903 von 457 Bundesbrüdern 79 Philistersöhne und Philisterenkel.

Ein langsames Anwachsen fand dagegen bei den katholischen Vereinigungen statt. Die nichtfarbentragenden hatten sich unter allen Studentenkorporationen zuerst ein reiches Erntefeld dadurch erworben, daß sie technische Vereine schon seit dem Jahre 1869 aufnahmen. Die farbentragenden Verbindungen zeigten sich dagegen sehr spröde und gestatteten erst seit 1897 technischen Vereinigungen den Eintritt in ihren Bund. Die übrige Studentenschaft kam, wie Dr. v. Salvisberg in den Hochschul-Nachrichten treffend sagte, „auf Grund vornehmen Ignorierens und spöttischen Duldens" mit ihnen zu einem modus vivendi, aber schon machten sich deutlichere Anzeichen kommenden Sturmes bemerkbar als 1894 in Bonn. In Darmstadt protestierten etwa 1000 Studenten im Wintersemester 1896/97 vergeblich gegen eine katholische Neugründung, und als sich dort 1901 neben der katholischen Verbindung noch ein Verein auftat, ward er gleich jener von den festlichen Veranstaltungen der übrigen Studentenschaft ausgeschlossen, und auch das warme Eintreten des Zentrums im hessischen Landtag für sie veranlaßte die nichtkatholischen Korporationen zu keiner Änderung ihrer Stellungnahme. In Braunschweig tat sich 1899 ein katholischer Verein auf, der sich dann auf Verlangen der Behörde in einen bloß „akademischen Verein" Cheruskia umwandelte, aber sich schon 1901 aus Leutemangel suspendierte. Der Senat beschloß am 26. Februar 1901, keinerlei konfessionelle Vereinigungen zuzulassen. Hatten die Maßregel der Braunschweiger Behörde und die Darmstädter Wirren nur örtliche Bedeutung, so kam in Süddeutschland die erste gemeinsame Handlung der Studentenschaft gegen den klerikalen Geist überhaupt zustande. An den badischen Hochschulen — in Heidelberg beteiligten sich 700 — erließen die Studenten im Wintersemester 1902/03 eine größere Kundgebung gegen die erzbischöfliche Kurie zu Freiburg, welche die deutschen Professoren und die von Mommsen verkündete „voraussetzungslose" Wissenschaft angegriffen hatte.

Im Kyffhäuserverband fühlten einige Vereine, zumal der Leipziger und der Berliner, daß mit dem Aufkommen der Freistudentenschaft ein für sie unbequemer Mitbewerber im akademischen Leben erstanden sei. Jedenfalls büßten sie an verschiedenen Orten den Einfluß ein, den sie bis dahin auf die Masse der Freistudenten gehabt hatten. Daher suchte 1899 der Verein Deutscher Studenten zu Berlin, eine freistudentische Organisation unmöglich zu

machen, was ihm jedoch nicht gelang. Trotz mancher Einbuße war die vom Kyffhäuserverband ausgehende Wirkung sehr groß. Die umfangreiche Pflege sozialer Ideen brachte ihn in der Öffentlichkeit in Verdacht, daß er zur nationalsozialen Partei des Pfarrers Naumann halte. Gegen diese Ansicht trat er 1897 öffentlich auf und wies 1898 ausdrücklich die Ansicht zurück, als sei diese Partei „eine Fortsetzung des akademischen Kyffhäuserverbandes im bürgerlichen Leben". Der Bonner Verein unternahm im Dezember 1900 mit mehreren anderen Korporationen eine Fahrt nach Köln, wo sie dem Transvaaler Präsidenten Krüger eine Ehrung darbrachten, und der Berliner berief 1901 eine Akademikerversammlung, die mit einer imposanten Kundgebung für die Buren schloß. Im November desselben Jahres beriefen dann, da es der Berliner Rektor dem Verein verbot, seine Alten Herren eine zweite Versammlung von mehr als 2000 Akademikern, die sich in einem flammenden Protest gegen die Angriffe Chamberlains auf das deutsche Heer wandte. In gleicher Weise fanden, z. T. von den Kyffhäuservereinen, z. T. wie in Leipzig, von den Behörden selbst angeregt, auch an zahlreichen anderen Hochschulen Protestversammlungen statt. Und als 1902 Cecil Rhodes in seinem Testament bestimmte, daß von den Zinsen der von ihm gestifteten 40 Millionen Mark auch deutsche Studenten an der Oxforder Universität Stipendien erhalten sollten, begann das Verbandsorgan, die Akademischen Blätter, eine leidenschaftliche Agitation gegen Annahme dieser Stipendien. Ein größerer Teil der Studentenschaft schloß sich ihrer Meinung an, ja das Organ der Kösener Korps hoffte nicht, „über Kommilitonen, die das non olet englischen Goldes patriotischen Erwägungen vorziehen, vor Scham erröten zu müssen", aber die Bewegung selbst verlief im Sande, und die Bewerbung um die Oxforder Stipendien ward außerordentlich lebhaft. Das markanteste Auftreten des Kyffhäuserverbandes zeigte sich in einer wiederum von Alten Herren berufenen Akademikerversammlung am 18. Dezember 1901 zu Berlin, wo der dortige Verein scharf gegen die polnischen Studenten Stellung nahm, welche in Professor Dr. Schiemanns Vorlesungen über osteuropäische Geschichte gegen dessen Ausführungen ruhestörende Demonstrationen veranlaßt hatten.

Von den alten Gegnern des Kyffhäuserverbandes verschwanden damals die sozialdemokratisch gesinnten mehr und mehr aus der akademischen Jugend. Nach der „Studenten- und Literatenrevolte" der unabhängigen Sozialisten zu Anfang der neunziger Jahre nahm die Begeisterung der Studenten für sozialdemokratische Ziele ab. In einer studentischen Werbeversammlung klagte Anfang 1894 der sozialdemokratische Referent Dr. Lux, daß seine Partei in der akademischen Jugend noch nicht den wünschenswerten Anhang gefunden habe; in Berlin z. B. gehörten ihr nur 60 Studios an. Die Versammlung lehnte einmütig die Unterstützung der Sozialdemokratie ab, studierende Sozialdemokraten wagten überhaupt nicht zu sprechen, da ihnen der Universitätsrichter im Falle öffentlichen Auftretens das consilium abeundi angedroht hatte, und der Glückwunschbrief ihrer Kieler Gesinnungsgenossen erregte nur allgemeine Entrüstung, weil darin gesagt ward, „die Rauflust der deutschen Studenten sei nur mit der der Zuhälter vergleichbar." Die Berliner Parteileitung unter-

ließ allmählich die erfolglosen Werbeversammlungen, und das Organ, „Der sozialistische Student", ging bald ein.

Bedeutungsvoller dagegen wurde die Bewegung in der jüdischen Studentenschaft. Die antisemitische Strömung, welche auch den Ausschluß der Juden aus den Korporationen bewirkt hatte, war die Veranlassung zu einer tiefgehenden Selbstbesinnung geworden. Allmählich erkannte man, daß man durch eine Einkapselung in kleine jüdische Verbindungen nichts erreiche. Ebenso ungenügend erschien den Juden der Trost, daß sie bei den Reformburschenschaften und verschiedenen kleinen „geselligen" Verbindungen „mit dem Prinzip der religiösen Toleranz" wie bei der Leipziger Alsatia unterkommen konnten. Jetzt wollten sie der antisemitischen Partei der Studentenschaft eine jüdische entgegenstellen und zu diesem Zwecke alle verfügbaren Kräfte machtvoll zusammenfassen. So entstanden zwischen 1890 bis 1906 als Gegenstücke zu den Kyffhäuservereinen die Vereine jüdischer Studenten an neun Hochschulen (zehn Vereine), die sich am 18. Januar 1901 zum Bund jüdischer Korporationen zusammenschlossen. Dieser wandte sich mit Schärfe gegen das in seiner Umwelt aufgehende Assimilationsjudentum und wollte „der Sammelpunkt aller jüdischen Studenten sein, die sich bewußt als Juden fühlen und an der Entwicklung eines lebendigen Judentums mitarbeiten wollen". Er ließ den Mitgliedern in der Genugtuungsfrage freie Hand, er wünschte nur tüchtige Geisteskämpfer für das Nationaljudentum ohne Rücksicht auf die Glaubensrichtung heranzubilden. Er gewann im jüdischen Geistesleben bald einen tiefgehenden Einfluß, doch ward derselbe durch eine neue Bewegung in Frage gestellt. Im Jahre 1897 hatte der Zionistenkongreß zu Basel als Programm angenommen: „Der Zionismus erstrebt die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina." Dieser Gedanke ward zum Ziel für eine Reihe jüdischer Korporationen; zuerst griff ihn 1902 die kurzlebige Makkabäa in Breslau auf, dann fand er bei Vereinen zu Berlin, Darmstadt und Leipzig sowie bei einer Turnerschaft in Cöthen Eingang; am bewußtesten aber bildeten ihn die Berliner Hasmonäa (1902), die Münchner Jordania (1905) und Freiburger Ivria (1907) aus, die das 1906 gestiftete Kartell zionistischer Verbindungen (K. Z. V.) schlossen. Ihr Abzeichen war der goldene Davidsstern auf einfarbigem, goldgerändertem Bande, und sie gaben unbedingte Genugtuung auf eigene schwere Waffen. In ihrem Verbindungsleben spielte die Erziehung zum Judentum eine alles beherrschende Rolle und schied sie schroff von den früheren jüdischen Verbindungen.

Neben den älteren Richtungen in der Studentenschaft tauchten damals auch zwei neue auf. Schon in den neunziger Jahren hatten die Mäßigkeitsvereine sowie verschiedene Professoren, wie Theobald Ziegler, an den Hochschulen den Kampf gegen den überhandnehmenden Alkoholismus begonnen; 1898 erschien ein von 300 Ehrenmitgliedern und Alten Herren unterzeichnetes Flugblatt gegen die Trinkunsitten und im Wintersemester 1901/02 ein Aufruf von 42 Breslauer Professoren. In Berlin entstand 1899 die erste Ortsgruppe völlig abstinenter Studenten, und die dadurch eingeleitete Enthaltsamkeitsbewegung verbreitete sich seit 1902 in kurzer Zeit auf etwa 16 Hochschulen.

Die dort begründeten Ortsgruppen einten sich zum Deutschen Bund abstinenter Studenten, der unter den Musensöhnen für die Ausbreitung des Grundsatzes völliger Enthaltsamkeit von alkoholischen Getränken — mit Ausnahme ärztlicher Verordnung oder ritueller Gebräuche — wirken wollte. Er suchte sich als Partei zu betätigen, daher bildete er interkorporative Vereinigungen, aber auch hier zeigte sich bald das Bestreben, selbständige korporative Gruppen zu schaffen, als deren erste im Wintersemester 1902/03 die Libertas in Tübingen entstand. Schärfer noch als in der Libertas rang sich das Streben nach korporativer Ausgestaltung unter den Stuttgarter Abstinenten durch. Am 31. Oktober 1904 entstand an der Technischen Hochschule die Verbindung Iberia, welche den Alkoholgenuß ablehnte, im übrigen aber die Formen des Verbindungswesens beibehielt, insbesondere das Freundschaftsprinzip. Sie verwarf Freundschafts- und Bestimmungsmensur, pflegte dagegen Sport und Leibesübung außerordentlich und richtete für ihre Mitglieder sogar vier offizielle Turnabende wöchentlich ein.

Eine der Abstinenzbewegung ähnliche Bewegung war die des akademischen Bundes Ethos, die von Zürich ausging und seit dem Februar 1904 auch in Deutschland Fuß faßte. Es entstanden damals Ortsgruppen in Berlin, Charlottenburg, Stuttgart und Dresden, die zusammen mit Einzelmitgliedern an andern Hochschulen 1905 schon 140 Anhänger zählten. Die Comeniusgesellschaft unterstützte diese Bestrebungen aufs wärmste, aber die Weiterentwicklung zeigte doch, daß die akademische Jugend sich hinsichtlich der geschlechtlichen Sittlichkeit nicht unbedingt binden wollte, und der Ausschluß der Juden führte zu schweren inneren Kämpfen. Das Ziel des Bundes war die „Förderung einer vertieften und veredelten Auffassung des Geschlechtslebens, die Läuterung der sittlichen Ehrbegriffe und der Kampf gegen die geschlechtliche Ausschweifung“.



25. Der Kampf gegen die konfessionellen Korporationen bis zum Eisenacher Studententage



ie Bewegung der Freistudentenschaft stellte die letzte großzügige Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts auf akademischem Boden dar, die darauf hinauslief, die gesamte deutsche Studentenschaft zu einen und die alte civitas academica wiederherzustellen. Aber auch sie besaß ihre natürlich gegebenen Grenzen. Wohl beeinflußte sie in Einzelheiten selbst die Korporationen, und manche der von ihr zuerst vertretenen Gedanken, wie die der Arbeiterkurse, begannen studentisches Allgemeingut zu werden, aber im großen und ganzen hörte ihr erzieherischer Einfluß auf, wo der Machtbereich der Korporationen begann, deren historisch berechtigte Sonderziele immer wieder klar hervortraten. Auf ihr Gebiet vermochte die Freistudentenschaft nicht überzugreifen, ebensowenig wie den Korporationen eine dauernde Beeinflussung der Freistudenten gelang. Das zwanzigste Jahrhundert erlebte nun gleich in seinen ersten Jahren eine Bewegung, die auf die Sammlung und Organisierung der gesamten Studentenschaft hinzielte, die gewaltige Anstrengungen zur Erreichung ihres Ideals machte, zuletzt aber trotz glücklicher Anläufe aus dem akademischen Leben verschwand. Die studentischen Bestrebungen der Jahre 1904 bis 1907 waren nicht einheitlich, im Gegenteil, die Vielheit der Tendenzen, die in merkwürdiger Weise bald freundlich, bald feindlich durcheinandergingen, gaben ihnen etwas Verworrenes, und der politische Lärm, der sie umklang und tatsächlich für längere Zeit zur „Volkssache" machte, erschwert es dem Geschichtsschreiber, ein unparteiisches Bild der Bewegung zu entwerfen, zumal wichtige Vorgänge wegen der Unzugänglichkeit der Akten nur durch Kombinationen erschlossen werden können.

Die konfessionelle Trennung des deutschen Volkes hatte nach Begründung katholischer Korporationen auf akademischem Boden immer schärferen Ausdruck erhalten, und diese Vereinigungen taten mancherlei, um die Kluft zwischen sich und der übrigen Studentenschaft zu vergrößern. So verdachte man es ihnen z. B. sehr stark, daß sie in Bonn es ablehnten, einem verstorbenen altkatholischen Universitätsprofessor das letzte Geleit zu geben, und daß sie an allen Hochschulen der Bismarckfahrt nach Friedrichsruhe fernblieben. Auch die gelegentlichen widerwärtigen „Holzereien" mit Waffenstudenten machten sie — gleichviel ob sie die Veranlasser waren oder nicht — immer unbeliebter. Dazu kam noch, daß die antiklerikale Bewegung im deutschen Volke, die eine mächtige Stütze in dem „Evangelischen Bund" und ihr österreichisches Seitenstück in der „Los-von-Rom-Bewegung" besaß, immer weitere Kreise zog,

bis sie zuletzt in den Reichstagskämpfen 1906 und der Reichstagsauflösung vom 13. Dezember 1906 ihre gewaltige Entladung fand. Infolgedessen erschien der damalige Zeitgeist den katholischen Vereinigungen wenig günstig, und nach langen Jahren verhältnismäßiger Ruhe kam für sie der Augenblick, wo sie den Kampf um ihr Dasein führen mußten. Vorboten hatten sich ja schon längst gezeigt; und in Österreich waren bereits seit etwa 1900 die ersten großen Zusammenstöße erfolgt.

In Deutschland erwarb sich die Universität Jena den Ruhm, diesen Kampf wirklich eröffnet zu haben. Dort empfand es die akademische Jugend als eine Herausforderung, daß die katholische Verbindung Sugambria es wagte, in der durchaus mit protestantischem Geist erfüllten Stadt Farben anzulegen (violette Stürmer und violett-gold-grüne Bänder). Wohl erschienen nach dem Zeugnis des Jenaer Theologen Nippold die Führer der Sugambrer als wissenschaftlich tüchtige Jünglinge von unsträflicher persönlicher Führung, aber neben ihnen betätigten sich einige andere, die, wie ihre schöffengerichtliche Verurteilung später bewies, zu Ausschreitungen neigten und jedenfalls nicht die unschuldsvollen Friedensengel waren, als die sie die Zentrumspresse hinstellte. Sie vor allem schürten die Mißstimmung dadurch, daß sie anmaßend auftraten und die Geflogenheiten der Farbenstudenten, wie den Kartenwechsel bei Ehrenhändeln, mitmachten, ohne die daraus sich ergebenden Folgerungen zu ziehen, ja man behauptete sogar, daß sie die eingetauschten Karten zu Angebereien benutzten. Auch warf man ihnen eine zu enge Verbindung mit dem katholischen Kaplan zu Jena und ein unlauteres „Wegkeilen" von Füxen vor. Der schon lange angesammelte Haß gegen die Sugambria äußerte sich seit Weihnachten 1903 in mehrfachen Zusammenstößen, bei denen zumeist Korpsstudenten handelnd auftraten. Ihren Höhepunkt erreichte diese auf Verhöhnung der Gegner hinzielende Bewegung in der wüsten und der Studentenschaft unwürdigen Aschermittwochsposse am 17. Februar 1904, die in der von Zeugen unterstützten Beschwerdeschrift der Sugambria an den Senat eine eingehende Schilderung erfahren hat. „Am Morgen zog gegen 9 Uhr ein Haufen von 40 bis 50 teils maskierten Studenten durch die Straßen der Stadt. Ein Herr vom Korps Guestphalia ritt in violettem Stürmer an der Spitze. Sein Pferd führte ein Herr am Zügel, der ebenfalls einen violetten Stürmer und einen Anzug trug, den man für einen Wichs unserer Verbindung halten sollte. Dann folgte eine Musikkapelle und an 15 bis 20 Korpsstudenten in violetten Stürmern; einer von ihnen trug eine schwarze Fahne mit der Inschrift: Furchtlos und feig. An der Fahnenspitze war ein violettgoldgrünes Band befestigt. Ein anderer Herr in violettem Stürmer schwenkte ein Kreuz mit schwarzem Flor, um dessen Querbalken ein Sugambrerband geschlungen war. Auf einem der folgenden Wagen saßen einige gefesselte Verbrecher, denen Gestalten in brauner Mönchskutte Mut zusprachen und dabei das den Wagen umringende Volk immer wieder eindringlich und unter großem Wortschwall aufforderten, zu seinem Seelenheile bei ihnen eine Ohrenbeichte abzulegen. Hinterdrein marschierte der größte Teil des Korps Franconia in vollen Farben. Dieser geschmackvollen Gruppe folgte ein Rollwagen, der mit den Farben

Sugambrias ausgeschlagen und behängt war. Darauf stand auf einem Holzstoß ein anderer Mönch an einen Pfahl gebunden, über ihm die geistreiche Inschrift: Huß, der Ketzer. Am hinteren Ende des Wagens hockte ein Herr, Mitglied des Korps Franconia, in violettem Bischofsornat. Ein anderer Herr in Paukwichs trug einen meterlangen Zylinderhut in den Farben Sugambrias und dazu einen Regenschirm als Waffe, eine ebenso geistreiche wie unzweideutige Anspielung. Ein zweiter Herr in bischöflicher Tracht überschüttete die den Zug begleitende zahlreiche gröhlende Volksmenge mit Segenswünschen und äffte dabei zum Hohne wie die übrigen Geistlichen und Mönche des Zuges in empörender Weise das Kreuzeszeichen nach und forderte ebenfalls zu Buße und Ohrenbeichte auf." Noch im Laufe des Vormittags brach die gleiche Gesellschaft in die Kneipe der Sugambria ein, „warf Messer, Gabeln und Brot (von dem gedeckten Mittagstische der Verbindung) auf die Erde, zerschnitt das Tischtuch, begoß es mit Bier und trampelte auf den gedeckten Tischen herum". Am Nachmittag kehrten fünf der beteiligten Studenten lärmend wieder in das Lokal zurück, und als sie trotz erfolgter Aufforderung nicht weggingen und einer die Wirtin sogar schlug, griffen der Hausknecht, die Kellner und mehrere Gäste ein und warfen die Ruhestörer mit Gewalt aus dem Lokal. Für den „nicht erlaubten Umzug" erhielten einige Korpsstudenten Karzerhaft bis zu 14 Tagen; einer gerichtlichen Klage der Wirtin entzogen sich die Täter durch Zahlung von 50 Mark. Erstaunt frug das Jenaer „Volksblatt" in einem Artikel, „ob diese ‚gebildeten' Rüpel nicht einmal ordentlich ausgekehrt werden?" Und allgemein fühlte der besonnene Teil der akademischen Jugend, daß man durch solche öffentliche Verhöhnung nichts Dauerndes erreichen werde. Da ergriff der junge Verein Deutscher Studenten die Führung und einigte die bis dahin zersplitterte Studentenschaft Jenas. Eine von ihm berufene Akademikerversammlung, bei welcher der Exjesuit Graf von Hoensbroech als Redner auftrat, erhob am 29. Februar 1904 „einmütig Protest gegen die an hiesiger Universität bestehende katholische, farbentragende Verbindung ‚Sugambria' und zwar deshalb, weil die Jenenser Studentenschaft es für ein folgenschweres, dem Wesen der deutschen Studentenschaft widersprechendes Unterfangen und für ein das deutschnationale Empfinden schwer schädigendes Übel hält, daß sich farbentragende, konfessionelle Verbindungen auf deutschen Universitäten bilden." Dieser Beschluß ward mit einer schriftlichen Beschwerde über die Sugambria dem akademischen Senat überreicht, und die Jenaer Burschenschaften und Korps übten noch dadurch einen Druck aus, daß sie beschlossen, im Falle des Weiterbestehens jener Verbindung im kommenden Semester nur so viel Leute nach Jena zu senden, als zur Aufrechterhaltung der „Couleur" nötig sei. Der Senat gab dem Drängen der Studenten nach und entzog den Sugambrern das Recht, Farben zu tragen.

Dieser Machtspruch bildete keine grundsätzliche Lösung des schwebenden Problems; wohl trat in Jena Ruhe ein, aber auch nach dem Verschwinden der violetten Stürmer bestand die Sugambria als Korporation fort, und die katholische Presse feierte ihre Mitglieder als Märtyrer und brandmarkte Jena als „Nest der Intoleranz" und als „Rowdy-Universität". Die dem Grafen Hoens-

broech nahestehenden Zeitungen freuten sich über den Jenaer Erfolg, doch wurden schon damals im nichtkatholischen Lager warnende Stimmen laut, insbesondere verwarfen Dr. Wilhelm Ohr in den Finkenblättern und Dr. P. v. Salvisberg in den „Hochschul-Nachrichten" einen Kampf mit äußeren Mitteln. Eine bedenkliche Folge der Jenaer Vorgänge war es, daß die Studentenschaft zu glauben anfing, man könne auch anderwärts die Frage der konfessionellen Korporationen als Machtfrage behandeln und sie so rasch lösen wie in Jena. Daß die Auflösung eines Vereins durchaus eine Rechtsfrage ist, darüber ging man leichten Herzens hinweg.

In der Folgezeit wirkte die in Jena entfesselte Bewegung weiter, ohne daß man ihr ein übermäßiges Interesse widmete. Graf Hoensbroech erklärte es in einer nationalliberalen Versammlung zu Charlottenburg am 15. März für einen Skandal, daß die Straßenbilder durch konfessionelle Farben (der Verbindungsmützen) verunziert würden, aber die Aufforderung eines Studenten, möglichst bald gegen die katholischen Korporationen Charlottenburgs Front zu machen, fand nur geringen Beifall. In der badischen Zweiten Kammer entspann sich bei der Beratung des Hochschuletats im April eine Debatte über konfessionelle Verbindungen, wobei der Minister v. Dusch erklärte, daß er in denselben keinen Segen für die Hochschulen erblicken könne. Der Unsegen liege darin, daß diese Verbindungen eine unheilvolle Spaltung, die im deutschen Volke bestehe, noch vergrößerten und die jungen Leute in einem Alter, in dem man noch empfänglich sein sollte für alle Richtungen des Lebens, von ihren Kommilitonen streng absonderten. Der Staat habe indessen weder Anlaß noch das Recht, gegen solche Verbindungen einzuschreiten, solange sie sich keine Exzesse zuschulden kommen ließen. Da man bei der Polemik gegen die konfessionellen Korporationen auch auf den Wingolf als deren angebliches Gegenstück hingewiesen hatte, so trat im Mai der Preßausschuß des Verbandes alter Wingolfiten mit einer allerdings nicht sehr glücklichen Erklärung hervor. Etwas der ganzen Zeitentwicklung Widersprechendes geschah damals nur in Darmstadt. Dort erzielte der Rektor bei der Grundsteinlegung des Bismarckdenkmals und bei dem daranschließenden Waldfest ein einmütiges Zusammengehen der Studentenschaft, innerhalb deren sich bis dahin die katholischen Vereinigungen und die übrigen heftig befehdet hatten.

Gegen Ende des Sommersemesters 1904 ward der Streit lebhafter. In Karlsruhe verlangte die Studentenversammlung vom 9. Juli vergeblich vom Senat, daß er den katholischen Verbindungen, denen man spöttisch den „Weihwedel" empfahl, das Tragen des Schlägers bei studentischen Feiern verbiete. Und in Aachen protestierte die nichtkonfessionelle Studentenschaft ergebnislos bei der Behörde gegen die im Juni erfolgte Gründung des katholischen Vereins Wiking, wobei sie alle gegen die konfessionellen Vereinigungen erhobenen Vorwürfe kurz zusammenfaßte: „Die katholischen Korporationen fordern durch die einseitige Betonung des konfessionellen Standpunktes zum Widerspruch heraus, ihre Mitglieder werden notwendig einseitig und entbehren des höchsten Vorzugs des Studenten, der akademischen Freiheit, die es ihnen ermöglicht, ohne beeinflussenden Zwang von Schule und Elternhaus sich zu Männern mit

eigener Meinung herauszubilden. Sie sind also Gegner unseres guten Rechts der Freiheit und als solche zu bekämpfen. Die katholischen Korporationen treiben Zentrumspolitik, sie vermehren sich wie die Kaninchen und bedrohen unsere Existenz."

Die folgenschwerste Entscheidung fiel an der Technischen Hochschule zu Hannover. Hatte sich die Studentenschaft Jenas nur gegen das Farbentragen gewandt, so ging man dort entschieden weiter und verlangte in den Studentenversammlungen vom 24. und 30. Juni auf Antrag des Vereins Deutscher Studenten die Auflösung aller Vereinigungen auf konfessioneller Grundlage. Das scharfe Vorgehen des Hannöverschen Kyffhäuservereins erhielt nicht die Zustimmung des gesamten Kyffhäuserverbandes, dessen Tagung im August zu dem Schlusse kam, daß sie bei aller Anerkennung des grundsätzlichen Gegensatzes des nationalen Gedankens gegen den Ultramontanismus, ein repressives Vorgehen gegen die konfessionellen Verbindungen nicht für erwünscht ansehen könne und daher gegen weitere Bestrebungen in dieser Richtung eine ablehnende Haltung empfehle. Diese Kundgebung erregte Aufsehen; sie fand in den Blättern, welche dem Verband nahestanden, sowie bei den befreundeten österreichischen Vereinen sehr geteilte Aufnahme, und der spätere Führer Wilhelm Heile vom Hannöverschen Verein Deutscher Studenten trat als erster studentischer Publizist für die Anwendung von Gewalt auf.

Die Gegenpartei blieb die Antwort auf die Herausforderungen nicht schuldig, und auf der Regensburger Katholikenversammlung trat am 25. August Dr. Porsch nachdrücklich für die katholischen Korporationen ein und erklärte: „Wir betrachten diese Frage mit ernsten Augen, wir betrachten sie als eine Frage, die nicht ausschließlich unsere Universitäten angeht, sondern die das ganze katholische Volk angeht."

Die Frage der konfessionellen Verbindungen fand in Hannover während des Sommers 1904 keine Erledigung. Die Behörden teilten am 21. Juli mit, „daß, da die angeregte Frage nicht nur die hiesige Hochschule, sondern alle deutschen Technischen Hochschulen und Universitäten betrifft, sie beschlossen hätten, sie in Gemeinschaft mit diesen zu behandeln und zu regeln". Doch erwiesen sich, wie ein Rektoratsschreiben vom 1. Dezember 1904 zeigte, „solche gemeinsame Verhandlungen als nicht möglich, da eine große Anzahl von Universitäten und Hochschulen den Eintritt in eine solche Verhandlung ablehnte". Am 15. November 1904 beschloß eine Studentenversammlung in Hannover die Fortsetzung des Kampfes gegen die konfessionellen Verbindungen und die Absendung einer allerdings recht oberflächlichen Denkschrift an die übrigen deutschen Studentenschaften. Da trat plötzlich außerhalb Deutschlands ein Ereignis ein, das für die studentische Geschichte von großer Bedeutung werden sollte.

In der Nacht zum 4. November hatten in der Hauptstadt Tirols die dort studierenden Italiener deutsche Studenten mit Übermacht angegriffen und mit Revolvern auf sie geschossen. Bei dem darauffolgenden Eingreifen des Militärs war ein junger deutscher Maler, Pezzey, durch Bajonettstiche getötet worden. Diese Vorgänge fanden großen Widerhall in Italien und

in Österreich, die Presse beider Länder bemächtigte sich des Gegenstandes, und er kam nicht nur im Reichsrat zu Wien, sondern auch im italienischen Parlament zur Erörterung. Es entsprach der Stimmung in Italien durchaus, wenn die Zeitung Tribuna erklärte, man werde nicht nur auf die Haltung der verbündeten Regierungen, sondern auch auf die des ganzen „germanischen Volkes" achtgeben, und ebenso hoch gingen in den Kreisen der Deutsch-Österreicher die Wogen des Zornes, und die Stimmen der ruhig Denkenden, die wie der tirolische Abgeordnete Dr. v. Grabmayr warnten, „die fanatisierte Bande, die in Innsbruck auf die Deutschen schoß, mit dem italienischen Volk zu verwechseln", verloren sich in dem wilderregten Parteigeschrei. Die stürmischen Vorgänge an der Wiener Universität, die das Echo der Innsbrucker Wirren bildeten, und die Resolution der Wiener Studenten, „daß sie eine italienische Universität weder in Innsbruck, noch in Tirol, noch überhaupt in Österreich für notwendig erachteten", trug nicht zur Milderung des Kampfes bei. Und so machte es der eher zunehmende als abnehmende Konfliktsstoff sehr verständlich, daß die Kabinette in Wien und Rom, welche danach strebten, Frieden zu stiften, sich in diesen Kampfestagen nervöser zeigten, als es die Geschehnisse in Innsbruck selbst verdienten. Unter normalen Verhältnissen hätte man die jetzt folgenden Vorgänge als belanglose politische Kleinigkeiten und wegen der daraus erkennbaren Gesinnung höchstens als zeitgenössische Stimmungsbilder betrachtet, so aber sprach man ihnen eine Wichtigkeit zu, über die sich niemand mehr als ihre Urheber wundern mußten.

Das feige und unstudentische Vorgehen der italienischen Studenten in Innsbruck erregte auch in Deutschland große Entrüstung, und in der Studentenschaft gab sich zugleich das völkische Mitgefühl in sympathischer Weise kund. In Braunschweig beschloß der Ausschuß der Studierenden in einer Sitzung, der deutschen Studentenschaft Innsbrucks die Anteilnahme der Braunschweiger Studenten auszudrücken und sie zu fernerem Kampfe für das Deutschtum zu ermuntern. Auch der engere Ausschuß der Technischen Hochschule zu Dresden übermittelte auf Antrag des Vereins Deutscher Studenten den Innsbruckern eine Beifallsbezeugung. Und der Ausschuß der Technischen Hochschule zu Hannover beschloß in der Studentenversammlung vom 15. November ebenfalls auf Antrag des Vereins Deutscher Studenten das vielbesprochene Telegramm: „Mit Stolz und freudiger Genugtuung hat die Hannoversche Studentenschaft die Kunde von Eurem mannhaften Eintreten für die Interessen des Deutschtums vernommen. Wir beglückwünschen Euch und wünschen Euch als den Vorposten im völkischen Kampf herrlichen Erfolg."

Das Absenden eines Telegramms nach dem Auslande war keineswegs eine neuartige Erscheinung im deutschen Studentenleben. Wie die Geschichte der Vereine Deutscher Studenten zeigt, hatte man seit 1881 schon oftmals solche Drahtgrüße über die Grenze des Deutschen Reiches hinaus nach Prag gesandt, und vor dem Hannöverschen waren weit schärfer gefaßte Telegramme der Kieler und der Hannöverschen Ausschüsse an die mit dem Tschechentume ringende deutsche Studentenschaft der böhmischen Hauptstadt geschickt worden, ohne bei den Behörden Beanstandung zu finden. Auch als am 13. Mai 1901 bei

einem Diskussionsabend der Berliner Freien Studentenschaft die anwesenden deutschen Studenten ihren „russischen Kommilitonen ihre volle Sympathie im Kampfe gegen deren Bedrückung durch den Zarismus" aussprachen, war keinerlei Maßregel gegen die Veranstalter jener Resolution erfolgt. Es hatte sich somit bezüglich der Kundgebungen an das Ausland ein gewisses Gewohnheitsrecht herausgebildet, und die Studentenschaft ahnte, wie z. B. in Hannover, tatsächlich gar nicht, daß der Ausschuß nach dem strengen Wortlaut seiner Satzungen die Grenzen seiner Zuständigkeit überschritten hatte. Der Braunschweiger und der Dresdner Kundgebung ward nicht die Ehre zuteil, von den Diplomaten beachtet zu werden, die Hannöversche dagegen wirbelte viel Staub auf, es kam — wie die Mitteilungen eines der beteiligten Studenten besagen — zu einem erregten Depeschenwechsel zwischen Wien, Rom und Berlin, ja es soll dabei die als Übertreibung zwar komisch wirkende, aber doch die Situation bezeichnende Redensart gefallen sein: „Der Dreibund war im Wanken." Daß die politische Lage durch das Hannöversche Telegramm tatsächlich einen unverdient ernsthaften Charakter bekam, geht auch aus einer Äußerung des Reichskanzlers v. Bülow hervor, die er am 15. März 1905 im Reichstag tat: „Ich möchte den Herrn Vorredner darauf aufmerksam machen, daß die öfter von mir ausgesprochene Mahnung, sich nicht in die inneren Verhältnisse anderer Länder einzumischen, nicht nur für die äußerste Linke gilt . . . Sie gilt auch für unsere Studenten. Wir würden es uns ernstlich verbitten, wenn fremde Studenten sich in unsere Verhältnisse einmischen, wenn sie über deutsche innere Verhältnisse Resolutionen fassen wollten. Daß jeder Herr im eigenen Hause bleibe und jeder am besten tut, vor der eigenen Tür zu kehren, sind die Grundlagen verständiger internationaler Beziehungen."

Dies mag vom Standpunkte des Staatsmannes das allein Richtige sein, im bunten Leben der Völker indessen wird man impulsive Kundgebungen niemals völlig unterdrücken können; ja vielleicht ist eine vernunftgemäße Friedhofsruhe nicht einmal wünschenswert, da sie das Zeugnis von wenig entwickeltem Innenleben des Volkes wäre. Das Einschreiten der Behörden wegen der Innsbrucker Depesche geschah sicherlich besonders deshalb, um den erzürnten auswärtigen Kabinetten die einwandfreie Haltung der deutschen Regierung zu zeigen. Jedenfalls beweisen die Sympathieerklärung des Wiener Hochschultages deutscher Studenten vom Anfang März 1905 an die reichsdeutschen Kommilitonen beim Kampf um die akademische Freiheit und die Kundgebung des deutschen Burschentages von Pfingsten 1908 an die Burschenschaft der Ostmark gegenüber den klerikalen Angriffen auf die akademische Lehrfreiheit, daß die Bemühungen, den Austausch solcher Äußerungen unmöglich zu machen, völlig ergebnislos sind, und daß man diese Kundgebungen lieber unbemerkt läßt als sie aufbauscht. Und wenn man behördlicherseits die Absicht hatte, derartige Dinge wirklich zu unterbinden, so war es ein schwerer politischer Fehler, daß man nicht schon früher mit Verboten hervortrat, als die ersten Drahtgrüße deutscher Studenten über die Grenze gingen.

Die Aufregung über das Hannöversche Telegramm hatte zur Folge, daß das Berliner Kultusministerium eingriff, und der Ministerialdirektor Althoff

führte in der Verhandlung zu Berlin am 25. November 1904 selbst den Vorsitz, der Hannöversche Rektor und zwei Ausschußvertreter waren dabei zugegen. Da der Ausschuß nach seinen Satzungen die Aufgabe hatte, die Interessen der Studentenschaft nach innen und außen zu vertreten, so wurde bei der Beratung vom formalrechtlichen Standpunkt aus durchaus das Richtige hervorgehoben, wenn man meinte, in der Innsbrucker Angelegenheit habe es sich um eine Einmischung in fremdländische Verhältnisse gehandelt, wozu der Ausschuß in keiner Weise befugt gewesen sei. Die behördliche Erledigung fand die Angelegenheit durch einen ernstlichen Verweis, der dem Ausschuß im Auftrage des Ministeriums am 3. Januar 1905 durch den Oberpräsidenten der Provinz Hannover erteilt ward.

Die Frage des Innsbrucker Telegramms hatte ihre grundsätzliche Lösung auf jener Berliner Konferenz gefunden, die Frage der konfessionellen Verbindungen schien mit der Entscheidung der Behörden vom 1. Dezember 1904 ebenfalls erledigt. In völlig loyaler Weise ward damals der Antrag auf Auflösung abgelehnt, weil kein Grund vorliege, gegen bestehende und genehmigte Verbindungen, die sich keines Verstoßes gegen die Disziplinarvorschriften schuldig gemacht hätten, mit Disziplinarstrafe vorzugehen. Der Hannöversche Rektor Barkhausen, welcher der Bewegung der Studentenschaft durchaus günstig gegenübergestanden und die konfessionellen Korporationen als den größten „Krebsschaden" der Hochschule bezeichnet hatte, änderte plötzlich seine Stellungnahme, wohl beeinflußt vom Berliner Ministerium, das sich bemühte, die konfessionelle Frage an den preußischen Hochschulen nicht weiter aufkommen zu lassen. Am 5. Dezember 1904 wurde den Ausschußvertretern und am 6. Dezember in fast gleicher Weise den katholischen Korporationen eröffnet, „daß die Heranziehung außerhalb der Hochschule stehender Kreise in die die Disziplin betreffenden Fragen seitens der Studentenschaft im ganzen oder kleineren Gruppen nach allgemeinen Disziplinargrundsätzen unzulässig und verboten sei, und daß ein Zuwiderhandeln gegen dieses Verbot als ein Verstoß gegen die Disziplin der Hochschule angesehen werden müsse." Daß die Studentenschaft mit dieser überaus unklaren Nachricht nichts anzufangen wußte, ist nur zu verständlich, und daß man sich durch sie der Willkür der Behörden preisgegeben fühlte, bewies die bittere Äußerung eines Versammlungsredners: „Was Sr. Magnifizenz nicht genehm ist, ist gegen die Disziplin". Wenn die Behörde meinte: „Die Auflösung bestehender Verbindungen ist in hervorragendem Maße eine Disziplinarfrage, und eine die Ablehnung dieses Antrags betreffende, über den Kreis der Hochschule hinausgehende Agitation wendet sich gegen die bestehende Ordnung", so lag darin der Versuch zu einer starken Beschränkung der studentischen Lebensbetätigung. So gut wie man jetzt die Frage der konfessionellen Verbindungen zu einer reinen Disziplinarfrage umschuf, ebenso leicht konnte man andere akademische Fragen im gleichen Sinne umstempeln, und damit wäre den studentischen Körperschaften das Recht einer weitergehenden Kritik und des Zusammengehens mit den Studentenschaften anderer Hochschulen so gut wie ganz genommen worden. Die Hannöversche Studentenschaft war sich der Tragweite der behördlichen Anordnungen voll bewußt und

erblickte in ihnen einen Eingriff in ihre altüberlieferten Rechte, und so bildete jetzt nicht mehr die Frage der konfessionellen Verbindungen oder die des Innsbrucker Telegramms den Kernpunkt der Streitigkeiten, sondern eine nüchterne Rechtsfrage. Ohne es zu wollen, hatten Behörde und Studentenschaft den Finger in eine schwere Wunde des akademischen Lebens gelegt, die alte, von patriarchalischem Geist erfüllte Disziplinargesetzgebung stand — zum erstenmal allen offensichtlich — im schärfsten Gegensatz zum Rechtsbewußtsein des modernen Studenten. Es war ein verhängnisvoller Irrtum, wenn die Behörde glaubte, durch Auflösung des Ausschusses am 21. Januar 1905 die vorhandenen Gegensätze ohne weiteres zu beseitigen.

Ungefähr zur selben Zeit wie in Hannover kam auch anderwärts die konfessionelle Frage in Fluß. Ende des Sommers 1904 erschien Hoensbroechs Broschüre: „Der konfessionelle Couleurstudent", worin der Studentenschaft der Rat gegeben wurde, sie sollte nicht nur fortgesetzt die Auflösung der konfessionellen Studentenverbindungen verlangen, sondern dieselben auch von gemeinsamen studentischen Veranstaltungen und ihre Mitglieder von studentischen Ehrenämtern grundsätzlich ausschließen. In Charlottenburg wünschte im November 1904 eine Studentenversammlung die behördliche Aufhebung der beiden katholischen Korporationen. Und im Dezember erfolgte die Ausgabe einer gegen letztere gerichteten Denkschrift, welche gehaltvoller als die hannöversche war. Die Behörden lehnten die Bitte der Studierenden ab und verboten dem Ausschuß am 20. Januar 1905, mit anderen Hochschulen in irgendeiner Form in der Sache der konfessionellen Verbindungen zu verhandeln, Studentenversammlungen mit einer darauf bezüglichen Tagesordnung anzuberaumen und in diesen Angelegenheiten Mitteilungen an die Presse gelangen zu lassen. Derselbe Erlaß soll nach Mitteilung eines der Charlottenburger Führer auf Weisung des Ministeriums an alle Hochschulen ergangen sein. Zu einer Studentenversammlung am 25. Januar gab die Behörde die Erlaubnis nur unter der Bedingung, daß „zu dem einen Punkte der Tagesordnung: ‚Erlaß des Rektors' nur der Erlaß verlesen und im voraus darauf aufmerksam gemacht würde, daß eine Diskussion über das Zu-Recht-Bestehen nicht zugelassen werde." Damit war die Charlottenburger Studentenschaft in dieser Frage mundtot gemacht.

Aus einem andern Grunde begann im Januar 1905 an der Technischen Hochschule zu Braunschweig eine Studentenbewegung und zwar wegen der Ausländerfrage, die bei der letzten Tagung des Verbandes der Technischen Hochschulen zu Eisenach in Fluß gekommen war. In Braunschweig hatte sich der Gegensatz zwischen den deutschen und den russischen Studenten, welch letztere etwa 24 % der Gesamtstudentenschaft betrugen, außerordentlich verschärft, und im Verlaufe der Streitigkeiten sagte der Rektor, Professor Fricke, zu den deutschen Ausschußvertretern: „Nun gut, meine Herren, wenn es Ihnen hier nicht paßt, so gehen Sie auf eine andere Hochschule; es hindert Sie niemand daran. — Ich bin selbst auf fünf Universitäten gewesen, und es hat mir sehr gut gefallen." Dagegen erklärte eine Studentenversammlung am 18. Januar: „Es liegt durchaus nicht im Interesse einer vorläufig noch spezifisch deutschen Hochschule noch des Deutschtums überhaupt, daß deutsche

Studenten den ihnen mißliebigen Ausländern, noch dazu im Herzen des Deutschen Reiches, weichen. Die deutsche Studentenschaft wird sich durch den Rat Sr. Magnifizenz keinen Augenblick in ihrem Kampfe gegen das Ausländertum an unseren Hochschulen beirren lassen." Die nun folgenden Mißhelligkeiten wurden durch falsche Berichterstattung der Presse und durch öffentliche Erklärungen verschlimmert und, als der Ausschuß dem Wunsche der Behörde, sich freiwillig aufzulösen, nicht nachkam, erfolgte am 26. Januar die behördliche Auflösung und die Bestrafung der Ausschußmitglieder mit Androhung der Wegweisung.

Die Auflösung des Hannöverschen Ausschusses war eine der ersten Äußerungen des Einflusses, den das Berliner Kultusministerium auszuüben begann. Die Folgen der Innsbrucker Depesche hatten die Zentralinstanz auf die studentischen Streitigkeiten aufmerksam gemacht, und auch ohne die mögliche, aber unbewiesene Einwirkung von Zentrumsparlamentariern mußte sie das Bestreben haben, die Ruhe in der deutschen Studentenschaft herzustellen. Offenbar hegte man die Hoffnung, durch rasches, unter Umständen schneidiges Eingreifen die unerwünschte studentische Bewegung gegen die konfessionellen Verbindungen zu unterdrücken. Man entsandte am 21. Januar 1905 zwei Ministerialkommissare nach Hannover, Geheimrat Naumann, den Dezernenten für die Technischen Hochschulen, und den Universitätsrichter Berlins, Geheimrat Dr. Daude. Die Entsendung dieser beiden Männer hatte jedoch nicht den Erfolg, den das Berliner Kultusministerium erhoffte, vielmehr trat jetzt jene Wendung der Dinge ein, welche die Bewegung zu einer allgemein deutschen machen sollte. „Bevor es zur Auflösung des Ausschusses kam, wurden die Ausschußleiter Remy, Wehrspan und Heile zu einer Verhandlung aufgefordert, an der die beiden Berliner Herren teilnahmen. Dabei sprachen sich die letzteren dahin aus, ein studentischer Ausschuß sei ein Organ zur Vermittelung zwischen Rektor und Studentenschaft und zur Ausführung der Anordnungen der akademischen Behörde . . . Die Ausschußvertreter dagegen meinten, ein Studentenausschuß diene zur Vertretung der studentischen Gemeininteressen und zur Ausführung der Beschlüsse der Studentenschaft, stelle also gewissermaßen ein Parlament derselben dar. Im weitern Verlauf des Gespräches warf man den Ausschußvertretern vor, die Studentenschaft führe immer den Ausdruck „akademische Freiheit" im Munde, und es fielen die Worte: „Akademische Freiheit, was Sie darunter verstehen, das wäre also nach Ihrer Auffassung der Zustand der allgemeinen Unordnung" und: „Akademische Freiheit, das ist ein Begriff, den wir gar nicht kennen, und den Sie sich erst selbst gebildet haben."

Diese Äußerungen, die nach Versicherung der Ausschußvertreter von Geheimrat Daude stammten, waren zweifellos der Ausfluß einer nervösen Erregtheit, die durch die Ergebnislosigkeit der Verhandlung und das ewige Betonen des allerdings recht unklaren Begriffs der akademischen Freiheit hervorgerufen wurde. Der Ausspruch erhielt eine beispiellose Verbreitung, an allen Hochschulen hieß es jetzt, die akademische Freiheit sei in Gefahr. Gegenüber der offiziösen Mitteilung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, die in wenig

vornehmer Weise am 1. Februar jene Äußerung in Abrede stellte, verbürgten sich die Hannöverschen Ausschußleiter für die Echtheit derselben. Es half auch nichts, daß Althoff am 4. Februar in Hannover erklärte, bei jener Äußerung handle es sich „jedenfalls um ein Mißverständnis, dessen Aufklärung um so weniger erheblich sei, als es keinem vernünftigen Menschen in Deutschland jemals in den Sinn kommen könne, die akademische Freiheit irgendwie zu beeinträchtigen." Die Tägliche Rundschau gab die Stimmung der Studentenschaft genau wieder, wenn sie meinte: „Selbst wenn dieser Ausdruck nicht gefallen sein sollte, so sprechen doch die Tatsachen dafür, daß man die akademische Freiheit nicht mehr kennt." Die Auflösung des Hannöverschen Ausschusses, die Beschlagnahme seiner Kasse und seines Inventars, sowie die gleichzeitigen Vorgänge in Charlottenburg und Braunschweig zeigten deutlich, daß dem studentischen Koalitionsrecht tatsächlich Gefahr drohte.

In Hannover ward die Erbitterung der Studentenschaft nach der Ausschußauflösung immer größer, doch feierte man gemeinsam mit den Professoren, aber ohne die konfessionellen Korporationen am 26. Januar einen glänzenden Kaiserkommers, wobei das Präsidium nicht in Wichs, sondern im Frack seines Amtes waltete. In den Tagen darauf veranstalteten die Studenten in den Hörsälen der ihnen günstig gesinnten Professoren begeisterte Kundgebungen, und am 30. Januar 1905 schritt man zur entscheidenden Tat, zu der folgenschweren Protestnote ohne Datum, in der 928 Studenten erklärten: „Nach langem Mühen sind die Technischen Hochschulen im Begriff, sich dieselbe Stellung zu erringen, wie die Universitäten. Ihre Größe aber haben die deutschen Universitäten erreicht in erster und letzter Linie durch die Einmütigkeit, mit der Professoren und Studentenschaft jedem Versuch eines Angriffs auf ihre Freiheit entgegentraten. Auf dieser Einmütigkeit beruht das unerschütterliche Vertrauen der deutschen Studentenschaft zu ihren Professoren. Dieses Vertrauen ist aus dem akademischen Leben unserer Hochschule entschwunden und damit ein für ihre Blüte unerläßlicher Faktor. Das entschwundene Vertrauen kann nur langsam wiederkehren und nur dann, wenn all die Maßregeln zurückgenommen werden, die zu dem gegenwärtigen Zustand führen mußten, zu einem vollkommenen Bruch zwischen Professoren und Studentenschaft."

In Charlottenburg führte eine studentische Kommission die dem Ausschuß verbotenen Handlungen aus und veranstaltete am 1. Februar in der Tonhalle zu Berlin eine allgemeine Akademikerversammlung, die sich gegen jene Verbote wandte und einen Offenen Brief an den Kultusminister Studt sandte, worin sie forderte, „daß an den Hochschulen die akademische Freiheit als Grundlage des gegenseitigen Vertrauens und des guten Einvernehmens zwischen Professoren und Studierenden wiederhergestellt werde zur Erhaltung des Ansehens der Hochschulen und des akademischen Lebens."

Zu den bestehenden Konflikten kam noch ein weiterer: die Marburger Studentenschaft trat jetzt auf den Kampfplatz. Sie forderte in einem Rundschreiben die Studentenschaften der übrigen deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen auf, sich dem Geist oder Wortlaut einer von ihr verfaßten Resolution anzuschließen und so einmütig Protest zu erheben gegen den in

Hannover gemachten Versuch, den Begriff der akademischen Freiheit aus dem studentischen Leben auszuscheiden. Mit der Absendung der in Marburg selbst angenommenen Resolution hatte man es so eilig, daß man dieselbe mitten in der Nacht telegraphisch an den Minister gehen ließ und so dessen Nachtruhe störte.

Das Echo all dieser Vorgänge an den deutschen Hochschulen war, zumal seit der Marburger Kundgebung, überaus stark; ein Geist schien die ganze studentische Jugend zu durchwehen, mit Stolz fühlte man sich zu Kämpfern für die akademische Freiheit auserkoren, und die leidenschaftliche Kampfesstimmung steckte auch sonst gleichgültige Teile der Studentenschaft an. In Dresden erklärte sich beim Kaiserkommers der Rektor für die Studentenschaft und für die akademische Freiheit; in Aachen, Bonn, Danzig, Darmstadt, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel und München fanden Kundgebungen von Studenten oder Akademikern zugunsten der kämpfenden Kommilitonen statt; in Karlsruhe forderte am 13. Februar eine Studentenversammlung nachdrücklich die Auflösung aller konfessionellen Korporationen sowie die des Wingolf. Der außerordentliche Verbandstag der Technischen Hochschulen zu Eisenach sprach im Februar den konfessionellen Verbindungen ebenfalls alle Daseinsberechtigung ab. Am eindrucksvollsten war zweifellos die große Akademikerversammlung im Friedrichshain zu Berlin am 17. Februar 1905, die von etwa 3000 alten und jungen Akademikern besucht wurde und in einer langen Resolution entschieden Stellung nahm. In Göttingen griffen die Korporationen sogar offen zum Mittel des Boykotts. Sie veranlaßten den Wirt eines Konzertlokals, der katholischen Verbindung Palatia den Zutritt in Couleur zu verweigern, und verließen, als diese trotzdem am 31. Januar erschien, während der zweiten Nummer des Konzerts geschlossen das Lokal, worauf der Wirt ihren Wunsch erfüllte. Eine abweichende Stellung nahmen die Technische Hochschule München und die Universität Leipzig ein, wo man keine Protestversammlungen berief, und in Tübingen unterblieb eine Kundgebung der Studenten, weil die einen meinten, eine solche sei zwecklos, die andern, sie seien württembergische und nicht preußische Studenten. Von der Presse trat — zumeist aus Haß gegen das System Studt-Althoff — fast die gesamte nationalliberale und die linksliberale für die kämpfenden Studenten lebhaft ein, insbesondere der Hannöversche Courier, die Tägliche Rundschau, die Frankfurter Zeitung und das Berliner Tageblatt, und nur vereinzelte Organe wie die Kreuzzeitung, die Deutsche Tageszeitung, die Kölnische Zeitung und die Straßburger Post beurteilten die Vorgänge nüchterner und ließen auch den Behörden Gerechtigkeit zuteil werden.

Die Abwehrhandlungen der Studentenschaft zeigten deutlich ihren festen Willen, den Kampf durchzufechten; die Prinzipienfrage hatte sich in eine Machtfrage verwandelt, die Ereignisse überstürzten und verwirrten sich, und durch die lebhafte Parteinahme der gesamten deutschen Presse ward die Angelegenheit zum Tagesgespräch. Die Maßnahmen der Behörden gegenüber der Studentenschaft litten sehr an Widersprüchen, sie wurden stark von Berlin aus beeinflußt, so daß sehr bald der eigentliche Gegner der Studentenschaft nur

noch Althoff war, aber auf dessen Entschließungen scheint Kaiser Wilhelm II. eingewirkt zu haben. Das Gerücht ging, daß im Kultusministerium scharfe Erlasse gegen die Studentenschaft ausgearbeitet worden seien, daß aber der Kaiser denselben seine Genehmigung versagt habe. Jedenfalls suchte Althoff, der am 4. Februar in Hannover eintraf, dort zum Frieden zu wirken. Die von Rektor und Senat beim Ministerium beantragte Schließung der Hochschule als Antwort auf die schwere Beleidigung, die in der Eingabe der 928 läge, erfolgte nicht. Der Aufforderung der Behörde, die Studenten müßten bis zum 7. Februar widerrufen, sollen nur elf nachgekommen sein. Zur selben Zeit (am 4. Februar) teilten Rektor und Senat mit, daß sie „vom 6. bis zur Beendigung des wegen der Eingabe von 928 Unterzeichneten an Rektor und Senat eingeleiteten Verfahrens keine Vorträge und Übungen abhielten". Schon am 1. Februar hatte ein Professor auf eigene Hand gefordert, daß diejenigen seiner Hörer, welche die Eingabe unterzeichnet, sich bei ihm entschuldigen sollten, andernfalls werde er seine Vorlesungen schließen. Da alle Unterzeichner waren und keiner sich entschuldigte, setzte er am 3. Februar seine Veranstaltungen aus. Dem Senat schlossen sich die übrigen Professoren an, nicht durchweg freiwillig, sondern unter einem gewissen Zwange, wie die aus Professorenkreisen berichteten Äußerungen zeigen: „Wir sind eben keine Professoren, sondern Bürokraten", und: „Die Studenten können ruhig protestieren, die werden auch nicht vom Staate bezahlt". Drei Tage ruhte fast alles an der Technischen Hochschule; Zeichensäle und Laboratorien waren geschlossen, nur am dritten Tage begannen einige Professoren wieder zu lesen und zwar diejenigen, die sich bereits früher für die Studenten erklärt hatten.

Die Bürgerschaft Hannovers ward durch die Vorgänge stark beunruhigt; Gerüchte über den beabsichtigten Fortzug von 500 Studenten brachten Vermieter und Händler, besonders im „Blumenviertel", dem Quartier latin Hannovers, in helle Verzweiflung. Auf Veranlassung des Stadtdirektors Tramm versuchten Remy und Heile nochmals eine gütliche Beilegung, sie teilten mit, daß etwa 800 Studenten den Zettel nicht unterschreiben würden, und waren bereit, die freiwillige Erklärung aller Unterzeichner beizubringen, daß ihnen die Absicht der Beleidigung fern gelegen habe. Am 9. Februar fand eine von Alten Herren berufene, von 1400 Personen besuchte Akademikerversammlung in Hannover statt. Die Wogen der Erregung gingen hoch, insbesondere wandte sich Heile unter wörtlicher Anführung von Äußerungen des Rektors gegen denselben und beleuchtete aufs schärfste dessen wechselnde Haltung. Schließlich einigte man sich auf eine Resolution Tramms, welche die Herstellung des alten Zustandes und eine klare, einwandsfreie Fassung der Hochschulsatzungen verlangte. Auf das Begrüßungstelegramm der Versammlung traf am 12. Februar die Antwort des Kaisers ein, welche den Hannöverschen Akademikern versicherte, „daß sie sich wegen des Schutzes der wahren und richtig verstandenen akademischen Freiheit keine Sorge zu machen brauchten!" Am 13. Februar fand eine Zusammenkunft der Hannöverschen Ausschußmitglieder Remy, Zimmermann und Heile mit Althoff in Berlin statt, an die sich die vielbesprochene Szene im Weinlokal Rüdesheimer anschloß. Althoff lud dorthin außer den Han-

noveranern auch die Charlottenburger Ausschußmitglieder ein, bewirtete sie, plauderte mit ihnen über alles Mögliche und nahm freimütige Äußerungen von ihnen gemütlich hin. Auf das immer erneute Drängen der Hannoveraner, endlich zur Sache zu kommen, erwiderte er, das hätte immer noch Zeit; sie wollten zunächst einmal Frieden schließen und auf die Versöhnung trinken. „Nicht wahr, meine lieben jungen Freunde, wir sind doch alle einig?" „Gewiß, Exzellenz, erwiderte ihm der Charlottenburger Freiherr v. Buttlar, bis auf die wesentlichen Punkte!" Die Besprechung im Rüdesheimer verlief ergebnislos, Althoffs Gegner, insbesondere auch die Presse, warfen ihm vor, er habe „die Führer der studentischen Bewegung nach der Methode, die etwa im äußersten Osten der Reichshauptstadt üblich ist, in eine Kneipe eingeladen, um von ihnen unter dem Einfluß des Alkohols Zugeständnisse zu erlangen, die sie in der Nüchternheit versagten." Althoff selbst erklärte später, es habe ihn am tiefsten gekränkt, daß man seine Einladung als eine Art Kaptivierung aufgefaßt habe. Und ein derartig plumper Überlistungsversuch entspricht auch durchaus nicht seiner geistig so bedeutenden Persönlichkeit. Die Wahrheit dürfte sein, daß Althoff seine studentischen Gegner für unbedeutend hielt, die schwebende Streitfrage keiner prinzipiellen Lösung wert erachtete und infolgedessen meinte, er könne durch liebenswürdige Behandlung der Führer die ganze Angelegenheit unauffällig vergessen machen.

Inzwischen ging der Kampf ruhig weiter. Gegenüber der Erklärung des Ministers Studt, in Hannover herrsche Friede, versicherten die dortigen Führer, daß davon vorläufig keine Rede sein könne. Die Erbitterung stieg aufs höchste, als am 18. Februar das Disziplinarurteil über Zimmermann und Heile verkündet und ersterer mit Androhung der Verweisung, letzterer mit Ausschluß von der Hochschule bestraft wurde. Die ganze Hannöversche Studentenschaft harrte vor dem Portale auf das Ergebnis der Gerichtssitzung. „Kurz nach 7 Uhr erschien Wilhelm Heile im Portal. Erwartungsvolle Stille. Ein kurzes Wort: ‚Relegiert' und donnernde Hurras durchhallten die Luft. Der Verein Deutscher Studenten hatte einen Wagen bereitgehalten, in dem auch Remy und Zimmermann Platz nahmen. Nachdem das impulsiv angestimmte Lied: ‚Burschen heraus!' verklungen war, hielt Wilhelm Heile, oft von lautem Beifall unterbrochen, eine Ansprache . . . Dann setzte sich der Wagen langsam in Bewegung, umgeben von der gesamten Studentenschaft. Laut erklangen die alten Lieder von dem ‚Gott, der Eisen wachsen ließ und keine Knechte wollte,' von der alten verschwundenen Burschenherrlichkeit, und in allen Straßen öffneten sich die Fenster, und aller Augen richteten sich auf dieses seltene studentische Bild." Und am 20. Februar brachte die Studentenschaft Hannovers, auch die der Tierärztlichen Hochschule, dem gemaßregelten Heile eine großartige Huldigung am Bahnhofe dar. Im eleganten Viergespann fuhr Heile vor. Wie ein Fürst schritt er durch die Menge seinem Abteil zu, wo ihm zwei Lorbeerkränze überreicht wurden und Remy eine Ansprache an ihn hielt. Und als sich der Zug in Bewegung setzte, erbrauste aus mehr denn 1000 Kehlen das alte Lied: „Bemooster Bursche zieh' ich aus." Diese gewaltige Kundgebung für Heile machte allgemein einen tiefen Eindruck, ja die Tägliche Rundschau bemerkte:

„Man hat ihn gefeiert, wie man nur die ganz großen Helden feiert, und wenn er nicht ein besonders starkes wurzelechtes Gemüt besitzt, wird er vielleicht sein Leben lang an den Folgen dieser Ovation kranken."

Noch am selben Tage beschlossen Korporationen und Wildenschaft eine eingehende Beschwerdeschrift an das Ministerium und setzten den Generalstreik fest. Nur den Prüflingen stellte man den Besuch der Zeichensäle und Laboratorien frei. Ein regelrechtes System von Streikposten ward organisiert, welche vor den Hörsälen die den Beschluß nicht kennenden Studenten davon unterrichteten, und die Stimmung der Bürgerschaft war ihnen durchaus günstig. Selbst Damen und ältere Herren, sowie Offiziere folgten der Aufforderung, das von ihnen besuchte Kolleg nicht mehr zu hören. Der „Stehkonvent" der Korporationen, der bisher um 10 Uhr in der Hochschule stattgefunden hatte, wurde jetzt vor ihr abgehalten, die Wildenschaft versammelte sich gleichfalls dort, und auch die Ausländer und die Mitglieder der katholischen Verbindungen blieben den Vorlesungen fern. Vor dem Saal, wo am 21. Februar der Rektor vor drei Hörern sein Kolleg las, hielten sich vier Pedelle auf, die aber nicht die Ansammlung von etwa 50 Studenten am Saalausgang zu verhindern vermochten, und als der Rektor in einer Schlußansprache bemerkte, die Studentenschaft sei „von einer Anzahl logisch noch nicht durchgebildeter Leute irregeleitet," tönte ihm wiederholtes Scharren als Mißfallensäußerung entgegen.

Am 22. Februar setzte die Studentenschaft eine denkwürdige Demonstration gegen die Behörden, den Auszug nach Hildesheim, ins Werk. In 30 Straßenbahnwagen verließen die Studenten unter den Klängen des Liedes: „Muß i denn . . ." die Stadt und feierten in Hildesheim zwei Kommerse, da kein Saal die gesamten Musensöhne fassen konnte. Besondere Heiterkeit erregte dabei eine Stelle der Bierzeitung, wo mit Bezug auf den Streik gesagt wurde, daß Althoff erklärt habe, der „Streit an der Technischen Hochschule zu Hannover sei vollkommen beigelegt. Es verlaute, die Hochschule habe noch nie so still und friedlich dagelegen wie gerade jetzt."

Am 23. Februar stand die studentische Bewegung im preußischen Abgeordnetenhause zur Debatte, wobei Althoff in schlagfertiger und witziger Weise die auf ihn hagelnden Angriffe parierte, sowie den Standpunkt der Regierung darlegte und Kultusminister Studt die konfessionellen Verbindungen als eine „unerfreuliche Erscheinung" bezeichnete. Allgemein ward im Landtage auch vom Ministerium der Wunsch nach Frieden betont. In Hannover trat unter Vorsitz eines beliebten Professors, des „alten Launhardt", ein Friedensausschuß der Professoren und eine Vertrauenskommission der Studentenschaft zur Beratung zusammen. Die Strafe gegen Heile wurde im Berufungswege aufgehoben, und er wie auch Zimmermann erhielten lediglich einen Verweis. Gegen Bildung eines neuen Ausschusses hatte das Ministerium nichts einzuwenden; die Vertrauensmänner der Studentenschaft forderten daraufhin ihre Kommilitonen zum Wiederbesuch der Vorlesungen auf, und damit war der Friede geschlossen.

Schärfer und nachdrücklicher, dafür aber auch kürzere Zeit wurde der Kampf in Marburg geführt. Die Verhandlung leitete zuerst als Regie-

rungskommissar Geheimrat Daude am Orte selbst; dann empfing der Kultusminister die studentischen Vertreter in Berlin nach einer Vorverhandlung mit Althoff. Sie erhielten hierauf den Entwurf eines Entschuldigungsschreibens, das der Marburger Ausschuß ans Ministerium richten sollte. Dieser aber war nicht gewillt, sich dem behördlichen Wunsche gemäß gehorsam in das bürokratische System einzuordnen, und zeigte dies offen in seiner Erklärung vom 10. Februar 1905, welche die mutigste Kundgebung einer preußischen Studentenschaft gegenüber dem Ministerium darstellt. „Die von Ew. Exzellenz vom Ausschuß in der Anlage zu obigem Protokoll gewünschten Erklärungen vermag die Marburger Studentenschaft nicht abzugeben. Die Marburger Studentenschaft weiß sich mit der gesamten deutschen Studentenschaft einig in der Überzeugung, daß es das Recht des freien akademischen Bürgers ist, jederzeit das Ohr der Regierung für berechtigte Beschwerden und Wünsche zu verlangen, eine Auffassung, die auch Ew. Exzellenz Bevollmächtigter, Herr Geheimrat Dr. Daude, vor versammeltem Ausschuß als richtig anerkannte. Einen für Beamte vorgeschriebenen Instanzenweg für den Verkehr mit der Regierung vermag die Marburger Studentenschaft als auch für den freien akademischen Bürger bestehend nicht anzuerkennen. Die von Ew. Exzellenz gewünschte Erklärung, daß der Ausschuß in Zukunft einen Instanzenweg innehalten wolle, kann die Studentenschaft daher nicht abgeben, da sie in einem derartigen Verlangen nicht nur einen Eingriff in die akademische Freiheit, sondern auch einen Angriff auf das jedem freien Staatsbürger zustehende Recht des direkten Verkehrs mit der Staatsregierung sieht. — Ebenso betrachtet es die Marburger Studentenschaft als das in der preußischen Staatsverfassung begründete Recht des freien Mannes, seine Meinung frei in der Presse äußern zu dürfen, und vermag daher nicht Ew. Exzellenz in dem Wunsche, die Presse bei der Verhandlung über akademische Fragen auszuschalten, zu willfahren. Desgleichen weiß sich die Marburger Studentenschaft einig mit der gesamten deutschen Studentenschaft in der Meinung, daß die akademischen Bürger, vereinigt in ihren Ausschüssen, das unzweifelhafte Recht haben, untereinander in der Verhandlung allgemein studentischer Fragen zu verkehren, soweit nicht die allgemeinen Staatsgesetze einschränkende Bestimmungen treffen. In dem Bestreben, durch Maßregelung der Ausschüsse den gegenseitigen Verkehr derselben gewaltsam zu unterdrücken, kann die Marburger Studentenschaft nur mit Bedauern eine Beeinträchtigung der althergebrachten akademischen Freiheit erblicken. Das Vorgehen in dieser Richtung berührt die deutsche Studentenschaft um so peinlicher, als man ihr den gegenseitigen Verkehr bisher, sobald es sich um die Besprechung von der Regierung genehmen Fragen handelte, nicht unterbunden hat. — Schließlich vermag die Marburger Studentenschaft zu ihrem Bedauern nicht Ew. Exzellenz die Erklärung abzugeben, daß mit der Resolution de dato Marburg 5. Februar, die Protestkundgebung vom 31. Januar als erledigt zu betrachten ist, da die von Ew. Exzellenz als nötige Konsequenz derselben verlangten Erklärungen erneute Versuche sind, die akademische Freiheit zu beeinträchtigen. Ehe nicht die unlöslichen Widersprüche, die jene Eingabe veranlaßten, in einer die ganze akademische Welt befriedigenden Weise gelöst sind, erhebt

die Marburger und mit ihr die ganze deutsche Studentenschaft feierlichst Protest gegen jeden Versuch, die Freiheit des akademischen Bürgers zu vernichten."

Die vom Ministerium darauf nochmals begonnenen Unterhandlungen brachten am 16. Februar doch noch einen Frieden zustande. Der Ausschuß sah seine beiden Kundgebungen als erledigt an, beharrte aber auf der Meinung, daß er in seinem Verkehr mit den Behörden nicht verpflichtet sei, einen Instanzenweg einzuhalten, und daß er in seinem guten Recht handele, wenn er sich direkt an den Minister wende. Auch habe die Marburger Studentenschaft mit Freude die Zusicherung entgegengenommen, daß es ihr nach wie vor freistehe, sich bei Kundgebungen irgendwelcher Art an die Presse und damit an die breite Öffentlichkeit zu wenden, und daß den Ausschüssen der deutschen Universitäten und Hochschulen nicht verwehrt sei, in studentischen Fragen miteinander in Beziehung zu treten. — Indem die Marburger durch ihr mannhaftes Auftreten dem Ministerium diese Zugeständnisse abrangen, erwarben sie sich ein großes Verdienst um die gesamte Studentenschaft: Die Gewährung ihrer Forderungen bedeutete einen Ausbau des Studentenrechts, wenn er auch noch nicht paragraphenmäßig gesichert war.

Etwas später gelangte man in Charlottenburg zum Friedensschluß. Am 23. Februar nahm der Rektor Miethe die Verbote zurück „in der Zuversicht, daß, wenn demnach die Frage der konfessionellen Verbindungen noch einmal zur Sprache kommen sollte, dies jedenfalls nur in einer Weise geschehen wird, durch welche die akademische Ordnung und der Friede innerhalb der Studentenschaft unserer Hochschule in keiner Weise gestört und gefährdet wird." Die Studentenversammlung am 25. Februar zeigte eine schöne Einmütigkeit von Rektor und Studentenschaft, und die von Professor Paul Förster geleitete Akademikerversammlung am 1. März, in der auch Hoensbroech sprach, offenbarte durch ihren matten Verlauf deutlich das Abflauen der Bewegung. Auch in Braunschweig, wo die Studenten ebenfalls nachdrücklich für ihre verurteilten Kommilitonen eintraten, vermittelten ein Professorenausschuß und studentische Vertrauensmänner den Frieden. Nach genügenden Erklärungen wurden die Strafen zurückgenommen, der Ausschuß wieder anerkannt und der Studentenschaft das Recht der Versammlungen zurückgegeben. Daß die akademische Jugend gesiegt hatte, zeigte sich auch in der behördlichen Mitteilung, die Gesamtzahl der Ausländer dürfe von jetzt ab 12% der Frequenz des vorhergehenden Halbjahres nicht übersteigen, und dieselben könnten erst 14 Tage nach Beginn der Vorlesungen Arbeitsplätze belegen.

So hatten Ende Februar 1905 die Studenten auf der ganzen Linie gesiegt — allerdings dank dem Entgegenkommen der Behörden. Ihre Hauptforderung der Versammlungs- und Verbindungsfreiheit war erfüllt, wenn auch nicht gesetzlich festgelegt, und es erschien als ein Zug von politischer Klugheit, daß man sich darauf beschränkte und nicht alles mögliche verlangte. Nur an zwei Universitäten hielt ein Teil der akademischen Jugend nicht Maß. Einem Aufruf des Berliner Tageblatts folgend, beabsichtigte ein Kreis Studierender in Göttingen und in Heidelberg eine Sympathiekundgebung für den russischen Schriftsteller Maxim Gorki, gegen den gerade damals

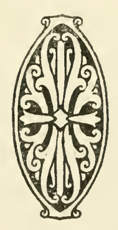
die Regierung seines Landes einen Strafprozeß eingeleitet hatte. In Heidelberg sandte am 25. Februar die Hauptversammlung der Freistudentenschaft ein Telegramm an Gorki ab, in dem sie ihre Bewunderung und die Hoffnung aussprach, daß er bald der Freiheit und seinem dichterischen Schaffen wiedergegeben werde. In Göttingen veröffentlichte ein Student einen „Aufruf für Gorki". Der Prorektor bestrafte den Veranstalter mit einem Verweise, insbesondere „weil er gegen akademische Sitte und Ordnung in einer Frage der praktischen, noch dazu auswärtigen Politik als Agitator aufgetreten sei". Die Absendung der Zeichnungslisten unterblieb, und statt zu einem geharnischten Proteste, den die demokratische Presse erhoffte, führte die Göttinger Bewegung, welche die Akademischen Blätter hart als „Affenkomödie" bezeichneten, überhaupt zu nichts.

Aber der Friede sollte noch nicht überall eintreten. Es wurde der Bewegung jetzt zum Verhängnis, daß sie zur „Volkssache" oder besser zur politischen Angelegenheit geworden war. Ein großer Teil der Presse benutzte die Studentenschaft tatsächlich als Sturmbock gegen das von Studt und Althoff vertretene Regierungssystem und schlachtete die Vorgänge im Parteiinteresse planmäßig aus. Auch der Einfluß Hoensbroechs, den Salvisberg spöttisch den „St. Georg der akademischen Freiheit" nannte, war der Bewegung nicht von Segen. Zügellos und gehässig erschien auch der Ton, in dem sich die klerikalen und die sozialdemokratischen Zeitungen bei der Bekämpfung der Studenten gefielen. Diese Maßlosigkeit der Presse, welche die Gemüter immer von neuem erhitzte, begann allmählich ihren Höhepunkt zu erreichen, der Ton ward immer persönlicher und es fielen die schwersten Beleidigungen in der Öffentlichkeit. Der Prozeß des Hannöverschen Couriers gegen die Berliner Germania und der Dr. v. Salvisbergs gegen Hoensbroech, die beide zugunsten der Kläger endeten, bildeten den Abschluß dieser Bewegung.

Innerhalb der Studentenschaft und der akademischen Publizistik bereitete sich inzwischen etwas Neues vor. Im Rausche des Kampfes war bisher fast die gesamte nichtkonfessionelle Studentenschaft blindlings mit fortgerissen worden, auch die meisten Freistudenten sowie der Wingolf und die jüdischen Korporationen kämpften geschlossen mit gegen die konfessionellen Verbindungen. Außer Dr. v. Salvisberg, der in überaus scharfer Form die Bewegung kritisierte und den Standpunkt Althoffs und des preußischen Ministeriums vertrat, äußerten jetzt auch andere Akademiker ihre Bedenken. Von tiefgehender Bedeutung war ein Artikel Dr. Ohrs in den Finkenblättern (März 1905), worin er die Freistudentenschaften aufforderte, „Protest gegen die ungerechte und törichte Handlungsweise der Korporationen" gegenüber den konfessionellen Verbindungen zu erheben und das „Prinzip der Gleichberechtigung aller Kommilitonen" zu vertreten. Dieser Artikel hatte eine außerordentliche Wirkung; in zahlreichen ultramontanen Zeitungen ward er nachgedruckt, und auch bei den Freistudentenschaften erzielte er den Erfolg, daß diese unter schweren inneren Kämpfen zur theoretischen Klärung der Frage gelangten. Er war das erste Anzeichen von der Bildung einer neuen Partei: der neutralen. Noch aber besaß die letztere in der Studentenschaft keine Macht; noch wirkten die alten Kräfte zu stark.

In Hannover genehmigte der Rektor in der zweiten Märzwoche den neuen Studentenverband, der sich unter Ausschluß der konfessionellen Korporationen gebildet hatte. In Charlottenburg brachen dann zuerst neue Kämpfe aus. Am 7. März 1905 beschloß dort eine Studentenversammlung, „konfessionelle Korporationen von den Einrichtungen und Veranstaltungen der Studentenschaft auszuschließen und ihnen die Rechte und die Achtung als studentische Körperschaften zu versagen". Es war naturgemäß, daß diese schlechtgefaßte Stelle allgemein den Eindruck einer Verrufserklärung machte und somit die Behörden zum Einschreiten zwingen mußte.

Die Siegesstimmung hatte die Studentenschaften allenthalben kühn gemacht, man wollte sich die Früchte des Kampfes nicht wieder verkümmern lassen und weitere Angriffe auf die studentische Freiheit vereiteln. Um die zu diesem Zwecke nötig erscheinende Gesamtorganisation der deutschen Studenten zu schaffen, beriefen mehrere Universitäten einen Studententag nach Eisenach, in dem die bisherige Entwicklung ihren Höhepunkt erreichte.



26. Die Studententage zu Eisenach und Weimar. Der Verband Deutscher Hochschulen



it großen Erwartungen sah man dem Beginne der Eisenacher Tagung entgegen, und die Tägliche Rundschau verkündete, daß sich im engen Rahmen studentischen Verbindungslebens ein neuer großer Kulturkampf vorbereite. 32 Hochschulen (Universitäten, Technische Hochschulen und Bergakademien) hatten Abgeordnete geschickt. Die Teilnehmerzahl betrug etwa 120. Da die vertretenen Hochschulen nur zum geringen Teile wirkliche Studentenausschüsse besaßen, so konnte von vornherein die Tagung nicht als eine Veranstaltung der gesamten deutschen Studentenschaft, sondern nur als die eines allerdings sehr großen Teils gelten. Das Korporationsstudententum herrschte durchaus vor. Das entsprach auch der bisherigen Entwicklung; hatten doch die Inkorporierten bisher im Vordergrund gestanden. Die Technischen Korps waren durch 19 Angehörige vertreten, die Universitätskorps durch 5, die Burschenschaften durch 18, die Turnerschaften durch 12, die sonstigen Vereine und Verbindungen durch 20, die Finkenschaften durch 7, die Landsmannschaften durch 5, die Vereine Deutscher Studenten durch 4, die Sänger durch 4 und der Wingolf durch 2. Eine so bunt zusammengewürfelte Schar von Anhängern der verschiedensten studentischen Überlieferungen konnte nicht beim ersten gemeinsamen Tagen sofort alle Gegensätze vergessen, die Unsitte des Ankontrahierens wegen Kleinigkeiten wie des Fixierens zeigte sich noch mehrfach, aber die anfängliche Zurückhaltung schwand doch, zumal beim Kommers des Eröffnungsabends. Der „Bierjunge", den ein Korpsstudent mit einem Wingolfiten trank, erschien als ein bedeutungsvolles Sinnbild, und ein Teilnehmer rühmte später „die Einmütigkeit, die in den Sitzungen so schön zum Ausdruck gekommen war, das fröhliche Hinwegsetzen über all die trennenden Gegensätze, die sonst das studentische Leben zerklüften".

Die Verhandlungen wurden unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführt. Zum Versammlungsleiter wählte man den Charlottenburger Korpsstudenten Heinrich Seck. Am ersten Verhandlungstage beschloß man die Gründung eines „Verbandes Deutscher Hochschulen". Beim Festkommers des Abends fand sich auch der bekannte Vorkämpfer des Evangelischen Bundes, Professor Thümmel aus Jena, ein. In der Rede des Hannöverschen Korpsstudenten Gustav Zimmermann fand die Kraft und der Idealismus der bisherigen studentischen Bewegung einen mächtigen Ausdruck. Aber schon die Äußerungen der offiziellen Redner, die auf Luther verwiesen und das deutsche Kaisertum als ein protestantisches bezeichneten, und ganz besonders die taktlosen Kommers-

lieder in der Fidulität zeigten deutlich den Abweg, auf den der neue Hochschulverband geriet. Mit Recht erklärte die Deutsche Tageszeitung, es sei „nicht Humor, sondern das Zerrbild des Humors", was in diesen Liedern zum Ausdruck komme. Charakteristisch waren folgende Stellen:

„Stoßt an, Landesfürst lebe! Hurra hoch!"
Salamander, Silentium! Eins, zwei, drei!
Doch denkt des Papstes auch dabei.
Frei ist der Bursch!

Denn die Röm'schen frech geworden,
Herrschen heut in Deutschlands Norden,
Kein Cherusker wirft sie raus.
Trennung der Konfessionen
Soll auch beim Studenten wohnen,
Wie in Schule und in Haus.

„Akadem'sche Freiheit?" hört ihn,
Den Geheimrat, wie empört ihn
Solch Begriff, ganz neu gebraut.
„Diese Art von Freiheit gibt's nicht!"
(Denn die röm'sche Kirche liebt's nicht!)
Alles ist in Rektors Heil.

Bezeichnend für die Stimmung der Studentenschaft war auch eine andre Episode aus jenen Tagen. Freiherr v. Buttlar hielt eine Bierrede auf Althoff und Daude, die er als die eigentlichen Urheber des Hochschulverbandes „feierte". Er schloß mit einem begeistert aufgenommenen Trauersalamander auf beide, nach dessen Verklingen sämtliche Zecher ihre Gläser zerschlugen.

An dem folgenden Tage, einem Sonntag, fand eine Wagenfahrt nach der Wartburg statt. In ihr zeigte sich deutlich der Geist der Zeit mit seiner Neigung zum Luxus und zu äußerer prunkvoller Repräsentation. Wie wenig vorteilhaft sticht sie von dem Zuge der Burschen von 1817 ab, die schlicht zu Fuß die Höhe hinanwallten! Und am Abend fuhren die Vertreter in etwa 100 Wagen nach dem Wartenberg, wo sie beim Scheine von zwei mächtigen Feuern an der Bismarckfäule einen Kranz niederlegten. Noch schärfer als am Abend vorher kam jetzt ihre antiklerikale Stimmung zum Durchbruch. Begeistert erklangen ihre Freiheitslieder, und jubelnd begrüßten sie die leidenschaftliche Tendenzrede Professor Thümmels, der die konfessionellen Verbindungen „Unkraut" nannte und die Regierungszeit Wilhelms II. als „ein wenn auch reichlich mit Goldinitialen versehenes, so doch in seinem Bestande tiefschwarzes Blatt" im Buche der Geschichte bezeichnete.

Die Hauptverhandlungen fanden am dritten Tage statt. Nach eingehenden Referaten der Vertreter erhob die Versammlung in Resolutionen einmütig Protest gegen die Art des Vorgehens, die Althoff gegenüber den Hannöverschen und Charlottenburger Studenten angewandt habe, und schloß sich dem Wunsche Charlottenburgs an, daß Geheimrat Daude im Interesse eines dauernden akademischen Friedens die Vertrauensstellung eines Syndikus dort fernerhin nicht mehr bekleiden möge. Bei der Beratung der Stellungnahme gegenüber den konfessionellen Verbindungen platzten die Geister heftig aufeinander; am

radikalsten zeigte sich Charlottenburg, doch drang es mit seiner langatmigen Resolution nicht durch. Man einigte sich schließlich auf eine Kundgebung, in der man aussprach, „Konfessionalität dürfe nicht der Grund für die Absonderung auf studentischer Grundlage sein". Eine solche konfessionelle Absonderung trage wesentlich dazu bei, „daß die Spaltung unseres deutschen Volkes in zwei feindliche Parteien vergrößert werde, und bedeute damit eine neue nationale Gefahr". Der Verband Deutscher Hochschulen könne daher die konfessionellen Korporationen als studentische Körperschaften nicht anerkennen und halte ihre Auflösung für dringend erwünscht.

Eine besondere Bedeutung erhielt die Tagung durch das Antworttelegramm Kaiser Wilhelms II.: „Ich habe den Huldigungsgruß aus Eisenach gern entgegengenommen in dem Vertrauen, daß unsere Studenten stets bestrebt sein werden, die deutsche Geistesfreiheit auch durch die Achtung vor der Überzeugung Andersdenkender hochzuhalten." Der Eindruck, den diese Kundgebung in Eisenach machte, war nach Meldung der „Post" „kein erhebender". Sie bedeutete eine „bündige Absage", ja die Berliner Germania bezeichnete sie als eine „schallende Ohrfeige" für die Studentenschaft; jedenfalls blieb es ein vergebliches Bemühen, sie zugunsten des Hochschulverbands auszulegen.

Das Hauptergebnis der Tagung bestand in der Gründung des Hochschulverbands, dem sofort 30 Hochschulen beitraten. Infolge geschickter Benutzung der Tagespresse fand die „Fanfare" von Eisenach lebhaften Widerhall in der Öffentlichkeit, doch machte sich neben dem Frohlocken der studentenfreundlichen und den Wutausbrüchen der klerikalen und der sozialdemokratischen Presse das nüchterne ablehnende Urteil immer zahlreicherer Blätter geltend, und sogar protestantische Zeitschriften sprachen sich jetzt zugunsten der konfessionellen Verbindungen aus. Auch setzte in letzteren selbst eine stärker werdende Bewegung ein. Bisher waren sie nur wenig hervorgetreten. Auf ihr verbrieftes Recht und auf die Zusicherungen des letzten Katholikentages bauend, hatten sie die Gegner ruhig Sturm auf ihre Stellung laufen lassen. Bloß in Hannover überreichten sie eine in ihrem Verbandsblatt, der Academia, abgedruckte Gegendenkschrift, in Leipzig trat ein Chargierter der Burgundia, den deshalb seine Verbindung bestrafte, dem Grafen Hoensbroech in öffentlicher Versammlung am 8. Dezember 1904 mit der aufsehenerregenden Bemerkung entgegen: „Auch heute noch besitzt der Papst das Recht, Fürsten abzusetzen und Staatsgesetze zu annullieren." In Bonn gaben sie bei der Protestversammlung der Studentenschaft eine Erklärung ab, ebenso am 14. Januar in Stuttgart. Die erste gemeinsame Handlung fand auf österreichischem Gebiete statt, wo im März 1905 auf Veranlassung der Wiener Norica sämtliche katholischen Verbindungen dem Unterrichtsministerium und allen Hochschulbehörden ein Memorandum überreichten; darin traten sie den Beschlüssen des zweiten deutschen Studententags Österreichs vom März 1905 scharf entgegen und sprachen diesem das Recht ab, entgegen dem akademischen Freiheitsgedanken über die Existenzberechtigung andrer deutscher Korporationen zu urteilen. Und am 3. Mai erklärte in Hannover eine Versammlung von Mitgliedern und Alten Herren des Verbandes katholischer Studentenvereine, daß sie auf dem Boden der akademischen Frei-

heit stünden und auch für ihre Vereinigungen dieselbe verlangten, ebenso wie auch die Gleichberechtigung mit andern Korporationen. Zugleich legte die Versammlung Protest gegen den Versuch ein, die katholischen Vereinigungen von der Mitarbeit an gemeinsamen Angelegenheiten, zumal in Ausschüssen, auszuschließen. Weit schärfere Worte brauchten am selben Tage die Redner einer rheinischen Zentrumsversammlung zu Düsseldorf, besonders Dr. Karl Bachem, und stürmischer Beifall ertönte, als der Abgeordnete de Witt erklärte: „Das katholische Volk wird keinen Zweifel lassen, daß es hinter den katholischen Studenten steht; und sollten mit brutaler Gewalt oder sonst die katholischen Studentenkorporationen vergewaltigt werden, ein Sturm der Entrüstung würde durch das katholische Volk gehen, dessen Folgen unabsehbar sind."

Es erschien selbstverständlich, daß mit dem Eisenacher Tage und dem „Scherbengericht" über zwei so einflußreiche Beamte wie Althoff und Daude der Kampf nicht zu Ende war. Jetzt mußte der Hochschulverband seine Kraft beweisen und, um Beschlüsse durchzuführen, an den einzelnen Hochschulen die Ausschußfrage aufrollen. Das preußische Ministerium sah diese Entwicklung voraus, und da die bisherigen Streitigkeiten den Studentenausschüssen zur Last fielen, so zog es ganz naturgemäß die Ausschußfrage in den Bereich seiner Erwägungen. Eine Verfügung vom 16. März 1905 ordnete an, „daß bis auf weiteres die Bildung von neuen Studentenausschüssen sowie der Erlaß von neuen und alle Abänderungen von bestehenden Ausschußsatzungen von der Genehmigung des Kultusministers abhängig sein sollten". Damit schien jede Wirkung der zu Eisenach erhofften Ausschüsse von vornherein unterbunden. Da nun bereits vor dem Bekanntwerden des Erlasses der neue Ausschuß der Korporationen und der Wildenschaft mit Ausschluß der konfessionellen Verbindungen in Hannover behördlich genehmigt war und das Ministerium diesen Zustand nicht anerkennen wollte, sondern ihn als „Stadium der Vorverhandlungen" betrachtete, so schien dort ein neuer Kampf unvermeidlich, und zwar stand jetzt die Behörde auf seiten der Studenten. Doch verfolgte das Ministerium die Angelegenheit nicht nachdrücklich, und so blieb der Friede erhalten.

Nicht so geschah es in Charlottenburg, wo am 15. April (zu Beginn des neuen Semesters) der Ausschuß vom Rektor Miethe aufgelöst ward, weil die Resolution der Versammlung vom 7. März eine Verrufserklärung gegen die katholischen Korporationen bedeute. Die am 18. April tagende Vertreterversammlung der nichtkonfessionellen Studentenschaft fand in Heinrich Seck einen schneidigen Vorsitzenden, und es begann eine regelrechte Preßfehde zwischen dem Rektor und der Studentenschaft. Statt der verbotenen Studentenversammlung ward am 3. Mai eine Akademikerversammlung mit gleicher Tagesordnung abgehalten. In ihr erklärte man die Resolution vom 7. März dahin, daß man eine Verletzung der Ehre der konfessionellen Korporationen oder gar ihrer Mitglieder nicht beabsichtigt habe. In einer Resolution sprach die Versammlung aus, sie erblicke in der wiederholten Behauptung des Rektors, sie habe durch die Resolution vom 7. März ihr Wort gebrochen, eine schwere Beleidigung. Sie erkläre sich mit ihren Vertretern solidarisch, lege gegen diese Beleidigung aufs entschiedenste Verwahrung ein und erwarte, daß sie baldigst aus der

Welt geschafft würde. Diese Resolution ging mit etwa 1800 Unterschriften „in vier Bänden zu 50 Blatt" an den Rektor ab. Die Behörde eröffnete am 4. Mai die Disziplinaruntersuchung gegen Seck und forderte den Ausschuß auf, binnen drei Tagen das Geschäftszimmer zu räumen. Am 5. Mai bewegte sich ein langer Zug von Studenten um die Mittagszeit aus den Hallen der Technischen Hochschule und überführte das ganze studentische Mobiliar nach dem Hause des Vereins „Hütte". „Voran wurden die verhüllten Banner getragen, dann kam der gesamte ‚Wichs' bis zum Stiefelknecht, die Zimmergeräte, selbst Besen, Lappen, Papierkorb und Spucknapf fehlten nicht, dahinter wurde das ganze Riesenmaterial an Akten geschleppt. Den Schluß bildete im Gänsemarsch ein Gefolge von Studenten, die allerhand Ulk- und Scheidelieder sangen." Am 6. Mai veranstaltete die Studentenschaft eine eigene Schillerfeier, zu der sie den Rektor nicht einlud, da sie „sich nicht entschließen könne, Feste zu feiern mit Gästen, die sie beleidigt hätten, bevor diese Beleidigungen erledigt seien". Am 8. Mai erschien bei der Schillerfeier der Hochschule von den Korporationen lediglich die katholische Verbindung; dafür fand als Demonstration am Nachmittage im Spandauer Bock eine von über 2000 Studenten besuchte zweite Schillerfeier statt.

Da trat auf einmal ganz unverhofft ein Ereignis ein, das die ganze Sachlage völlig veränderte. Die Studentenschaft erhielt in ihren Professoren unerwartete, offen wirkende Bundesgenossen. Da Änderungen in den Disziplinarvorschriften für preußische Studierende nur nach Anhörung der Senate vom Minister verfügt werden dürfen, so sahen die Lehrkörper der Universitäten in dem Ausschußerlaß des Ministeriums einen Eingriff in die ihnen gewährleistete Selbstverwaltung und einen Versuch, das Hochschulwesen zu bürokratisieren. Schon am 10. März hatte eine Konferenz der Universitätsrektoren in Halle, gewitzigt durch die Erfolge der ministeriellen Kommissare in Hannover und Marburg, in einer Anfang Mai abgesandten Eingabe verlangt, es möchten Verhandlungen mit der Studentenschaft prinzipiell nur durch die akademischen Behörden geführt werden, und erst bei deren vollständigem Versagen solle vom Ministerium das Eingreifen durch andre Beamte angeordnet werden. Auch möge man die Studentenausschüsse keiner generellen Regelung unterziehen, sondern den einzelnen Universitäten die bisherige Freiheit der Ausgestaltung lassen, im besondern auch eine prinzipielle Abgrenzung der Zuständigkeit der Ausschüsse nicht vorschreiben.

In der ersten Hälfte des April, ehe noch die Hallesche Kundgebung in Berlin eingegangen war, erfolgte der entscheidende Vorstoß des Göttinger Senats, der eine am 16. April in der Deutschen Zeitung veröffentlichte Eingabe an den Minister richtete und um Aufhebung jenes Erlasses sowie um Erhaltung des alten Selbstbestimmungsrechtes bat. Nach einer damals durch die Presse gehenden Nachricht schlossen sich 15 Hochschulen dem Göttinger Einspruch an, doch nur die Greifswalder und die Marburger Eingabe gelangten an die Öffentlichkeit. Das Ministerium erklärte schon am 22. April, daß der Erlaß nur „transitorischen Charakter" besäße und die Frage bei einer preußischen Rektorenkonferenz in Berlin am 16. Mai ihre Erledigung finden werde. So

vermied es durch geschickte Diplomatie und rechtzeitiges Einlenken einen Zusammenstoß mit den Senaten.

Für die akademische Jugend war es von höchster Bedeutung, zu wissen, daß sie bei ihrem Vorgehen nicht mehr bloß von einigen Professoren, sondern von ganzen Körperschaften geschützt werde. Im Vertrauen darauf kamen ihre Vertreter zum ersten außerordentlichen Verbandstag in Weimar am 10. und 11. Mai 1905 zusammen. Die Tagung beschloß eine Sympathiekundgebung an die Göttinger und die Marburger Professorenschaft wegen ihres Eintretens für die altüberlieferten Rechte der Hochschulen; sie sprach ferner den Charlottenburgern für „ihr entschiedenes und doch maßvolles Vorgehen" ihre Anerkennung aus und richtete eine längere Resolution an die eben zur Rektorenkonferenz fahrenden Magnifizenzen, worin sie die Hoffnung kundgab, daß dieselben „das altüberlieferte Recht der Studentenschaft, ihre Angelegenheiten im Rahmen der akademischen Gesetze selbst zu ordnen und zu diesem Zwecke sowohl innerhalb der eigenen Hochschule als auch von Hochschule zu Hochschule in ungehinderten Verkehr zu treten, geschlossen verteidigen würden". Ferner erläuterte man jetzt die Eisenacher Resolution gegen die konfessionellen Korporationen, um dem Vorwurf zu begegnen, als ob dieselben „mit brutaler Gewalt unterdrückt" werden sollten. „Wenn der Verbandstag", hieß es weiter, „ausgesprochen hat, er halte die Auflösung konfessioneller Verbindungen für erwünscht, so wird damit lediglich ein prinzipieller Standpunkt gekennzeichnet und die einfache Folgerung aus der Tatsache gezogen, daß der Verband derartige Korporationen nicht für existenzberechtigt ansieht und in der durch sie beförderten Verschärfung der konfessionellen Gegensätze eine nationale Gefahr erblickt. Damit ergibt sich für den Verband das Recht und die Pflicht, die anders denkende Studentenschaft im Gegensatz zu den konfessionell abgesonderten Kommilitonen zusammenzuschließen."

Den wesentlichsten Teil der im ganzen ruhigen Tagung bildete die endgültige Festlegung der Satzungen und der ihnen vorangeschickten Leitsätze, die, mittelbar oder unmittelbar von freistudentischen Programmen beeinflußt, die gedanklich reifste Leistung der ganzen Bewegung darstellen. Sie lauteten:

„I. Die Studentenjahre sind für den deutschen Studenten eine Zeit der Entwicklung, in der er sich vorbereiten soll, insbesondere für die Ausübung seines späteren Berufes im Dienste des Vaterlandes. Diese Vorbereitung umfaßt 1) den Erwerb des für seinen späteren Beruf notwendigen Wissens, 2) die Ausbildung des Charakters, d. h. das Streben, sich durch Selbsterziehung zu einer geistig und sittlich freien Persönlichkeit zu entwickeln. Dies ist nur möglich, wenn der Student die ihm von der Hochschule gebotene Gelegenheit benutzt, in Berührung mit Kommilitonen der verschiedensten Anschauungen und Kreise zu treten und im unbefangenen Verkehr mit ihnen die eigenen Anschauungen zu bilden und zu entwickeln.

II. Aus dem Bewußtsein, ein Lernender zu sein. und aus dem Prinzip der Selbsterziehung folgt für den Studenten die Pflicht, jede Absonderung nach parteipolitischen oder konfessionellen Gesichtspunkten selbst zu vermeiden und gegebenenfalls bei seinen Kommilitonen zu bekämpfen.

III. Die wirksame Betätigung des Prinzips der Selbsterziehung wird dem Studenten durch die akademische Freiheit gewährleistet. Diese schließt vor allem in sich: 1) die Lernfreiheit, 2) die Freiheit, sich zu Vereinigungen zum Zwecke der Selbsterziehung zusammenzuschließen und allgemeine studentische Angelegenheiten sowohl innerhalb der eigenen Hochschule als auch zwischen verschiedenen Hochschulen frei zu besprechen.

Die akademische Freiheit, die der Student genießt, legt ihm auch die Pflicht auf, sie nicht zu mißbrauchen. Mißbrauch der Freiheit aber ist es, wenn man die oben ausgesprochenen Pflichten des Studenten verletzt und sich insbesondere zu geschlossenen Korporationen rein politischer oder konfessioneller Natur von der übrigen Studentenschaft absondert."

Der Kommers, der sich am zweiten Abend anschloß, war ruhiger als der von Kampfesstimmung erfüllte Eisenacher, nur der einst in Preußen gemaßregelte Professor Lehmann-Hohenberg schlug die antikonfessionelle Tonart an, die Studentenschaft stand diesmal unter einem ganz andern Zeichen. Der Genius Schillers durchwehte sie hier, und die schöne Art, wie sie am 9. Mai den hundertjährigen Todestag dieses Dichters feierte, zeigte, wie rein und lauter trotz aller verbitternden Kämpfe ihre Gesinnung damals war. Auf Anregung der Tübinger Burschenschaft Derendingia hatten die Studentenschaften fast aller Hochschulen Abgeordnete entsendet, deren Sprecher am Sarge Schillers einen Kranz mit folgenden Worten niederlegte: „Ihrem Schiller weiht an seinem heutigen Gedenktag diesen Kranz die akademische Jugend Deutschlands. Ihrem Schiller! Denn keiner wie du hat in so unvergänglicher Weise unsere Ideale, die Freiheit und die Liebe zum Vaterlande, besungen. Du bist unser und bleibst unser. Aus allen deutschen Landen sind wir heute hier zusammengeströmt, um zu deiner Ruhestätte zu wallfahrten, dir zu danken für das Vermächtnis an idealen Gütern, das du uns, das du dem deutschen Volke hinterlassen hast. Wir sind erfüllt von der freudigen Gewißheit, daß der Geist, den du in uns geweckt, daß dein Idealismus allezeit in Deutschlands Jugend fortleben wird, daß wir nie deiner Mahnung vergessen werden, die du uns gegeben mit den Worten: Ans Vaterland, ans teure schließ' dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen!"

Es war dies keine vereinzelte Huldigung; an den meisten Hochschulen ehrten die Studenten Schillers Gedächtnis. In Aachen, Greifswald und Kiel bildete die Aufführung von Wallensteins Lager den Höhepunkt des Festes, in Gießen brachten die Studenten außerdem noch ein Schillerfestspiel und die Rütliszene zur Darstellung, in Erlangen führten sie den „Wilhelm Tell" einmal, in Bonn dreimal auf, in Berlin, Freiburg und Halle brachten sie die „Räuber" auf die Bühne, und in Tübingen hatten sie mit dem gleichen Stück einen derartigen Erfolg, daß sie es sechsmal vor ausverkauftem Hause spielen mußten. Vielfach fanden auch, wie in Braunschweig und Halle, Fackelzüge oder, wie in Berlin und Gießen, Kommerse statt. Die mächtigste Veranstaltung letzterer Art war der Berliner Riesenkommers, zu dem mehrere tausend Musensöhne, darunter 250—300 Chargierte, zusammenströmten, und bei dem eine seltene Einigkeit der Studentenschaft einschließlich der konfessionellen Verbindungen herrschte. Eine gewaltige Kundgebung bedeutete auch die Schiller-

feier der freiheitlichgesinnten deutschen Studentenschaft Wiens, welche aufs schärfste den durch und durch politischen Geist der österreichischen Studentenschaft im Gegensatz zur reichsdeutschen charakterisierte. Einer Festfeier im Theater, wobei die akademische Jugend „Wallensteins Lager“ als Hauptteil des Programms aufführte, folgte am 10. Mai abends ein Riesenfackelzug nach dem Schillerdenkmal. Und die Festredner feierten in Schiller besonders den Mitarbeiter an Deutschlands Einheit, meinten jedoch zugleich: „Noch ist das Ideal des geeinten Vaterlandes, wie wir es träumen, nicht erreicht, und das ist es, was wir vom heutigen Tage wünschen: Möge die Schiller-Begeisterung unsere Hoffnung aufs neue beleben, auf daß auch unser Ringen und unser Streben nach diesem Hochziele neue Kräfte gewinne.“ Und sie gelobten, dem deutschen Volke allzeit zu dienen, „bis es in glücklicherer Zukunft geschützt ist und geborgen in einem alle Deutschen umfassenden Alldeutschland!“

Diese Schillerfeier mit ihrer schönen Begeisterung bildete eine erquickende Episode während der Zeit heftiger akademischer Kämpfe. Sie hatte den Blick der Hochschuljugend auf Größeres gelenkt als die studentischen Tagesfragen. Man sehnte sich nach Ruhe, und der Weimarer Verbandstag war so recht der Ausdruck der abflauenden Bewegung. Mit der „Auslegung“ der Eisenacher Resolution gegen die konfessionellen Verbindungen trat man sogar einen offenbaren Rückzug an, den die klerikale Partei als „Chamade“ verhöhnte. Auch die Charlottenburger Professorenschaft wünschte allgemein Frieden, und am 16. Mai kam es zur Beilegung der Streitigkeiten, ohne daß damit der alte Ausschuß wieder ins Leben trat. Ebenso scheint die Berliner Rektorenkonferenz, die unter völligem Ausschluß der Öffentlichkeit vom 16. bis 19. Mai tagte, von einem durchaus versöhnlichen Geiste getragen gewesen zu sein. In der Frage der Studentenausschüsse kam zwischen den akademischen Behörden und dem Ministerium ein Ausgleich zustande, wobei das letztere das wichtige Zugeständnis machte, von einer allgemeinen Regelung der Ausschußfrage abzusehen. Indessen zeigte die Schlußansprache des Ministers Studt klar und bestimmt die Richtung, welche die Zentralbehörde in Zukunft einschlagen werde. „Ich habe, sagte er, aus den Verhandlungen unserer Konferenz die vertrauensvolle Zuversicht gewonnen, daß es den akademischen Behörden gelingen wird, in der Angelegenheit der Studentenausschüsse auch ohne allgemeine Festsetzungen die Ordnung und den Frieden aufrecht zu erhalten, und insbesondere die konfessionellen Verbindungen und Vereine gegen jede Beeinträchtigung ihrer vollen Gleichberechtigung zu schützen, sowie auch die Ansprüche der nichtinkorporierten Studierenden zur gebührenden Geltung zu bringen.“ Diese Stellungnahme ward für die studentische Bewegung in der Folge sehr wichtig, sie bedeutete für sie eine neue Absage, und so war der mit Jubel begrüßte „Sieg der Magnifizenzen über die Exzellenzen“ und der Mißerfolg der Zentralinstanz, welcher in ihrem Zurückweichen vor den Forderungen der Hochschulen lag, für die akademische Jugend von sehr geringem Werte.

Noch aber wirkte die Kraft der Studentenbewegung weiter, und der junge Verband Deutscher Hochschulen strebte unter dem Vorsitz der tatkräftigen Burschenschaft Alemannia zu Bonn nach lebhafter Betätigung. Den studentischen Ver-

tretern in Eisenach und Weimar hatte man den Vorwurf gemacht, sie besäßen nicht das Recht, im Namen der ganzen deutschen Studentenschaft zu sprechen, und so kam es jetzt darauf an, wie sich die großen Einzelverbände zu den Zielen des Verbandes stellen würden. Und nun begann der Meinungskampf innerhalb der Studentenschaft und der ihnen nahestehenden Altherrenkreise. Unentschieden war insbesondere die Stellung der Universitätskorps, des Wingolfs, des Schwarzburgbundes, der Freistudentenschaft und auch des Kyffhäuserverbandes. In allen diesen Gruppen wirkte die Frage tief ein und führte zu starker Meinungsverschiedenheit, ja teilweise zu völligem Zwiespalt.

Korpsstudenten waren 1904 in Jena die Hauptführer im Sugambria-Krieg gewesen, in Marburg hatten sie einen Vorkämpfer gestellt, und auch in Tübingen waren sie gegen die konfessionellen Verbindungen scharf vorgegangen. Jetzt traten Korpsphilister gegen die Bewegung auf, insbesondere der Geschichtsschreiber der Korps, Dr. Wilhelm Fabricius, welcher dieselbe sogar als „Unfug" bezeichnete. Auch die Heidelberger Korps setzten im Studentenausschuß durch, daß sich dieser mit dem Verbande Deutscher Hochschulen nicht solidarisch erklärte. Eigentümlich und nicht besonders sympathisch erschien die Haltung des Wingolfs. Die Erklärung der alten Wingolfiten war an sich schon nicht besonders glücklich gewesen, und eine genaue Berechnung bewies sogar, daß die Behauptung, der Wingolf habe zahlreiche Katholiken als Mitglieder, falsch sei. In Charlottenburg und Gießen stimmte er gegen die konfessionellen Verbindungen, und in Karlsruhe gab sein Vertreter in der Studentenversammlung vom 13. Februar 1905 eine Erklärung ab, welche einen bedenklichen Mangel an Prinzipienfestigkeit bewies. „Der Wingolf, sagte er, sucht mit den übrigen Korporationen im Frieden zu leben und dimittiert daher jedes Mitglied, das einen Angehörigen einer schlagenden Korporation beleidigt, so daß es dann dem Dimittierten freisteht, dem Beleidigten die gewünschte Satisfaktion mit der Waffe zu geben. In einzelnen Fällen kann sogar einem Wingolfiten von seiner Verbindung gestattet werden, sich zu schlagen, doch wird diese Erlaubnis nur nach gründlicher Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände erteilt, so daß der Fall, daß ein Wingolfit mit Zustimmung seiner Korporation sich schlägt, immer eine Ausnahme bleibt." Nach dem Eisenacher Tage ward die Stimmung im Wingolf weniger ungünstig für die konfessionellen Verbindungen. Man empfahl gegen sie jetzt den Kampf mit geistigen Waffen, zumal „die Waffen unserer Ritterschaft nicht fleischlich sind, sondern mächtig vor Gott, zu verstören Befestigungen." Und im Schwarzburgbunde sprach man es jetzt offen aus, daß seine Verbindungen die nächsten wären, denen die nichtkonfessionelle Studentenschaft zeigen werde, was die „richtig verstandene akademische Freiheit" sei. In der organisierten Freistudentenschaft hatte vor dem Erscheinen des Ohrschen Artikels große Unklarheit geherrscht. In Hannover nahm die Wildenschaft geschlossen am Kampfe teil, in Charlottenburg trat das Präsidium in führender Weise für die Auflösung der katholischen Korporationen ein, ebenso in Karlsruhe, wo allerdings sofort 22 Freistudenten öffentlich dagegen Einspruch erhoben. Der Vorstand des Charlottenburger Altfinkenverbands, eine Göttinger Finkenversammlung

am 19. Mai und die freistudentische Konferenz in Karlsruhe am 27. Mai erklärten sich gegen gewaltsame Unterdrückung der konfessionellen Korporationen, und Dr. Ssymank forderte, „die Haltung der einzelnen Organisationsleitungen müsse derjenigen von neutralen gegenüber kriegführenden Mächten entsprechen." Auch der katholische Freistudent Constantin Kleefisch sagte in einem mutigen und vielbeachteten Offenen Briefe dem Grafen Hoensbroech klar und deutlich seine Meinung über die von ihm empfohlenen Kampfesmittel. Den heftigsten Strauß wegen der konfessionellen Frage führte die Charlottenburger Wildenschaft im Innern und mit den Korporationen; ja als das Präsidium sich von der antikonfessionellen Studentenschaft absonderte, versuchten 260 Nichtinkorporierte durch ihren Protest gegen die Vertretung die Grundlagen der freistudentischen Organisation zu untergraben.

So waren durch die vorhergehenden Debatten die Meinungen innerhalb der Studentenschaft im ganzen geklärt, und auf den Pfingsttagungen von 1905 erfolgte die vom Hochschulverband gewünschte Stellungnahme der studentischen Gruppen. Jetzt sprach tatsächlich die ganze deutsche Studentenschaft mit Ausnahme der katholischen Verbindungen, und diese großen Kundgebungen der studentischen Parteien zogen noch einmal die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf die akademische Bewegung. Die Kongresse der Universitätskorps zu Kösen, der Technischen Korps zu Weinheim und Münden und der Tierärztlichen Korps zu Rudolstadt erklärten sich für den Kampf gegen die konfessionellen Verbindungen. Ebenso unbedingt taten dies die Deutsche Burschenschaft, der Allgemeine Deutsche Burschenbund, der Rüdesheimer Verband Deutscher Burschenschaften (an Technischen Hochschulen), die in Koburg tagenden Landsmannschaften, der nichtfarbentragende Akademische Turnbund und der Weimarer Kartellverband neuphilologischer Vereine. Die farbentragenden Turnerschaften (V. C.) schlossen sich der Bewegung gleichfalls an, mit der Einschränkung: „soweit die dabei angewandten Mittel mit der akademischen Freiheit vereinbar seien". Der Wingolf und die Freistudentenschaft dagegen verwarfen alle Versuche, geistige Bewegungen gewaltsam zu unterdrücken. Nach diesen Pfingsttagungen äußerten sich noch eine Reihe anderer Verbände, und zwar sprachen sie sich gegen die Anwendung von Gewalt aus und forderten einen Kampf mit geistigen Waffen. Es waren der Schwarzburgbund, der Kyffhäuserverband, die Freie Wissenschaftliche Vereinigung zu Berlin und der Sondershäuser Verband nichtfarbentragender Gesangvereine. Die Sängerschaften lehnten es ab, eine bestimmte Resolution zu fassen, da sie sich von derartigen Kundgebungen keinen Erfolg versprachen. Selbstverständlich stünden sie der Bewegung sympathisch gegenüber und erwarteten von den Mitgliedern, daß sie für die Wahrung der altüberlieferten Rechte deutsch-akademischen Geisteslebens mit ganzer Kraft einträten.

Eins hatten die Resolutionen alle gemeinsam: sie sprachen klar und deutlich aus, daß die gesamte Studentenschaft die konfessionellen Korporationen als Fremdkörper empfinde und ihnen keine Sympathie entgegenbringe. In der öffentlichen Feststellung dieser Tatsache beruhte ihr Wert, und der Verband Deutscher Hochschulen sah, daß ein beträchtlicher Teil der Studentenschaft hinter ihm stand. In den Gruppen der akademischen Jugend hörte noch nicht

sofort der Meinungskampf auf. Die Kösener Resolution fand die Mißbilligung vieler alter Korpsstudenten, und die Heidelberger Korps beharrten auf ihrem früheren Standpunkt. Die freistudentische Resolution fand ebenfalls in Heidelberg herbe Verurteilung, und in Breslau beschloß sogar eine Freistudentenversammlung unbedingte Neutralität, wogegen ein großer Teil der Nichtinkorporierten in einem flammenden Aufruf Protest erhob und den Kampf gegen die konfessionellen Verbindungen predigte.

Von tiefgehender Bedeutung für den Verband Deutscher Hochschulen wurde die Resolution der Freistudentenschaft. Es war die Absicht des Hochschulverbandes gewesen, eine große antikonfessionelle Partei zu schaffen, welche die Hauptmenge der Studentenschaft in sich schloß. Die Stellungnahme der Freistudentenschaft vernichtete die Hoffnung auf Gewinnung der studentischen Massen. Das Abbröckeln des Wingolfs zeigte außerdem, daß in Korporationskreisen die Partei der Neutralen an Stärke gewann, und auch die Resolutionen anderer Verbände, die später bekannt wurden, offenbarten eine viel nüchternere Denkart, und viele begannen vom Hochschulverband etwas abzurücken. Ein weiterer Riß entstand in der antikonfessionellen Partei infolge des Aufrollens der Judenfrage. Schon bei den Hannöverschen Kämpfen erklärte es die Deutsche Zeitung für einen „bedauerlichen völkischen Rückschritt unseres akademischen Lebens, wenn man die rassemäßige Absonderung des Judentums stören“ und jüdische Verbindungen als konfessionelle bezeichnen wollte. In Charlottenburg nannte man sie daher „Rasseverbindungen“ und betonte ihre „jüdisch-nationale Basis“. Im übrigen bemühte man sich, eine bestimmte Stellungnahme zu vermeiden und alle Kräfte für den Kampf gegen die katholischen Korporationen zu sammeln, dabei verschmähte man auch die Hilfe der jüdischen Studenten nicht, wie ein seltsamer Vorfall in Heidelberg zeigt. Dort frug der Vertreter der jüdischen Bavaria in der Ausschußsitzung, worin über die konfessionellen Verbindungen verhandelt ward, ob seine Korporation als konfessionelle gelte, und als man dies verneinte, stimmte er für den Antrag auf Ausschluß der konfessionellen Verbindungen. Als aber der antisemitische Grundton in der Bewegung deutlicher durchklang, als in Straßburg der neue Studentenverband die Aufnahme der jüdischen Isaria ablehnte, und als von Hannover bekannt wurde, daß dort von etwa 30 Korporationen nur der Reitklub Juden aufnehme: da wandte sich die jüdische Studentenschaft von der Bewegung ab — und mit ihr Blätter wie die Frankfurter Zeitung und das Berliner Tageblatt. Ihr Organ, der „Jüdische Student“, meinte grob: „Die deutsche Studentenschaft soll zuerst den Mist mittelalterlicher Denkart vor ihrer Tür wegschaffen, bevor sie sich als Hüterin der Freiheit aufspielt.“ Und der Kartelltag des Bundes jüdischer Korporationen lehnte am 7. Juli 1905 jede weitere Teilnahme am Kampfe ab, in dem er nur einen „Versuch“ erblickte, „im Namen der akademischen Freiheit eines der wichtigsten Rechte der Studentenschaft, die Koalitionsfreiheit, zu ungunsten der katholischen Korporationen zu unterdrücken. Man mag sich zum Ultramontanismus stellen, wie man will, auf jeden Fall ist die gewaltsame Unterdrückung der katholischen Korporationen ein Unrecht, und wenn sie gar im Namen der akademischen Freiheit geschieht, eine innere Unwahrheit.“

Die Erklärungen der studentischen Verbände bedeuteten die letzte große, von der weitesten Öffentlichkeit beachtete Kundgebung der akademischen Jugend. Von da an war von einer Gesamtentwicklung überhaupt nicht mehr die Rede, die bisher ziemlich einheitliche Bewegung löste sich in eine Reihe unerquicklicher örtlicher Kämpfe auf, die nur das eine gemeinsame Merkmal trugen, daß sie sich gegen die konfessionellen Korporationen richteten. Bis zu welchen Taktlosigkeiten es dabei stellenweise kam, zeigten die Vorgänge in Halle. Bei der Sonnenwendfeier im Juni 1905 wandten die Korporationen zwar nichts dagegen ein, daß die katholischen Verbindungen an der Auslosung der Plätze teilnähmen, blieben aber, als das Los der katholischen Silesia zufiel, — zum größten Teil sogar unentschuldigt — von der Feier einfach weg.

Die Taktik, welche die nichtkonfessionelle Studentenschaft den katholischen Verbindungen gegenüber anwandte, war verschieden. In Freiburg sprengten die Korporationen den Ausschuß, indem sie am 24. Juli gemeinsam die Sitzung verließen und jedes weitere Zusammenarbeiten mit ihren Gegnern ablehnten. In Göttingen nahm man die katholische Palatia in den Ausschuß nicht auf, dieser erklärte vielmehr, rechtlich stehe ihrer Aufnahme nichts im Wege, aber er besitze das Recht, jeder Korporation ohne Angabe von Gründen den Eintritt zu verweigern. Dort, wo es noch keinen gemeinsamen Ausschuß gab, bildete man einen solchen unter Ausschluß der konfessionellen Vereinigungen und legte ihm zumeist den Namen „Studentenverband" bei. Diese Kämpfe waren wenig bedeutsam, charakteristisch erschien nur das Vorgehen von Danzig und Charlottenburg. In Danzig entstand am 27. Mai ein Studentenverband mit Ausschluß der konfessionellen Korporationen. Er sollte als allgemeiner Studentenausschuß gelten, daher rechnete man die Mitglieder der katholischen Verbindungen zur Wildenschaft und gestattete ihnen als einzelnen den Beitritt. Die akademischen Behörden genehmigten den Verband und setzten sich damit in Widerspruch zu der Forderung, welche das Ministerium auf der Rektorenkonferenz gestellt hatte. Dieses mußte einschreiten, wenn es nicht eine Rechtsbeugung zu ungunsten der katholischen Korporationen zulassen und damit kampflos eine Niederlage erleiden wollte. Es verlangte in einem Erlaß vom 19. Juli eine neue Redaktion der Satzungen und wünschte, „daß dabei jeder Schein vermieden bleibe, als ob es sich gleich wie bei den Studentenausschüssen um eine organisierte Vertretung der ganzen Studentenschaft handele." Dieser auf strengrechtlicher Grundlage beruhende Erlaß ward von einem Teil der Presse gleich den früheren Handlungen des Ministeriums lediglich als eine Gefälligkeit gegenüber dem Zentrum bezeichnet, doch traten für ihn auch namhafte Blätter ein. Daß dieser Kampf sich nicht bloß um die „nebensächliche Frage" drehte, den Ausschüssen einen anderen Namen zu geben, zeigte die lebhafte Anteilnahme des Verbands Deutscher Hochschulen und auch der gleichzeitige Vorgang in Charlottenburg. Die dort neugewählte „Vertretung der Studentenschaft", welche die konfessionellen Verbindungen nicht mit umfaßte, erweckte äußerlich den Anschein einer Gesamtvertretung. Auch sie mußte sich gleich der Danziger nach langen Kämpfen dazu bequemen, einen Namen zu suchen, der klar aussprach, daß es sich um einen Teilausschuß handele.

Man wählte die Bezeichnung „Ausschuß des Studentenverbandes an der Technischen Hochschule." Unter Darangabe des ursprünglich geforderten Zusatzes „antikonfessionell" erreichte das Ministerium, daß von jetzt an derartige Teilausschüsse auch als solche wirklich erschienen.

Hatte das Jahr 1905 ausschließlich unter dem Zeichen des Hochschulverbandes gestanden, so trat 1906 ein wichtiger Umschwung ein. Ein Wiederaufleben der Kämpfe drohte infolge eines Zwischenfalls beim Kaiserkommers der antikonfessionellen Partei in Darmstadt, wo sich der Rektor Gutermuth für die konfessionellen Korporationen ausgesprochen und zum Frieden gemahnt hatte. Aber die Öffentlichkeit zeigte sich für den Trompetenstoß des Verbands Deutscher Hochschulen nicht mehr recht empfänglich, und das Leipziger Flugblatt der vier Studenten, welches über die Stellung der Professorenschaft zur Religion geradezu Beleidigendes sagte und zum Austritt der akademischen Jugend und der Professoren aus den Landeskirchen aufforderte, bewies deutlich, daß die Bewegung immer mehr versandete. Dafür begann jetzt stärker die Gegenwirkung. Mit Ruhe und Besonnenheit führte die konfessionelle Studentenschaft den Abwehrkampf; den Resolutionen der Gegner stellte sie gleichfalls Resolutionen entgegen, und mit Wort und Schrift traten Alte Herren zu ihrer Verteidigung auf. Besonders nützte es ihnen, daß die polnische Presse über sie herfiel, die Neigung der polnischen akademischen Jugend, sich dem Deutschtum anzupassen, beklagte und die katholischen Korporationen als die eifrigsten Helfer dieser Germanisierungsbestrebungen bezeichnete. Zur selben Zeit erschien auch der Roman „Katholische Studenten" von Friedwalt. Dieses Buch krankte zwar daran, daß es keinen geistig hervorragenden überzeugten Vertreter der katholischen Weltanschauung schilderte, aber doch im übrigen Licht und Schatten auf die Parteien gerecht verteilte und dadurch zu einer besseren Würdigung des katholischen Studententums beitrug. Im Sommer 1905 einigte sich die katholische Studentenschaft zu einem Verband aller deutschen katholischen Studentenkorporationen. Den Höhepunkt erreichte die katholische Bewegung auf der Straßburger Katholikenversammlung, die in einer Resolution den konfessionellen Vereinigungen zu ihrer gesinnungstreuen und ruhigen Haltung ihre Zustimmung aussprach, und in dem glänzenden Kommers der katholischen Verbindungen, der gleichfalls während jener Tagung stattfand. Es war „eine Kundgebung, wie sie erhebender noch kein Katholikentag sah," die Führer der deutschen Katholiken erschienen persönlich, und mit freudigem Stolze erinnerte Dr. Porsch die zahlreiche Versammlung an die Zeit, wo der ganze Kartellverband in einer Droschke Platz gehabt hätte.

Infolge dieser Gegenwirkung auf katholischer Seite ging die antikonfessionelle Strömung an verschiedenen Hochschulen stark zurück. In Leipzig hatte sie sich überhaupt nicht durchsetzen können; im Januar 1906 erklärte sich Gießen gegen den Ausschluß der konfessionellen Verbindungen, und auch Marburg sah „trotz seiner Zugehörigkeit zum Verbande Deutscher Hochschulen keinen Anlaß, die beiden im Ausschuß vertretenen Korporationen auszuschließen, da sie an allen nationalen Aufgaben gemeinsam mitgearbeitet hätten und auch in Zukunft mitarbeiten würden." Ebenso bestand in Heidelberg der alte Ge-

samtausschuß fort, und in Tübingen fand sogar der erste Friedensschluß der bisher feindlichen Gruppen statt. Die dortigen konfessionellen Korporationen gaben öffentlich die Erklärung ab, daß „ihre vaterländische Gesinnung durch keinerlei ultramontane Tendenzen beeinträchtigt sei," und verpflichteten sich, „künftighin bei allen Versammlungen und Veranstaltungen, die parteipolitischen oder ultramontanen Bestrebungen eine Stätte bereiten, von irgendeiner direkten oder indirekten Beteiligung der Korporationen als solcher abzusehen," doch ward die Teilnahme an den Katholikentagen davon nicht berührt.

Diese Entwicklung wurde verhängnisvoll für den Verband Deutscher Hochschulen. Solange er mit dem preußischen Ministerium wegen der Ausschußfrage in Fehde lag, gelang es ihm, seine Mitglieder zusammenzuhalten. Im übrigen entsprach er den Hoffnungen derer nicht, die Großes von ihm erwartet hatten, er wurde nicht zum Träger der weiteren Entwicklung oder gar zur Verkörperung des Gesamtwillens der deutschen Studentenschaft. Durch die Tätigkeit des unermüdlichen Heile kam es zwar im April 1906 zur Gründung eines eigenen Organs, ja der Hochschulverband erweiterte sein Gebiet durch Aufnahme der Tierärztlichen Hochschulen, aber auf die Zeit der Resolutionen folgte kein Zeitalter positiver Taten. Schon Ende 1906 war für die Tieferblickenden kein Zweifel mehr, daß der Verband Deutscher Hochschulen „in Liquidation sei". Schuld an seinem Nichtgedeihen war seine unklare und unbeholfene Organisation. In der opferfreudigen, kampfesfrohen Stimmung bei seiner Gründung hatte man nicht untersucht, ob die einzelnen Mitglieder bündnisfähig seien. Man machte aus dem Verbande weder einen neutralen studentischen „Gewerkschaftsverband", der aus lauter Gesamtausschüssen bestand und für akademische Reformen eintrat, noch einen national-kulturkämpferischen Zweckverband, der nur einen Teil der Studentenschaft unter seiner Fahne sammelte. Man suchte vielmehr beide Prinzipien zu verschmelzen und eine Organisation zu schaffen, welche einerseits die gesamte Studentenschaft einigen, andrerseits sie mit antiklerikalem Geiste erfüllen sollte. So schuf man eine „Scheineinheit der deutschen Studentenschaft" und ein unklares Zwittergebilde, das aus der Zeit der Krisen nicht herauskam. Weder der Hamburger Verbandstag (1906) noch der Nürnberger und der Eisenacher (1907) konnten sich zu einer scharfen Trennung entschließen. Letzterer versuchte, die Frage grundsätzlich zu lösen, und erklärte konfessionelle Verbindungen für aufnahmefähig, wenn sie auf nationalem Boden ständen und sich von ultramontanen Bestrebungen fernhielten, aber gerade diese Halbheit, welche nicht nur alle Kräfte lähmte, sondern auch ohne Eindruck auf die fest in sich geschlossene Hauptmasse der katholischen Korporationen bleiben mußte, raubte den Mitgliedern den letzten Rest von Freude an der gemeinsamen Organisation. Die schon vorher eingetretene Verbandsverdrossenheit, die sich immer deutlicher in den rasch aufeinanderfolgenden Austritten zeigte, nahm derartig zu, daß die Organisation traurig hinsiechte und zuletzt sich infolge innerer Schwäche klanglos auflöste. Im März 1908 erschien die Schlußnummer der Verbandszeitschrift, der „Deutschen Hochschule", und damit erstarb auch die letzte Lebensregung einer einst so hochgehenden studentischen Bewegung.

27. Die Wirkungen des Hochschulstreits. Neuere Strömungen im Studentenleben


ie Bewegung des Verbandes Deutscher Hochschulen hatte eine gewaltige Kraftanstrengung der Studentenschaft dargestellt, und wenn es ihm auch nicht vergönnt war, große Taten zu vollbringen, so leistete er doch etwas Wertvolles durch die Erziehung der Massen. In gewissem Sinne löste er dabei die Vereine deutscher Studenten ab, die bis dahin die Rolle des Erziehers zum Nationalen in der akademischen Jugend gespielt hatten und zwar, wenn man von ihrem Antisemitismus absieht, mit Glück und Geschick. Auch die Ziele der Freistudentenschaft und ihre sozialen Einrichtungen hatte er sich zu eigen machen wollen, war aber nicht zur Ausführung dieser Pläne gelangt. Jedenfalls erweckte er einen neuen Geist in der Studentenschaft; er beseitigte ihre oft beklagte Weltferne, er führte sie „aus der Frühschoppen-, Mensuren- und Simplizissimusatmosphäre an die reinere Luft einer gesunden Initiative", wie der Herausgeber der Burschenschaftlichen Blätter Dr. Hugo Böttger sagte, und brachte sie in Berührung mit schweren Problemen unserer Zeit, um deren Lösung sie sich bemühte. Die Studentenschaft war mündig geworden und sie zeigte sich dessen auch bewußt.

Als Folge des Hochschulstreits kann man eine gewisse Politisierung der Studentenschaft bezeichnen. Es fand nicht nur während jener Kämpfe ein Aufblühen der scharf vorgehenden Akademischen Ortsgruppen des Evangelischen Bundes statt, sondern neben ihnen tauchten seit 1907 der Akademische Bismarckbund (zuerst in Leipzig) und eine Akademische Vereinigung zum Studium des Ultramontanismus in München auf, welche den Streit in wissenschaftlich tieferer Weise auszufechten versuchten. Auch verfiel die antikonfessionelle Partei in denselben Fehler, den sie an ihren Gegnern rügte: sie trieb eine Art aktiver Politik. Sowohl die Flottenkundgebungen in Berlin, Leipzig und anderwärts legten davon Zeugnis ab, wie ganz besonders die Aufrufe des Kieler Studentenverbands und der Leipziger Freien Studentenschaft zugunsten der „nationalen Kandidaten" bei der Reichstagswahl im Jahre 1907.

Auf die innere Natur der studentischen Verbände und ihrer Korporationen wirkte der Hochschulverband so gut wie gar nicht ein, dazu erschien die bei ihnen lebendige Überlieferung zu stark. So gut wie niemand wurde sich des Widerspruchs bewußt, daß man die Organisation der konfessionellen Studenten wohl vernichten wollte, ihnen aber nicht zugleich die Möglichkeit gewährte, in der übrigen Studentenschaft aufzugehen. Keine Korporation dachte ernstlich daran,

die Forderung des Würzburger Professors Merkle zu erfüllen und „ihre Statuten so weitherzig zu gestalten und jedem Mitglied soviel Freiheit zu gewähren, daß auch ein Katholik ihnen beitreten kann, ohne mit den Satzungen seiner Kirche in Konflikt zu kommen." Und wenn die Burschenschaft mit Stolz auf ihre zahlreichen katholischen Mitglieder hinwies, so verdankte sie dieselben nicht der eigenen Nachgiebigkeit gegenüber der katholischen Weltanschauung, sondern lediglich der wenig strengen religiösen Auffassung dieser Katholiken, die in der Mensurfrage einen Konflikt mit ihrer Kirche nicht scheuten. Die Entwicklung der alten studentischen Verbände selbst verlief im ganzen stetig.

Die Kösener Korps beschränkten sich ihrem alten Grundsatz gemäß durchaus auf Universitäten und blieben in der Hauptsache ein reichsdeutscher Bund (1909/10: 93 Verbindungen mit 2739 Mitgliedern). Die Schweiz erwies sich als nicht günstig für den politisch farblosen Korpsgedanken, abgesehen von Zürich, das seit langem schon zum Kösener Verbande gehörte. Zu diesem hielten außerdem die hartbedrängten und mehrmals suspendierten Innsbrucker Korps, während sich die übrigen österreichischen (deutschnationalen) 1909 zum Dürnsteiner Seniorenkonvent vereinigten, von dem die liberalen d. h. nicht judenfreien ausgeschlossen waren. In die öffentliche Debatte wurde das Korpsstudententum öfter gezogen, insbesondere verursachte die Mitteilung, daß viele preußische Verwaltungsbeamte und zumal von 35 Regierungspräsidenten 21 alte Korpsstudenten seien, im preußischen Landtage und in der Presse großen Lärm. Schärfer noch äußerte sich der Husumer Bürgermeister Schücking 1908 über die Korps, die er als Hauptstützen der Reaktion bezeichnete, indem er ihnen „politische Kastrierung" vorwarf.

Gleich den Kösener Korps gediehen auch die Weinheimer, die in der zunächst teilweise wiederaufgebauten Wachenburg bei Weinheim nicht nur ein schönes Denkmal von der Opferwilligkeit ihrer Alten Herren, sondern auch ein mächtig wirkendes Bundesheiligtum erhielten. Sie hatten das Glück, daß 1909 der mit ihnen konkurrierende Mündener Seniorenkonventsverband (M. S. C.) der maturen Korps an Technischen Hochschulen sich auflöste. Der Rudolstädter Seniorenkonvent erhielt 1908 in dem von ihm errichteten Denkmal zu Rudolstadt ein eigenes Bundessymbol (1909: 290 Mitglieder).

Die Deutsche Burschenschaft nahm nach dem Untergange des Hochschulverbandes die von letzterem angefangenen Reformversuche in der Mensur- und Verrufsfrage in die Hand und suchte in ihren Einzelverbindungen durch Wiederbelebung der burschenschaftlichen Kränzchen die staatsbürgerliche Erziehung ihrer Mitglieder zu fördern, ja in Jena gab die Arminia auf dem Burgkeller sogar die Anregung zu studentischen Arbeiterkursen. Die Deutsche Burschenschaft beschränkte sich auch weiterhin durchaus auf die reichsdeutschen Universitäten (1909/10: 64 Korporationen mit 3407 Mitgliedern); mit der Burschenschaft der Ostmark, die 1907 von 37 deutsch-völkischen Burschenschaften Österreichs begründet ward, bestand ein Grußverhältnis und gegenseitige Anerkennung der schweren Waffen. Ein engeres Verhältnis, wie es 1900 der alldeutsche Burschentag zu München und 1907 die Burschenschafter-

zusammenkunft in Trebnitz zwischen den Burschenschaften der Universitäten und Technischen Hochschulen Deutschlands und Österreichs wünschte, kam infolge der ablehnenden Haltung der Deutschen Burschenschaft nicht zustande. Gleichwohl besserten sich ihre teilweise gespannten Beziehungen zu den Schwesterverbindungen an den Technischen Hochschulen, mit denen sie die Forderung des Reifegrundsatzes gemeinsam hatte. Der Verband der letzteren, der sich seit 1905 Rüdesheimer Verband deutscher Burschenschaften nannte, beschränkte sich bald nicht mehr auf die Technischen Hochschulen und Bergakademien, sondern beschloß 1906, mature Burschenschaften an Tierärztlichen Hochschulen als gleichberechtigt und vollwertig anzuerkennen, und handelte 1908 diesem Beschlusse gemäß. 1907 erklärte der Rüdesheimer Bundestag die Zugehörigkeit eines Sozialdemokraten als unvereinbar mit der vom Verband verlangten patriotischen Gesinnung, konnte aber die Karlsruher Teutonia dadurch nicht zur Ausschließung eines Alten Herrn veranlassen. Der Rüdesheimer Verband unterschied sich durch diese Stellungnahme von der Deutschen Burschenschaft und von den Korps, welche erklärten: „Der Alte Herr behält sein Band sein Leben lang, falls er es nicht durch ehrenrührige Handlungen, wozu die Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie sicherlich nicht gehört, verwirkt."

Der Allgemeine Deutsche Burschenbund der Reformburschenschaften war in weiterem Aufstieg begriffen, im Sommer 1909 umfaßte er 26 Verbindungen mit 647 Mitgliedern. Im selben Jahre übernahm er die oberhalb seines Tagungsortes Frankenhausen liegende Ruine Frankenburg als Bundesheiligtum. Er blieb seinem Grundsatz, auch Juden aufzunehmen, treu, konnte aber den antisemitischen Unterton, der in seinem Verbandsleben mitklang, nicht völlig unterdrücken, und 1905 trat sogar eine Berliner Burschenschaft wegen der Judenfrage aus.

Die farbentragenden Turnerschaften (V. C.) entwickelten sich trotz mancher Schwankungen gedeihlich weiter und hielten, wie ihre Gothaer Turnfeste zeigten, auch das Turnprinzip nachdrücklich aufrecht. Sie zählten im Sommer 1909 fünfzig Verbindungen mit 5670 Mitgliedern. Die Anregung einer Verschmelzung mit der Deutschen Burschenschaft, wie sie 1907 ein Artikel der Burschenschaftlichen Blätter gab, wurde sofort energisch zurückgewiesen. Zur Aufnahme tierärztlicher Turnerschaften konnte man sich nicht entschließen und verschuldete dadurch stellenweise deren Umwandlung in Korps.

Für die Landsmannschaften war es von höchster Bedeutung, daß sich unter dem Drucke ihrer Alten Herren am 5. Juni 1906 die Arnstädter und die Koburger Gruppe zu Grimmental vereinigte und den Koburger Landsmannschafter-Convent (L. C.) erweiterte, der 1908 die Bezeichnung Deutsche Landsmannschaft annahm (47 offene und 6 vertagte Verbindungen mit 1633 Angehörigen im Dezember 1909). Seine ablehnende Haltung gegen technische Verbindungen behielt er bei, trotzdem deren Aufnahme grundsätzlich möglich war. Diese schufen infolgedessen aus der seit 1904 bestehenden lockeren Vereinigung den allgemeinen Landsmannschafter-Convent auf der Marksburg mit Hilfe einiger Verbindungen von Landwirtschaftlichen Hochschulen. Die übrigen großen Verbände erlitten nur zum Teil Wandlungen. Einige

schwarze Verbindungen an Universitäten gründeten als Gegenstück zu dem Mündener Vertreter-Convent (V. C.), der seit 1908 nur an Technischen Hochschulen bestand, 1908 zu Frankfurt den Schwarzen Verband, der Freiburg an der Unstrut zum Tagungsorte wählte. Er nahm nur mature Studenten arischer Abkunft auf, gab unbedingte Genugtuung und führte eigene schwere Waffen, ließ aber hinsichtlich der Bestimmungsmensur seinen Verbindungen Freiheit. Es gelang ihm nicht, die ältesten schwarzen Verbindungen zu sich heranzuziehen, vielmehr gingen manche, darunter die alte Göttinger Frisia, 1909 ins farbentragende Lager über. Ein dritter schwarzer Verband, der Arnstädter Cartell-Verband (C. V.) nichtfarbentragender Korporationen mit unbedingter Satisfaktion, ging im Winter 1907/08 aus einem Zusammenschluß von Pharmazeutenverbindungen hervor. Eine ihm ähnliche Gruppe mit dem Grundsatz der unbedingten Genugtuung, doch ohne Bestimmungsmensur und Farben, stifteten 1907 drei handelsakademische Korporationen im Teutoburger Deputierten-Convent, welcher an die Stelle des 1907 eingegangenen Teutoburger Chargierten-Convents der wenigen Allgemein-wissenschaftlichen Couleurverbindungen (seit 1897) trat.

Neue Bestrebungen bereiteten sich in den nichtfarbentragenden wissenschaftlichen Vereinen vor, welche dem Beispiele des Eisenacher Kartells (akademisch-theologischer Vereine), des Weimarer Cartell-Verbands (neuphilologischer Vereine) und des Goslarer Cartell-Verbands (naturwissenschaftlicher und medizinischer Vereine) folgten und nach dem Tagungsorte ihren Bund benannten. So schufen 1908 die klassisch-philologischen Vereine den Naumburger Kartell-Verband (K. V.) und 1909 die mathematischen und naturwissenschaftlichen den Arnstädter Verband. In ihnen allen wurden jetzt Einheitsbestrebungen von weittragender Bedeutung rege. Man plante einen Reichsverband wissenschaftlicher Vereine, der theologische, philologische, mathematische, naturwissenschaftliche und medizinische Vereine umfassen sollte. Man wollte damit dem Farbenstudententum gegenüber eine geschlossene Masse schaffen und im akademischen Leben einen größeren Einfluß gewinnen.

Zu den Turnvereinigungen, dem Akademischen Ruderbund und dem Akademischen Seglerverein trat der am 10. Juli 1909 zu Leipzig begründete Akademische Sportbund, welcher alle Arten von Sport, zumal Rasen-, Hallen- und Wintersport, pflegen und dem modernen „Olympismus" durch große Wettspiele dienen wollte.

Der Kyffhäuserverband der Vereine Deutscher Studenten erhielt dadurch eine Anerkennung seiner nationalen Bestrebungen, daß am 19. Januar 1905 der deutsche Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seinem Bruder Eitel Friedrich zu seinem Reichskommers erschien. Er erweiterte 1907 den Kreis seiner Wirksamkeit, indem er auch tierärztliche Korporationen aufnahm. Dagegen schädigte er sich, besonders in süddeutschen Kreisen, sehr schwer durch das „Scherbengericht", das er auf Veranlassung einiger Alten Herren 1906 über den Pfarrer Friedrich Naumann wegen seiner politischen Haltung gegenüber der Sozialdemokratie abhielt. Auch nach seinem nicht ganz freiwilligen Austritt dauerte die

Krisis fort, so daß sich sogar am 5. Januar 1907 eine außerordentliche Verbandstagung nötig machte. Ein nationales Verdienst erwarb sich der Berliner Verein, indem er zunächst nur für seine Mitglieder, dann auch für andere nationalgesinnte Studenten seit 1903 Ostmarkenfahrten zur Kenntnis Posens und Westpreußens einrichtete, — ein Unternehmen, das 1909 auch von den Parlamentariern des Reichstags nachgeahmt ward. Die hervorragende Stellung von früher gewann der Kyffhäuserverband in der Studentenschaft nicht wieder, ja seine alte Gegnerin, die Freie Wissenschaftliche Vereinigung zu Berlin, die 1908 mit ihren Schwestervereinen zu Heidelberg (1892) und Charlottenburg (1907) einen gemeinsamen Bund schloß, lief ihm in nationaler Beziehung 1908 sogar einmal den Rang ab, als sie am 6. Dezember als Antwort auf die tätlichen Beleidigungen ihrer Vertreter in Prag durch den tschechischen Pöbel eine wirkungsvolle Massenversammlung in Berlin veranstaltete.

Neben all diesen Gruppen stand auch weiterhin die Freistudentenschaft. Den geschichtlich bedeutsamsten Punkt ihrer Entwicklung hatte sie 1905 erreicht, als sie durch ihre Stellungnahme in der konfessionellen Fehde die Bildung einer allumfassenden antikonfessionellen Partei vereitelte. Ihre Bestrebungen fanden an immer mehr Hochschulen Eingang, 1910 besaß sie 36 reichsdeutsche Organisationen, und neben diesen entwickelten sich die zwei im Freistudentischen Bunde der Schweiz (1908) vereinigten Freistudentenschaften von Bern und Zürich durchaus günstig. Der Wunsch, alle verfügbaren Kräfte zur Förderung der Gesamtbewegung zu sammeln, zeigte sich besonders auch darin, daß der Zentralverband, die Deutsche Freie Studentenschaft, nicht nur Universitäten und Technische Hochschulen, sondern auch Landwirtschaftliche, Tierärztliche und Forstliche Hochschulen sowie das Polytechnikum Cöthen umfaßte. Das Leben der Einzelfinkenschaften wurde immer umfangreicher und spiegelte das geistige und künstlerische Gesamtleben des Volkes treulich wieder, und ein Gegner prägte um 1908 das Wort: „Das geistige Leben auf den deutschen Hochschulen pulsiert innerhalb der organisierten Wildenschaft." Die innere Verfassung ward ausgebaut, die sozialen Einrichtungen mehrten sich, und auch über die Ziele der Bewegung ward man sich immer klarer. In scharfer Weise formulierte sie Dr. Behrend in einer Broschüre, die man überschwenglich geradezu als freistudentische „Bibel" bezeichnete. Aber dadurch, daß die Organisationen stark liberalgefärbte Reformgedanken in den Vordergrund rückten, drohte der Gedanke der Neutralität, auf dem die Freistudentenschaften beruhten, gestört zu werden, und mit Nachdruck regten sich, zuerst in Freiburg, die katholischen Freistudenten und forderten Rücksichtnahme auf ihre Weltanschauung, ja sie schlossen sich in Freiburg zu einer eigenen Vereinigung katholischer Freistudenten zusammen. In Marburg führten 1907 die Streitigkeiten mit den Korporationen zur einjährigen Suspension und an der Universität Berlin die Mißhelligkeiten wegen rechtlicher Fragen 1908 zur behördlichen Auflösung, aber die kräftige Fortdauer des freistudentischen Lebens trotz dieser Maßregelungen und das baldige Wiedererstehen beider Organisationen zeigte deutlich, wie tiefe Wurzeln die freistudentische Bewegung an den deutschen Hochschulen geschlagen hatte.

Eins der Hauptergebnisse der freistudentischen Bewegung war die Interessierung der großen studentischen Masse gewesen. Dadurch, daß man auf Grund des Neutralitätsstandpunktes alle Richtungen gelten ließ, sicherte man einesteils das Gemeinschaftsleben vor geistiger Erstarrung, andrerseits aber war es schwer, die oft auseinanderstrebenden Strömungen zusammenzuhalten, insbesondere setzte sich gelegentlich die fortschrittliche, wie z. B. in der Frauenfrage, in parteiischer Weise durch. Je mehr nun in den einzelnen Gruppen ein extremer Standpunkt überwog oder je mehr sich gleichgesinnte Freistudenten von den übrigen abgestoßen fühlten, um so mehr zeigte sich auch in der Freistudentenschaft der alte Zug zum Individualisieren, der das gesamte neuere Studententum beherrscht. Es war nichts Seltenes, daß sich aus den Finkenschaften heraus Korporationen bildeten, und das Streben nach Absonderung zeigte sich in dem Vorschlag, einen Finkenhut einzuführen, und in dem zu Hannover gemachten Versuch, Bierzipfel zu tragen. Auch die Loslösung der katholischen Freistudenten entsprang denselben Bedürfnissen. Am wichtigsten war es jedoch für die Freistudentenschaft, daß sich von ihr, als dem Mutterboden, zwei Bewegungen trennten, welche bis dahin kein Eigenleben besessen hatten. Die erste, die des Deutschen Akademischen Freibunds, dessen erster Verein am 16. Januar 1907 zu Berlin entstand, besaß gleich der Freistudentenschaft ausgesprochenen Parteicharakter. Aber nicht die Neutralität betonte er, sondern er stellte sich auf den Boden der liberalen Weltanschauung und verfolgte als Zweck, die freiheitliche Entwicklung des Studententums und der akademischen Einrichtungen zu fördern sowie für den Fortschritt unseres Vaterlandes auf allen geistigen Gebieten einzutreten (mit Ausschluß praktischer Parteipolitik). Er wandte sich in erster Linie an die liberal gesinnten Studenten, die er — gleichviel ob Inkorporierte oder Nichtinkorporierte — zu sammeln suchte, aber er beschränkte sich, um eben eine Partei mit mächtiger Stoßkraft zu werden, nicht auf sie allein, sondern nahm auch ältere Akademiker auf und verlor dadurch den reinstudentischen Charakter. Die einzelnen Freibünde, die, wie die Auflösung zu Münster bewies, sich nicht des besonderen Wohlwollens der Behörden erfreuten, schlossen sich am 25. April 1908 in Frankfurt a. M. zu einem Gesamtverband zusammen, welcher im Frühjahr 1910 neun Vereine umfaßte. Die Hauptwirkungen erzielte der Freibund durch seine Diskussionsabende und großen öffentlichen Vorträge. Er stellte auch neben der Freistudentenschaft bei den Studentischen Einführungskursen in das Verständnis des öffentlichen Lebens, die Dr. Ohr im Auftrage des Nationalvereins für das liberale Deutschland seit 1908 veranstaltete, die Hauptteilnehmer.

Während nun der Freibund den Reformströmungen eine liberale und somit etwas politische Färbung verlieh und sich unterschiedlos an alle Gleichgesinnten wandte, prägten die Freischaren freistudentische Reformgedanken zu Verbindungsprinzipien um. Ihre Geburtsstätte war Göttingen, wo am 19. Februar 1907 die erste Vereinigung entstand. Sie wollten „das Streben der Freistudentenschaft mit den Annehmlichkeiten der studentischen Familie" verbinden. Sie ersehnten den freien Zusammenschluß von Studenten

zur Anbahnung dauernder Freundschaft auf der Grundlage der Gedankenfreiheit und vorurteilslosen Gesinnung. Sie wünschten frohe und ungezwungene Geselligkeit und gegenseitige Erziehung und zwar in einem Verkehrskreis, den sie selbst auswählten und nicht zu groß werden ließen. Sie pflegten Turnen, Wandern und Reisen, erörterten künstlerische und religiöse Fragen, bekämpften dagegen die „veralteten studentischen Erziehungsmittel der Mensur und des Kneipkomments" und verlangten Einschränkung des Duells. Indem sie nur die geistig Vornehmen an sich zu ziehen suchten, schufen auch sie eine gewisse Ausschließlichkeit, die aber dadurch ein ganz anderes Wesen erhielt, daß sie auch weniger Vermögende im Gegensatz zu den schlagenden Verbindungen aufnahmen. Wie sehr sie mit ihren Prinzipien der modernen Reformverbindung den herrschenden Bedürfnissen entgegenkamen, zeigte ihre Ausbreitung an andern Hochschulen, wie München, Kiel und Berlin, die es ihnen ermöglichte, zu einem Bunde deutscher akademischer Freischaren zusammenzutreten.

Als ein neues parteibildendes Prinzip zeigten sich die duellgegnerischen Bestrebungen. Dem langjährigen Wirken der Deutschen Antiduell-Liga gelang es endlich am 15. Dezember 1908, einen Verein zum Schutze der Ehre an der Universität Leipzig zu stiften, dessen Anreger der Student Kurt Pohl war. Eine studentische Versammlung, welche am 7. November 1909 in Würzburg zugleich mit der Deutschen Antiduell-Liga tagte und von 117 studentischen Gruppen (christlichen und katholischen Korporationen, Freistudentenschaften, Freischaren) beschickt wurde (26 Vertreter), erklärte die Schaffung eines Deutschen Hochschulverbandes zur Verbesserung des Ehrenschutzes und zur Beseitigung des Duells für wünschenswert und beauftragte den Leipziger Verein mit den Vorarbeiten. Eine wertvolle Unterstützung erhielten die duellgegnerischen Bestrebungen auch dadurch, daß der Schwarzburgbund mit seinen 17 Verbindungen (etwa 600 studierenden Mitglieder und etwa 3000 Altherren) am 6. November 1909 der Antiduell-Liga als erster studentischer Verband beitrat. Am 9. Dezember 1909 ward in Göttingen der erste allgemeinstudentische Ehrenrat als „neutrales Gebiet für Anhänger und Gegner des Duells" ins Leben gerufen, und am 27. Februar 1910 tagte in Halle eine von Pohl geleitete Akademikerversammlung, welche sich für weitgehende Propaganda im duellfeindlichen Sinn aussprach und die Einrichtung von gemeinsamen Hochschultagen mit Beratungen über Ehrenschutz beschloß.

Tief und nachhaltig wirkte der Hochschulstreit auf die katholische Studentenschaft, während auf evangelischer Seite nur der Schwarzburgbund an Verbindungen zunahm, der Wingolf dagegen zurückging. Vergeblich waren die Antikonfessionellen auf die feindlichen Organisationen Sturm gelaufen, in der Hoffnung, sie mit staatlicher Hilfe zu zertrümmern. Man hatte damit nur Märtyrer geschaffen, und der Zustrom zu den katholischen Korporationen ward jetzt um so größer. Der Kartellverband der katholischen Verbindungen (C.V.) sog das österreichische Kartell von vier Verbindungen auf und stieg durch Teilung alter Bundesverbindungen, durch Neugründungen und Aufnahme tierärztlicher Vereinigungen von 42 (Dezember 1904) auf 48 Ver-

bindungen (Sommer 1905) und auf 67 Verbindungen (2999 Mitglieder Ende 1909). Ähnlich wuchsen auch die übrigen katholischen Korporationen. Das katholische Bewußtsein war in der Studentenschaft durch die Angriffe gestärkt worden, und Dr. Bachem gab seiner Freude darüber lauten Ausdruck, indem er am 3. Mai 1905 in Düsseldorf erklärte: „Wir haben gar nichts dagegen einzuwenden, wenn unsere Studenten schon auf der Universität gezwungen werden, die katholischen Prinzipien hochzuhalten und mit ihrer ganzen Persönlichkeit zu verteidigen." Doch wirkten die Kämpfe auch noch in anderer Weise erzieherisch auf die katholische Hochschuljugend. Gerade die Vorwürfe der Antikonfessionellen, die Gegner seien nicht national, zwangen die konfessionellen Vereinigungen zur schärferen Betonung des Nationalen, und der Erklärung der Tübinger 1907 folgten 1908 die katholische Silesia und Hansea zu Halle und schufen dadurch Einigkeit unter den Korporationen ihrer Universität. Auch zeigten die Erörterungen, daß die stellenweise vorhandene Einwirkung des Klerus keineswegs von allen Vereinigungen gern gesehen wurde. Ja, die Erlanger Gothia schickte ihrem Alten Herrn Grandinger, der als liberaler Kandidat gegen das Zentrum in den bayrischen Landtag gewählt worden war, ein Glückwunschtelegramm, und in Münster beschlossen 1908 einige katholische Korporationen, an der Fronleichnamsprozession nicht mehr teilzunehmen. Rein äußerlich kam das Deutschtum der nationalen Richtung auch darin zum Vorschein, daß verschiedene neue Korporationen, dem österreichischen Vorbild folgend, jetzt deutsche Namen wählten, wie die Verbindungen Rappoltstein (Straßburg) und Hohenstaufen (Freiburg) und die Vereine Urach (Freiburg) und Wiking (Aachen). Die größte Leistung des katholischen Studententums aber bestand in der Ausgestaltung einer sozialen Richtung. Die gemeinsame Gefahr hatte die studierenden Katholiken nur ganz vorübergehend zu einem Bunde einigen können, trotzdem war das Gemeinsamkeitsgefühl stark genug geworden, und das Bewußtsein der gleichen Weltanschauung und der gleichen sittlichen Pflichten fand in dem katholischen Sozialstudententum den schönsten Ausdruck. Die Bewegung besaß eine bedeutungsvolle Vorläuferin in den Bestrebungen des Vinzenzvereins. Diese großartige internationale katholische Wohltätigkeitsanstalt, die sich in zahllose einzelne „Konferenzen" gliedert, entstammte selbst studentischen Kreisen; 1833 ward sie von dem 20jährigen Ozanam und sieben gleichgesinnten, für christliche Caritas begeisterten Studenten in Paris begründet, und schon bei des Stifters Tode (1853) zählte seine Schöpfung 700 Konferenzen. Aber nur an zwei Stellen konnte die von Studenten ausgehende Stiftung auf akademischem Boden Eingang gewinnen, in Straßburg und in Freiburg in der Schweiz, und erst in neuester Zeit entstanden auch anderwärts Vinzenzvereine. In Straßburg traten am 10. Mai 1879 vierzehn Herren, darunter zwölf Studenten, zu einer akademischen Vinzenzkonferenz vom „Heiligen Bonifazius" zusammen. Von ihrer Gründung bis Ende 1903 vereinnahmte dieselbe 20406,74 Mark und verausgabte 20551,46 Mark. Sie unterstützte im ganzen 170 Familien durch Geldgeschenke, Lieferung von Holz oder Lebensmitteln, Schenkung von Büchern und Bezahlung von Seelenmessen. Aus der Studentenschaft stellten sich in

dieser Zeit 189 Herren zur Verfügung neben 66 anderen. Mit der Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät nahm die Konferenz zu, so daß 326 Studenten tätig waren (bis 1907). Eine zweite Art sozialen Wirkens begann 1905 in Freiburg, wo eine Sozial-charitative Vereinigung katholischer Studenten entstand. Ihr Zweck war, ihre Mitglieder zu praktischer Arbeit in katholischen Vereinen zu gewinnen und sie zum Halten von Vorträgen und Erteilen von Unterricht auszubilden. Daneben sollte durch Vorträge und Diskussionen ihr theoretisches Verständnis erhöht und durch gemeinsame Besichtigung sozialer Einrichtungen ihre Erfahrung vermehrt werden. Ähnliche Vereinigungen wie die Freiburger bildeten sich auch in Aachen, Berlin, Bonn, Heidelberg, München und anderen Orten und arbeiteten mit Erfolg. Und eine dritte Form sozialer Betätigung zeigte sich in der Schaffung kleiner sozialwissenschaftlicher Studienzirkel, von denen der erste am 4. Januar 1903 am Klerikalseminar zu Regensburg mit Satzungen öffentlich hervortrat. Diese kleineren Gebilde von 10 bis 15 Teilnehmern sollten das soziale Interesse vertiefen und diejenigen sammeln, die schon unter der Studentenschaft die Seele der sozialen Bestrebungen waren. Wichtig wurde auch die vierte Art, die sozialen Ferienvereinigungen. Von den 21 im Rheinland bestehenden Gründungen traten die ersten neun im Herbst 1907 ins Leben. Und die letzte Form war die Settlementsarbeit, die nach dem Muster der Londoner Toynbee Hall und des Hamburger Volksheims jüngere Akademiker und Studenten durch längeren Aufenthalt unter den niederen Volksschichten in engste Berührung mit der Anschauungs- und Gefühlswelt derselben und mit ihren Lebensbedingungen bringen sollte. Den ersten Versuch mit einer solchen studentischen Gemeinschaftsarbeit unternahmen 15 Herren während der Herbstferien 1908 im katholischen Gesellenhaus zu Köln. Derselbe glückte ebenso wie Ostern 1909 und wurde an andern Orten nachgeahmt. Von größter Wichtigkeit für die sozialstudentische Bewegung war es, daß die gekennzeichneten Einzelrichtungen in organisatorisch fein durchdachter Weise zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefügt wurden. Diese Aufgabe löste das 1907 geschaffene Sekretariat sozialer Studentenzirkel zu München-Gladbach unter Leitung von Dr. Carl Sonnenschein, der auf mehreren großen Inspektionsreisen die Bewegung weiterverpflanzte und ausgestaltete. Wiewohl das Sekretariat eine ausgesprochen katholische Unternehmung darstellte, berücksichtigte und würdigte es die von andern Gruppen, zumal von der Freistudentenschaft, geleistete soziale Arbeit. Dieses „endlos weite Feld sozialer Studentenarbeit" erscheint mit seinem versöhnenden Geiste, der die Gegensätze in der katholischen Studentenschaft auszugleichen sucht, als ein konfessionell gefärbtes Gegenstück zur freistudentischen Bewegung.

Die Zusammenfassung der katholischen Studentenschaft fand noch einen weiteren äußeren Ausdruck in dem seit 1908 auftretenden Katholischen Akademikerverbande, der seit dem Dezember 1908 eine eigene gutredigierte Zeitschrift herausgab. Mit einer ähnlichen Gründung war schon 1906 das Judentum vorausgegangen, das im Bund jüdischer Akademiker alle diejenigen interkorporativ zusammenfassen wollte, welche statutengemäß auf dem

Boden des gesetzestreuen Judentums stehen wollten (1907: 6 Ortsgruppen). Eine ähnliche Sammlung Gleichgesinnter bezweckten auch die seit Ende der achtziger Jahre bestehenden Akademischen Ortsgruppen des Evangelischen Bundes, deren Daseinszweck in der Anregung der Studenten zum Studium der konfessionellen Frage bestand. Dagegen wollten die Deutschen Christlichen Studentenvereinigungen, die seit der ersten Christlichen Studentenkonferenz 1890 aufgekommen und seit 1895 zu einem engeren Bunde innerhalb des Christlichen Studenten-Weltbundes geeinigt waren, ein neutrales Christentum pflegen und „nicht nur ihre Mitglieder, sondern soviel Studenten als möglich in persönliche Berührung mit dem Heiland bringen und sie zur Mitarbeit für ihn bewegen". Sie zählten 1907 etwa 27 Ortsgruppen mit rund 400 Mitgliedern und gaben ein Organ heraus, das ungefähr 2000 Abonnenten besaß.

Eine Erweiterung und zugleich den Anstoß zu einer teilweisen Neugestaltung erhielt das Studentenwesen durch das seit dem Beginne des zwanzigsten Jahrhunderts stärker werdende Eindringen der Frauen in das akademische Leben.

Die ersten Anfänge des Frauenstudiums finden sich in der Schweiz zu Beginn der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Nach 1867 erwarben sich in Zürich eine Russin und eine Amerikanerin die medizinische Doktorwürde, und bald mehrte sich dort die Zahl der weiblichen Studenten. In Deutschland erörterte der Allgemeine deutsche Frauenverein die Frage des Studiums der Medizin, doch unterließ er es, eine Petition an die Behörden zu richten, da er auf keine Genehmigung hoffte. 1870 zählte man in Zürich bereits 14 studierende Damen und bestimmte 1873 durch Gesetz, daß die Studentinnen gleiche Rechte, aber auch gleiche Pflichten wie die Studenten haben sollten. Das Zusammenarbeiten von männlichen und weiblichen Studierenden führte zu keinen Unzuträglichkeiten, zumal einige der Damen Vorzügliches in der Medizin leisteten. Und so konnte 1870 das Züricher Rektorat leicht die Anfrage der medizinischen Fakultät zu Würzburg beantworten, ob die Anwesenheit von Studentinnen bei gewissen, für das weibliche Zartgefühl empfindlichen Vorlesungen und Demonstrationen gestört habe. Der Bescheid lautete: „Die Vorträge und Demonstrationen werden ohne Rücksicht auf die anwesenden Damen gehalten, und auch bei den anatomischen Übungen und klinischen Vorweisungen wird der Lehrstoff grundsätzlich so behandelt, wie wenn nur männliche Zuhörer anwesend wären. Trotzdem hat sich niemals ein Anstand ergeben. Da nun bereits eine sechsjährige Erfahrung vorliegt, so sieht die Fakultät der weiteren Lösung des hier in Frage stehenden Problems mit Beruhigung entgegen. Die Fakultät glaubt übrigens, daß die ernste Arbeitslust und das taktvolle Benehmen der hier studierenden Damen ebenso wie die politische Bildung und das ruhige Wesen der schweizerischen Studierenden für das bisherige Resultat in Anschlag zu bringen sind." Seit den achtziger Jahren begann in Deutschland eine lebhaftere Agitation für das Frauenstudium, und zwar forderte man jetzt nicht nur die Zulassung zum Studium der Medizin, sondern auch zu dem der philosophischen Wissenschaften. Seit 1886 unterstützte

auch der Allgemeine deutsche Frauenverein studierende Damen finanziell. Aber nicht nur Professoren wie der Berliner Waldeyer auf der Kölner Naturforscherversammlung 1887 verhielten sich feindselig, sondern auch die Regierung selbst beharrte auf ihrem ablehnenden Standpunkt. Jedoch die nicht ruhende Agitation der Frauenvereine, die sich in immer neuen Petitionen kundgab, bewirkte zuletzt, daß sich der deutsche Reichstag am 11. März 1891 und im Jahre darauf der badische Landtag mit der Frage des Frauenstudiums beschäftigten. Seit jener Zeit war in Baden für Damen die Reifeprüfung und das Universitätsstudium als Hörerinnen möglich, und auch in anderen deutschen Staaten erhielten allmählich einzelne Frauen die Erlaubnis zum Hören von Vorlesungen. 1895/1896 zählte Berlin bereits 40, Göttingen 31 Hörerinnen. 1899 entließ dann das Karlsruher Mädchengymnasium seine ersten wirklichen Abiturientinnen, und Ostern 1901 machte Baden den unklaren Verhältnissen dadurch ein Ende, daß es in Freiburg und Heidelberg Damen als vollberechtigte Studentinnen zuließ. Damit war die Frage grundsätzlich entschieden, die übrigen Bundesstaaten folgten dem Beispiele Badens, zuletzt auch Preußen (1908). Von nun an wirkten die „Kommilitonen beiderlei Geschlechts“ an den Universitäten nebeneinander; besondere Frauenhochschulen, wie man sie früher befürwortet hatte, kamen nicht mehr in Frage. Und bald errang die studierende Frauenwelt in wissenschaftlicher Hinsicht einen schönen Sieg: eine aus ihrer Mitte, die Gräfin Maria v. Linden, wurde 1910 in Bonn wegen ihrer ausgezeichneten Arbeiten zum Professor ernannt.

In der Schweiz begegneten die Studentinnen augenscheinlich bei ihrem ersten Auftreten weniger Vorurteilen als im Deutschen Reiche. Hier ließ es die Studentenschaft ihren Kommilitoninnen gegenüber oft an dem rechten Takte fehlen. Die erste wirkliche Kundgebung von Studenten gegen das Frauenstudium dürfte im Sommer 1877 in Leipzig stattgefunden haben. Damals forderten 39 Studenten, zumeist erste Semester, die Nichtzulassung von drei Hörerinnen der Medizin. Einen völlig ergebnislosen Vorstoß bedeutete das Auftreten der Halleschen Klinikerschaft 1899, das einen längeren Streit in der Öffentlichkeit veranlaßte. Man behauptete, die Zulassung von Hörerinnen müsse „peinliche und jeder Schamhaftigkeit spottende Situationen“ herbeiführen. Ja, man verstieg sich zu folgender Behauptung: „In den Stätten ehrlichen Strebens ist mit den Frauen der Cynismus eingezogen; und Szenen, für Lehrer und Schüler wie für Patienten in gleichem Maße anstoßerregend, sind an der Tagesordnung. Hier wird die Emanzipation der Frau zur Kalamität, hier gerät sie mit der Sittlichkeit in Konflikt und deshalb muß ihr hier ein Riegel vorgeschoben werden.“ Mit Recht erblickte die medizinische Fakultät in diesen Worten eine Verunglimpfung der klinischen Anstalten und ihrer Leiter und stellte fest, daß die Anwesenheit von Hörerinnen in keiner Weise störend wirke.

Im allgemeinen war das Verhältnis der Studenten zu den Studentinnen ein kühles Nebeneinanderhergehen, das sich bis zur Nichtbeachtung steigerte. Daß aber das akademische Leben Berührungspunkte für beide Arten von Studierenden böte, kam den beteiligten Kreisen erst zum Bewußtsein, als die

Freistudentenschaft mit ihrer reformierenden Tätigkeit tiefer auf das Hochschulleben einwirkte. Die künstlichen Schranken, welche die Behörden zwischen den Studenten und Studentinnen errichten wollten, fanden ihren klassischen Ausdruck in einer Jenaer Bestimmung, daß Vereine nur aus Männern oder nur aus Frauen bestehen sollten. In den freistudentischen Abteilungen wurde ohne Gefährdung der Sittlichkeit mit diesem Grundsatze gebrochen und gemeinsam an der Lösung wissenschaftlicher Fragen gearbeitet. Eine offene Kundgebung zugunsten der studierenden Frauen erließ 1906 der sechste Freistudententag zu Weimar, indem er in einer Resolution mit Freude das Erwachen des Interesses der studierenden Frauen für die freistudentischen Ideale begrüßte und erklärte, daß er selbstverständlich ihre Interessen auf Grund des Vertretungsprinzips vertrete. Der Freistudententag von 1907 nahm sogar unter Verkennung freistudentischer Grundsätze Stellung im Sinne der ausgesprochenen Freunde des Frauenstudiums und reichte, hauptsächlich veranlaßt durch die einseitige Agitation von Berliner Freistudenten, eine Petition beim preußischen Kultusministerium ein, in welcher für die Frauen das Recht der Immatrikulation erbeten wurde. Ein bemerkenswerter Vorgang war es auch, daß im Herbst 1906 der Verband ehemaliger Berliner Freistudenten als erster akademischer Altherrenbund eine Dame als ordentliches Mitglied aufnahm. Seit jener Zeit etwa mehrten sich überall die freistudentischen Ehrenbeamtinnen. Dieses enge Zusammengehen von Freistudentenschaft und studierenden Frauen entsprach aber keineswegs der Meinung aller Studentinnen. Viele von ihnen erklärten sich in geradezu leidenschaftlicher Weise gegen eine Verschmelzung mit der Freistudentenschaft und forderten nachdrücklich die Schaffung von Sonderorganisationen unter eigner Leitung, sowie die Erhaltung und den Ausbau der schon früher gestifteten wie z. B. in Heidelberg (1904). So entstand eine Reihe von Vereinen studierender Frauen an etwa 13 Universitäten, die 1906 den Verband der studierender Frauen Deutschlands stifteten. Von diesem auf internationaler Grundlage beruhenden Zusammenschlusse sonderte sich Anfang 1909 der Deutsch-Akademische Frauenbund ab, welcher nur immatrikulierte Christinnen aufnahm, sich durch seine deutschnationalen Tendenzen den Vereinen Deutscher Studenten näherte, aber vorläufig neben der Berliner Hauptverbindung nur in Münster einen gleichgesinnten Verein als Bundesgenossen erhielt.

Das Ringen der Frauen nach Zulassung zum Studium fand auch in der schönen Literatur seine Verherrlichung. Rudolph Stratz schuf 1892 in der von edlem Streben erfüllten Hauptgestalt seines Romans: „Alt-Heidelberg, Du Feine“ das Ideal der modernen Studentin.

28. Die studentische Kultur von 1850 bis zur Gegenwart



ie Vernichtung des vormärzlichen Polizeistaats, welcher sich vergeblich bemüht hatte, die akademische Jugend zu knebeln, brachte der Studentenschaft eine Verbesserung ihrer Rechtslage. Allenthalben erhielt sie nach 1848 das Recht, Vereine zu bilden, und auch andere hemmende Bestimmungen, zumal die Erschwerungen des Reisens, fielen allmählich weg. Die akademische Gerichtsbarkeit wurde, wo sie noch bestand, nach der Reichsgründung abgeschafft, zuletzt verschwand sie in Preußen (1879) und in Rostock. Das Bürgerliche und das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich regelten im allgemeinen gleichmäßig die studentischen Rechtsverhältnisse. In der Frage der Mensur ward sogar durch eine Plenarentscheidung des Reichsgerichts 1883 unbedingte Gleichheit erzielt, man erklärte die Bestimmungsmensur als Kampf mit tödlichen Waffen, eine Ansicht, welcher zwar nach 1901 die Landgerichte Charlottenburg und Hildesheim nicht beitraten, welche aber 1904 vom Reichsgericht als gültige Norm festgehalten wurde. Auch die Disziplinarbestimmungen, welche der Staat für die einzelnen Hochschulen erließ, ähnelten einander. Während nun aber in Sachsen und in Süddeutschland eine Fortbildung in diesen Vorschriften stattfand, blieben die preußischen in der Form von 1879 erhalten, und die Verhandlungen im Landtage 1909 zeigten, daß die Regierung zu einer Neuordnung derselben wenig Neigung besaß, trotzdem schon 1905 der Ministerialdirektor Althoff sie öffentlich als ein Gesetz bezeichnet hatte, „das nach unsern heutigen Begriffen sehr weit geht in der Beschränkung der akademischen Freiheit, so daß es für die jetzige Zeit eigentlich nicht mehr ganz paßt, und man sich fragen kann, ob man nicht einmal an eine Revision dieses Gesetzes denken sollte."

Selbst in der Gegenwart enthalten diese Bestimmungen manche Ungeheuerlichkeit, insbesondere haften ihnen bei den Tierärztlichen Hochschulen einige gymnasialpädagogische Eigentümlichkeiten an. Die Rostocker Statuten erklären: „Ein Recht auf Immatrikulation steht niemandem zu" und verkündigen in einem für moderne Rechtsbegriffe unglaublichen Paragraphen: „In Disziplinarstrafsachen finden Rechtsmittel nicht statt." Auch an anderen Hochschulen, besonders in Preußen, ist die Möglichkeit, bei Bestrafungen den Weg der Berufung zu beschreiten, nur bei bestimmten Strafen vorgesehen. In Rostock kann sogar die Behörde den Studierenden öffentliche oder Privathäuser, die den guten Sitten nachteilig oder wegen Verführung gefährlich sind, verbieten. An der Stuttgarter Tierärztlichen Hochschule soll der Student, wenn er am Besuch der Vorlesung durch Krankheit gehindert wird, den Professoren Mitteilung

machen, ja auf Verlangen ein ärztliches Zeugnis beibringen, und an der Münchener gleichartigen Anstalt gibt es als Strafe Verweis oder momentane Wegweisung durch den Professor. Besonders unentwickelt erscheint noch überall das studentische Vereins- und Versammlungsrecht, was für den Studenten um so unangenehmer ist, als der gleichaltrige Arbeiter oder Kaufmann durch das neue Reichsvereinsgesetz von 1908 in dieser Hinsicht größere Freiheit genießt. Schon der Hochschulstreit 1905 machte der Studentenschaft begreiflich, daß auf ihrem Leben „noch die Schatten eines Patriarchalismus lägen, der sonst überall vor der hellen Wirklichkeit des modernen Lebens und Empfindens das Feld hat räumen müssen, und der auch dem Freiheitsgefühl und dem Unabhängigkeitsbedürfnis des modernen deutschen Studenten nicht mehr entspricht." Auch Professoren erkannten das Unzeitgemäße der Disziplinargesetzgebung an; so meinte der Bonner Rektor Zitelmann 1903, die Karzerstrafe passe nicht mehr recht in unsere Verhältnisse, und der Berliner Strafrechtslehrer v. Liszt trat 1909 warm für eine Neuregelung im preußischen Abgeordnetenhause ein. Um eine Reform der Disziplinarbestimmungen bemühten sich seit 1907 mehrfach freistudentische Kreise, und besonders nach Auflösung der Berliner Freien Studentenschaft setzte im Anschluß an eine Broschüre von Dr. Ssymank eine lebhafte Agitation ein, der Freibund und mehrere linksliberale Parlamentarier verlangten in Versammlungen und Bittschriften Änderung oder Abschaffung der Disziplinarverordnungen, und die Bonner Korporationen unter Führung der Burschenschaft Alemannia arbeiteten 1909 im Namen der deutschen Studentenschaft eine Petition an den Reichstag aus.

Die Zahl der Universitätsstudenten, welche 1851 nur 13000 betragen hatte, stieg erst nach 1872 zu der 1830 erreichten Höhe von 16000, und von da an bis 1890 auf 29000 und nach einem unbedeutenden Rückgang bis zum Wintersemester 1904/05 auf über 39730 (oder 46848 einschließlich der Hörer). Diese Studenten bildeten die Hauptmasse aller Studierenden überhaupt, doch waren schon 1869 die Techniker 17 % aller Studenten und nach 1900 sogar mehr als 23 %. Im Winter 1904/05 studierten außer der oben genannten Anzahl Universitätsstudenten 16053 Techniker, 1575 Landwirte, 266 Forststudenten, 863 Bergbaubeflissene, 1512 Handelsakademiker (und 1263 Hörer), 1524 Tierarzeneibeflissene, und die Gesamtsumme erreichte fast 70000. Einen kleinen Teil der Gesamtstudentenschaft bildeten die Ausländer. 1835/36 betrug an den Universitäten ihre Zahl 4 %, 1903/04 das Doppelte, 1906/07: 9,2 %, 1909/10: 8,4 % (4409). An den Technischen Hochschulen, der Bergakademie Freiberg und der Handelshochschule Leipzig war der Zudrang größer; in Freiberg studierten im Winter 1904/05: 172 Reichsdeutsche und 244 Ausländer, in Braunschweig befanden sich im Januar 1905 rund 24 % Ausländer (seit Ostern 1905 12 % gesetzliche Höchstzahl), in Karlsruhe zur selben Zeit 26 % (404 bei 1588 Studenten), und an der Leipziger Handelshochschule stieg von 1898 bis 1906 der Prozentsatz bis zu 50 %.

Das Studium der Deutschen vollzog sich im allgemeinen innerhalb des Deutschen Reiches; die österreichischen Hochschulen, wie Wien und Prag, besuchte man selten, ebenso die schweizerischen Zürich und Bern. Unter den

Universitäten mit französischer Lehrsprache wurden im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts Grenoble, Genf und Lausanne Mode und zwar zumeist bei den Neusprachlern, dann auch bei den Juristen, und in Lausanne berief die Behörde sogar zwei deutsch-vortragende Professoren, um den deutschen Rechtshörern auch Kollegien in ihrer Muttersprache zu bieten. Die Absetzung dieser beiden Lehrer durch die Kantonsregierung infolge ihrer Unverträglichkeit (1908) brachte für Lausanne einen Rückgang, während in Genf die Zahl der Deutschen sich in ansehnlicher Höhe hielt. Eine von der dortigen Behörde aufgestellte genaue Statistik gibt einen interessanten Überblick über die Entwicklung des deutschen Auslandsstudiums. Im Sommer 1876 zählte Genf fünf deutsche Studenten, im Winter 1879/80 : 15, im Winter darauf 34, im Sommer 1885 : 27, im Sommer 1890 : 46, im Sommer 1895 : 115, im Sommer 1900 : 132, im Sommer 1905 : 219 und im Sommer 1908 : 183. Bedeutend geringer war das Studium an Universitäten mit englischer Unterrichtssprache. Von den englischen wurde hauptsächlich Oxford besucht, wo eine Anzahl Deutscher als Rhodesstipendiaten seit 1903 lebten, und in neuester Zeit kam als eine Folge des Professorenaustausches allmählich auch ein Studium in Amerika auf, doch betrug die Zahl der dort studierenden Deutschen 1909 erst 32, und die Harvarduniversität beschloß, um den Zustrom nach Amerika zu lenken, in jedem Studienjahre fünf vom preußischen Unterrichtsminister empfohlenen Studenten die etwa 800 Mark betragenden Gebühren zu erlassen.

Die zunehmende Zahl der Studenten, die an manchen Großstadtuniversitäten wie Berlin und Leipzig seit Ende des Jahrhunderts mehrere Tausend überschritt, veränderte naturgemäß ihr Verhältnis zu den Professoren. Letztere wurden immer mehr zu Männern, die nur durch ihre Rede im Kolleg und durch den wissenschaftlichen Verkehr im Seminar oder bei praktischen Übungen wirkten. Es war selten, daß sie in ein engeres Verhältnis zu den ihnen nicht besonders nahestehenden oder empfohlenen Studenten traten. Am ehesten herrschte der 1905 vom Göttinger Senat gerühmte Ton der „heiteren Vertraulichkeit" an den kleinen Universitäten. Trotz der kühlen Entfernung, in welcher die Professoren zu ihren Jüngern standen, hing die Jugend vielfach mit Liebe an ihnen, wenngleich sie — wie besonders der Hochschulstreit 1905 zeigte — Bevormundungsversuche oft nachdrücklich zurückwies. Sie veranstaltete manchem zu Ehren Fackelzüge oder Kommerse und ehrte ihre Professoren auch im täglichen Hochschulleben, obschon sie dem einen oder andern einen Spitznamen beilegte. Starb ein Lehrer, so geleitete die akademische Jugend seine sterbliche Hülle mit studentischen Ehren zu Grabe. Eine etwas merkwürdige Art, im Hörsaal Sympathie auszudrücken, wurde seit 1880 allgemein üblich. Bis zum Ende der siebziger Jahre war es in Süddeutschland und in Österreich Sitte, daß man den Dozenten durch Erheben von den Sitzen ehrte. An norddeutschen Universitäten wurde das schon früher in Jena geübte Trampeln zur selben Zeit mehr und mehr Mode, in Heidelberg hatte man 1863 Professor Häußer auf diese dort auffallende Weise begrüßt, und noch 1878 tadelte die Wiener Zeitung Alma mater das Trampeln als eine grobe Unsitte und machte für die Verbreitung Leipzig verantwortlich.

Das studentische Arbeiten vollzog sich in immer selbständigerer Weise, die Lernfreiheit herrschte an den Universitäten und wurde auch an den anderen Hochschulen allgemein üblich, und wenn an den Technischen Hochschulen Semestralprüfungen weiterbestanden, so war doch von einem Schulzwang nirgends mehr die Rede. Am meisten bewegte sich das Studium der Mediziner und Techniker in festgelegten Bahnen, da ihr Examen von der Beteiligung an bestimmten Übungen abhing. Das Maß des Fleißes, welches der einzelne Studio auf sein Fach verwandte, war von jeher verschieden, in den Seminaren mußte er für viele Übungen oft Bedeutendes leisten, und manche Universität besaß den Ruf einer ausgesprochenen Arbeitsuniversität. Zwischen dem Brotstudenten, der vom ersten Semester ab lediglich für sein Examen „ochste" und, wie mit Scheuklappen versehen, bloß dieses Ziel im Auge behielt, vom übrigen Leben aber nichts sah, und dem verbummelten „Bierhuhn", das oft als Schiffbrüchiger nur eine untergeordnete Lebensstellung erhielt oder gar in die Reihe der sozial Verlorenen geriet, gab es eine ungemein reiche Folge von Typen. Auch die verschiedenen Mittel der Selbsthilfe wie die Büchereien der wissenschaftlichen Vereine, die Studienämter der Freistudentenschaft und ihr Abteilungsleben zeigten im ganzen, daß das Streben nach Erfüllung der akademischen Arbeitspflichten gut entwickelt war. Und wenn bei den Verbindungen die Aktiven ihre ersten Semester z. T. bummelten, so mußten sie dann später umso mehr arbeiten; allerdings klagten selbst Universitätsbehörden, daß dieses hastig zusammengeraffte Wissen, welches bei den Juristen besonders der „Einpauker" vermitteln mußte, den Ansprüchen nicht voll genüge. Vielfach hatte die Überanstrengung der Nerven auch eine gemütliche Depression zur Folge, die manche Studenten — oft auch ganz fleißige — zum Selbstmord verleitete.

Die Mittel, welche die Hochschule ihren Jüngern beim Studium zur Verfügung stellte, wurden immer reicher. Zu den theoretischen Übungen in den Seminaren und den praktischen in den Laboratorien waren seit etwa 1858 die wissenschaftlichen Exkursionen getreten. Diese sollten den Studenten die Kenntnis des wirklichen Lebens und der Praxis vermitteln, und zwar wirkten die Technischen Hochschulen in dieser Hinsicht bahnbrechend. Die erste „Studienreise" großen Stiles veranstaltete die Berliner Bauakademie 1858 nach West- und Ostpreußen. Im Juni 1878 unternahm Geheimrat Launhardt mit 101 Studenten von Hannover eine Exkursion nach den Bahnanlagen am Oberrhein und am St. Gotthard. In Universitätskreisen machte sich später die Freistudentenschaft durch ihre Besichtigungen allgemein beliebt, ja die Charlottenburger Wildenschaft unternahm sogar 1902 ohne Professoren eine längere Reise ins rheinische Industriegebiet. Aufklärende Zwecke verfolgten auch die Ostmarkenfahrten des Berliner Vereins Deutscher Studenten seit 1903, und den Gipfelpunkt dieser Unternehmungen bildete die Fahrt der Kölner Handelshochschule nach Deutsch-Ostafrika 1908.

Von den studierenden Fürstlichkeiten standen einige an Fleiß ihren eifrigsten Kommilitonen nicht nach. Kulturhistorisch interessant sind besonders die Mitteilungen, welche der Stenograph des Hohenzollernprinzen August Wilhelm von Preußen 1908 über dessen Art zu studieren machte. Der Prinz pflegte

von 10 bis 1 Uhr Kolleg zu hören, speiste zwischen 1 und 2 Uhr, diktierte von 2 bis 5 Uhr unaufhaltsam aus dem Rohentwurf seiner Dissertation und begab sich um 5 Uhr im Automobil wieder nach dem Kollegiengebäude.

Der Zugang zum Studium war allenthalben in ungefähr gleicher Weise geregelt. Die Universität verlangte das Reifezeugnis eines Gymnasiums oder seit den siebziger Jahren das eines Realgymnasiums, letzteres berechtigte allerdings nur zum Studium gewisser Fächer. Seit 1900 erfolgte die Gleichstellung der Reifezeugnisse von Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule für die medizinische und in fast allen Bundesstaaten auch für die juristische Fakultät, und nur die theologische beharrte auf dem Gymnasialmonopol. Die meisten Studenten lieferte den Universitäten das Gymnasium (1908 : 78,6 %), während das Realgymnasium zur selben Zeit nur 14 % und die Oberrealschule 7,4 % Universitätsstudenten, dafür aber mehr andere Hochschüler vorbereitete. Geringere Zeugnisse waren nur beim Studium der Pharmazie, der Landwirtschaft und der zahnärztlichen Wissenschaft zulässig, doch machte sich auch in diesen Berufszweigen immer mehr die Bewegung geltend, für das Studium den Reifegrundsatz einzuführen, ein Ziel, das die Zahnärzte auch erreichten. Die Technischen Hochschulen verlangten für die Studenten ebenfalls das Reifezeugnis, wenn sie auch Nichtmaturen ziemlich weitgehend Gelegenheit zum Studium boten. An den Tierärztlichen Hochschulen galt seit 1903 streng der Reifegrundsatz, ebenso im allgemeinen für die Forsthochschulen, und nur die landwirtschaftlichen und Handelshochschulen begnügten sich mit dem Einjährigenzeugnis. Außerdem trat an manchen Orten wie Jena und Leipzig zu den auf höheren Schulen Vorgebildeten noch eine Anzahl von studierenden Volksschullehrern, die lediglich Seminarbildung besaßen, und in dem letzten Jahrzehnt an allen Universitäten auch ein immer größer werdender Prozentsatz von Frauen.

Zeigte so die Studentenschaft schon hinsichtlich der Vorbildung eine nicht einheitliche Zusammensetzung, so war sie noch weniger gleichmäßig ihrer sozialen Herkunft und ihrem Lebensalter nach. Während in früheren Zeiten die Studenten verhältnismäßig jung die Universität bezogen, ward gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts das Durchschnittsalter höher. Für die preußischen Universitäten ergab eine Statistik, welcher die Zahlen der reichsdeutschen Studierenden im Sommer 1905 und im Winter 1905/06 zugrunde lagen, daß nur 800 unter 19 Jahren alt waren (3,06 %); 18,87 % waren 18—19, 25,36 % 19—20, 18,31 % 20—21, 20,93 % 21—23, 7,40 % 23—25 und 6,07 % über 25 Jahre alt. An der Universität Leipzig betrug das Durchschnittsalter 1909 23 Jahre 4,2 Monate; von den 4396 Studierenden waren 11 (0,25 %) unter 18 Jahren alt, 876 (19,93 %) 18—21, 2616 (59,51 %) 21—25 und 893 (20,32 %) über 25 Jahre. In Heidelberg betrug im Sommer 1908 das Durchschnittsalter etwas über, in Freiburg etwas unter 22 Jahren, an der Technischen Hochschule Hannover zur selben Zeit 23,04 und an der Tierärztlichen Hochschule Dresden 23 Jahre 10 Monate. Als Gesamtdurchschnittsalter dürfte jetzt 22 bis 23 Jahre gelten, und mehr als die Hälfte der Musensöhne hat bereits die Mündigkeitsgrenze überschritten, ja ein erheblicher Bruchteil bis ¼ und ⅕ der Gesamtzahl besitzt das Reichstagswahlrecht.

Bezüglich der sozialen Herkunft zeigte sich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, daß die Söhne aus unteren Volksschichten einen geringen Anteil am Studium nahmen. Angestellte, Gehilfen und Arbeiter lieferten nur etwa 2% zur Gesamtzahl der Universitätsstudentenschaft, und dieser Prozentsatz blieb sich ungefähr gleich. Auch der Zuzug von Handwerkersöhnen zur Universität ging im letzten Menschenalter zurück. Aus den Kreisen der Beamten und liberalen Berufe stammte ein gutes Drittel der Studenten, während in der Welt des Handels und Gewerbes mehr die Technische Hochschule bevorzugt wurde. Eine wesentliche Hebung der Stellung des Studenten bedeutete es, daß seit etwa 1846 regierende Fürsten wie die Hohenzollern und Wettiner ihre Söhne an einer Universität immatrikulieren ließen, und zwar war es außer Heidelberg und Leipzig besonders Bonn, das durch solchen Prinzenbesuch ausgezeichnet wurde. Dort lag nicht nur Friedrich III., sondern auch Wilhelm II. und der Kronprinz Friedrich Wilhelm den Studien ob.

Die soziale Ungleichheit wirkte selbstverständlich auf die ganze Lebensführung der Studenten ein. Die große Masse ergänzte sich allerdings immer noch aus der Schicht der Begüterten, und Friedrich Paulsen berechnete den Jahresaufwand eines Studierenden unter Abrechnung der Ferien zwischen 1000 und 2000 Mark; der Durchschnitt läge zwischen 1200 und 1500 Mark, doch erreichten viele Studenten die untere Grenze von 1000 Mark nicht. Auch eine neuere Berechnung des Leipziger Professors Eulenburg (1909) stellte einen Monatswechsel von 100 bis 150 Mark für die Hauptmasse fest; daneben gäbe es allerdings auch eine große Zahl solcher, die auf 50 Mark und weniger Unterstützung von seiten ihrer Verwandten angewiesen seien. Zu dem festen häuslichen Zuschuß kommen die Stipendien, die aus der Staatskasse oder aus Vermächtnissen den Musensöhnen zufließen, aber diese Summen sind keineswegs sehr bedeutend. 1899/1900 betrug der Geldwert eines solchen in Preußen für ein unterstütztes Landeskind 176 Mark im Semester, für einen unterstützten Nichtpreußen 204 Mark im Durchschnitt. Die Zahl der Studierenden mit Stipendien über 500 Mark im Halbjahr war verschwindend gering. Zudem betrug zur selben Zeit die Zahl der Stipendienempfänger in Preußen nur 2218 bei etwa 13600 Studenten. Weitere Erleichterungen für die Minderbemittelten bedeuteten die Gewährung von Freitischen (935 in Preußen im selben Studienjahr) und die Stundung des Honorars für die Vorlesungen (2001 in Preußen zur gleichen Zeit).

Den Einnahmen entsprechend bewegte sich das Leben der Studenten in sehr verschiedener Richtung. Bei den ganz Armen, die mit der Lebensnot zu kämpfen hatten, ja die Qualen des Hungers durchkosten mußten, konnte von irgendwelcher Ausgestaltung des Lebens nicht die Rede sein, sie atmeten froh auf, wenn sie nach glücklich bestandener Prüfung ein Amt als Versorgung erhielten. Aber nicht nur sie, das studentische Proletariat im eigentlichen Sinne, sondern auch ihre vom Glück mehr begünstigten Kommilitonen sahen sich bei der immer größeren Steigerung der Lebensverhältnisse nach 1870 dazu gedrängt, den ungenügenden Wechsel durch eigenen Erwerb zu erhöhen. Allgemein üblich war schon von jeher das Erteilen von Privatunterricht und das

Lesen von Korrekturen (wenigstens in Leipzig), und die gewaltige Entfaltung der Presse gewährte ihnen seit etwa 1870 die Möglichkeit, als Berichterstatter oder Stenographen, zuweilen selbst als literarische Mitarbeiter sich eine Erwerbsquelle zu eröffnen. Auch Gelehrte, Schriftsteller und Parlamentarier bedurften vielfach wissenschaftlich gebildeter Helfer aus Studentenkreisen, und für die Techniker und Handelsstudenten boten sich in vielen Betrieben Ferienstellungen. Schon die studentische Reformpartei trug um 1870 dem Bedürfnis der Studentenschaft Rechnung, indem sie in Berlin und Leipzig die ersten Arbeitsnachweise einrichtete, allerdings ohne den Beifall der Behörde zu finden, ja der Berliner Senat erklärte geradezu, solche Institute seien der Studentenschaft unwürdig. Heimisch machten erst die Freistudentenschaften die Arbeitsämter, die sie seit 1901 nach dem Vorbilde des von der Charlottenburger Wildenschaft begründeten an vielen Orten schufen. Diese Ämter erblickten ihre Aufgabe besonders darin, die studentische Nebenarbeit vor standesunwürdiger Ausbeutung und die Studenten vor Proletarisierung zu schützen. Das schönste Ergebnis ihrer Bestrebungen war, daß die akademische Jugend eigene Erwerbsarbeit nicht mehr als etwas Schändendes ansah, was man vor der Außenwelt verbergen müsse.

Annehmlicher als das Leben der unteren Schicht gestaltete sich das der vermögenden Studenten, die bei einem auskömmlichen Wechsel nicht an eine bestimmte Universität gebunden waren. Sie machten von dem Rechte der Freizügigkeit ausgiebigen Gebrauch, und zumal die Norddeutschen strömten im Sommer massenhaft nach den süddeutschen Universitäten wie Freiburg, Heidelberg und München. Nur 40% etwa pflegten nach Eulenburgs Berechnung (1909) die Universität niemals zu wechseln. An den Technischen und den übrigen Hochschulen zeigte sich ein geringerer Wandertrieb als an den Universitäten. Diese Wechselwirkungen zwischen den Studenten verschiedener Orte und Gegenden glich die früher vorhandenen Gegensätze immer mehr aus, trotzdem war in den einzelnen Hochschulstädten die Überlieferung so stark, daß das Studentenleben überall noch eine stark örtliche Färbung behielt.

Mit dieser Vereinheitlichung ging eine zunehmende Verbürgerlichung Hand in Hand, die schon um 1840 einsetzte und durch den nivellierenden Zeitgeist nach 1870 noch gefördert ward. Die Studentenschaft als einzelner Stand löste sich auf, und der „Student" wandelte sich in den „jungen Mann um, der studierte". Auch äußerlich unterschied er sich nicht mehr von der übrigen Volksmenge. Er trug sich nach der herrschenden Mode und, wenn es ihm seine Mittel gestatteten, vielfach elegant und „patent", ließ sich womöglich sorgfältig frisieren und den Scheitel bis in den Nacken (den sogenannten Popo-Scheitel) vom Haarkünstler durchziehen. Manchen verleitete eine stutzerhafte Anwandlung auch zum Tragen eines Armbandes um die Knöchel oder wohl gar zur Benutzung eines Fächers im Sommer, was um 1883 in Heidelberg Mode gewesen sein soll. Die Hauptmasse der Musensöhne ging jedoch in unauffälligem, aber solidem, bürgerlich-schlichtem Gewand, und nur ganz Arme fielen durch schlechte Kleidung oder einzelne exzentrische Naturen durch absichtlich vernachlässigtes Äußeres auf; es war dies ein Ausfluß genialer Laune oder sollte wenigstens

dafür gelten. Nur für festliche Gelegenheiten verwendete man den „Wichs". Dieser war entweder „Vollwichs", bei dem man „Kanonen", Lederhosen und Pekesche anlegte und auf den Kopf das Zerevis oder das federgeschmückte Barett setzte, oder „Halbwichs", bei dem man zu dem Frackanzug Schärpe und Barett oder Mütze trug. Ein abweichendes Kostüm fand sich nur bei den Bergakademikern Freibergs, welche die kleidsame Bergmannstracht mit Gesäßleder und hohem, zylinderartigem, aber krempenlosem Hut einführten. Einen unentbehrlichen Teil des Wichses bildete der Korb- oder Glockenschläger, den auch die nicht mensurenschlagenden Korporationen wie Wingolf, Schwarzburgbund und katholische Verbindungen, sowie auch die Vereine und selbst die Freistudentenschaft, wo sie chargierte, ständig führten. Ein ernstlicher Kampf, wie er in Österreich von den schlagenden Verbindungen um das alleinige Recht des Schlägertragens ausgefochten ward, fand in Deutschland nicht statt; man begnügte sich vielmehr damit, über die Nichtschlagenden seinen Hohn wegen des Waffentragens auszugießen wie zu Leipzig um 1897 in dem Spottvers:

„Du Schwert an meiner Rechten,
Du glaubst wohl, ich soll fechten?
Davor mich Gott behüt'!
Ich bin ein Wingolfit!"

Bei Kneipen, insbesondere bei solchen festlicher Natur, und bei größeren Korporationsfeiern tauchte bis in die Gegenwart die Pekesche als Kneiprock auf, aber alle sonstigen Bemühungen, z. B. auch die von Dr. Konrad Küster (1883), die studentische Tracht wieder allgemein zu machen, blieben völlig ergebnislos. Und es war weiter nichts als ein kurze Zeit dauernder Studentenulk, als 1894 Mitglieder der Schwarzburgverbindung Sedinia zu Greifswald zusammen mit dem Wingolf versuchten, trotz des Widerspruchs der „Kamelitudo" (Finkenschaft) die Pekesche kollegfähig zu machen.

Äußerlich unterschied sich der Student, soweit er einer Verbindung angehörte, vom Philister durch die um die Brust geschlungenen Bänder, welche oft bei Burschen und Füxen verschieden waren (Burschen- und Fuxenband). Studenten, die bei mehreren gleichartigen Verbindungen aktiv gewesen, trugen mehrere Bänder und hießen je nach deren Zahl „Zwei- oder Dreibänderleute". Außerdem gab es die als Uhrbänder getragenen Bier-, Wein- und Sektzipfel. Unterscheidend wirkten auch die Mützen, deren Formen oft wechselten, und an deren Stelle bei manchen Verbindungen der sogenannte „Stürmer" getragen wurde, eine Mütze, die sich durch ihre Rundung dem Hinterkopf anschmiegte und vorn über dem Schirm in eine kreisrunde Fläche auslief. Eigentümliche Manieren bildeten sich beim Lüpfen der Mütze aus und zwar in erster Linie bei einigen Korps, denen es dann andre Verbindungen nachtun wollten. Otto Julius Bierbaum, selbst ein alter Korpsstudent, hat in unnachahmlicher Weise in seinem Roman „Stilpe" diese Sitte des Couleurgigerltums, wie sie in den neunziger Jahren aufkam und damals in Leipzig und München blühte, köstlich ironisiert. „Als Beginn eines Zyklus ist allemal die primitive Zeit zu betrachten, wo man die Mütze ganz einfach vorn beim Schild ergreift und sie in leichtem Bogen ziemlich senkrecht nach unten schwingt. Dann folgt:

Die Periode des rechten Randgriffs, die in zwei Unterabteilungen zerfällt: a) man ergreift die Mütze am rechten Rande und führt sie mit gebogenem Arm langsam nach vorn, b) man ergreift sie wie unter a, führt sie aber nicht nach vorn, sondern stößt sie rechtsseitig steif nach oben. Sodann folgt die Periode des hinteren Randgriffs, bei der die Mütze also am hinteren Rande ergriffen wird. Sie hat drei Unterabteilungen: a) weiter Bogen nach vorn, b) steifer Stoß nach oben, c) ganz kurze Lüpfung, wobei das Schild und der vordere Rand fest aufliegen bleiben. Diese Phase, als gewöhnlich letzte des Zyklus, hat etwas marode Dekadentes."

Als ein für die äußere Erscheinung nötiges Merkmal des Musensohnes galten in vielen Kreisen die sichtbaren „Schmisse", die Narben der Mensurwunden. Insbesondere in den „Fliegenden Blättern" und später in dem schärferen „Simplizissimus" erschien der Studio stets als Farbenstudent mit Mütze und Band und zahlreichen Spuren seiner Mensurtätigkeit, ja die Sehnsucht nach einem „Renommierschmiß" trieb 1894 einen Jüngling dazu, einen Arzt in Zittau zu bitten, ihm einen solchen in der Narkose beizubringen, da er trotz mehrfacher Mensuren keinen solchen erhalten habe und doch gern einen besäße. Und so recht aus der Anschauung mancher Studentenkreise heraus schuf der „Simplizissimus" 1902 die bittere Satire, in der ein zweimal durchs Examen „gerasselter" Student, ein großer Mensurheld, trauernd sagt: „Hätt' ich doch wenigstens 'nen anständigen Durchzieher in der Fresse! Wenn ich jetzt Weinreisender werde, merkt mir kein Mensch meine akademische Bildung an."

Einen wichtigen Anteil am studentischen Leben nahmen die Korporationen, die sich nach Gewährung des Vereinsrechts seit 1850 in reicher Fülle entwickelten. Neben den großen Verbänden, die allein für eine geschichtliche Darstellung in Betracht kommen können, standen eine Unzahl vereinzelter Gruppen mit den verschiedensten Namen wie freischlagende Verbindungen, freie Burschenschaften, freie Landsmannschaften, wissenschaftliche Verbindungen usw. Ihr Los war im ganzen wenig beneidenswert. Sie konnten sich schwer neben den großen Korporationsringen halten und bildeten für letztere zumeist nur ein willkommenes Rekrutierungsgebiet. Sie ähnlichten sich ihnen in den Formen und Tendenzen immer mehr an und wurden von ihnen vielfach aufgesogen. Selbst alte berühmte Korporationen, wie 1909 die schwarze Verbindung Frisia zu Göttingen, suchten zuletzt nach langem Alleinsein Anschluß bei einer größeren Gruppe. Unter allen Vereinigungen strebten die Verbindungen nach einer aristokratischen Stellung innerhalb der akademischen Jugend, und als neben ihnen die Vereine immer mehr aufkamen, suchte man letzteren sogar gelegentlich die studentische Gleichberechtigung abzuerkennen, so erklärte der Leipziger Wingolf im Wintersemester 1869/70 dem Universitätsgericht, er halte die Gleichstellung der Vereine für unverträglich mit seinem studentischen Prinzip. Ähnlich verfuhren die Korps, indem sie sich bei Aufzügen von der übrigen Studentenschaft absonderten oder den Zug eröffnen oder schließen wollten. Auch die Burschenschaften verlangten vielfach eine besondere Stellung, und diese Rangstreitigkeiten machten die Vorverhandlungen bei allgemeinen Feiern unendlich schwierig, ja brachten sie oft gänzlich zum

Scheitern. Die Führung der akademischen Jugend büßten die Verbindungen der Korps und Burschenschaften seit etwa 1870 ein; und statt der Korps- und der Burschenschaftspartei, die bis dahin das gesamte Studentenleben beeinflußt hatten, herrschte ein Jahrzehnt lang überhaupt keine starke Gruppe, und erst mit den Vereinen Deutscher Studenten und später mit der Freistudentenschaft und dem Verbande Deutscher Hochschulen zeigten sich wieder kräftige Parteien im Vordergrunde des akademischen Treibens. Die Verbindungen zogen sich immer mehr auf sich zurück, gestalteten ihre Eigenart aus und widmeten sich ganz ihren Angehörigen und deren Erziehung im Sinne ihres Programms. Am selbstsichersten gingen die Korps ihren Weg unter stolzer Ablehnung von allem, was nicht zu ihnen gehörte. Sie bildeten zuerst den Typus des modernen Farben- und Waffenstudenten klar durch und wurden für die übrigen Verbindungen das leuchtende Ideal, dem bald alle willig oder ungern und mehr oder minder geschickt nachahmten. Sie schufen zuerst eine straffe Verbindungsdisziplin, welcher die Aussicht auf strenge Strafen wie die nichtentehrende Dimission und die entehrende Exklusion Nachdruck verschaffte, und als wichtiges Mittel diente ihnen außer der Bestimmungsmensur der Grundsatz der unbedingten Genugtuung, wonach bei Beleidigungen jeder Korpsstudent Satisfaktion geben oder nehmen mußte. Auch die Korps bemühten sich, einen Übergang zur bürgerlichen Welt herzustellen, und folgten so der allgemeinen verbürgerlichenden Tendenz, suchten sich dabei allerdings eine bestimmte und zwar die höhere Gesellschaftsschicht zum Verkehr aus, und einige von ihnen wie die Borussia in Bonn zählte eine ganze Reihe Fürstlichkeiten zu ihren Mitgliedern. Die Lebensanschauungen dieser Kreise wurden die ihrigen, und es kam dadurch in sie ein Zug zum vornehm Ausschließenden, der ihnen vor 1850 und auch später noch gefehlt hatte. Die ritterliche Gesinnung, die Ausbildung eines peinlichen Ehrbegriffs und die Waffenfreudigkeit wurden durch den seit der Reichsgründung allgemein bemerkbaren kriegerischen Zug erhöht. Der Krieg von 1870/71 hatte den Wert des Soldaten offenbart, und der noch unfertige Zustand des Deutschen Reiches, das auch weiterhin gerüstet bleiben mußte, machte eine Hochschätzung des Kriegers zur dauernden Pflicht. Insbesondere stieg die Achtung vor dem Offizier, der ein allgemein bewundertes Vorbild ward, und zumal zahlreiche Studenten wünschten, seinen Rang beim Militär einzunehmen und ihm in allem zu gleichen. Daher formten sich ganz von selbst ihre Lebensgewohnheiten nach dem ihnen vorschwebenden Muster, und so erschien der moderne Waffenstudent als der ins Studentische übertragene Typus des aus höheren Kreisen stammenden Offiziers.

Das zweite allgemeinere Urbild des neudeutschen Studenten ward von den Vereinen Deutscher Studenten und den Freistudentenschaften hervorgebracht, und zwar betonten jene mehr die politisch-nationale, diese die soziale Seite. Bei beiden herrschte die Anschauung, daß der Student für seine spätere Tätigkeit im Dienste des Volkes ganz anders als bisher vorgebildet sein müsse, und daß ein bloßes Fachstudium, das gründliche Lernen einer Brotwissenschaft, nicht genüge. Genaue Kenntnis des nationalen Lebens und aller seiner Bedingungen, harmonische Fortentwicklung und Ausgestaltung des in der Jugend

Gelernten und Ausbildung der körperlichen Fähigkeiten neben den geistigen: das war die gemeinsame Tendenz dieser neuen Richtung, welche im Verbande Deutscher Hochschulen die gesamte Studentenschaft erobern wollte.

Neben den männlichen Studierenden begannen allmählich auch die weiblichen, nach Ausbildung eines eigenen Typus und eines ihrem Wesen entsprechenden Sonderdaseins zu streben. Ihre Zahl war nicht unbedeutend; sie stieg im Winter 1909/10 auf 1856 immatrikulierte Studentinnen (gegen 1108 im Vorjahr), zu denen noch zahlreiche Gasthörerinnen kamen (in Preußen 1074). An manchen Universitäten erschien der Zustrom sehr groß, so studierten in Berlin allein 632, in München 113, in Göttingen 160, in Heidelberg 142, in Bonn 135, in Freiburg 86 und in Breslau 84. Eine solche Ansammlung von gleichgesinnten Frauen wirkte ausgleichend unter ihnen und ließ es zur Ausgestaltung von Absonderlichkeiten, wie sie an manchen älteren Vorkämpferinnen der Frauenbewegung unangenehm auffielen, gar nicht mehr recht kommen. Unarten wie das Streben nach einem gewissen Mannweibertum verloren sich bei dem von den Mädchengymnasien kommenden jugendfrischen Geschlecht, und einer älteren Zeit galten die spottenden Verse der Münchener „Jugend“:

„Schwestern, hebt die Gläser, froh verbunden!
Unser Korps „Hilaritas“ — hurra!
Alles blöde Ein t ist überwunden,
Milch und Schüchternheit et c t ra!
Und dies merkt genau — valleralla!
Wer von uns wird Frau — valleralla!
Kommt gleich in B. V. Alleluja!“

(B. V. = Bier-Verruf.)

Die Ausbildung eines eigenen Typus wurde durch das vom Studium gebotene Zusammenarbeiten mit Studenten etwas gehemmt, andrerseits durch gemeinsame Vereine gefördert, sowie durch das Leben in einem Studentinnenheim, wie ein solches zuerst in Berlin 1909 entstand. Jedenfalls hat die Studentin zumeist in ihrem Wesen etwas Sympathisches, was auf ihre männlichen Kommilitonen nicht ungünstig einwirkt.

Das Leben der Verbindungen und auch der meisten Vereine, bei denen sich überraschend oft der Drang zeigte, Verbindung mit Farben und Freundschaftsprinzip zu werden, bewegte sich in immer engeren Kreisen. Ihre Veranstaltungen fanden nicht mehr in breitester Öffentlichkeit statt, und auch das Verhältnis zu andern Hochschulen erhielt feste Regelung. Während noch um 1830 der Korpsbursch — abgesehen von den Lebenskorps — beim Besuch einer neuen Universität bezüglich der Verbindung freie Wahl hatte, ward jetzt allgemein durch Kartelle festgesetzt, daß er nur bei bestimmten Kartellverbindungen „einspringen“ durfte oder vielfach mußte.

Der endgültigen Aufnahme ging bei den meisten Korporationen eine mehr oder weniger lange Probezeit, das sogenannte Fuxtum, voraus, an dem die Verbindungen am strengsten festhielten. Um sich geeignetes Material zu sichern, war das „Keilen“ allgemein üblich geworden und kam besonders

an den kleinen Universitäten zu einer ganz eigenartigen Ausgestaltung. Schon am Bahnhofe wurden die Muli oftmals von ihnen ganz unbekannten Korporationsstudenten mit ausgesuchter Höflichkeit angeredet, vom Tragen des Gepäcks befreit, auf die Bude eines Mitglieds gebracht und auf die Kneipe oder zum Kommers mitgenommen. Manchmal erfolgte im Rausche die Beitrittserklärung, und dann erst sah der Fux, daß er einem wohlberechneten Manöver zum Opfer gefallen war. Diesen Umschlag im Verhalten charakterisiert in drastischer Kürze das Selbstgespräch eines Fuxen in den „Lustigen Blättern": „Sonderbar! Vor zwei Stunden war ich noch „sehr verehrter Herr", man „gestattete" sich einen Ganzen auf mein „Spezialwohl" und mein Gespräch interessierte „ganz kolossal"; jetzt bin ich krummer Fux, stecke im dreifachen B. V. (= Bier-Verruf), und wenn ich den Mund auftue, rede ich Quatsch!" Die Fuxenzeit selbst verlebten die einzelnen zum guten Teile mit ihrer „Konfuxia" gemeinsam unter der Leitung des Fuxmajors, welcher ihre Erziehung zu tauglichen Mitgliedern besorgte. Außerdem wählte sich jeder Neueintretende einen älteren Studenten zum Leibburschen und ward dessen Leibfux. Dieses gegenseitige Verhältnis, bei dem der Ältere oft eine schwere Verantwortung übernahm, bildete vielfach die Grundlage einer Freundschaft fürs ganze Leben. Von der älteren pennalistischen Barbarei, die noch zu Schnabels Zeit geherrscht hatte, fand sich jetzt keine Spur mehr; wenn man den Fux auch hänselte, vielleicht sogar betrunken machte oder mit ihm barsch verfuhr, so erschien doch im ganzen die Behandlung anständig, und man pries im Liede die „selige Fuxenzeit". Mit ihr waren stellenweise eigenartige Sitten verbunden. So lebten uralte Gebräuche noch in den siebziger Jahren unter den deutschen Studenten Dorpats fort. Dort setzte man beim „Fuxprellen" die Füxe auf ein großes Tuch und warf sie durch Strammziehen desselben in die Höhe. Außerdem führte man einen Fuxritt auf Pferden aus. „Die Korporationen machten einen Ausritt in die Umgegend, die Burschen bildeten mit langen Gerten bewaffnet, Spalier, die Füxe mußten einen Berg hinunter und zwischen den Burschen hindurchreiten. Diese hieben auf die Anrückenden und ihre Pferde ein, wobei der Hauptspaß war, die armen Füxe zum Herabfallen aus dem Sattel zu bringen." Durchaus harmlos war in Deutschland die Fuxtaufe, bei welcher der Neuling oft einem scherzhaften Examen unterworfen und dann mit Bier getauft wurde, wobei er einen „Biernamen" erhielt. Ähnlichen Charakter trug auch der Fuxsturm auf die Rudelsburg, bei dem die Korpsfüxe alljährlich zu Pfingsten unter den auf sie niederregnenden Güssen von Bier in den Burghof einziehen mußten. Der Fuxritt, der früher sehr beliebt gewesen war, kam gegen Ende des Jahrhunderts immer mehr ab, ebenso das damit verbundene Fuxbrennen. Eine eigentümliche Sitte herrschte in den sechziger Jahren bei einer Bonner Korporation. „Hier erschienen zwei Verkleidete, ein männliches Individuum, und eine Person in Frauenkleidern, der Fuxpapa und die Fuxmama. Diese nahm auf einem Stuhle im Hintergrunde Platz, stöhnte und ächzte fürchterlich und machte dem Fuxpapa bittere Vorwürfe. Der also Gescholtene bat de- und wehmütig um Verzeihung und versprach, er würde es auch ganz gewiß nicht wieder tun. Sodann krochen die Füxe, die man

hinter einer Draperie verborgen hatte, einzeln unter dem Stuhle der Fuxmama hervor, worauf die Taufe in der oben geschilderten Weise vollzogen wurde." Etwas Neues und dabei überaus Gelungenes und Originelles bot auch die Art, wie die Erlanger Uttenruthia die Feier der Fuxenschildverteilung im Wintersemester 1873/74 ausgestaltete. Es trat dabei in Kostüm der alte Frundsberg auf, „der im Gespräche mit seinem Leutnant, Zinkenisten und Tambour über des Reiches Schäden, über Parteiung und Roms geistbannendes Dunkel, über allerlei Sonderinteressen und Mangel an Begeisterung für des heiligen Deutschen Reiches Einheit und wahres Glück klagte . . . Da naht als neue Gestalt der Landgraf Udo von Uttenreuth, der alte Freund Frundsbergs, und führt ihm ein stattlich Häuflein seines Gaues zu, deren jeder sein Judicium am Schild trage; diese werden verlesen, und die junge Mannschaft von Frundsberg mit Wort und Handschlag angeworben."

Nach überstandener Probezeit erfolgte die feierliche Aufnahme in die Zahl der Burschen. Sie war bei den schlagenden Verbindungen — zuerst bei den Korps seit 1858 — an das Ausfechten einer bestimmten Zahl genügender Mensuren geknüpft. Die dabei vorkommenden Zeremonien zeigten im ganzen denselben Charakter, der sich um 1830 herausgebildet hatte.

Das Zusammenleben in den Korporationen war besonders bei den Verbindungen sehr eng; man traf sich auf dem Fechtboden, beim Frühschoppen, oftmals beim Mittagsessen, vielleicht auch bei einem Spiel am Nachmittag und an bestimmten Abenden zu offiziösen oder offiziellen Kneipen; allgemeine Angelegenheiten wurden in Konventen erledigt, und für die Füxe fanden eigene Fuxstunden statt. Dieses geordnete Leben, zu dem bei den schlagenden Verbindungen noch die regelmäßigen Mensurtage kamen, wurde durch Korporations- und allgemeine Festlichkeiten unterbrochen. Da gab es mehr oder minder feierliche Kommerse, gelegentliche Ausfahrten, Ausritte, Fackelzüge und Auffahrten. Die früher so häufigen Komitate für scheidende Studenten kamen, zumal in Großstädten, mehr und mehr ab. Dafür ordnete man andere, besser in die Neuzeit passende Festlichkeiten an. So ward nach 1850 eine gemeinsame Weihnachtsfeier unter einem Lichterbaum allgemein üblich, bei der zumeist eine Verteilung von Scherzgeschenken stattfand. Manche Korporationen wie das Charlottenburger Motiv, sowie die Leipziger Sängerschaften Paulus und Arion machten daneben die Aufführung einer Weihnachtsoperette zur stehenden Einrichtung. In der Rheingegend und in Süddeutschland feierte man oft großartige Faschingsfeste, und die Charlottenburger „Hütte" ahmte diese stimmungsvoll in ihrem Hause nach, das sie zu diesem Zwecke mit Hilfe von Dekorationen zu einer Ritterburg oder Ähnlichem umgestaltete. Auch die katholische Verbindung Winfridia zu Breslau feierte ihren Fastnachtskommers, der seinen Höhepunkt in dem Einzuge des Gottes Bacchus erreichte. Eine andere eigenartige Feier ersann man in der Charlottenburger „Hütte" mit dem „Reservistenabend". „Zu ihm versammeln sich alle Aktiven im Hause, die gedient haben, und manche Unmilitärischen kommen mit, der eine als „Preßberichterstatter", der andere als „Kantinenwirt" verkleidet, ein dritter als „Marketenderin" oder als „Vertreter einer

befreundeten Kriegsmacht". Eine „Regimentskapelle" macht im kleinen Saale einen ohrenbetäubenden Lärm, Soldatenlieder ertönen, und es erhebt sich ein Zechen. Dann ziehen die Soldaten zur Schlacht. Im großen Saale wird mit Raketen, mit Knallerbsen und Fröschen geschossen, bis der Raum von dichtem Pulverdampf erfüllt ist; es folgt Parademarsch und Kritik." Eine ähnliche originelle Veranstaltung war das „Ordenskapitel" des Charlottenburger Vereins Motiv, bei dem ein Marschall die Auszeichnungen verteilte. „Nacheinander treten die hervorgerufenen Motiver vor die Stufen, um einen Orden in Empfang zu nehmen. Dieser holt sich seinen ersten, den der Volksmund „Omnibus" nennt, zum Lohn für das Interesse, das er für das Motiv gezeigt hat, jener heimst bereits die höhere Klasse, das „blaue Kreuz" ein. Bleibt er weiterhin tätig, so winkt ihm nach längerer Rührigkeit und größeren Verdiensten der schmucke Stern zum Motivorden . . . Wer in Kommissionen sich dienstbeflissen gezeigt hat, kann sich der abgelaufenen Stiefel auf dem Kommissionsorden rühmen . . . Aber auch zur Rüge werden Orden erteilt. Auf den Überzieher heftet man den „Zehnuhrorden" dem, der an den Kneipabenden den Überzieher schon allzufrüh wieder vom Haken nimmt. Des „Schnapsordens" hat man sich „tief zu schämen", während der „3. Gambrinus" von denjenigen auf dem Magen zu tragen ist, die einem echten Trunk zwar huldigen, aber dabei noch mit der Schwachheit zu kämpfen haben."

Die immer umfangreicher werdende Organisation einzelner Korporationen zwang zur Arbeitsteilung und zur Wahl neuer Beamten. In dieser Richtung hatte schon die Urburschenschaft gewirkt, gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts handelte man bei den größeren Korporationen allgemein so. Nirgends genügten mehr die drei Chargierten, überall nahm der Fuxmajor, in Dorpat Oldermann geheißen, eine wichtige Stellung ein; vielfach bedurfte man auch bei Vereinigungen mit großen Büchereien — die Charlottenburger „Hütte" z. B. besaß 10000 Bände — einen eigenen Bücherwart, daneben sogar einen Zeitungswart — bei den katholischen Vereinen seit etwa 1850 Ordner genannt — oder einen Zeitschriftenwart, sowie verschiedene Redakteure zur Herstellung der Bierzeitungen, der Semesterberichte und der Nachrichten für das Verbandsblatt. Auch für die einzelnen Kassen wie Baukasse, Festkasse usw. wählte man besondere Beamte, für den Wichs hatte ein besonderer Schmuckwart zu sorgen, das Turnen regelte ein Turnwart, und der Verkehr mit den Altherren lag bei der Uttenruthia in der Hand eines besonderen „Dax̧es", des Philisterprovinzials.

Den Hauptschauplatz des Korporationslebens bildete die Kneipe, die durch ihre meist gemütliche und bequeme Einrichtung dem Burschen die oft recht unwohnliche, reizlose „Bude", seine Studentenwohnung, ersetzen mußte. Da aber durch den mit dem Kneipenleben verbundenen Trinkzwang und manche andere Übelstände das Zusammensein unter vielerlei Übeln litt, so strebte man danach, für die Korporation ein ihr gehöriges Heim zu schaffen. Das älteste Studentenhaus war der Jenaer Burgkeller, welcher der Burschenschaft schon seit 1823 als Burschenhaus diente, und seit Anfang der achtziger Jahre begannen hauptsächlich die Korps, dann aber auch besonders der Wingolf

(seit 1888) und die Burschenschaften, später auch andere Verbindungen und Vereine mit Unterstützung ihrer Altherren eigene Korporationshäuser zu erbauen; in Heidelberg bestanden im Sommer 1893 allein deren neun, in Leipzig 1909 deren zwölf. Eine Rundfrage an den Universitäten ergab Ende 1904, daß es im ganzen damals 128 Korporationshäuser gab, von denen die Korps 60 besaßen. In vielen Fällen war das Studentenhaus äußerlich und innerlich einfach und umfaßte einen Saal für Kommerse, Zimmer für Kneipen, Konvente und Mahlzeiten, sowie im ersten Stock Wohnungen für Studenten. Bei manchen Verbindungshäusern aber zeigte sich ein großer Aufwand von Pracht; schon äußerlich erschienen sie villen- oder schloßähnlich, und im Innern war alles stilvoll, oft sogar luxuriös eingerichtet. Nicht nur Garten und Kegelbahn, auch ein Lesezimmer, Empfangszimmer, Weinzimmer, ja ein Billardsaal standen oftmals den Bewohnern zur Verfügung. Herrliche Bilder, wertvolle Büsten, kunstvolle Gefäße und moderne Beleuchtungskörper für Gas und elektrisches Licht schmückten die Räume. Während in den älteren Häusern eine altertümelnde „altdeutsche" Richtung bei der Ausstattung herrschte, entstammte das Mobiliar in einigen neueren fast durchweg den Werkstätten der modernen Handwerkskunst, und die Ausgestaltung der Räume zeigte dann ein harmonisches Zusammenwirken von Künstlerhänden. Diese teils vornehme, teils prunkvolle Schönheit zeigte so recht die Richtungsveränderung im Studentenleben, und wie ein Märchen aus alter Zeit klingt die Nachricht des Chronisten der Uttenruthia, daß im Wintersemester 1868/69 die „altväterischen Talglichter, die jeweils ein einziges auf jedem Tische in dem Pfeifenqualm kümmerlich ihr Dasein fristeten, der modernen Petroleumbeleuchtung" hätten weichen müssen.

Zu diesen Korporationshäusern, die allerdings nur kleineren Gruppen der Studentenschaft zugute kamen und diese oft zu einem der Umwelt fremden Sonderleben verführten, traten im Laufe der Zeit Studentenheime, die der großen Masse der Musensöhne Unterkunft bieten sollten. Diese Bestrebungen wurden stark durch die Comeniusgesellschaft gefördert, aber erst an vier Orten erfolgten Gründungen, welche Dauer besaßen. In Königsberg entstand 1898 die allgemeinstudentische Palästra Albertina, in Charlottenburg 1903 das „Studentenheim" der Wildenschaft, in München 1904 das allgemeine „Studentenhaus" und in Breslau 1906 das allen zugängliche „Studentenheim". Von ihnen zeichnete sich nur die Königsberger Stiftung durch ihren Reichtum an bequemen Einrichtungen aus; sie besaß außer Restaurationsräumen eine Badeanstalt, eine Turnhalle, Fechtsäle, eine Kegelbahn, einen Tennisplatz und eine eigene Bibliothek.

Diese Studentenhäuser stellten eine wichtige Neuerscheinung dar, sie bildeten einen festen Mittelpunkt für die sie gründende Gemeinschaft und zeigten äußerlich, daß die betreffende Gruppe innerhalb der Studentenschaft zu einer sozialen Macht geworden war, die nicht mehr so leicht vom Hochschulboden verschwinden konnte. Diese Macht stieg noch dadurch, daß die einzelnen studentischen Zusammenschlüsse immer mehr in die bürgerliche Gesellschaft hineinwuchsen; indem sie im eigenen Hause Gastgeber wurden, fessel-

ten sie bestimmte Bürgerkreise als Verkehrsgäste an sich und schufen sich dadurch dauernd Rekrutierungsgebiete. Das sicherste aber waren die Familien ihres Altherrentums, das in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu einer bis dahin unbekannten Bedeutung emporwuchs. Es besserte nicht nur das Finanzwesen der Korporationen und trug besonders zu den Unterhaltungskosten für das Studentenhaus bei, sondern warb in der Philisterwelt für die Korporationstendenzen, indem es sie verherrlichte und ihnen auch im nachakademischen Leben treu blieb. Die ersten Spuren eines Altherrentums finden sich bei den Studentenorden; ausgebildet ward es aber zuerst bei den bayrischen Lebenskorps, denen der Beitretende bis zu seinem Tode angehörte. Bei den übrigen Korps gab es die Einrichtung zuerst nicht, und ihnen kamen andere Verbindungen zuvor, insbesondere die Burschenschaft und die Uttenruthia, also solche Vereinigungen, die einer gewissen Tendenz ihr Dasein verdankten. So spielte in Erlangen das „Alte-Häuser-Kolleg" sehr bald eine wichtige Rolle und 1846 eilten zahlreiche alte Burschenschafter zu einer Jubiläumsfeierlichkeit nach Jena und nahmen dort eine Adresse der Aktiven entgegen. 1858 begründeten auch die Altherren des Leipziger Paulus zu Dresden eine seitdem bestehende Vereinigung. Der Zusammenhang zwischen den Korporationen und den ihnen bald angegliederten Altherren gestaltete sich allmählich immer enger, und auch die ehemaligen Angehörigen gleicher Vereinigungen verschiedener Orte schlossen sich zu Ortsgruppen oder Philisterzirkeln zusammen, wie in Schlesien seit 1871 die alten Mitglieder der katholischen Farbenverbindungen (C. V.). Der erste allgemeine Kommers von Korpsphilistern fand 1862 beim Frankfurter Schützenfeste statt, und seit 1867 folgten ähnliche allgemeine Veranstaltungen in Berlin und Bonn. Die Zandersche Reform brachte dann in die Altherrenkreise der Korps neues Leben, doch dauerte es noch bis 1888, ehe der Gesamtverband alter Korpsphilister zustande kam. Ihrem Beispiel folgten die übrigen Korporationen, und selbst die Freistudenten organisierten — zuerst im Verband ehemaliger Leipziger Finken (1899) — ihre alten Anhänger (Altfinken), ja sie verweigerten auch ehemaligen Freistudentinnen die Aufnahme nicht. Der Zusammenschluß geschah in Hochschul- oder Gauverbänden. Für die engere Verbindung sorgten die Ortsgruppen oder Philisterzirkel, welche oft die merkwürdigsten Namen führten, wie bei der Charlottenburger „Hütte", wo die eine „Hüttenkolonie" sich „Rüdesheimer Hüttenkiste" nannte. Bei Kämpfen mit den Behörden erhielten all diese Verbände eine folgenschwere Bedeutung; oft traten sie oder einzelne Altherren auf, wo es den studentischen Vereinigungen behördlich untersagt ward, beriefen Akademikerversammlungen, verfaßten Resolutionen und Petitionen und gaben dadurch der verfochtenen Sache mehr Nachdruck, als ihr die Aktiven je geben konnten. Die Geschichte des Berliner Vereins Deutscher Studenten sowie die der Freistudentenschaft und des Verbands Deutscher Hochschulen bieten dafür Beweise genug. Die Altherren vermittelten auch den Verkehr mit der weitesten Öffentlichkeit, indem sie auf die Tagespresse und auf die Parlamente einzuwirken suchten, und wiederholt kam es vor, daß studentische Angelegenheiten in den Einzellandtagen, oft sogar im Reichstag auf ihre Veranlassung hin verhandelt wurden.

Die Ansprüche, welche die Korporationen an ihre Mitglieder hinsichtlich der Zeit und des Geldes stellten, waren ungleich. So berechnete man 1894 bei der Erlanger Uttenruthia die Gesamtlasten im Jahr auf rund 47 Mark; bedeutend höhere Forderungen stellten die schlagenden Verbindungen, bei denen das Mitglied über einen monatlichen Wechsel von 180—300 Mark verfügen mußte, wenn es überhaupt recht mitmachen wollte. Kostspielige Stiftungsfeste wurden zuerst in den siebziger Jahren bei den Korps üblich; insbesondere entfaltete man bei großen Erinnerungsfesten viel Pomp, wie z. B. das Korps Borussia in Bonn 1877, wobei 30000 Mark ausgegeben wurden. Diese Sucht, derartige Feste zu feiern, ergriff auch die übrige Studentenschaft; selbst bei Vereinen herrschte gegen Ende des Jahrhunderts die Sitte, das Stiftungsfest auf vier Tage auszudehnen, und auch der katholische Teil der Studentenschaft schlug dieselbe Richtung ein, ja die katholischen Vereine, die 1871 erklärt hatten, daß man „mit den alten, längst bedeutungslos gewordenen und darum vielfach entarteten Formen brechend, ein prunkvolles Auftreten nach außen unterlassen" wolle, stellten 1892 für die 25. Generalversammlung folgendes Programm auf: „Donnerstag, den 28. Juli: Empfangskneipe. Freitag, den 29.: Festgottesdienst, Beratungen, Exkneipe. Samstag, den 30.: Beratungen, Begrüßungskneipe. Sonntag, den 31.: Musikalischer Frühschoppen, gemeinschaftliches Mittagessen, Ausflug nach Plittersdorf. Montag, den 1. August: Beratungen, Exkneipe. Dienstag, den 2.: Feierliches Requiem, Philisterkonvent, Festkommers. Mittwoch, den 3.: Fahrt mit Extradampfer auf dem Rhein, Festessen auf dem Petersberg, Bowle in Heisterbach."

In den Verbindungen selbst herrschte oft bedeutender Luxus; für den Farbenstudenten galt es als allgemeine Pflicht, in Couleur nie anders als zweiter Klasse zu fahren; fremden befreundeten Verbindungen gegenüber bewiesen besonders die Korps lange Zeit eine sehr kostspielige Gastfreundschaft; auswärtige Propatria-Suiten verschlangen gleichfalls große Summen, und die oft wertvollen und teuern Dedikationen, zu deren Beschaffung eine ganze Industrie entstand, nahmen außerdem die Börsen stark in Anspruch. Selbst für nichtstudentische Zwecke mußten die Verbindungen oft ihren Mitgliedern Geld abnehmen. So stifteten 1908 die Kösener Korps dem Grafen Zeppelin mehrere tausend Mark zum Neubau des zerstörten ersten Luftschiffs, desgleichen die Deutsche Burschenschaft über 7000 Mark, sowie 2000 Mark für die Abgebrannten von Donaueschingen (1908). Eine große Leistung bedeutete auch für die einzelnen Gruppen und ihre Alten Herren die Errichtung von Denkmälern, unter denen besonders das Bismarckdenkmal der Korps und das Burschenschaftsdenkmal bei Eisenach hervorragten.

In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hatte es außerhalb der Verbindungen ein wirkliches Studentenleben nur in geringem Maße gegeben. Nach 1850 änderte sich dies, und seit den siebziger Jahren regte sich außer den Vereinen auch die Finkenschaft. Doch gelang es den Freistudenten erst seit Begründung der Leipziger Finkenschaft 1896, ein bemerkenswertes Eigenleben auszugestalten. Als neutrale und lediglich sozial wirkende Partei schufen sie eine stattliche Anzahl allgemeinnütziger Einrichtungen. In ihren

Geschäftszimmern, besonders in Berlin, Charlottenburg und Leipzig, herrschte ein regelrechter und bis ins einzelne durchgebildeter Bürobetrieb, und in den Geschäftsstunden war oft ein beständiges Gehen und Kommen sowie ein dauerndes Erteilen und Empfangen von Auskünften. Die verschiedenen Ämter hatten ihren bestimmten Arbeitsbereich, teils wirkten sie wissenschaftlich fördernd, wie die Studienämter, teils sorgten sie für wirtschaftliche Vergünstigungen, wie Bücherämter, Einkaufsämter, teils unterstützten sie den einzelnen Freistudenten bei Wahrung seiner studentischen Ehre, wie Waffen- und Schiedsämter. Bei wichtigen Fragen arbeiteten nach parlamentarischem Muster besondere Kommissionen, und die Abteilungen mit ihren verschiedensten Einzelzwecken dienten ebenso wie die Generalversammlungen und Gesellschaftsabende dazu, die große Masse der Nichtinkorporierten zu sammeln und unter ihnen Berührungspunkte zu schaffen. Zur Bewältigung aller im Dienste der Freistudentenschaft nötigen Arbeiten war eine starke Vermehrung der Ehrenbeamten notwendig, sie betrug an manchen Stellen (Präsidium, Weiterer Ausschuß usw.) oft 60 und noch mehr Personen.

Neben diesen fest bestimmten Gruppen der akademischen Jugend traten andere Gebilde auf. Seit den siebziger und besonders wieder in den neunziger Jahren suchte man die gesamte Studentenschaft oder einen größeren Teil von ihr in Ausschüssen zusammenzufassen, denen besonders die Regelung allgemeiner Fragen und Feierlichkeiten oblag. Einzelne von ihnen, zumal an den Technischen Hochschulen, wirkten auch in sozialer Hinsicht Ersprießliches, aber die zu einem gedeihlichen Zusammenarbeiten nötige Einigkeit der Studentenschaft ward durch die konfessionelle Fehde und den Hochschulstreit völlig zunichte gemacht und die Kräfte der bestehenden Ausschüsse in fruchtlosem Machtkampf so aufgezehrt, daß außer dem Heidelberger kaum ein anderer sein altes Ansehen wahren konnte. Überdies erschien die Lebensbetätigung dieser Ausschüsse ziemlich beschränkt; gerade in der brennendsten Frage, dem Genugtuungsproblem, vermochten sie nichts zu leisten, ja sie gefährdeten geradezu wie 1906 der Leipziger ihr Dasein, wenn sie dieselbe aufrollen wollten. Sie bildeten daher kein bedeutsames Mittel im Kampfe gegen die Zerklüftung der Studentenschaft; ihnen zum Trotz dauerte vielmehr der alte Zustand fort, und die Korporationen fanden nur wenig Berührungspunkte.

Außer den straff organisierten Korporationen gab es noch eine große Anzahl interkorporativer Zusammenschlüsse an den Hochschulen, dagegen kamen außerhalb derselben — im Gegensatze zu Österreich — nur selten lockere Vereinigungen, sogenannte Ferialverbindungen, zustande (in Süddeutschland). An manchen Universitäten, wie z. B. Leipzig, bildeten sich zwanglose landsmannschaftliche Abende, an denen die aus der gleichen Gegend Stammenden miteinander kneipten. Ähnliche Zusammenkünfte hatten auch die Abiturienten gleicher Gymnasien, z. B. in Berlin, aus ihnen entwickelten sich sogar selbständige Korporationen. Ebenso begannen die wissenschaftlichen Seminare stellenweise zu einem geselligen Mittelpunkt zu werden; nach den oft anstrengenden theoretischen Übungen unter Leitung eines Professors vereinigte man sich vielfach bei einem Glase Bier

und veranstaltete bei bestimmten Anlässen eigene Seminarkneipen. Bei keinem Teil der Studentenschaft aber erschien das Gefühl gemeinsamen Studiums so ausgebildet wie bei den Medizinern. An vielen Universitäten waren die Kliniker vereinsmäßig organisiert, allerdings in erster Linie, um berufliche Interessen zu verteidigen. Aber gelegentlich wirkten diese Zusammenschlüsse auch förderlich auf das Gemeinschaftsleben, und berühmt wurden gegen Ende des Jahrhunderts die Tübinger Kliniker feste, die alljährlich einen ungefähr gleichen Verlauf nahmen. „Schon eine Woche vor dem Fest", so lautet der Bericht von 1898, „durchfuhr die ‚Bierkommission des Klinikervereins' in vierspännigem Wagen die Stadt, um an jeder Bierquelle zu halten und das Naß auf seine Güte zu untersuchen. Am Tage des Festes selber sammelten sich die Kliniker, mit den kuriosesten Strohhüten bedeckt, auf dem Marktplatz, um unter Vorantritt der Regimentskapelle in festlichem Zuge die Stadt zu durchziehen. Den Zug eröffnete auf grotesk bemaltem Schimmel der Tod in schwarzem Gewand, ausgerüstet mit Sense und Sanduhr, hinter ihm drei Kliniker in Operationsmänteln mit riesiger Zange, Schere und Messer. Daran schlossen sich Radfahrer mit blumengeschmückten Rädern, gefolgt von der Schar der ‚Praktikanten', deren Vorreiter einen Schild führte mit der Aufschrift: ‚Wehe, wenn sie losgelassen'; hinter ihnen schritt die Schar der übrigen Kliniker, deren Vorreiter die Devise führte: ‚Τόμεν ὕδωρ ἄριστον' (Das Beste aber ist das Wasser), was aber nicht hinderte, daß der diese Gruppe schließende Wagen, den die mit großen papiernen Maßkrügen bedeckte ‚Bierkommission' bevölkerte, Bieres die Fülle seinen Insassen spendete. Einer der drolligsten Einfälle war die Darstellung der ‚Theorie Schenk' durch zwei große, von Klinikern geführte Störche, deren jeder einen großen Zuckerhut trug. — Den Schluß bildete ein mit allerlei auf die in Tübingen vorgekommenen Typhusfälle bezüglichen Inschriften geschmückter Wagen, von dessen Höhe herab ein in altmodischer Tracht gekleidetes Mädchen aus einer riesigen Röhre ‚Typhusbazillen' in Gestalt von Konfekt unter die Menge warf, während zwei altmodisch gekleidete Ärzte mit riesigen Klystierspritzen den Inhalt großer Wasserfässer in den Menschenknäuel, der sich um die Bazillen riß, zu großer Belustigung des zuschauenden Publikums spritzten."

Auch Tischgenossenschaften und Stammtische pflegten ein gewisses selbständiges Leben auszubilden. Während allerdings die letzteren sehr leicht in Saufgesellschaften ausarteten und in ihren Sitten der Halleschen Bumsia zu Schnabels Zeit durchaus ähnlich erschienen, pflegten die ersteren im allgemeinen einen besseren Geist. Am berühmtesten unter ihnen war das Leipziger Konvikt, jene von Kurfürst Moritz gegründete Speiseanstalt, wo jetzt nicht mehr nur arme Studenten, sondern auch Angehörige der mittleren Bürgerschichten unentgeltlich zu Mittag und Abend verpflegt werden. Die Zahl der dort Speisenden stieg bis 1909 auf nahezu 300 und setzte sich aus rechtmäßigen Inhabern der Plätze und aus sogenannten „Schnurrern" zusammen, die nur eine Interimskarte (Schnurrkarte) besaßen und die Plätze der Fehlenden einnehmen durften. An den Tischen, an denen immer je zwölf saßen, entwickelte sich bei den Mahlzeiten, die aus derber Hausmannskost bestanden, ein harm-

loses, frisches, von Scherz und Humor gewürztes Beisammensein, und wenn ein neuer Gast dauernd einen Platz erhielt, so feierte man diese Gelegenheit, wobei der Neue einen sogenannten „Wurstsatz" (Bratkartoffeln und Bratwurst für jeden Tischgenossen) spendete. Dabei „stieg" immer ein launiger Wurstsatzvers, durch den der ganze Tisch den übrigen Konviktoristen laute Kunde von seiner Freude gab. Eine große Anzahl von solchen Versen sind bereits gesammelt und bilden einen hübschen Beitrag zur Geschichte des Leipziger Studentenhumors. Manchmal bekam dem Dichter das Dichten schlecht. Einst „ödete" ein Tisch den älteren, griesgrämigen Konviktinspektor an:

„Der Herr Inspektor ist vergnügt,
Wenn er auch nichts vom Wurstsatz kriegt."

Der Verfasser verlor darauf zur Strafe 14 Tage seinen Platz, was man durch folgende Verse zur Kenntnis brachte:

„Wer unsern Herrn Inspektor kränkt,
Wird vierzehn Tage 'rausgehängt!"

Manchmal entspann sich geradezu ein Geplänkel zwischen verschiedenen Tischen. So verkündete einst gegen Ende des Monats der eine:

„Schon wieder gibt es Wurstsatz heut.
Die andern sehen es mit Neid."

Darauf griff ein anderer Tisch ein:

„Man kann wohl gut mit Wurstsatz prahlen,
Doch kann man ihn auch heut' bezahlen?"

Darauf meinte ein dritter Tisch:

„Ob man den Wurstsatz zahlen kann,
Das geht die andern gar nichts an."

Manchmal stiegen auch derartige Verse, ohne daß ein Wurstsatz zu feiern gewesen wäre. Als einst z. B. bei Kaisersgeburtstag nur das übliche Tagesgericht verabreicht ward, rief ein Tisch in heller Entrüstung:

„Am heut'gen Tage Rindfleisch nur und Graupen
Das sollte doch der Kaiser nicht erlauben!"

Während früher für die ganze Studentenschaft einer Hochschule ein gemeinsamer Komment bestanden hatte, gab es jetzt deren mehrere; jeder große Verband besaß seinen eigenen, wenn er auch mit den übrigen in vielen Dingen übereinstimmte. Das Verhalten der Mitglieder gleichartiger Gruppen zueinander war von korrekter, oft sehr zeremonieller Höflichkeit; fremde Gruppen wurden vielfach vornehm oder höhnisch ignoriert; ja es herrschte oft zwischen den einzelnen ungleichartigen Korporationen und ganzen Verbänden ein Verhältnis, das jedes Zusammenarbeiten großen Stiles unmöglich machte: der Verruf. Dieser war zumeist die Folge davon, daß man beim Austrag von Ehrenangelegenheiten keine beiden Teilen genügende Einigung erzielt hatte.

Zu den an den deutschen Hochschulen studierenden Ausländern erschien die Stellung der akademischen Jugend verschieden. Die aus dem Westen stam-

menden wurden jederzeit gern gesehen, die aus dem slavischen Osten kommenden dagegen schätzte man weniger, und ihre zunehmende Zahl führte gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts zuerst an den Technischen Hochschulen geradezu zu einer Ausländerfrage, die sogar Männer wie der Leipziger Professor Wach unterschätzten, wenn sie dieselbe einfach als einen „Irrtum" bezeichneten. Die Techniker und Bergakademiker fürchteten die ihnen unbequeme spätere Konkurrenz und sahen sich auch sonst bei den Hochschuleinrichtungen benachteiligt, ebenso die Studenten der von Ausländern, besonders Russen, stark besuchten Universitäten. Man forderte deshalb — zumal während des Hochschulstreits — gewisse Vorrechte beim Belegen der Kollegien und eine stärkere Besteuerung der Ausheimischen, was man zumeist erreichte; aber man ließ sich gelegentlich auch, wie 1905 in Jena, zu einer schweren Beleidigung der Fremden hinreißen, indem man von den Behörden forderte, diese möchten ihnen „einen sittlich einwandfreien, eines Studenten würdigen Lebenswandel zur Pflicht machen".

Die Deutschen, welche im Ausland studierten, suchten naturgemäß mehr den Verkehr mit der dortigen Bevölkerung als den mit ihren Landsleuten, da sie möglichst tief in das fremde Leben eindringen wollten. Doch kamen in Lausanne nicht nur reichsdeutsche Korporationen, wie 1887 die Germania (mit Korpsprinzip), sondern 1906 ein „Deutscher Studentenabend" zusammen, und im Sommer 1908 überreichte eine Abordnung ehemaliger Lausanner Studenten aus Reichsdeutschland eine von über 100 Kommilitonen unterzeichnete Adresse, in der man gelegentlich des Falles Kuhlenbeck der angegriffenen Universität Dankbarkeit und Vertrauen aussprach. Und in Genf bildete sich nach 1900 ein Deutscher Akademischer Klub, der einen geselligen Mittelpunkt für die Deutschen bilden und ihnen die Erlernung der französischen Sprache erleichtern wollte, ja sogar zu letzterem Zwecke den Gebrauch des Deutschen in den Klubräumen zu verpönen suchte. Ähnliche Zwecke verfolgte die Deutsche Wissenschaftliche Vereinigung (German Scientific Society) zu Oxford, die 1908 entstand, „um im Sinne von Cecil Rhodes den Gedankenaustausch und das Sichkennenlernen der beiden Nachbarvölker England und Deutschland zu erleichtern und zu vertiefen".

Von tiefgehendem Einfluß auf die Ausgestaltung des modernen studentischen Lebens war das Aufkommen der studentischen Presse. Solange die Hochschulen ein auf den Hochschulort beschränktes und wenig umfangreiches Leben führten und die Studentenschaft mit ihren Daseinsäußerungen ebenfalls nur örtliche Bedeutung besaß, fehlte das Bedürfnis für irgendwelches Preßorgan. Erst von dem Augenblick an, wo man in der Studentenschaft fühlte, daß man den Kommilitonen und der Öffentlichkeit etwas Mitteilenswertes zu sagen habe, konnte der Wunsch nach studentischen Zeitungen rege werden. Zum erstenmal zeigte sich dieser Trieb, durch eine eigne Presse nach außen zu wirken, beim Wartburgfeste 1817, aber dieser Versuch, „Der deutschen Burschen fliegende Blätter", wurde sofort durch behördliches Verbot unmöglich gemacht.

Gleich der Urburschenschaft hatten auch die späteren, meist demokratisch

gefärbten Strömungen in der Studentenschaft das Verlangen, für ihre Ideen durch selbständige Preßorgane unter den Kommilitonen zu werben. Insbesondere erkannte man in den vierziger Jahren mit Scharfblick, welch mächtige Waffe man in eigenen Zeitungen besäße. So gab G. v. Struve eine „Zeitschrift für Deutschlands Hochschulen" seit 1844 heraus, die den Standpunkt des studentischen Progresses vertrat; in Wien erschien 1848 ein „Politischer Studenten-Courier" und in Göttingen entstand im selben Jahre eine „Deutsche Studentenzeitung". Aber diese Blätter besaßen nur kurze Lebensdauer, ebenso wie die damals begründeten allgemeineren Organe, wie z. B. die reichhaltige „Akademische Monatsschrift" zu Leipzig. Gleichfalls nur geraume Zeit (1859/60) erschienen die „Jenaischen Blätter für Geschichte und Reform des deutschen Universitätswesens, insbesondere des Studentenlebens", die von einem alten Burschenschafter, Professor Scheidler, herausgegeben wurden. Den modernen studentischen Zeitschriften, die sowohl allgemein akademische Angelegenheiten wie Studententum behandeln, kamen zuerst zwei Zeitungen der sechziger Jahre am nächsten, die im korpsstudentischen Sinne geleitete „Allgemeine Deutsche Universitäts-Zeitschrift", herausgegeben von Dr. Eduard Löwenthal (1860 bis 1861) und die „Allgemeine Akademische Zeitung" von Dr. F. Bartholomäi, welche den Burschenschaftsstandpunkt vertrat (1861 bis 1866). Ihnen folgte von 1868 bis 1870 die vom Permanenten Studenten-Komitee zu Leipzig begründete „Akademische Zeitschrift".

Waren alle bisher erwähnten Zeitschriften auf die Verbreitung gewisser Ideen in weiterer Öffentlichkeit berechnet, so trat seit den siebziger Jahren ein anderer Gesichtspunkt hervor, der von größter Bedeutung für die Weiterentwicklung sein sollte. Die in der Studentenschaft wirksamen Richtungen, welche in den Korporationen Ausdruck fanden, fühlten das Bedürfnis, das Grundsätzliche ihrer Bestrebungen zu klären, an den verschiedenen Hochschulen einheitlich zu entwickeln und die ehemaligen und jungen Vertreter ihrer Ideen mit einem gleichartigen Verbindungsgeist zu erfüllen. Es erschien ihnen daher gar nicht wünschenswert, zu sehr an die Öffentlichkeit zu treten und durch deren Kritik beeinflußt zu werden, sondern man wollte unter sich sein. Mit zielbewußter Sicherheit ging in Deutschland von allen Korporationsverbänden zuerst der Wingolf vor und gründete 1872 die Wingolfsblätter, die seitdem unter strengster Ausschaltung der Öffentlichkeit erschienen. 1875 entstand das „Correspondenzblatt der Akademischen Piusvereine Deutschlands" und 1878 die „Unitas" des Verbandes der wissenschaftlichen katholischen Studentenvereine. Dieses Bedürfnis nach Organen, die nur einem beschränkten Kreise Gleichgesinnter zugänglich waren, machte sich auch in späterer Zeit geltend und führte zur Gründung von Blättern und Blättchen, die in Bibliotheken kaum vorhanden und ihrer Zahl nach durchaus unbestimmbar sind. Aber es zeigte sich sehr bald, daß diese Art Presse den Bedürfnissen der Korporationen selbst nicht mehr genügte. Die rastlose Werbung der Vereine Deutscher Studenten, die alle nationalgesinnten Akademiker an sich zu ziehen und die anderen Korporationen zu schädigen drohten, bewies den letzteren deutlich die Notwendigkeit, für die eigenen Bestrebungen in der Öffentlichkeit Stimmung zu machen.

Zuerst organisierten sich unter der Führung von Dr. Konrad Küster die liberalen Elemente der Studentenschaft und versuchten in der „Neuen Deutschen Studenten-Zeitung" (1884—1886) ein Gegengewicht zum Organ ihrer Gegner, der „Kyffhäuser-Zeitung" (1881—1885) zu schaffen. 1884 entstanden die „Akademischen Monatshefte" der Kösener Korps und die „Akademische Turn-Zeitung" der Turnerschaften. 1886 gründete der Kyffhäuserverband die „Akademischen Blätter", 1887 rief Dr. Konrad Küster die „Allgemeine Deutsche Universitäts-Zeitung" ins Leben (bis 1905), und im selben Jahre begannen die „Burschenschaftlichen Blätter" zu erscheinen. Die katholischen Verbindungen schufen 1888 die „Academia", der im selben Jahre die „Akademischen Monatsblätter" der katholischen Studentenvereine zur Seite traten. In den nächsten Jahren (bis 1909) entstanden weitere Organe, darunter der „Schwarzburgbund", der „Deutsche Burschenschafter" der technischen Burschenschaften, die „Neuphilologischen Blätter" des Verbandes neuphilologischer Vereine, die „Monatsschrift des Rudolstädter S. C." (der tierärztlichen Korps), das „Korrespondenzblatt für studierende Abstinenten", die „A. D. B.-Zeitschrift" (der Reformburschenschaften), die „Deutsche Hochschule" (Verband Deutscher Hochschulen), die „Korpsstudentischen Monatshefte" der Weinheimer Korps, „Der Akademiker" (Monatsschrift des katholischen Akademikerverbandes) u. a. Eine bedeutsame Rolle in der Geschichte des studentischen Preßwesens spielt die freistudentische Bewegung. Ihrem ganzen Charakter entsprechend mußte sie in den einzelnen Hochschulstädten auf weiteste Kreise der Studentenschaft einwirken und dabei nachdrücklich die Interessen ihrer Anhänger gegen Angriffe am Orte selbst vertreten. So entstand an zahlreichen Hochschulen eine teilweise kurzlebige freistudentische Ortspresse (im ganzen etwa 20 Blätter), die ursprünglich ihrem Inhalt nach sehr unbedeutend war und erst allmählich auf ein höheres Niveau gehoben wurde. Da aber die freistudentische Bewegung, wenn sie ihre Einheitlichkeit erhalten wollte, eines Gesamtorgans bedurfte, das über den örtlichen Kämpfen stand, so führte die Entwicklung ganz von selbst dazu, daß das Organ der Altfinkenverbände, die 1898 gegründeten „Finkenblätter", unter dem Namen „Freistudentische Rundschau", später „Akademische Rundschau", zum Zentralorgan ausgestaltet wurde.

Die Zahl der jetzt erscheinenden studentischen und akademischen Zeitschriften läßt sich nicht genau feststellen, doch dürfte sie kaum unter 50 sein. Das Bestehen einer so umfangreichen Presse zeugt davon, daß die Anteilnahme der akademisch Gebildeten am Hochschul- und Studentenleben nicht unbedeutend ist, und macht es verständlich, daß allgemeine Blätter, wie die Münchner „Hochschulnachrichten" von Dr. P. v. Salvisberg, so schwer Eingang in akademische Kreise finden. Die Auflagehöhe schwankt jetzt zwischen 300 und 9000, und man hat berechnet, daß jährlich mindestens 1300000 Einzelexemplare in die Welt hinausgehen. Als Schriftleiter und Mitarbeiter wirken zumeist Alte Herren; die Verbindung mit Berufsschriftstellern ist sehr gering; zahlen doch nur etwa 13 Blätter an Mitarbeiter und etwa 10 an ihre Schriftleiter Honorare. Der Inhalt ist im ganzen oft recht bunt, doch finden sich — vielfach allerdings mehr verborgen als veröffentlicht — darunter wertvolle Beiträge, die jeder

deutschen Zeitschrift zur Ehre gereichen würden. Ja, manches Organ, wie die „Akademischen Blätter“ und die „Burschenschaftlichen Blätter“ beeinflussen durch ihre ernst und wissenschaftlich gehaltenen Artikel über Politik und Sozialwissenschaft infolge ihrer weiten Verbreitung sicherlich mehr Personen, als man in der Öffentlichkeit vielfach denkt. Ein ähnliches Vorwärtsstreben regt sich auch in der übrigen Presse, und es bedeutet eine gewaltige Verkennung der Tatsachen, wenn in Tagesblättern das oberflächliche Urteil abgegeben wird: „Unsere Studentenzeitungen können ihrer ganzen Beschaffenheit nach in ernsten Fragen gar nicht berücksichtigt werden.“

Eine wichtige Rolle im Studentenleben spielte das Trinken. Das üblichste Getränk war das Bier, und der Musensohn pflegte sogar bei der Wahl der Hochschule darauf zu achten, ob die „Bierverhältnisse“ teuer oder billig seien. Die Verteuerung des Bieres führte gelegentlich zu einem regelrechten „Bierkrieg“, der allerdings zumeist etwas Humoristisches besaß. „Allabendlich kann man“, so erzählt ein Bericht aus Bonn (November 1909), „ganze Tischrunden in den Lokalen, die dem Verkehr freigegeben sind, bei Selterswasser versammelt sehen. In den Gasthäusern, die dem Verkehrsverbot unterliegen, herrscht abends eine beängstigende Stille. Die Vertreterversammlung der nichtkonfessionellen Korporationen hat obendrein in den Tageszeitungen die Bonner Bürger aufgefordert, auch kein Bier mehr zu trinken. Der Bierkrieg macht sich hauptsächlich in dem Anzeigenteile der Zeitungen bemerkbar. ‚Bonner Bürger, trinkt Sinalco‘, so steht zu lesen, und an andrer Stelle beantworten ‚Mehrere Gewerbetreibende‘ die studentische Aufforderung an die Bonner Bürger also: ‚Bonner Bürger! Trinket euer Bier ruhig weiter und laßt euch nicht beirren!‘“

Auf den Kneipen der meisten Korporationen herrschte bei den Zusammenkünften der Bierkomment, der zwar von den verschiedenen Gruppen selbständig bearbeitet worden war, aber sich in den Hauptpunkten doch glich und auf die Fassung der älteren Bierregeln (vor 1850) zurückging. Manche Korps, wie die Münchener, besaßen überhaupt keinen festgelegten Bierkomment, bei anderen begann er gegen Ende des Jahrhunderts einzuschlafen, und bei den Freistudenten fand er überhaupt kaum Eingang. Die Kneipen der Korporationen behielten auch weiterhin den kommersähnlichen Charakter, den sie seit Beginn des Jahrhunderts angenommen hatten. Der „Landesvater“ wurde nur bei den engeren Verbindungskommersen gestochen, bei den allgemeinen Kommersen, die bei allen möglichen Anlässen immer mehr aufkamen, begnügte man sich mit einem Programm, bei dem Musikstücke, Reden und Lieder miteinander abwechselten. Die häufige Wiederkehr solcher Kommerse trug dazu bei, daß die fest geregelten Formen sehr vielen als etwas Abgelebtes, ja Langweiliges erschienen, dem man nicht mehr die freudige Begeisterung von früher entgegenbrachte. Und durch die Riesenkommerse des Berliner Vereins Deutscher Studenten wurden die Formen den zahlreichen Gästen aus nichtstudentischen Kreisen zuletzt so geläufig, daß man derartige Trinkfeste auch in der bürgerlichen Welt ganz allgemein feierte und der Kommers ohne „Landesvater“ damit aufhörte, eine ausschließlich studentische Angelegenheit zu sein.

Für Unterhaltung beim Trinken sorgten die Spiele des Bierkomments; Biergerichte beendeten die Bierskandale, und das Bierjungentrinken übertrug die Form des Duells auf das Kneipenleben. Die älteren Bierspiele verschwanden wohl allgemein, der „Fürst von Thoren" hielt sich an manchen Hochschulen, auch die Hofstaaten gediehen besonders in Jena, und zu dem Ehrensalamander, der jetzt allgemein ward, kam nach 1850 als neue Sitte der Trauersalamander zu Ehren eines Verstorbenen, bei dem die Gläser nicht auf dem Tisch gerieben, sondern lautlos in der Luft bewegt und dann still niedergesetzt wurden.

Als schärfster Feind der akademischen Trinksitten trat die Abstinenzbewegung auf. Ihr Umsichgreifen in weiten Kreisen hatte zur Folge, daß auch die Zahl der studierenden Abstinenten immer größer wurde, so daß zuletzt die verschiedenen Gruppen Stellung nehmen mußten, wie sie sich zu den Alkoholgegnern verhalten sollten. Am frühesten taten dies die Reformburschenschaften (1906), die keinem Enthaltsamen die Aufnahme verweigert wissen wollten. Einen interessanten Überblick gibt eine Rundfrage, die Paul Reiner 1908 an 782 Korporationen richtete, und die von 298 beantwortet wurde. Von diesen nahmen 251 Abstinenten auf, und zwar 214 bedingungslos, 28 lehnten die Aufnahme ab. 103 besaßen sogar abstinente Aktive und 82 verwarfen den Trinkzwang. Eine planmäßige Verbreitung der Abstinenzgedanken versuchten nur der Bund der studierenden Abstinenten und in Stuttgart die abstinente Studentenverbindung Iberia.

Für das studentische Fechten drang als Kommentwaffe allgemein der Korb- oder der Glockenschläger durch, das Säbelfechten ward vernachlässigt, und das Pistolenschießen erhielt nur ganz selten, z. B. in freistudentischen Abteilungen und einigen Turnvereinen, regelrechte Pflege. Bei der Mensur wurde der letzte Rest von Beweglichkeit in der Stellung beseitigt. Seit den vierziger Jahren begannen, zuerst in Norddeutschland, Regeln für Stellung, für Auslage und für Erwidern von Hieben üblich zu werden, und diese Entwicklung erreichte bei den Korps in den siebziger und achtziger Jahren ihren Höhepunkt, und von 1870 bis 1890 übte sogar der Seniorenkonvent über die einzelnen Korps ein Aufsichtsrecht bezüglich ihres Verhaltens auf Mensur und konnte auf Anfrage hin Mensuren für ungenügend erklären. Noch bis etwa 1870 hatte man an der Ansicht festgehalten, „daß es bei der Mensur vor allem darauf ankomme, die Hiebe des Gegners zu parieren und diesen durch feines, kunstgerechtes Fechten zu verwunden, womöglich ‚abzuführen'. Darum ermahnte man die Füxe auf dem Fechtboden, nicht bloß hauen, sondern auch parieren zu lernen: denn ‚geholzt' sei nicht gefochten. Man schärfte ihnen ein, daß die Aufgabe eines guten Schlägers die sei, den Gegner zu zeichnen, und daß es eine Schmach wäre, wenn das Paukbuch der Korporation am Ende des Semesters eine Unterbilanz an ausgeteilten ‚Blutigen' oder ein Plus an erlittenen ‚Abfuhren' aufwies. Diesem Zweck entsprach denn auch die ganze Stellung des Paukanten und seine Fechtart . . . Der Korb lag wenig über Gesichtshöhe des Paukanten, die Spitze war stark nach unten geneigt, die linke Schulter wurde weit zurückgehalten. Man hielt den Gegner und jede seiner Bewegungen scharf im Auge und suchte einerseits durch geschicktes Parieren und

gedecktes Schlagen die Hiebe des andern abzufangen, andrerseits suchte man dem Gegenpaukanten auf jede Weise eine Blöße abzugewinnen, um ihm einen Schmiß beizubringen. Man zog Hiebe an, man schlug Finten, man trat oder sprang zur Seite und nach vorn — alle Listen und Künste galten."

Seit den siebziger Jahren änderte sich die Fechtweise derart, daß es lediglich darauf ankam, „ohne Rücksicht auf das Parieren und etwaige Blößen, die man sich dabei gab, möglichst rasch hintereinander und kräftig drauf loszuschlagen. Wurde ein Hieb nicht erwidert, so fragte der Gegensekundant an, und wiederholten sich solche Anfragen, so galt die Mensur als „ungenügend", und der betreffende Paukant wurde solange dimittiert, bis er sich durch eine Reinigungsmensur herausschlug. Die Folge war, daß die beiden Gegner auf „Los" in der Regel beide zugleich anschlugen, und daß oft der ganze Gang nur aus à tempo-Hieben bestand. Hinzu kam, daß der Paukant, um nur ja keinen Zweifel an seiner Tapferkeit aufkommen zu lassen, wie festgewurzelt an seinem Platze stand, kein Glied außer dem Handgelenk rührte und, ohne mit der Wimper zu zucken, den Kopf oder das Gesicht der Klinge seines Gegners aussetzte."

Am Paukwichs veränderte man nicht viel; es kam nur statt der Paukhose der Lederschurz auf, und einige Leder schützten besonders wichtige Teile, wie das Herz. In den vierziger Jahren fügte man die Paukbrille hinzu, die seit etwa 1870 als allgemein üblich erscheint. Dagegen fiel die Kopfbedeckung weg, und nur in dem sinnlos gewordenen Ausdruck „Forderung auf oder ohne Mützen" hielt sich die Erinnerung an die alte Sitte.

Das bei der Mensur übliche Kommando des einen Sekundanten lautet: „Auf die Mensur!" — Die Paukanten gehen in die Auslage — der Gegensekundant ruft: „Halt!" Beide springen ein, nehmen den Paukanten die Mütze ab, und erst jetzt ertönt das vollständige Kommando: „Auf die Mensur!" — „Bindet die Klingen!" — „Sind gebunden!" — „Los!" Und nun fallen die ersten Hiebe.

Der Schläger dient zum Ausfechten der Bestimmungsmensuren, die sich zuerst bei den Korps klar herausbildeten. Schon zu Kußmauls Zeit (nach 1840) schickte das auf der Kontrahierkneipe angegriffene Korps seinen Kartellträger, der als unverletzlich galt und mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen wurde, mit einem Bestimmzettel auf die Kneipe der Gegner und ließ Ort und Zeit der Bestimmungsmensuren vereinbaren. Noch in den fünfziger Jahren gingen nicht alle Korps auf Bestimmung los wie Hopfens Roman: „Der letzte Hieb" deutlich zeigt. Auch an vielen anderen Stellen hielt man lange daran fest, daß der Mensur eine wenn auch noch so gesuchte Kontrahage vorausgehe, und erst in den letzten zwei Jahrzehnten setzte sich bei allen schlagenden Verbindungen die reine Bestimmungsmensur, für die überhaupt keine Beleidigung vorliegt, allgemein durch. Diese Einrichtung bildete die Zielscheibe für zahlreiche Angriffe, und besonders die Duellgegner wandten sich gegen sie, weil sie in ihr die Wurzel der von ihnen bekämpften Duellwut sahen. Ihre Verteidiger suchten sie dadurch zu rechtfertigen, daß sie meinten, die Bestimmungsmensuren veranlaßten den Farbenstudenten zu kräftigender Leibesübung sowie zu fleißigem Fechten und schützten ihn so vor Verweichlichung. Außerdem seien

sie wichtig zur Stärkung des Mutes, höben das moralische Selbstgefühl und übten die Selbstbeherrschung. Insbesondere rühmte man, daß eine anerzogene moralische Kraft dazu gehöre, sich dem mit der blanken Waffe überlegenen Gegner zur Verfügung zu stellen und den Abfuhrhieb mit resignierter Ruhe kommen zu sehen.

Den Bestimmungsmensuren kamen ihrem Wesen nach die Propatria-Suiten am nächsten, doch wurden dieselben gegen Ende des Jahrhunderts ihrer Zahl nach eingeschränkt; besonders die Korps, bei denen sie in den siebziger Jahren sehr überhand genommen hatten, ließen seit 1881 derartige „Korpshatzen" nur nach Genehmigung durch ein Schiedsamt zu.

Bedeutete die Schlägermensur im ganzen ein nicht gefährliches Waffenspiel, so war die Säbelmensur, zumal die mit schweren Bedingungen, ein regelrechter Kampf, der mit Recht unter das Strafgesetzbuch fiel. Ähnlich stand es mit den Pistolenduellen, deren Zahl sich in den letzten 30 Jahren stark vermehrt hat. Sowohl für die Säbel- wie für die Pistolenmensur schuf man eigene Komments. Unnötigerweise griff man vielfach schon bei geringfügigen Beleidigungen zur Pistole, wenn sich die Parteien infolge der bestehenden Verrufsverhältnisse über die Wahl der Waffe nicht einigen konnten, oder wenn es sich um Streitigkeiten von Studenten mit Offizieren handelte. Trotz eifriger Agitation erreichte die Deutsche Burschenschaft 1902 nicht, daß der Säbel allgemein die Pistole im akademischen Leben ersetzte, und vergebens sang die Münchener „Jugend":

„Gibt's eine Fehde, dann Stirn gegen Stirne!
Den ehrlichen Kampf schätzt keiner gering!
— Die Kugel ist eine törichte Dirne!
Ein wackrer Bursche die blanke Kling'!"

Eine sehr schwierige Sache war die Einigung über die Wahl der Waffen. Das erscheint z. B. sehr leicht erklärlich bei Streitigkeiten von Offizieren und Studenten, da erstere den Schläger gar nicht und den Studentensäbel kaum gewohnt waren. Ebenso zeigten sich Schwierigkeiten, wenn ein Freistudent auf Mensur mit einem Verbindungsstudenten antreten mußte. Jeder Duellanhänger sollte sich ohne weiteres den bestehenden Abmachungen fügen. Man unterschied nämlich ein engeres „Paukverhältnis", bei dem zwei Verbindungen regelmäßig, insbesondere auch bei Bestimmungsmensuren miteinander fochten, und das losere „Kontrahageverhältnis", bei dem man nur auf bestimmte Waffen und bei Beleidigungen gegeneinander „losging". Diese Waffenverhältnisse waren sehr wichtig, und eine Verbindung, die an ihrer Hochschule keine solchen fand, erschien als schlagende Korporation nicht lebensfähig. Vielfach versuchten die Bestimmungsmensuren schlagenden Verbindungen ihre Übermacht in der Waffenfrage zu zeigen, indem sie wie 1903 in Leipzig die Waffen aller übrigen nicht anerkannten, was dort die Gegner zur sofortigen Bildung eines „Waffenrings" veranlaßte. Vielfach wählte man den Ausweg, daß man auf „schwarze" oder „Kavalierwaffen" an Stelle der Verbindungswaffen antrat; andernfalls war überhaupt eine Erledigung des Ehrenhandels unmöglich, so daß gerade bei Korporationen mit „unbedingter Satisfaktion" in Wirk-

lichkeit die Genugtuung oft recht bedingt erschien. Ja, dieser Zustand des Verrufs, der entweder als „Waffenverruf“ zumeist eine ganze Korporation traf oder als „Gemeinheits- oder Feigheitsverruf“ — so hieß es bei der Burschenschaft — den einzelnen brandmarkte, vergiftete das studentische Leben sehr. Infolgedessen kamen sogar bei Lappalien unnötigerweise die schwersten inkommentmäßigen Beleidigungen, wie Ohrfeigen und Prügel, lediglich deshalb vor, um auf jeden Fall ein Duell zu erzwingen, wie 1902 zu Karlsruhe beim Falle Ruff-Reiß, der zu einem Pistolenduell mit tödlichem Ausgang führte. Für die Kavalierwaffen traten besonders seit 1895 auf Anregung des Berliner Turnvereins Arminia der Akademische Turnbund und seit 1902 die Freistudentenschaften ein, sowie in Berlin eine 1899 gestiftete Vereinigung einer großen Anzahl von Korporationen, deren Angehörige nur auf solche Waffen antreten dürfen.

Von Bedeutung wurde allmählich die Einrichtung des Ehrengerichts, das bei den waffenführenden Korporationen jedem Säbel- oder Pistolenduell vorangehen mußte. Es setzte sich gewöhnlich aus Angehörigen der beiden in Waffenverhältnis stehenden Verbindungen zusammen, denen die beiden Duellanten angehörten oder deren „Waffenschutz“ sie genossen. Die Deutsche Burschenschaft forderte bei der Bewegung gegen die Pistolenmensuren vom Offizierskorps eine paritätische Besetzung der Ehrengerichte bei Streitigkeiten von Offizieren und Studenten, aber keine Verbindung dachte daran, den Kommilitonen allgemein dasselbe Recht zu gewähren, und die Korps forderten mehrfach — allerdings vergeblich — wie z. B. 1906 in Heidelberg Freistudenten und andere vor ihren Richterstuhl. Die Bemühungen, diese Einzelehrengerichte durch ein allgemeinstudentisches zu ersetzen, wie es um 1870 die studentische Reformpartei und 1896 die Charlottenburger Ehrengerichtsbewegung bezweckten, scheiterten zumeist am Widerstande der schlagenden Korporationen. Aber deren Einfluß in dieser Angelegenheit wurde durch die Einrichtungen, welche die Freistudentenschaften zum Schutze der Ehre ihren Anhänger trafen, sowie durch den Widerstand der immer größer werdenden Gruppe der Duellgegner stark eingedämmt. Letztere fanden im Wingolf, im Schwarzburgbund und besonders in den katholischen Vereinigungen nachdrücklich vorgehende Vertreter, und das Eingreifen der Deutschen Antiduell-Liga, welche 1908 in Leipzig nach österreichischem Muster die erste studentische Vereinigung gegen das Duell, den „Verein zum Schutze der Ehre an der Universität Leipzig“, ins Leben rief, sowie die Stiftung des Göttinger Ehrenrates (1909) deuteten auf eine für allgemeine Ehrengerichte günstigere Zukunft.

Neben dem Fechten begann seit 1860 das Turnen eine eingehende Pflege bei der Studentenschaft zu finden, es wurde zum Prinzip der farbentragenden Turnerschaften, die ihm wöchentlich drei Stunden satzungsgemäß widmen mußten, und der nichtfarbentragenden Turnvereine, die gleichfalls das Turnen nachdrücklich betrieben. Beide Korporationsbünde zeigten auf großen Turnfesten, daß sie den auf sie gesetzten Erwartungen voll entsprachen. Ihnen folgten allmählich andre Korporationen wie die Reformburschenschaften, einzelne Burschenschaften, sowie katholische Vereinigungen und interkorporative

Zusammenschlüsse wie z. B. der Leipziger Turnabend. Die Turnvereine pflegten auch zuerst die Turnspiele, ja der Spielerlaß des Ministers Goßler von 1882 war mit veranlaßt durch einen Bericht über die Spiele des Berliner Akademischen Turnvereins in Schönholz, und schon im selben Jahre begann der Breslauer Turnverein, in eignen Booten zu rudern, nachdem er bereits vorher Dauerfahrten von Breslau nach Stettin unternommen hatte. 1908 betrieben elf Turnvereine das Rudern als Korporationsveranstaltung oder in besonderen Riegen, und der Berliner Turnverein Arminia erzielte auch im Rennrudern bedeutende Erfolge. Daneben bildeten sich zahlreiche selbständige Korporationen oder Klubs zur Pflege des Wassersports, auch die Vereine Deutscher Studenten und die Freistudentenschaften schufen eigene Ruderabteilungen, und außer den Turnvereinen wirkten noch andere Vereinigungen bei großen Regatten mit.

Das Schwimmen wurde von den Turnvereinen betrieben und fand allgemeine Pflege besonders in der Palästra Albertina zu Königsberg, wo man alljährlich ein großes Wettschwimmen mit besonderen Preisen veranstaltete. Das Schlittschuhlaufen erfreute sich allgemeiner Beliebtheit; das Radfahren ward von Vereinigungen, in freistudentischen Abteilungen und von einzelnen gepflegt; das Reiten dagegen trieb man verhältnismäßig wenig; der Bergsport fand nach 1900 besonders in München eine überaus starke Beteiligung, und in Freiburg und München übten sich sehr viele auch im Schneeschuhlauf. Sehr allgemein verbreitete sich seit den neunziger Jahren das aus England stammende Tennisspiel, um dessen Einführung sich auch die Freistudentenschaft Verdienst erwarb, und 1909 fand in Leipzig das erste deutsch-akademische Turn- und Rasensportfest statt, an dem sich auch — wohl zum erstenmal — deutsche Studentinnen im Wettkampf mit ihren männlichen Kommilitonen beteiligten. Im ganzen war allerdings in der Studentenschaft die Teilnahme am Turnen, Fechten und übrigen Sport nicht so groß, wie sie es bei der Bedeutung dieser Übungen für die Gesundheit hätte sein sollen. Man rechnete um 1907 die Zahl der daran Beteiligten auf etwa 30 %.

Auch die alte Wanderlust der Musensöhne fand reichliche Nahrung. In den Ferien besonders lockten verschiedene Gegenden, wie die Alpen, der Böhmerwald und die Sudeten die Studenten dadurch an, daß man ihnen dort durch Gewährung eines freien Nachtquartiers in den „Schüler- und Studentenherbergen" ein billiges Reisen ermöglichte. Eine eigentümliche Einrichtung trafen verschiedene nichtfarbentragende Turnvereine mit ihrem Wanderrudern. So besuchten im Boot die Berliner den Spreewald, die mecklenburgischen Seen, Hamburg und Stettin, die Greifswalder sogar Rügen, und die Göttinger, die erst die Eisenbahn benutzen mußten, um zu ihren Böten zu kommen, fuhren auf der Weser bis Hameln. Dieselben Vereine gestalteten vielfach ihre Exbummel zu größeren Turnfahrten um, bei denen sie die Nachbargegenden ihrer Musenstadt besuchten; einige setzten die Wanderungen selbst im Winter nicht aus und veranstalteten Bergtouren in dem beschneiten Mittel- oder Hochgebirge, die manchmal mit großen Gefahren verbunden waren. An drei Orten fanden sogar im Winter große

Zusammenkünfte benachbarter Turnvereine statt; auf dem Ruhstein trafen sich seit 1894 regelmäßig die südwestdeutschen, auf dem Astenberg im Sauerland seit 1908 die westdeutschen und auf dem Brocken seit 1903 die mitteldeutschen. Auch die Wanderabteilungen der Freistudentenschaften suchten den Wandertrieb planmäßig zu entwickeln, und bei verschiedenen Korporationen kam ebenfalls das Fußwandern statt der ewigen Bahnfahrten wieder in Schwung.

* * *

Von besonderer Bedeutung im Leben des Musensohnes wurde sein Verhältnis zur Kunst. Am übelsten stand es seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts um die von ihm verwendeten Artikel des Kunstgewerbes. Hatte er früher nur zum Ausmalen der Stammbücher der Künstlerhand — allerdings meist einer wenig geübten — bedurft, so steigerte sich allmählich mit dem Entstehen der Verbindungen die Nachfrage nach allerhand kunstgewerblichen Gegenständen. Pfeifenköpfe mit Wappen und Emblemen waren wohl die ersten Dinge dieser Art, zu ihnen kamen dann im Laufe des Jahrhunderts, zumal nach 1870, Siegelringe, Kravattennadeln, Spazierstöcke, welche die Verbindungsfarben oder den Zirkel zeigten, Trinkhörner, Paradeschläger, prachtvoll gestickte Zerevise und anderer Schmuck, welcher einer recht teuren Dedikationsindustrie dauernden Verdienst verschaffte. Man berechnete 1908, daß für solche Zwecke alljährlich über zwei Millionen Mark von der akademischen Jugend ausgegeben würden, aber die Studentenkunst-Ausstellung zu Stuttgart 1908 bewies, daß das für diese Summe Geleistete dem künstlerischen Werte nach in keiner Weise dem Preis entsprach. Im allgemeinen erscheinen die Erzeugnisse der Studentenkunst als Gegenstände, denen außer dem Materialwert nur ein Erinnerungswert, kein ästhetischer innewohnt. Erst in neuerer Zeit kam die Studentenschaft in nähere Berührung mit der Handwerkskunst und den sie betreibenden Künstlern, denen man insbesondere die Einrichtung der Studentenhäuser anvertraute. Auch die Ausführung der studentischen Denkmäler überließ man z. T. wirklichen Künstlern, die wie das Pfretzschnersche Bismarckdenkmal der Korps und das Kreissche Burschenschaftsdenkmal sowie der Kreissche Entwurf der Bismarcksäulen zeigen, künstlerisch Wertvolles lieferten. Am meisten Kunst fand sich naturgemäß bei den Technikern, zumal den Architekten, und sie sowie einige Sängerschaften und verschiedene Korps stellten die moderne Kunst zuerst in den Dienst ihrer Korporationen. Einladungen, Tischkarten, Ansichtskarten und Bucheinbände erhielten bei ihnen ebenfalls zuerst eine bessere, künstlerisch befriedigende Form. Auch die Freistudentenschaft beteiligte sich an diesen Bestrebungen; sie ließ z. B. für die Stuttgarter Ausstellung von dem Münchner Künstler Riemerschmid eine ideale Studentenbude ausführen und suchte dadurch den Sinn für ein freundliches, aber einfaches und praktisches Heim an Stelle der geschmacklosen Studentenwohnungen in der großen Masse der Musensöhne zu beleben.

Allgemein war auch die Teilnahme der akademischen Jugend an der Dichtung. Die Zahl der dichtenden Studenten nahm besonders nach 1870

immer mehr zu, und an der literarischen Revolution um 1885 beteiligten sich zahlreiche Musensöhne. Die Dramatik und den Roman pflegten allerdings die wenigsten mit Erfolg, fast ausnahmslos warfen sie sich auf die Lyrik, und die zahlreichen Musenalmanache, die seit den neunziger Jahren überall ins Kraut schossen, bereiteten ihnen wohlwollend eine Stätte. Eine Bereicherung der Literatur bedeuteten nur die allerwenigsten Beiträge, die meisten bewiesen, daß das studentische Literatentum in der allgemeinen Schriftstellerwelt aufgegangen war und keine eigene Standeslyrik mehr erzeugte. Diese erscheint vielmehr äußerlich abgeschlossen mit der Herausgabe der Kommersbücher, unter denen das Lahrer Kommersbuch von Schauenburg (1858) die weiteste Verbreitung erlangte. Zu seiner Bereicherung trugen berühmte Dichter wie Geibel, Scheffel und zumal Rudolf Baumbach bei, auch Julius Wolff und Felix Dahn sangen noch gelegentlich ein Burschenlied, und Komponisten wie Silcher und Abt leisteten Schönes im Vertonen von Studentenliedern. Wohl gelang noch ab und zu einzelnen Musensöhnen ein sangbares Lied, insbesondere dürfte manches gute in den Kneip- und Festzeitungen, sowie in vertraulichen Sammlungen z. B. in den „Motiv-Albums" des Charlottenburger Vereins Motiv und in Liederbüchern der großen Korporationsverbände verborgen ruhen; auch die eine oder andere Karzerballade besitzt vielleicht mehr als vorübergehenden Wert. Aber das Preisausschreiben von 1885, bei dem charakteristischerweise Frida Schanz einen Preis für eins der besten eingesandten Studentenlieder erhielt, zeigte ein gewisses Erstarren des alten Studentensanges. Auch das Bismarcklied: „Horch, Sturmesflügel rauschen" sowie die meisten Farben- und Tendenzlieder der Verbindungen und die Freistudentenlieder bewiesen ein Wandeln in alten ausgetretenen Bahnen. Neben ihnen erschien das Kommersbuch als ein herrliches Vermächtnis und ewig junges Erzeugnis einer künstlerisch besser empfindenden Zeit, und seine Wertschätzung zeigte sich besonders darin, daß auch diejenigen Gruppen wie Wingolf, Schwarzburgbund und katholische Korporationen, die an manchen ursprünglich darin stehenden Roheiten und Schlüpfrigkeiten Anstoß nahmen, es nicht verwarfen, sondern durch eigene Ausgaben Wandel schufen.

Die Neigung zum Theater fand bei dem allgemeinen Aufschwung des Schauspiel- und Opernwesens starke Nahrung, und die Theaterleitungen kamen den Studenten auch dadurch entgegen, daß sie ihnen billige Eintrittskarten überließen. Im allgemeinen unterschieden sich die Musensöhne nicht von den übrigen Besuchern, nur an einzelnen Stellen wie z. B. Leipzig führten sie die Unsitte des Trampelns als Beifallsbezeugung ein. Größere Störungen der Vorstellungen waren selten. So taten sich im Dezember 1891 in Halle eine große Anzahl Studenten zusammen, zumeist Mitglieder des Wingolfs und des Theologischen Studentenvereins, um durch Demonstrationen die Aufführung von Sudermanns „Sodoms Ende" unmöglich zu machen, was ihnen jedoch nicht gelang. Wiederholt nur erregten allgemeinen Unwillen Mitglieder zweier Korps zu Heidelberg, die schon in den neunziger Jahren und auch später die Theatervorstellungen durch beleidigende Witze und herausforderndes Benehmen störten und deshalb nicht nur von der Heidelberger

Presse, deren Vertreter sie einmal sogar forderten, sondern auch vom „Kunstwart" heftig getadelt wurden.

Nicht unbedeutend waren seit den sechziger Jahren die von Studenten selbst veranstalteten Aufführungen, über die ein genauer Überblick noch durchaus fehlt. Die Biermimiken und Ulkdramen, deren Aufblühen seit etwa 1820 mit den Bierstaaten und den Faschingsfeiern zusammenhängen dürfte, wurden immer umfangreicher. So führte 1851 das Breslauer Korps Silesia ein „romantisches Sittengemälde": „Weibertrug und Weiberrache oder die gesunkene Fürstenmacht" auf, das voller politischer und satirischer Anspielungen war und dessen „Reinertrag zum Wiederaufbau des Sitzungssaales der ersten Kammer" verwendet werden sollte. Einen gleichstarken Lacherfolg hatte 1852 das vom selben Korps aufgeführte „klassische, plastisch-drastisch-fantastisch-vulkanische Sittengemälde der Neuzeit": „Das Mädchen aus der Fremde oder die Natur raucht manchmal wunderbaren Tabak". In ähnlicher Weise betätigte sich seit den fünfziger Jahren wiederholt der Charlottenburger Verein Motiv. Zu einer regelmäßigen Veranstaltung bildete diese Biermimiken besonders der Leipziger Paulus seit 1864 aus in der Form von „Weihnachtsoperetten", bei denen der humoristische Text sowie die Musik von Aktiven stammte, und die unter Begleitung des vollen Orchesters zur Aufführung gelangten. Auch sie waren z. T. als Satiren auf politische und soziale Verhältnisse gemünzt, wie manche ihrer Titel z. B. „Der rote Schneider oder der verkrachte Zukunftsstaat" (1894) deutlich zeigten.

Doch auch die ernstgemeinte Schauspielkunst fand bei der Studentenschaft eingehende Pflege. Schon seit 1866 veranstaltete der katholische Studentenverein Germania zu Münster auf eigenen Soireen die Aufführung sophokleischer Werke. Ziemlich häufig fanden in den siebziger Jahren Studentenvorstellungen — meist zu wohltätigen Zwecken — statt, und für 1875 und 1876 berechnete die Wiener Zeitschrift Alma mater deren Zahl allein auf etwa zwanzig. 1876 führten die Wiener Studenten Schillers „Räuber" auf, die Leipziger Korpsstudenten Schröders: „Studenten und Lützower", die Erlanger Uttenruthia Platens: „Treue um Treue", die Straßburger Musensöhne „Ödipus auf Kolonos" und die Breslauer Benedixens: „Bemoostes Haupt". 1877 gelangte durch die Würzburger und 1878 durch die Breslauer Korps ein Stück von Caro: „Auf deutscher Hochschule" zur Darstellung, in Göttingen Goethes „Torquato Tasso", in Berlin Körners „Zriny", in Wien Schillers „Wilhelm Tell" und in Innsbruck: „Die Maultasch". 1878 führte der Paulus in Jena die „Antigone" auf, in Berlin fand eine Vorstellung von Wilhelm Tell und Wallensteins Lager statt, ja auch Wildenbruchs Dramen erblickten dort zuerst in einem studentischen Theater 1879 das Licht der Rampen, und 1880 wagte man sich am selben Orte sogar an Shakespeares „Julius Cäsar". Besonders blühte das studentische Aufführungswesen in den neunziger Jahren. Die Leipziger Finkenschaft brachte auf ihren Theaterabenden auch literarisch wertvolle Stücke wie Goethes „Satyros" und Hebbels „Rubin" und später unter Mitwirkung von Adalbert Matkowsky und Luise Dumont sogar Hebbels „Judith" (1901) und Schillers „Räuber" zur Darstellung, ja eine zumeist

aus Freistudenten zusammengesetzte Truppe unternahm sogar 1902 eine Gastspielreise durch Deutschland und nach Holland und spielte überall das Schillersche Jugenddrama. Eine künstlerisch bemerkenswerte Aufführung war auch die von Bierbaums „Musenkrieg" bei der freistudentischen Konferenz zu Ehren der Universität Leipzig 1909, sie fiel besonders durch die bis ins einzelne gehende, geschichtlich treue Ausstattung auf. Auch andere Freistudentenschaften pflegten das Theaterspiel, ebenso geschlossene Vereine, gelegentlich sogar die ganze Studentenschaft wie 1899 bei der Aufführung der Wildenbruchschen „Quitzows" in Jena und 1907 bei der des „Bemoosten Hauptes" in Zürich. Mehr gelehrter Natur waren die Darstellungen von altklassischen Werken in der Ursprache; solche unternahm z. B. der Akademisch-philologische Verein zu Breslau seit 1896 mehrfach (Mostellaria, Menaechmi, Bacchides), und der gleichartige Verein zu Halle ahmte ihm 1905 mit dem „Eunuch" und 1908 mit Lustspielen Menanders nach. Der Akademisch-neuphilologische Verein (später Verbindung) zu Leipzig verhalf 1901 den Dramen: „Das letzte Lied" und „Madonnenschein" von Leo Lenz zur Aufführung, und um dieselbe Zeit (schon vor 1899) betätigte sich der Akademisch-dramatische Verein zu München in ernster künstlerischer Weise und ward dabei lange Zeit von Ernst v. Wolzogen beraten. Er griff zu modernen Werken von Gumppenberg, Ibsen, Knut Hamsun, ja sogar zu Wildes „Salome"; die Aufführung von Schnitzlers „Reigen" verbot ihm die Behörde. Mächtig regte die Schillerfeier 1905 den Sinn fürs Theaterspielen in der Studentenschaft an, und 1908 entstand sogar in Berlin ein Verein „Akademische Bühne", der eine Reihe von Uraufführungen veranstaltete.

Neben der dramatischen Kunst fand auch der kunstmäßige Gesang in der akademischen Jugend eifrige Pflege, vielfach in Verbindung mit Orchestermusik. Von den Korporationen übten ihn besonders die nichtfarbentragenden Gesangvereine und die Sängerschaften, von denen die letzteren stark an die Öffentlichkeit traten, allen voran war der Leipziger Paulus, der nicht bloß den geistlichen Gesang, sondern auch den weltlichen zur höchsten Blüte brachte. Er gab in verschiedenen Städten wiederholt eigene Konzerte, und von dem großen im Dresdner Opernhaus meinte die sozialdemokratische Sächsische Arbeiterzeitung (1901): „Die Darbietungen gewährten einen hohen Genuß, und auch vom kritischen Standpunkt aus betrachtet, wird man wenig an ihnen auszusetzen finden." Glanzleistungen des Gesamtverbands der Sängerschaften waren die Konzerte auf den Bundesfesten, von denen das erste 1903 stattfand.

In einem Zeitalter, wo die Deutschen allmählich zu einem politischen Volk wurden, ließ sich die Politik nicht ganz von den Studenten fernhalten. Aber im allgemeinen trieb die akademische Jugend keine eigentliche Parteipolitik; jedenfalls stellte sie — abgesehen von den sozialdemokratischen Studenten der siebziger Jahre — keine führenden Persönlichkeiten wie um 1848. Gegen einzelne Studenten, die sich in den Dienst der sozialdemokratischen Partei stellten, gingen die Behörden mehrfach mit der Strafe der Wegweisung vor, ja die Freiberger sprach 1898 in der Urteilsbegründung offen aus, ein Verkehr

mit erklärten Anhängern der Sozialdemokratie sei mit den Begriffen von Sitte und Anstand (§ 3d des Disziplinarregulativs) unvereinbar. Politische Färbung hatten der Kampf gegen die konfessionellen Korporationen, die Kundgebungen gegen Chamberlain und für Vermehrung der deutschen Flotte, sonst aber kam der Student, soweit er nicht Reichstagswähler war, über „Schlepperdienste" beim Wahlkampf nicht hinaus; die Wahlaufrufe einzelner studentischer Gruppen, wie z. B. des Kieler Studentenverbands, der Charlottenburger Burschenschaft Thuringia und der Leipziger Freien Studentenschaft zugunsten der bürgerlichen Parteien (1907) blieben schüchterne Versuche. Dagegen bemühten sich der Kyffhäuserverband, die Freistudentenschaft und seit Ende des neunzehnten Jahrhunderts auch die Burschenschaft und später die Freibünde, die politische Durchbildung ihrer Mitglieder durch intensive wissenschaftliche Pflege nationaler und sozialer Fragen zu heben, so daß die Durchschnittsstudentenschaft nach 1900 in dieser Hinsicht höher stand als die vorher und man von einer allmählichen Politisierung der akademischen Jugend im guten Sinne sprechen kann.

Eine ganz eigenartige politische Satire ward wiederholt in Jena gepflegt. So veranstaltete die Burschenschaft Arminia 1901 einen Umzug, „der auf einem Lastwagen einen Buren und einen deutschen Soldaten dicht nebeneinander stehend und vor beiden Chamberlain in treuester Kopie zeigte. Chamberlain wiederholte unermüdlich seine bekannten Worte: ‚Die deutschen Krieger sind im Kampf gegen Frankreich ungleich grausamer gegen ihre Feinde, gegen Weiber und Kinder verfahren als jetzt die Briten in Oranje und Transvaal', mußte sich aber von Zeit zu Zeit eine Unterbrechung in der Weise gefallen lassen, daß seine beiden Zuhörer ihn übers Knie legten und weidlich mit einem Rohrstock bearbeiteten, eine Lektion, gegen die er aber gänzlich unempfindlich zu sein schien. Weiter waren auf dem Wagen postiert Lord Kitchener und ein Russe mit der Friedenspalme sowie König Eduard im Krönungsmantel unter einem Galgen sitzend, an dem ein vollständiger Anzug mit dem Plakat ‚Chamberlain' hing. Vorangetragen wurde eine Tafel mit der Inschrift: ‚Kauft Johannesburger Goldaktien!' Diese, mit dem berüchtigten Passus der Chamberlainschen Rede bedruckt, fanden reißenden Absatz. Die letzte Zeile enthielt die Frage: Deutscher Michel, das läßt du dir gefallen?"

Die Stellung zu den Behörden erfuhr insofern eine wesentliche Veränderung, als dieselben die Polizeigewalt mit Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit verloren. Immerhin spielten das „Biergericht" und der „Bierrichter", wie man Universitätsgericht und Universitätsrichter vielfach nannte, eine wichtige Rolle. Die von ihnen diktierten leichteren Strafen, selbst die Karzerhaft, wurden allerdings wenig ernst aufgefaßt, wie die reichhaltige Karzerpoesie beweist. Man fügte sich mit komischer Würde in das Unvermeidliche, wie jener Königsberger Student, der an die Karzerwand schrieb:

„Wandrer, kommst du nach Cranz 'mal, verkündige dort meiner Alten:
Hättest mich sitzen gesehn, wie der Senat es befahl!"

Die Bevormundung durch den Universitätsrichter, die auch fernerhin ausgeübt wurde, war manchmal etwas arg, wie der lange Kampf um die von

den Studenten gewünschte Auslegung sozialistischer Blätter in der Berliner Lesehalle (1898) oder das Verbot einer Vorlesung von Schnitzlers „Liebelei" in einem akademischen Verein zeigten, „weil das aussähe, als wenn die Studenten selbst Liebelei trieben" (1900). Der Pedell hörte seit Ende der siebziger Jahre auf, eine wichtige und gefürchtete Persönlichkeit zu sein, und vertrug sich zumeist recht gut mit dem Musensohn, dem er oft kleine Gefälligkeiten, z. B. beim Testierenlassen, erwies. Die Mittel, welche man anwandte, um etwaigen Forderungen Nachdruck zu verleihen, bestanden in Eingaben und Petitionen, gelegentlich auch in Beschwerdeschriften an die Ministerien, sowie in Resolutionen von Studenten- oder Akademikerversammlungen; auch die Tagespresse wurde seit den achtziger Jahren wiederholt zum Ausfechten akademischer Streitigkeiten benutzt — oft geradezu mit virtuoser Geschicklichkeit, wie z. B. beim Hochschulstreit 1905. Dagegen kam der Auszug völlig außer Gebrauch; das letzte Unternehmen dieser Art, die Auswanderung der Leipziger nach Möckern und Wahren 1860 ward gar nicht mehr ernst genommen, und der Auszug der Hannoveraner nach Hildesheim 1905 sollte überhaupt nur eine Demonstration sein. Als neues Mittel entlehnte die Studentenschaft dem proletarischen Klassenkampf den Streik, der zuerst 1860 am Berliner Gewerbeinstitut und dann 1893 in Marburg in Anwendung kam, während die Professoren ihrerseits zu einem ähnlichen Mittel, der Aussperrung, griffen, indem sie, wie z. B. in Hannover und Braunschweig, ihre Vorlesungen ganz oder teilweise einstellten. Von einem Verruf gegen Behörden oder Professoren hörte man dagegen nach 1850 nirgends mehr, höchstens verspottete man gelegentlich in Jena eine unbequeme Verordnung durch einen höhnenden Umzug, wie 1907 den „Einzug des preußischen Kultusdrills".

Zu den Polizeiorganen, den „Polypen" oder der „Polypeia" (Königsberg) bildete sich ein ziemlich friedliches Verhältnis heraus. Der überall kräftiger einsetzende Sicherheitsdienst ließ Tumulte und Massenkämpfe überhaupt nicht mehr zu; es kamen wohl Zusammenrottungen, Ruhestörungen und Ausschreitungen zumal bei studentischen Festen unter Einwirkung des Alkohols vor, aber es waren doch mehr Zusammenstöße der Polizei mit einzelnen, die für die Beteiligten oft üble Folgen hatten, da das Gesetz bei „Widerstand gegen die Staatsgewalt" keinen Spaß verstand. Der Prozentsatz der deswegen bestraften Studenten war verhältnismäßig sehr hoch (1899: 13,9%) im Vergleich zur Gesamtzahl der deshalb überhaupt Bestraften (1886—1895: 17,4%). Gelegentlich veranlaßte sogar die Unbotmäßigkeit eines Studenten gegenüber einem Polizisten den letzteren dazu, von seiner Waffe Gebrauch zu machen, wie z. B. 1907 in München, wo ein Schutzmann den von der Weihnachtskneipe heimkehrenden Studenten Moschel bei dessen Widerstand erschoß. Im allgemeinen trug der Musensohn dem veränderten Geiste des Polizeiwesens Rechnung. Besonders war beim Ausfechten der Mensuren Vorsicht geboten, wenn man nicht, wie z. B. in Halle, die „Schlachtfeste" fast öffentlich veranstalten durfte. So organisierte man in Heidelberg einen regelrechten Sicherheitswachtdienst in Form einer ganzen Postenkette, um die Fechtenden im Lokal der Hirschgasse rechtzeitig zu warnen. Im übrigen vermied der Studio Zusammenstöße mit

der Polizei und begnügte sich, den „Polypen" zu hänseln oder ihn durch ein gesetzlich schwer zu fassendes Betragen zu reizen. So klagten Insassen des Leipziger Karzers, daß sie dort säßen „auf Grund einer osteologischen Untersuchung über die Festigkeit der Nachtwächterzähne", oder „weil er einen Nachtwächter gefragt, warum der Mond nicht schiene", oder „weil er aus kosmopolitischen Gründen dem Rate der Stadt Leipzig Gas ersparen wollte". In Jena schleppten Studenten eine von ihnen gekaufte Ladung Holz oder ähnliche Dinge in der Dunkelheit ruhig, aber auffällig durch die Straßen, sie wurden arretiert, jedoch auf der Wache infolge genügenden Ausweises wieder freigelassen; dann wiederholten sie ihr Tun in derselben Nacht in verschiedenen Bezirken, so daß man ihnen zuletzt, um sie nicht wieder zu sehen, einen Beamten mitgab. Oder sie trugen, wie Greifswalder Studenten in Lauterbach jeder einen Kommilitonen auf dem Rücken und wollten nur zehn Pfennige Brückengeld bezahlen, weil jede Person gemäß dem behördlichen Anschlage „einschließlich dessen, was sie trage" nur diese Summe zu entrichten habe. Höchst charakteristisch erscheint auch ein Erlebnis zweier Leipziger Pauliner, das in scherzhaften Versen an der Karzerwand geschildert wurde. Diese kulturgeschichtlich wertvolle Ballade lautet:

„Das ist eine nette Geschichte,
Die neulich uns beiden passiert,
Wofür wir volle acht Tage
Hier oben inkarzeriert.

Es war ein herrlicher Abend,
Da stiegen wir auf den Pfahl[1]),
Den alten in der Pleiße
Bei unserm Kneiplokal.

Da kam ein garst'ger Polype
Und sprach: „Herüber zu mir!"
Doch wir: „Kommen Sie doch herüber!
Wir bleiben vorläufig hier!"

Es traten an das Geländer
Vereinsbrüder viele heran,
Es sahen auch viele Proleten
Das lustige Schauspiel sich an.

Den Schutzmann, den tät es grausen,
Er rief drei andre herbei.
Sie alle fluchten und schimpften,
Uns war das einerlei.

„Wir holen die Feuerspritze!"
So klang ihr warnendes Wort.
„So spritzen Sie, wenn Sie es wagen,
Sie laden auf sich einen Mord!"

Damit wir zu dursten nicht brauchten,
Bracht' man uns Zigarren und Bier.
Die schwarzen Polypenherzen
Bracht' das zur Verzweiflung schier.

„Warum bist du so ferne,"
Wir sangen's, „o Polyp!?"
Es mehrte die Schar sich der Hörer,
Der Polypen Seele ward trüb.

Sie täten telephonieren
Zur Hauptwach', da kamen herzu
Zehn andre zu fahen die Schuld'gen,
Die sahen auch noch zu.

Nachdem wir genug sie geärgert
Wohl eine ganze Stund',
Da stiegen herab wir vom Pfahle,
Nur Mitleid war der Grund.

Acht Tage müssen wir brummen,
Wie wohl geht's uns dabei,
Hoch leb' die — — —
Hoch lebe die Karzerei!"

Friedlich gestaltete sich auch das **Verhältnis der Studenten zur Bürgerschaft**. Gnotenschlachten gehörten endgültig der Vergangenheit an,

[1]) Eisbrecher in der Pleiße an der Rosentalgasse.

und mit dem Philister lebte man im allgemeinen auf gutem Fuße. Die ehemals so übliche Pumpwirtschaft hörte in den Großstädten so gut wie ganz auf, und auch in den kleineren Universitätsstädten ward sie bedeutend eingeschränkt. Im Gegensatz zu früher suchte der Student, auch der Farbenstudent, den Familienverkehr; er besuchte gern und oft Familienveranstaltungen und feinere Bälle, und die höheren Kreise kamen jetzt auch mit Vorliebe zu den Korporationsfestlichkeiten. Der Sport führte ebenfalls die Studenten häufig mit dem weiblichen Teile der Philisterwelt zusammen, insbesondere das Tennisspiel.

Aber die Anstandsentfernung zwischen Studentenschaft und Weiblichkeit wurde nicht immer gewahrt, und wie schon früher bildete die Stellung der Musensöhne zur weiblichen Bevölkerung ein dunkles Blatt ihrer Geschichte. Jugendliches Feuer sowie die durch das moderne Leben und den Alkohol gesteigerte Sinnenlust drängten den Studio nur zu oft zum geschlechtlichen Ausleben, und zu einer prinzipiellen Keuschheit, wie sie Wingolf, Schwarzburgbund und akademischer Bund Ethos forderten, ließen sich nur wenige veranlassen. Überall, in den großen wie auch in den kleinen Städten, fanden sich genug gewerbsmäßige Prostituierte, Kellnerinnen und schlecht bezahlte Ladenmädchen (Konfektioneusen), die dem Studenten stets gern zu willen waren, ja auch Bürgermädchen, selbst solche aus höheren Kreisen ließen sich oft recht schnell zur Sünde verleiten. In den großen Universitäten blühte außer den Bordellwanderungen das „Verhältnis"-Wesen, und ohne sich zu genieren, nahm der Studio des Abends sein „Verhältnis" mit auf seine „sturmfreie Bude". Weniger üblich war die in Wien vielfach vorkommende „wilde Ehe", bei welcher der Student dauernd mit einem Mädchen zusammenwohnte. Ein getreues Bild vom Liebesleben des deutschen Studenten — erschreckender als die gelegentlichen kurzen Zeitungsnotizen — bieten Romane, wie Hermann Conradis „Phrasen", Moras „Überreif", Walloths „Dämon des Neides" und ganz besonders Bierbaums „Studentenbeichten". Eine Folge des rohen sinnlichen Austobens war die starke Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, an denen nach Dr. Blaschkos Berechnung alljährlich in Berlin allein mindestens 25% aller Studenten erkranken.

So hat denn das Studentendasein bis in die Gegenwart hinein seine Licht- und Schattenseiten. Wenn die akademische Jugend auch keinen abgeschlossenen Stand mehr bildet, so zeigt sich in ihr doch Entfaltung eines reichen Lebens. Unerschöpflich sprudelt auch heute noch ihr Humor, und ihre Sprache besitzt noch formenbildende Kraft. Aber ihre Neuschöpfungen und Ausdrücke dringen rascher als früher in die allgemeine Sprache ein, ja Wörter wie Seniorenkonvent und Wilde haben sogar in der parlamentarischen Sprache Bürgerrecht erworben. Die Differenzierung schreitet immer weiter vorwärts, und während man für die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in dem „Bemoosten Haupt" eine Idealfigur des deutschen Musensohnes erblicken kann, zeigt eine Durchsicht der zahllosen Romane und Dramen, die studentische Fragen behandeln, daß es für die Gegenwart wohl zahlreiche interessante Typen gibt, aber kein allgemeines Urbild des deutschen Studenten. An den Gedanken, daß die alte Einheitlichkeit unwiederbringlich dahin ist, wird man

sich gewöhnen müssen, und auch der Zukunft dürfte es wohl kaum gelingen, eine für alle gültige Idealfigur zu schaffen. Vielmehr werden sicherlich die einzelnen großen studentischen Verbände die weitere Entwicklung bestimmen; ihnen die Daseinsberechtigung abstreiten zu wollen, wäre Kurzsichtigkeit. Sie werden dauern, solange sie im Innern Leben entfalten, gleichviel ob ihr Prinzip und dessen Betätigung ihren Gegnern angenehm oder unangenehm ist. Eins aber wird die Zukunft von allen verlangen: daß sie nicht in der Pflege ihres Sonderdaseins aufgehen, sondern im Dienste der akademischen Gesamtheit beitragen, die studentische Kultur und damit das nationale Leben zu heben und zu fördern — zum Heile des ganzen deutschen Volkes!



Literarische Nachweise zum ersten Teil[1])

I.

Die beiden modernen und für meine Darstellungen wichtigsten Hauptwerke über die Geschichte der Universitäten: Denifles Universitäten des Mittelalters bis 1400. Erster (und einziger) Band, Berlin 1885 und Kaufmanns Geschichte der deutschen Universitäten, 2 Bde., Stuttgart 1888 und 1896 sind nicht fertig geworden. Denifle behandelt lediglich die Gründungsgeschichte und wollte die Organisationsverhältnisse bis 1400 in einem zweiten Bande schildern, Kaufmann schließt seinen zweiten Band mit dem Aufkommen des Humanismus ab.

Die Geschichte des Studententums erfährt, nachdem ihr Meiners und Savigny starke Anregungen gegeben haben, zuerst in Schriften Mohls (Geschichtliche Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studierenden während des sechzehnten Jahrhunderts. Tübingen 1840) und Tholucks (Das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die protestantisch-theologischen Fakultäten. Halle 1853/54) eine von der allgemeinen Universitätsgeschichte getrennte Behandlung. Es folgen alsbald gleichzeitig die Werke des Korpsstudenten Dolch, Geschichte des deutschen Studententums von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen. Leipzig 1858 und der Burschenschafter Richard und Robert Keil: Geschichte des Jenaischen Studententums von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart. Leipzig 1858. Mit diesen Werken ist die Auffassung der Studentengeschichte bis in die neuere Zeit gegeben. Sie bleibt im wesentlichen auf eine historische Würdigung von Sitten und Gebräuchen beschränkt. Weiterhin kommen in Frage: der gründliche Kommentar zu Böckings Ausgabe der Dunkelmännerbriefe (1864), sowie ein größerer Aufsatz von Johannes Huber, Deutsches Studentenleben (seit der Reformation) in den Biographischen Skizzen und kulturhistorischen Aufsätzen 1873, S. 346—447, fernerhin ein bei Spemann in Stuttgart erschienenes Stammbuch des Studenten o. J., das eine sehr interessante Materialzusammenstellung bietet. In neuester Zeit hat Fick einen kurzen Überblick über die gesamte Entwicklung zu geben versucht (Auf Deutschlands hohen Schulen. Berlin 1900), desgleichen nach bestimmten Seiten Reicke in seiner Monographie: Lehrer und Unterrichtswesen in der deutschen Vergangenheit. 1901. Dann haben Halle, Leipzig und Wien spezielle Darstellungen gefunden: König, Aus zwei Jahrhunderten. Geschichte der Studentenschaft und des studentischen Korporationswesens auf der Universität Halle. Halle 1894. Bruchmüller, Der Leipziger Student 1409—1909. Leipzig 1909. Scheuer, Die geschichtliche Entwicklung des deutschen Studententums in Österreich mit besonderer Berücksichtigung der Universität Wien, Wien und Leipzig 1910. Eine Geschichte der deutschen Korps schrieb der um die studentengeschichtliche Forschung überhaupt verdiente Fabricius (Leipzig 1898), aber erst Eulenburg hat mit seinem leider bisher noch nicht genügend verwerteten Buch: Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart eine vertiefte Problemstellung auch für die Geschichte des Studententums herbeigeführt.

[1]) Die folgenden Angaben beschränken sich auf das unbedingt Notwendige und verzichten z. B. auf die Anführung älterer Werke, soweit sie nicht zum Beleg der vorgetragenen Ansichten unumgänglich ist. Für alle Spezialinteressen ist durch Ermans und Horns große bis Ende 1899 reichende und nahezu 40000 Titel umfassende Bibliographie der deutschen Universitäten (Leipzig 1904) hinreichend gesorgt.

Über die Früh- und Hochscholastik orientiert sehr gut: Endres, Geschichte der mittelalterlichen Philosophie im christlichen Abendland. Kempten und München 1908. (Sammlung Kösel Nr. 22.) Über die Spätscholastik fehlen dagegen sowohl monographische Arbeiten wie eine gute zusammenfassende Behandlung. Dazu: Prantl, Geschichte der Logik; von gänzlich abweichendem Standpunkt. Ferner: Maywald, Die Lehre von der zweifachen Wahrheit. 1868. Hausrath, Abaelard, 1893, dazu Werke hg. von Cousin (s. 1. 341). Werner, Thomas von Aquino. 1858—59 (s. 2, 167). Dümmler, Anselm der Peripatetiker. 1872.

Von kürzeren zusammenfassenden Arbeiten kommen in Betracht: Paulsen, Wesen und geschichtliche Entwicklung der deutschen Universitäten (in Lexis, Die deutschen Universitäten, 1893, I., S. 1—114). Paulsen, Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. 1906. Luschin v. Ebengreuth, Die Universitäten, Rückblick und Ausblick. 1905.

Für die Geschichte einzelner grundlegender Ideen: Stein, Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland, 1891 (dazu Kaufmann, 2, 106ff). Horn, Akademische Freiheit (seit der Reformation), 1905 und Kaufmann, Die Lehrfreiheit an den deutschen Universitäten im neunzehnten Jahrhundert. 1898. Brunner, Der Anteil des deutschen Rechtes an der Entwicklung der Universitäten. 1896.

Universitäten des Altertums: Synmank, Die Hochschulen des Altertums. Pädagogisches Archiv XLV, Heft 5. Dort sämtliche weitere Literatur. Dazu Schemmel, Die Hochschule von Athen im vierten und fünften Jahrhundert und: Die Hochschule von Konstantinopel im vierten Jahrhundert in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik. 1908.

Über die mohammedanischen Universitäten haben mir Herr Professor C. H. Becker in Hamburg und Herr Rudolf Prietze in Kairo in liebenswürdigster Weise bibliographische Angaben und Auskünfte verschafft, auf die ich mich im folgenden fast ausschließlich stütze: Kremer, Kulturgeschichte des Orients unter dem Kalifen, 2. Bd., 1877. Wüstenfeld, Geschichte der Fatimidenkalifen in den Abh. d. Kön. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, 27. Bd. I., 84/5, 1881, über Dâr el hikma. Dazu: Dierks, Die arabische Kultur im mittelalterlichen Spanien. 1887. Suter, Die Araber als Vermittler der Wissenschaften in deren Übergang vom Orient in den Okzident. 2. A. 1897. Becker, Christentum und Islam.' 1907. Steiner, Die Mutaziliten als Vorläufer der islamischen Dogmatiker und Philosophen. 1865. Renan, Averroes et l'Averroisme, 1852. — Schließlich sind die drei folgenden Schriften, obwohl sie moderne Verhältnisse behandeln, ganz wesentlich in Betracht zu ziehen. Snouck-Hurgronje, Mekka, 2. Bd. 1889. Heidborn, Die Universitätsmoschee El Azhar, Preußische Jahrbücher, Bd. 112 (1903). Arminjon, L'enseignement, la doctrine et la vie dans les universités musulmanes d'Egypte. 1907.

Für das Mittelalter außerdem: Kaufmann, Rhetorenschulen und Klosterschulen oder heidnische und christliche Kultur in Gallien während des fünften und sechsten Jahrhunderts. Hist. Taschenbuch IV, 10, S. 1—94. 1869. Paulsen, Die Universitäten des Mittelalters. Historische Zeitschrift, 45. Bd. 1881. Ferner: Schmid, Geschichte der Erziehung von Anfang an bis auf unsere Zeit. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. 1885. — Dazu: Liersch, Die Schule von Salerno. 1902.

Die Literatur über die Einzeluniversitäten kann ich nicht verzeichnen.

II.

Über das Vagantentum bei den Arabern vor allem: Goldziher, Mohammedanische Studien. 1889f., 2. Bd. (S. 33, 175ff., 203ff.) Kremer, 2, 470—76. Suter, S. 13f. Werner, Thomas, S. 68f. Werner, Gerbert von Aurillac, Die Kirche und Wissenschaft seiner Zeit, S. 37ff. Dümmler, Anselm, S. 11.

Die Schule Abaelards. Hausrath (bes. S. 94ff.). Baumgärtner, Briefwechsel zwischen Abaelard und Heloise mit der Leidensgeschichte Abaelards. 1894 (bes. S. 53ff.). Hilarii versus et ludi, Paris 1838, S. 14—16. — Über Johann von Salisbury: Schaarschmidt, Johannes Saresberiensis. 1862, S. 11—13. Joannis Saresberiensis opera omnia, hg. von Giles. 1848, 5, S. 78/81 (Metalogicus, 2, 16). Endres, S. 68. Kaufmann, 1, 43f.

Habita: Stein, S. 12ff. Kaufmann, 1, 163ff., in wichtigen Punkten gegen Denifle, S. 48ff., 144.

Für das europäische Vagantentum sind die Hauptquelle seine Lieder, die bisher nur in zerstreuten Drucken vorliegen, obwohl Wattenbach eine Gesamtausgabe plante. Benutzt sind bes. die Carmina Burana, hg. von Schmeller (1847), 4. unveränderte Auflage 1904, dazu die ausgewählten Übersetzungen Laistners: Golias, Studentenlieder des Mittelalters. 1879. Wo der Name des Übersetzers fehlt, stammt die Verdeutschung von mir. Hubatsch, Die lateinischen Vagantenlieder des Mittelalters. 1870. — Darstellungen: Hampe, Fahrende Leute. 1902, S. 45ff. Kluge, Die fahrenden Schüler in den „Bunten Blättern". 1908 (S. darin auch S. 55). Specht, S. 198—201. Zu einzelnen Punkten: Goliath als Name Abaelards, Hausrath, S. 18, 231, 234, 241 (Andere Ableitung von prov. gualiador = deceptor, Gaukler). — Caesarius von Heisterbach: Kulturgeschichtliche Bücherei, Heft 1, S. 35/36. — Kaufmann, 1, 43 und 63 über die Studentenlieder. — Trinkermesse s. Hubatsch, S. 78 und Carmina Burana, S. 249.

Pariser und Bologneser Scholarentum in seinen Grundzügen: im wesentlichen nach Kaufmann und Denifle; dazu Budinszky, Die Universität Paris und die Fremden an derselben. 1876 und Denifle-Chatelain, Chartularium Universitatis Parisiensis, 1. Bd. 1889. Über die Bologneser Doktorwürde bes. auch: Luschin v. Ebengreuth, Vorläufige Mitteilungen über die Geschichte deutscher Rechtshörer in Italien. Jahresberichte der phil.-hist. Klasse der K. Akademie der Wissenschaften, Wien 1892, S. 64ff. Fournier, Les statuts et privilèges des Universités françaises. 1890, S. 121. Carmina clericorum o. J., S. 81 (Brief dieses Pariser Scholaren an die liebe Mutter). Schwab, Johannes Gerson. 1838, S. 57ff. Funk, Jakob von Vitry. 1909. S. 150ff. Dazu Denifle S. 85 und 672 Anm. 64.

Landsmannschaften im Altertum und bei den Arabern: Burckhard, Die Zeit Konstantins des Großen. 1880, S. 442ff. Stammbuch des Studenten, S. 26/28 (Gelzer). — Arminjon, S. 60ff. Heidborn in den Preuß. Jahrb., 112, S. 108ff.

Bettelorden: das grundlegende Werk ist: Felder, Geschichte der wissenschaftlichen Studien im Franziskanerorden bis um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. 1904. Dazu: Endres, S. 91ff., 128ff. Denifle, S. 718ff. Kaufmann, 1, 275ff. Werner, Thomas, 1, 162ff. Aus St. Francisci Blütengärtlein übersetzt von Muhr, S. 70. Dokumente des Pariser Streites bei Denifle-Chatelain. Abaelard über theologische Studien s. Abaelard an Heloise, S. 293ff. Salimbenes Studienreise: s. dessen Chronica in den Monumenta Historica ad provincias Parmensem et Placentinam pertinentia. 1857, S. 140ff.; bes. S. 159/60.

Wohnungsfrage: Budinszky, S. 44. Kaufmann, 1, S. 206ff., 253, 260ff., 291ff., 309. Denifle, S. 278f., 454. Luschin, Vorläufige Mitteilungen, S. 29f., 43. Dazu: Abaelard an Heloise, S. 34/35.

Deposition: Fabricius, Die akademische Deposition. 1895.

III.

Über Paris: Budinszky. Das Vagantenlied in der Zeitschrift für deutsches Altertum, 5, 297. 1845, (Wackernagel) und Laistner, Golias, S. 53. Die zwölf weisen Meister, Zschr. f. d. Alt. 1844 (Wackernagel) 4, 49. Schernbergks

Spiel von Frau Jutten in Keller, Fastnachtsspiele, S. 909ff. Brüder Amerbach s. Paulsen in der historischen Zeitschrift, 45, 422/23.

Orleans: Fournier, Statuts etc. bes. S. 137 und Fournier in der Nouvelle Revue Historique de droit français et étranger XII, 386—94 (1888).

Bologna: Hauptwerk Friedländer und Malagola, Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis. 1887, s. auch Einleitung S. XXXVIf. Luschin v. Ebengreuth, Quellen zur Geschichte deutscher Rechtshörer in Italien. Sitzungsber. d. philol.-hist. Klasse d. k. Akad. d. Wiss., Wien 1886, S. 745—92 und Vorläufige Mitteilungen (1892). Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten, S. 119—129. Brunner, Der Anteil des deutschen Rechtes. Favaro, Die Hochschule Padua zur Zeit des Copernicus. Deutsch von Curtze. 1881, bes. S. 24ff. — Stein, Akademische Gerichtsbarkeit.

IV.

Außer Denifle, Kaufmann, Felder und Eulenburg, sowie allgemeinen Geschichtswerken und mittelalterlichen Dichtungen: Tomek, Geschichte der Prager Universität. 1849. Kink, Geschichte der Universität Wien, 2 Bde. 1854. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, 3 Bde. 1865—1888. Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg, 2 Bde. 1862—64. Bianco, Versuch einer Geschichte der ehemaligen Universität und der Gymnasien der Stadt Köln. 1838. Baumgarten, Freiburg i. Br. 1907. (Kappsteins Sammlung, Die deutschen Hochschulen, 1. Bd.)

Zur Geschichte der gelehrten Berufe: Heinemann, Richter und Rechtspflege in der deutschen Vergangenheit. 1899. Peters, Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit. 1900. Paulsen, Hist. Zeitschr., 45, 307ff. (Dort die ältere Literatur.)

Landesherrn: bes. Kaufmann, 2, 110—25. Paulsen, Hist. Zschr., 45, 288/89. Zarncke, Einst und jetzt. 1883.

Stadt und Land nach Kulturbedürfnissen: Reicke, Gelehrter und Unterrichtswesen, S. 28. Eulenburg, Frequenz, S. 46, 61ff., dort weitere Literatur. Das Zahlenmaterial in: Freytag, Die Beziehungen der Universität Leipzig zu Preußen, von ihrer Begründung bis zur Reformation. Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins, Heft XLIV, S. 1—158 (1902) und Freytag, Die Preußen auf der Universität Wittenberg und die nichtpreußischen Schüler Wittenbergs in Preußen von 1502 bis 1602. 1903.

Via antiqua und via moderna: Kaufmann, 2, 358. Prantl, Logik, 2. und 3. Bd. Zarncke, Die deutschen Universitäten des Mittelalters. 1851, S. 12ff. Hautz, 1, 300.

Im einzelnen: Nikolaus von Bibra s. Specht, S. 199/200 und Geschichtsquellen der Provinz Sachsen, 1. Bd., S. 79.

V.

Im allgemeinen: außer Kaufmann und Eulenburg noch bes. Bruchmüller, Der Leipziger Student und Scheuer, Die geschichtliche Entwicklung des deutschen Studententums in Österreich.

Über die soziologischen Verhältnisse s. bes. Eulenburg und Paulsen in der Historischen Zeitschrift. Des Manuale scholarium in: Zarncke, Die deutschen Universitäten des Mittelalters, S. 1—48, bes. S. 45/46.

Vereinswesen: Luschin, Vorläufige Mitteilungen, S. 57/59. Bruchmüller, S. 52. Scheuer, S. 46. Zarncke, Die deutschen Universitäten, S. 167, 175f.

Deposition: Fabricius, S. 34ff. Manuale, S. 4ff. Haußleiter, Die Universität Wittenberg vor dem Eintritt Luthers. 1903, S. 50ff. (Meinhardi). — pran-

dium loci Friedberg, Die Leipziger Juristenfakultät, ihre Doktoren und ihr Heim 1409—1909. 1909 (Leipziger Festschrift, Bd. 2), S. 23.

Wohnungswesen: Paulsen, Hist. Zeitschr., 45, 406ff. Kaufmann, 2, 224ff. Baumgarten, Freiburg, S. 22. Scheuer, S. 10ff. Hautz, Heidelberg, 1, 150ff., 1, 190. Dolch, S. 31ff. u. a. m. — Canis s. Stintzing, Geschichte der populären Literatur des römisch-kanonischen Rechtes in Deutschland. 1867, S. 34. — Die Bankfrage: Kaufmann, 1, 304. Felder, S. 164. — Verpflegung: Manuale, S. 22ff. Epistolae obscurorum virorum, hg. von Böcking. 1864, 1, 68 und 2, 628. Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung vom 22. Mai 1906 (Clemen). Bruchmüller, S. 14ff. — Zusammenwohnen: Kink, Wien, 2, 5f. Zarncke, Universitäten des Mittelalters, S. 204 (Erlaubnisschein, für sich zu wohnen = Forma signeti de stando extra loca approbata). — Keilbetrieb: Epistolae obsc. vir., 1, 236 und 2, 706. — Wohnungsnachweis: Manuale, S. 21. Erholung: Manuale, S. 17ff. Epistolae obsc. vir., 1, 258 und 2, 723f. (Übersetzung von Binder. 1885, S. 259). Friedberg, Juristenfakultät, S. 33.

Organisation des Studienwesens. Beratung: Kaufmann, 2, 414 und 285. Stintzing, Populäre Literatur, S. 34ff. Stintzing, Geschichte der Rechtswissenschaft. 1880ff., 1, 121f. Belegzwang: Scheuer, S. 32. Kaufmann, 2, 410ff. Aschbach, 1, 69. Manuale, S. 11. Testat: Kaufmann, 2, 302, 404, 411 Anm. Examensmeldung: Helssig, Die wissenschaftlichen Vorbedingungen für Baccalareat in artibus und Magisterium im ersten Jahrhundert der Universität (in den Beiträgen zur Geschichte der Universität Leipzig im fünfzehnten Jahrhundert) bes. S. 13ff. und 63. — Bild eines Hörsals s. Fick, S. 7. Miniatur des Laurentius de Voltolina etwa aus dem Jahre 1410 (nicht 1310). Dazu den Aufsatz von Jaro Springer in der Zeitschrift Kunst und Künstler VII (1909) S. 324. Genauere Bestimmungen sind mir nicht gelungen, trotz der liebenswürdigen Unterstützung von Herrn Professor Jaro Springer in Berlin und Herrn Professor Endres in Regensburg. — Honorarfrage: Kaufmann, 1, 208ff., 2, 400ff, und Horn, Kolleg und Honorar. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte der deutschen Universitäten. 1897. Paulsen, Hist. Zeitschr., 45, 394ff. — Bücherbesitz: Kaufmann, 2, 364. Manuale, S. 16f. Luschin, Vorl. Mitt., S. 51f. Freytag, Zeitschr. d. westpreuß. Geschichtsvereins, XLIV, S. 57ff. — Methode: Felder, S. 198. Kaufmann, 2, 347f. Stintzing, Geschichte der Rechtswissenschaft, 1, 106ff. bes. S. 122. — Vorlesungen: bes. Kaufmann, 2, 570ff. Disputation: Kaufmann, 2, 369ff. Horn, Die Disputationen und Promotionen an den deutschen Universitäten, vornehmlich seit dem sechzehnten Jahrhundert. (Beihefte zum Centralblatt für Bibliothekswesen.) 1893. Stammbuch des Studenten, S. 27, 36. Ssymank, Universitäten des Altertums, S. 305f. Arminjon, S. 167f. Kremer, 2, 470ff. Prantl, Logik, 2, 54. Werner, Gerbert, S. 47ff. Specht, S. 351ff. Dümmler, Anselm, S. 57f. Werner, Thomas, 1, 97. Maywald, S. 7ff. Manuale, S. 31f. — Kaufmann, 2, 381ff. und Horn, I. f. (Quodlibetdisputation). Zarncke, Universitäten des Mittelalters, S. 49—154, bes. S. 82. (Die quaestiones fabulosae.) Hautz, 1, 84. Aschbach, 2, 85. — Die Grade: Kink, 2, 172. Kaufmann, 2, 305f. Eulenburg, S. 29 (Aufstieg). — Eulenburg, S. 194f. Paulsen, Hist. Zeitschr., 45, 304 (Stärkeverhältnis der Fakultäten). — Manuale, S. 10. — Kaufmann, 1, 360 zu 2, 282 und 292 (Unterschied von französischer und deutscher Lizenz). — Luschin, Vorl. Mitt., S. 64ff. und 59. Kink, 2, 117f., 122ff. Werner, Thomas, 1, 212 und 106. Hautz, 1, 350 und 1, 77. Horn, Disputationen und Promotionen, S. 110ff. Zarncke, Universitäten des Mittelalters, S. 192ff. (Litterae testimoniales). Denifle, S. 591 (Prager Diplom). Das Paduaner Diplom von 1691 hat mir Herr Dr. Schloßberger in Feuerbach bei Stuttgart in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt. Savigny, 1. A. III, 712 bis 718 (älteste Diplome überhaupt, aus den Jahren 1276—1336). Friedberg,

Das Collegium juridicum. 1882, S. 149—152 (Rechnung für Doktorenschmaus). — Epistolae obsc. vir., 1, 66f. und 2, 625 (Binder, S. 116). — Friedberg, Juristenfakultät, S. 9.

Studentisches Privatleben. Trinksitten: Zarncke, Die Statutenbücher der Universität Leipzig. 1861, S. 179. Baumgarten, Freiburg, S. 22f. Manuale, S. 46. Schmid, Geschichte der Pädagogik, 1, 328/29. Specht, Gastmähler und Trinkgelage bei den Deutschen. 1887. Carmina Burana, S. 248ff. (Missa Gulonis) u. a. m. Hilarius, Versus et ludi, S. 41f. Epistolae obsc. vir., 1, 217 (Binder, S. 193). Zarncke, Universitäten des Mittelalters, S. 116—154 (1515). Gewalttätigkeiten: Zarncke, Statutenbücher, S. 181. Frauen: Manuale, S. 35ff. Zarncke, Univ. d. Mittelalters, S. 130. Bruchmüller, Leipziger Student, S. 18ff. Tracht: Stübel, Urkundenbuch der Universität Leipzig von 1409—1555. 1879, S. 227. Kaufmann, 2, 82ff. Bruchmüller, Leipziger Student, 27ff. Zarncke, Statutenbücher, S. 69. Zarncke, Univ. d. Mittelalters, S. 166 und Manuale, S. 30f. Waffentragen: Denifle, S. 190. Friedländer-Malagola, Acta nationis Germanicae Bon., S. 19. Fournier, Statuts, S. 88. — Ein Bologneser Waffenpaß von 1548 war in der Leipziger Universitätsausstellung von 1909. Einbürgerung der Fechtsitten: Schmied-Kufahl, Fechtbüchlein. 1894, S. 111ff. Wiener Händel: Kaufmann, 2, 243. Scheuer, S. 45f., 57. Zu den Studentenfehden: Hautz, 1, 243ff. u. ö. Scheuer, Das Material zur Leipziger Schusterfehde von 1471: Zarncke, Universitäten des Mittelalters, S. 209ff. und 165. Über den Leipziger Trachtenkrieg von 1482 s. ob.; sowie eine Abhandlung von Drobisch über diesen und die Bierkellerfehde von 1521 in: Burschen 'raus. 1848.

VI.

Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, 2. und 3. Bd. Epistolae obscurorum virorum, hg. von Böcking und Übersetzung von Binder. Erasmus, Lob der Torheit, übersetzt von Hersch. 1884 (Reclam). Hartfelder, Melanchthon als praeceptor Germaniae. 1889, bes. S. 66 und 509ff. Verschiedene Schriften von Luther; an den christlichen Adel, hg. von Braune. 1897, S. 66ff. Gothein, Ignatius von Loyola. 1885. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, 2., bes. S. 112, 81ff., 109ff. Boehmer, Die Jesuiten, 2. A. 1907. Loserth, Die Beziehungen der steiermärkischen Landschaft zu den Universitäten Wittenberg, Rostock, Heidelberg, Tübingen, Straßburg u. a. in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. 1898. Elze, Die Universität Tübingen und die Studenten aus Krain. 1877. Bornhak, Geschichte der preußischen Universitätsverwaltung bis 1810. 1900. Bruchmüller, Beiträge zur Geschichte der Universitäten Leipzig und Wittenberg. 1898. Kallmeyer, Caspar Borner in seiner Bedeutung für die Reformation und für die Leipziger Universität. 1909 und Einzelgeschichten.

VII.

Außer Bruchmüller und Scheuer kommt für diesen Zeitraum bes. Keil, Geschichte des Jenaischen Studententums in Betracht. Ferner: Huber, Deutsches Studentenleben. 1873. Mohl, Geschichtliche Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studenten während des 16. Jahrhunderts. Borkowsky, Das alte Jena. 1908.

Einzelne Studententypen: Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts, bearbeitet von Heinrich Boos. 1878. Buchwald, Simon Wilde aus Zwickau. Ein Wittenberger Studentenleben zur Zeit der Reformation. (Mitt. d. deutsch. Ges. zu Leipzig, IX, S. 61—111.) v. d. Ropp, Briefe eines Marburger Studenten aus den Jahren 1606—11 (Johann Eber-

hard Schmidt aus Hungen) in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte. 23. Bd. Kelter, Ein Jenaer Student um 1630. (Eberhard von Todenwarth) 1908. Köster, Der Dichter der geharnschten Venus. 1897. Dazu: Raehse, Geharnschte Venus (1660). 1888. (Caspar Stieler.) — (In diesen Zusammenhang gehört auch Arno Holz, Dafnis, lyrisches Porträt aus dem siebzehnten Jahrhundert. 1904.)

Organisation: Horn, Akademische Freiheit, S. 6. Dolch, S. 174ff. Keil, S. 63f. Bruchmüller, Leipziger Student, 52ff., 61ff. Fabricius, Geschichte der deutschen Korps, S. 18ff. (bes. darin Szenen aus Raues Zwischenspiel). Fick, Auf Deutschlands hohen Schulen, S. 285, 331. Kelter, Jenaer Student, S. 31ff. Schoch, Comoedia vom Studentenleben (1657), hg. von Fabricius, 1892, S. 42ff., 64ff., 112ff. Moscherosch, Philanders von Sittewald wunderliche und wahrhaftige Gesichte (Reclam), 1, 236.

Studienbetrieb. Deposition: Fabricius, Deposition, S. 44ff. Keil, S. 72. Fabricius zu Schoch, S. 107f. Dolch, S. 161f. Staatsexamen: Kirn, Die Leipziger theologische Fakultät in fünf Jahrhunderten. 1909 (Festschrift, Bd. 1), S. 132. Name philosophische Fakultät: Stieda, Die Universität Leipzig in ihrem 1000. Semester, S. 29. Kaufmann, 2, 72ff. Vorbildung: Doct: Joh: Balth: Schuppii Schriften, S. 213 (Unterrichteter Student). Kelter, Jenaer Student, S. 37. Friedberg, Juristenfakultät, S. 55. Grade: Bruchmüller, Beiträge, S. 55ff. Marburger Student, S. 301ff., 385ff. Kirn, Theologische Fakultät, S. 64. Friedberg, Juristische Fakultät, S. 47f. Horn, Disputationen, S. 41. Horn, Kolleg und Honorar, S. 13ff. Platter, S. 257, 268. Theateraufführungen: Konrad, Die deutschen Studenten und das Theater in den Burschensch. Blättern, 23. Jhg., I, Nr. 9ff. (W. 1908/9). Scheuer, 49f., 77, 109. Bruchmüller, Leipz. Student, S. 49. Aschbach, 2, 78. Kaulfuß-Diesch, Die Inszenierung des deutschen Dramas an der Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. 1905, S. 11ff. Erich Schmidt, Komödien vom Studentenleben. 1880. Promotion: Friedberg, Juristenfakultät, S. 71. Horn, Disputationen, S. 50ff. Erler, Leipziger Magisterschmäuse im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. 1905, bes. S. 11—42. Marburger Student, S. 304. Buchwald, Simon Wilde, S. 103 und 98. Mohl, Nachweisungen, S. 13, 45. Kölner Sudermann: Kölnische Volkszeitung 1909, Nr. 206 und 239 (10. und 21. März) nach dem Archiv für Post und Telegraphie (Sautter).

Privatleben: Mohl allenthalben. Teufelsbeschwörungen: Brandes, Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen. 1885, S. 81. Mohl, S. 50. Tracht: Epistolae obsc. vir., 1, 207 (Binder, S. 176). Mohl, S. 10, 6f. Stammbuch des Studenten, S. 86. König, Aus zwei Jahrhunderten, S. 10. Moscherosch, Philander, 1, 270. Straße: Kluge, Deutsche Studentensprache. 1895, S. 41. Hoffmann von Fallersleben, Das deutsche Gesellschaftslied im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. 1844, S. 209/11. Mohl, S. 47—52. Studentenlied: Hoffmann von Fallersleben, S. 207—18 und 215. Pernwerth von Bärnstein, Ubi sunt, qui ante nos in mundo fuere. 1881, S. 25—28. Friedländer, Kommersbuch herausgegeben und mit kritisch-historischen Anmerkungen versehen. Leipzig, C. F. Peters, 3. A., S. 188. Dedekinds Grobianus, deutsch von Caspar Scheidt (1551), Nr. 34/35 von Braunes Neudrucken. Marburger Student, S. 350. Studentensprache außer Kluge und John Meier, Hallische Studentensprache. 1894. Stumme, über die deutsche Gaunersprache und andere Geheimsprachen. 1903. Studentenstammbücher: Mundt im Katalog der Universitätsjubiläumsausstellung, Leipzig. 1909, S. 33—36. Keil, S. 214ff. Kelter, Jenaer Student, S. 45ff. Trinksitten: Kluge, Studentensprache, S. 27. Matthäus Friederich, Wider den Saufteufel (1552) in der kulturgeschichtlichen Bücherei, Nr. 3. Zech- und Saufrecht (1616) in Scheibles Schaltjahr, 4. Bd. In Horns Bibliographie der deutschen Universitäten, 1, 359/61 sind vierzehn lateinische und sieben deutsche

Ausgaben des siebzehnten Jahrhunderts genannt. Über Runda s. Grimms Wörterbuch, VIII, 1506. John Meier, S. 25 und 33. Schmollistrinklied s. Keil, Deutsche Studentenlieder des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. 1859, S. 107ff. (ältere Form) und Friedländer, Kritisches Kommersbuch, S. 195. Moscherosch, Philander, 1, 230. Duell: Fehr, Der Zweikampf. 1908. Für romanischen Einfluß Below in seinen Schriften. Fechtsitten bei Schmied-Kufahl. Wirtschaftliches: Marburger Student, S. 364. Christian Reuter, Die ehrliche Frau nebst Harlekins Hochzeit und Kindbetterinschmaus. Der ehrlichen Frau Schlampampe Krankheit und Tod (1695, 1696), hg. von Ellinger in Braunes Neudrucken, Nr. 90/91. Buchwald, Wilde, S. 103f. — Bruchmüller, Beiträge, S. 45ff. Keil, S. 77ff. (Konvikt). — Kelter, Jenaer Student, S. 21/25, 44/52. Ludolffs „Hauß und Tisch-Leges" bei Horn, Kolleg und Honorar, S. 149ff. Fahrende Schüler: Hampe, Fahrende Leute, 68ff. Thomas Platter, Ausgabe von Boos. Kluge in den „Bunten Blättern", 1908, die beiden Aufsätze: Die fahrenden Schüler und Der Vennsberg. Gengenbachs Liber Vagatorum (1510), hg. von Goedeke. 1856, S. 354f. Hier nach der Prosafassung aus Scheibles Schaltjahr, Bd. 4. Ausland: Eulenburg S. 119—29. Bourgeaud, Histoire de l'Université de Genève. Genève 1900 bes. S. 143ff. Fournier in der Nouvelle Revue Historique XII S. 393. Brugi, Gli scolari dello Studio di Padova nel cinque cento. Luschin 1886, S. 788.

VIII.

Hoffmann von Fallersleben, Gesellschaftslied, S. 215. Andreae, Turbo oder der irrende Ritter vom Geist, übersetzt von Süß. 1907, bes. S. 51f. Meyfart, Christliche Erinnerungen von dem aus den hohen Schulen in Deutschland entwichenen Ordnungen und ehrbaren Sitten. 1636, S. 329. Schupp: Freund in der Noht (1657) = Schrifften. 1663, S. 265, dazu: „Der unterrichtete Student". Zugabe, S. 213. Thomasius: Programm von 1687, hg. von Sauer, 1894, in den deutschen Literaturdenkmalen (Nr. 51), bes. S. 20ff., 33. Thomasius, Introductio in philosophiam aulicam. 1688. Thomasius, Summarischer Entwurf der Grundregeln, die einem studioso juris zu wissen nötig. 1699, bes. Vorrede Nr. 41ff. und S. 38ff. Spinoza, Theologisch-politischer Traktat (1670) Reclam, S. 375. Horn, Akademische Freiheit. Kaufmann, Lehrfreiheit.

IX.

Organisation und Burschenfreiheit: Horn, Akademische Freiheit, S. 69ff. Bornhak, S. 79ff., 172, dazu v. d. Marwitz, hg. von Meusel, S. 321. Zu dem Kapitel: Militärische Bedrückungen, vgl. Seumes Schicksal. 1781. Scheuer, S. 122. Vereine: Stephan, Handbuch der Kirchengeschichte, Neuzeit. 1909, S. 31 und 35. Kirn, Leipziger theologische Fakultät, S. 96, 193, 218. Kroker, Leipzig. Stätten der Kultur, Bd. 5, S. 70 und 82. Bruchmüller, Leipziger Student, S. 95.

Differenzierung: Eulenburg, S. 136. John Meier, S. 30f. Zachariae, Renommist, Reclam, S. 34, 36, 72. Lina Scheel, Die Stadt Leipzig und Leipziger Studenten um das Jahr 1743. IV. Leipziger Tageblatt vom 5. Januar 1908. (Erlebnisse Johann Christian Müllers aus Stralsund 1720—72). Keil, Jenaisches Studentenleben, S. 221. Kindleben, Studentenlieder (1781), Hallescher Neudruck von 1894, S. 291; im übrigen: Kluges Deutsche und John Meiers Hallesche Studentensprache. Celander, Der verliebte Student (1709), Neudruck von 1906, S. 42 u. ö. Thomasius, Von der Nachahmung der Franzosen (1687), Neudruck, S. 32. Zachariae, Renommist, S. 49. Keil, Studentenlieder, S. 140. (Rebmann), Der Leipziger Student vor 100 Jahren, hg. von Wustmann, S. 55ff., 90ff. Theater: König, Aus zwei Jahr-

hunderten, S. 29ff. Vogel, Goethes Leipziger Studentenjahre, 3. A. 1909, S. 58 und 70. (Witkowski im Goethejahrbuch 15, S. 206ff. Günther, Mitt. d. deutschen Gesellschaft, IX, 1, 1ff. und Bierbaums Musenkrieg. 1907). Der Stralsunder Theologe Müller über die Neuberin: Leipziger Tageblatt vom 8. Januar 1908 (Lina Scheel). Studentenlied: Keil, Studentenlieder, S. 134, 142, 139, 193, 96f. Friedländer, Kritisches Kommersbuch, S. 196, 188f. Friedländer, Das deutsche Lied im achtzehnten Jahrhundert. 1902, Bd. I, XXIIIf., XXXVI, LIII, LVII, I, 1, 83. Prüfer, Joh. Herm. Schein. 1895, S. 82f. Fidibus: Huber, S. 411. Studienverhältnisse: Andreae, Turbo, deutsch, S. 56. Brandes, Holberg, S. 84. Dolch, S. 227. Gellerts Sämtliche Schriften. 1769, 5. Bd., bes. S. 123 und 142. (Rede: Von den Fehlern der Studierenden bei der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Akademien.)



Literarische Nachweise zum zweiten Teil

I.

Zusammenfassende wissenschaftliche Werke über die ganze behandelte Zeit gibt es wohl über das Hochschulwesen, aber nicht über das Studententum (abgesehen von der Erman-Hornschen Bibliographie). Zudem spielen für die neueste Zeit, über die sich in dem eben genannten Buche keine Nachweise finden, die Zeitungen und Zeitschriften eine große Rolle. Der Literaturnachweis muß sich daher eng an die Einzelkapitel anschließen. Über die gestatteten Studentenvereine s. Bruchmüller: Der Leipziger Student 1409 bis 1909. S. 107. Bornhak: Die Geschichte der preußischen Universitätsverwaltung bis 1810. S. 85—87. Über die wichtige Entwicklung des Verbindungslebens in Jena und den Auszug nach Nohra s. Gebr. Keil: Geschichte des Jenaischen Studentenlebens. Leipzig. 1858. (Darin auch der Bericht über den Auszug nach Nohra in biblischer Sprache. Derselbe ist auch abgedruckt in: Mariannus: Komische Szenen aus der akademischen Welt. Leipzig. 1832. S. 44 flgd.) — Briefe über Jena. Frankfurt und Leipzig. 1793. S. 130. Als Hauptquelle über die Landmannschaften dient von Laukhards Schriften besonders seine Selbstbiographie: Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale: (Neudruck Stuttgart, Verlag von Robert Lutz. 1908), außerdem seine Schrift: Der Mosellaner- oder Amicisten-Orden. 1799; von neueren Fabricius: Die Studentenorden des 18. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zu den gleichzeitigen Landsmannschaften. Jena. 1891 und: Die deutschen Korps. Berlin 1898 (darin der älteste Komment S. 80 flgd.). Ferner König: Aus zwei Jahrhunderten. Halle. 1894. Bruchmüller: Der Leipziger Student 1409—1909. Leipzig 1909. Sehr wichtiges Material bringt Ludwig Golinski in seinem Buche: Die Studentenverbindungen in Frankfurt a. O., Breslau 1904. Über die Spuren älterer Ordensverbindungen s. Gebrüder Keil: Die deutschen Stammbücher. Berlin 1893, S. 138, 155, 196. Freimaurerische Verräterschriften, durch welche bald nach dem Aufkommen des englischen Systems dessen Einrichtungen und Rituale bekannt gemacht wurden, sind: L'ordre des Francs-Maçons trahi et le secret des Mopses révélé. Amsterdam 1745. Der verrathene Orden der Freymäurer und das offenbarte Geheimniß der Mopsgesellschaft, aus dem Französischen übersetzt. Leipzig. Über die nichtfreimaurerischen deutschen Geheimbünde des 17. und 18. Jahrhunderts findet sich nichts in Findels „Geschichte der Freimaurerei", Leipzig. Es ist das Verdienst Ludwig Kellers, Licht in diese Verhältnisse gebracht zu haben; s. das Literaturverzeichnis in den Monatsheften der Comenius-Gesellschaft Band 18, Heft 2, März 1909, S. 86. Ferner Ludwig Keller: Die Großloge Indissolubilis und andere Großlogen-Systeme des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Jena. 1908. — Der Orden Inviolable an der Universität Duisburg. (Akad. Turnzeitung. 27. Jg. Nr. 3. S. 57—59. 1910.). Über die Studentenorden s. die Schriften: Graf Guido von Taufkirchen und Tyrtäus (bei Erman-Horn), sowie von Fabricius und Golinski, außerdem: Vorschläge zur Einrichtung eines Studentengerichts. □ J. F. Z. S. A. Aglaia 1792. Ferner Bornhak S. 84. (Harmlose Deutung der Ordensbuchstaben.) Goethes Urteil über geheime Verbindungen s. Grenzboten 1878. Über die Jenaer Antiduellbewegung s. die Literatur bei Erman-Horn I S. 616 f. und besonders Stephani: Wie die Duelle, diese Schande unsers Zeitalters, auf unseren Universitäten so leicht wieder abgeschafft werden könnten. Leipzig 1828. Dessen Darstellung ist zweifellos parteiisch, bleibt aber durch die

beigegebenen Aktenstücke wertvoll. Die Darstellung von Fabricius in seinen „Korps" S. 147f. erscheint mir unhistorisch, auch der Artikel von Schüddekopf in: Goethe-Jahrbuch, Band 19, S. 20—34, 1898. Ungelöst bleibt die Frage, wieviel Studenten daran sich beteiligten und ob die Unterzeichner berechtigt waren, im Namen von 300 zu sprechen. Auch aus den Akten im Weimarer Staatsarchiv geht darüber nichts hervor. Eine völlig sichere Darstellung der Jenaer Bewegung läßt sich aus Mangel an genügenden Quellen auch jetzt noch nicht geben. Bei der Geschichte der „gelehrten Amizistenloge" muß man auf Graf Guido von Taufkirchen zurückgehen. Über die Rostocker Bewegung gibt die handschriftliche Geschichte und das handschriftliche Gesetzbuch Auskunft (beides im Rostocker Universitätsarchiv). S. auch Sehender: Die korporativen Organisationen im deutschen Studentenleben. Rostock. 1876. — Über den Göttinger Hain s. die Schilderung auf Grund von Briefstellen S. 633f. von Wilhelm Lindemann: Geschichte der deutschen Literatur, bearbeitet von Dr. Max Ettlinger. Freiburg 1906. Über die Stellung des Hains zur Burschenschaft s. das Urteil von Adolf Langguth in seinem Buche: Christian Hieronymus Esmarch und der Göttinger Dichterbund. Berlin 1903 (s. Burschenschaftliche Blätter vom 15. Juni 1904. S. 135f.). Der Niemannsche „Landesvater" findet sich auch bei Waitz: Geschichte des Wingolfbundes. Darmstadt. 1904. S. 65. Über die Entstehung der Kränzchen aus den Orden und Landsmannschaften folge ich Golinski S. 43f. Das Wort Jahns befindet sich zitiert Burschensch. Blätter 15. Juni 1904. S. 133. Über den weltbürgerlichen Geist der damaligen Studentenschaft s. Graf Guido von Taufkirchen und Fabricius (Korps S. 163, 186, 333).

II.

Über die rechtliche Stellung der Studenten s. L. v. Rönne: Das Unterrichtswesen des Preußischen Staates. Berlin. 1855. II 537. S. 546 flgd. 565—571. Koser: Friedrich der Große und die preußischen Universitäten. S. 129. Akademische Gesetze für die Studiosos auf der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen. 1777. Laukhards Lebensbeschreibung (Neudruck S. 108). Akademische Monatsschrift 1853. S. 208. Über die Stellung zu den Professoren siehe Gebrüder Keil: Jenaisches Studentenleben. S. 247, 286, 289, 294, 295, 296 und 194. — Hertzberg: Die Stadt und Universität Halle a. S. im Jahre 1794. Halle. 1894. S. 58. — (Maßmann:) Die Hohe Schule. Ein Traum. In: Akademische Monatsschrift 1853. S. 196. Laukhards Lebensbeschreibung (Neuausgabe) S. 68, 71, 210. — Der Leipziger Student vor 100 Jahren. (Anselmus Rabiosus, der Jüngere. Leipziger Neudrucke v. G. Wustmann 1897. S. 8.) R. Koser, Friedrich der Große und die preußischen Universitäten. S. 132. — Burschenschaftl. Bl. 1. April 1905 S. 16 (Schiller). — Über Anzahl, Herkommen und Prüfung der Studierenden s. F. Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts. II.[2] S. 126. S. 92, 94. Anselmus Rabiosus S. 9—14. Warnung des Landgrafen von Hessen vor dem Studieren (1774), mitgeteilt in Darmstädter Ztg. Nr. 34 vom 10. 2. 1910. Koser S. 110—132. Rönne S. 257—259. — Kosten des Studiums Gebr. Keil. Jenaisches Studentenleben S. 110—111. Akademische Zeitschrift, Leipzig, 1869, S. 55. W. Bruchmüller: Fünf Jahrhunderte Leipziger Studentenlebens. Im Leipziger Kalender 1909. S. 110. Laukhards Lebensbeschreibung. S. 140f., 179f. Anselmus Rabiosus S. 16 flgd. Herzog: Briefe zur näheren Kenntnis von Halle. 1794. Zwölfter Brief. — Über studentische Tracht siehe R. Fick: Auf Deutschlands hohen Schulen 1899. S. 71, 72. Laukhards Lebensbeschreibung S. 53. Borkowsky: Das alte Jena und seine Universität. Jena 1908. S. 132f. Gebr. Keil. Jenaisches Studentenleben S. 303f. Fabricius: Die deutschen Korps. S. 56. S. 92. — Über das Waffentragen s. Koser S. 127, 130. — Über Studentenpump s. Kindleben: Studentenlieder 1781. Neudruck S. 88f. Anselmus Rabiosus S. 27. Göttinger Gesetze 1777. S. 46. S. 57flgd.

Rönne S. 584—589. Gebr. Keil. Studentenleben S. 310. Dolch: Geschichte des deutschen Studententums. S. 273. — Gesellschaftlicher Verkehr s. Bruchmüller (Leipziger Kalender) S. 108 flgd. Fick S. 147. Gebr. Keil. Studentenleben S. 302. Briefe über Jena 1793 (Unitisten). Fleiß der Studenten s. E. Horn: Akademische Freiheit. Berlin 1905. S. 11f. Koser S. 118—119. Göttinger Gesetze 1777, S. 38. Keils Studentenleben S. 351f. Akademische Monatsschrift 1853. S. 196, 206, 217. G. Peiser: Die Schule der Welt, ein preußisches Lustspiel Friedrichs des Großen. Leipzig. 1906. — Über den Komment s. Fabricius: Korps S. 98—102. Laukhards Leben. S. 52, 91. S. 124. — Über das Studentenduell s. Fabricius: Korps S. 130 flgd. — Über das Trinken, Landesvater, Bierspiele s. Laukhards Schilderungen in seiner Lebensbeschreibung. F. Kluge: Deutsche Studentensprache. Straßburg 1895. S. 21 flgd. und Wörterbuch. Augustin: Idiotikon der Burschensprache. 1795 (Neudruck, Halle 1894). Fabricius: Korps S. 102—130. Kindleben: Studentenlieder. Akademische Turnzeitung. XXII. Jg. S. 517 flgd. 533 flgd. (Der Landesvater.) Sittliches Leben: Fabricius: Korps S. 73, 134f., 171, Studentenorden S. 92 (Ehrenwort), 167 (Angeben von Forderungen). Unsitten bei Ehrenangelegenheiten: Fabricius: Korps S. 134, Gött. Gesetze 1777 S. 36. Liebesleben. Bei Laukhard: Lebensbeschr. S. 53, 55, 74, 130, 200. Keil: Stammbücher S. 233, 269. Keil: Jen. Studentenleben S. 205, 237, 297. Werbrun: Die Universität zu Fulda. In: Academia, Monatsschrift des C. V. 17. Jg. Nr. 9. 1905. S. 302. Miller: Briefwechsel dreier akademischer Freunde. Ulm 1776. S. 152, 225. Akad. Monatsschrift 1852 S. 284. Sittliches Leben: Göttinger Gesetze 1777 S. 4. Laukhards Leben S. 51, 110. Akademische Monatsschrift 1853 S. 216. — Studentensprache: Laukhards Leben S. 195. Kluge: Studentensprache S. 4 u. a. a. O. Studentensprache und Studentenlied in Halle vor 100 Jahren. 1894. — John Meier: Hallesche Studentensprache. Halle 1894. Vergnügungen: Laukhards Leben I. S. 197. Hertzberg S. 56. — Theater: Laukhards Leben S. 197 flgd. Fr. Katt: Schiller als nationaler Dichter. Burschenschaftl. Bl. 1. April 1905 S. 8 flgd. Koser S. 103. Karl Konrad: Die deutschen Studenten und das Theater. Burschenschaftl. Bl. 1. April 1909 S. 22 flgd. (Konrads Studie ist auch als Heft der Burschenschaftl. Bücherei erschienen). Bad Lauchstädt und die Hallenser Studenten. Academia (des C. V.) Mai 1905 S. 18 flgd. Schillers „Räuber“ und die Jenaer Studenten. Burschenschaftl. Blätter 1. Dez. 1909 S. 115ff. Gebr. Keil: Jenaer Studentenleben S. 309. — Ungehörigkeit bei Vergnügungen: Göttinger Gesetze 1777 S. 21. Laukhards Leben S. 111, 196, 265. Rönne S. 569. Karl Konrad: Die Studenten und das Glücksspiel. (Akad. Monatshefte. 1909.) Tumulte: Fabricius: Studentenorden S. 63. — Akad. Monatsschrift 1852 S. 283f. Studentensprache und Studentenlied in Halle vor 100 Jahren S. 33. Leipziger Kalender 1909 S. 203 flgd. Keil: Jenaer Studentenleben S. 200 flgd. Hertzberg S. 62. — Verrufe, Auszüge: Dolch: Geschichte des deutschen Studententums. Leipzig. 1858. S. 253 flgd. Laukhards Leben S. 67 flgd., 97. Keil: Studentenleben usw.

III.

Über die vorburschenschaftliche Zeit s. Ludwig Müller: Aus sturmvoller Zeit. Marburg 1891 (über Marburg 1810). Ferner Treitschke: Deutsche Geschichte I³ S. 521. — Handbuch für den deutschen Burschenschafter von Dr. Hugo Böttger. 1909. — Friedrich Schulze: Die Franzosenzeit in deutschen Landen. Leipzig. 1908. I. S. 297ff. I. S. 248ff. (Innsbrucker akademische Legion.) — Fabricius: Die deutschen Korps. S. 280f., 309 (Erlangen). Schiele: Karl Immermanns Studentenjahre und sein Konflikt mit der Hallenser Teutonia. Sonderabzug aus den Akad. Monatsheften 1902. Nr. 213 S. 9. — Sybel: Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. 1889. S. 52. — Über die Hallesche Teutonia s. Böttgers Handbuch und die dort angegebene Literatur

und die Darstellung Schieles. Von der an Zahl reichen Literatur über die Burschenschaft war mir besonders wertvoll Treitschke: Deutsche Geschichte. Band 2. Hagen: Über die öffentliche Meinung in Deutschland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen (Raumers Historisches Taschenbuch). 8. Jg. S. 545. (Göttinger politische Studentenkundgebung gegen Prof. Dabelow.) Arndt: Vom teutschen Studentenstaat. 1818. (Neudruck 1905. Wolfenbüttel.) Handbuch für den deutschen Burschenschafter von G. H. Schneider, Berlin 1897, die verschiedenen Jahrbücher der deutschen Burschenschaft, sowie Handbuch für die Deutsche Burschenschaft, von Dr. Hugo Böttger. Berlin 1909. Eduard Heydt: Deutsche Burschenschaft, Leipzig und Berlin 1902, und besonders wegen der neuen, aber zumeist gut bewiesenen Auffassung Herman Haupt: Karl Follen und die Gießener Schwarzen, Gießen 1907, ferner Ulrich Rudolf Schmid: Das Wesen der Burschenschaft, Jena 1890, Dr. H. Zeiß: Geschichte der alten Jenaischen Burschenschaft und der Burgkeller-Burschenschaft, seit 1859 Arminia a. d. B., Jena 1903, sowie Gebrüder Keil: Geschichte des Jenaischen Studentenlebens. — Über die Zeit des Wartburgfestes s. außer Keil besonders die Schrift von Kieser, Jena 1818. (Für die Behauptung Treitschkes, die Burschen seien bei der Abendmahlsfeier z. T. betrunken gewesen, habe ich trotz eifrigen Suchens keinen Beweis gefunden.) Über die Verbrennungsszene hat sich Maßmann selbst in einer wertvollen Verteidigungsschrift geäußert, die sich zum erstenmal im A. D. B. Jahrbuch 1909 S. 29f. abgedruckt findet. Ferner: Worte eines Studierenden über die Reform der Universitäten, Burschenschaften und Landsmannschaften in ihrem Verhältnis unter sich, zu der vergangenen und gegenwärtigen Zeit und zu der Reform. Leipzig. 1834. S. 47 (Urteil über die Verbrennungsszene). F. W. Carové: Entwurf einer Burschenschaftsordnung; Eisenach 1818; ferner J. L. Haupt: Landmannschaften und Burschenschaft. Altenburg 1820. Der Gießener „Ehrenspiegel" findet sich in: Beiträge zur Geschichte der teutschen Sammtschulen. Teutschland 1818. Die älteste Verfassung der Jenaer Burschenschaft von 1815 findet sich bei Zeiß S. 7f. s. Fabricius: Korps S. 277f. Stourdza: Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne. Paris 1818. S. 38. — Kobbe: Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben. 1840. Bd. I, S. 187—213 (Protokoll des Burschentages 1818). Über Sand s. die Darstellung von Gebr. Keil (Jenaisches Studentenleben), Treitschke II[2] S. 519 flg. Ferner: Aktensammlung über die Entlassung des Professors D. de Wette. Leipzig. 1820. Außerdem die Studie von Wilhelm Hausenstein in den Süddeutschen Monatsheften, August 1906 (ist wohl abschließend für die Beurteilung Sands).

IV.

Außer Ulrich Schmid s. Böttgers Handbuch. Treitschke II[2]. S. 422f. Heydt a. a. O. S. 11. J. L. Haupt (1820) a. a. O. S. 257, 260f. Elvers: Welchen Standpunkt hat gegenwärtig die deutsche Burschenschaft zum deutschen Volke einzunehmen. Germanien 1818. G. Schneiders Handbuch für den deutschen Burschenschafter. S. 63. Über den Anteil Gießens an der Ausgestaltung des burschenschaftlichen Geistes s. die bereits zitierte wertvolle Schrift von Herman Haupt, sowie die Geschichte der teutschen Sammtschulen. Über die damalige Färbung des herrschenden christlichen Geistes s. Treitschke II, S. 12, 13, 91. Stellung zum Judentum s. Treitschke II, S. 417—420, 528f. Zeiß S. 58, H. Haupt S. 107f. Über sittliches Leben s. Keil: Jenaisches Studentenleben S. 412, Zeiß (bes. Abschnitt). Burschensch. Jahrbuch 1907, S. 27 und 35. Über Duellreformen s. H. Haupt, ferner Geschichte der teutschen Sammtschulen und Carové S. 12. Außerdem Ehrengesetze und Zweikampfregeln für die deutsche Burschenschaft. Göttingen 1908 (Vorwort). — Über die soziale Wirkung der Burschenschaft s. besonders Zeiß, J. L. Haupt und Herman Haupt, sowie Böttgers Handbuch. Die Verfassung der Leipziger Burschenschaft von 1818 bei J. L. Haupt. Jenaer Verfassungsleben bei Zeiß S. 7f.,

37 f. Die ungünstige Beurteilung der Altdeutschen durch Huber und Rothe bei Horn: Akademische Freiheit. Berlin 1905. S. 43.

V.

Fabricius: Die deutschen Korps — ist Hauptquelle. Über Halle s. S. 230 f. Die neuen Komments bes. Jenas S. 195 f. Rödigers Rede b. Kieser: Das Wartburgfest. S. 123. Geschichte des Korps Lusatia. Leipzig. 1899. S. 12 f. Renoncenbewegungen in Leipzig bei Fabricius S. 239 f. Heidelberg S. 226, Erlangen S. 183, über Halle bei König: Aus zwei Jahrhunderten S. 146 f., 152 f. Fabricius S. 235 f. Ich schreibe gleich Keil „Sulphurea" mit Rücksicht auf das ihm zu Grunde liegende lateinische sulphureus, während Fabricius die Form Sulphuria anwendet, die in Anlehnung an die auf —ia endigenden Verbindungsnamen gebildet ist. — Über die Jenaer Ehrengerichtsvereine s. Keil: Jenaisches Studentenleben S. 319 f. Ulrich Schmid: Das Wesen der Burschenschaft. S. 51, 145, Fabricius S. 265 f. (Berlin). Über die durch Immermann eingeleitete Bewegung gegen die Teutonia in Halle s. die Abhandlung von Schiele (s. Abschnitt III), König: Aus zwei Jahrhunderten. S. 157 ff. Ein interessanter, in der Immermannforschung kaum beachteter Brief Immermanns an Fouqué ist abgedruckt in den Grenzboten 1859. 18. Jg. II. Sem. III. Bd. S. 38. Über Lebens- und Waffenkorps s. Fabricius S. 330 f. — Für eine offene Begünstigung der Korps gegenüber der „gefährlichen" Burschenschaft spricht sich ein augenscheinlich offiziöses autographisches Manuskript (auf Leipzig bezüglich) aus, das nach 1834 verfaßt sein muß (in der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Bei Erman-Horn II, Nr. 12344). — Gestattung der Korps in Bayern 1827 s. Fabricius: Korps S. 360.

VI.

Haupt: Landsmannschaften und Burschenschaft. 1820. Waitz: Geschichte des Wingolfbundes. Darmstadt. 1904. S. 30. Handbuch für den deutschen Burschenschafter von Schneider S. 93 (Schneider zitiert dort die von mir ebenfalls angeführte Stelle über die Stimmung in der Burschenschaft zur Zeit des Dresdner Burschentags [1820] und gibt als Verfasser J. L. Haupt an. Ich habe trotz genauem Lesen von dessen Buch die Stelle nicht finden können und vermute statt Haupt den Sprecher des Dresdener Tages, Wesselhöft, dessen Schrift mir leider unzugänglich war), 102, 116. Handbuch der Deutschen Burschenschaft von Böttger S. 98 f. Treitschke III 446, IV 299 f., 745 f. — Zeiß: Geschichte der Jenaer Burschenschaft. S. 120 f. Weil: Juden in der deutschen Burschenschaft. S. 21, 22. Schmid: Das Wesen der Burschenschaft. 1890. S. 178 f., 168 f. (Arminen und Germanen.) Friedländer und Gieseke: Das Wartburgfest 1848. Leipzig 1848. S. 9. C. Euler: Der Philhellenismus und die akademische Jugend. Burschensch. Bl. 1. Juni 1905. S. 113 f. — Dietz: Das Frankfurter Attentat. Heidelberg. 1906. Treitschke IV, S. 299 f. im Text und Anhang S. 745 f. Blätter für literarische Unterhaltung 1844. S. 46 (Urteil über die Burschenschaft). Fritz Reuter: Ut mine Festungstid. — A. Wilbrandt: Fritz Reuters Leben und Werke. Einleitung zu seinen Werken. S. 38 f. — Die Urteile über die in den 20er und 30er Jahren verurteilten Burschenschafter hielten sich bei aller Härte an die damalige Staats- und Rechtsauffassung, die in der burschenschaftlichen Betätigung Hochverrat sah, und nur die Härte und Grausamkeit bei der Untersuchung und bei der Haft können gerügt werden. Böttgers Handbuch der Deutschen Burschenschaft, S. 95 f. Rönne: Das Unterrichtswesen usw. II, S. 572, Anmerkung 1. Amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft. Berlin 1824. Fabritius: Über den herrschenden Unfug auf den deutschen Universitäten, Gymnasien und Lyceen usw. Mainz. 1822.

VII.

Zur Zeitcharakteristik s. Treitschke III, S. 707, IV, 487f. — Hauptquellen: Geschichte der Uttenruthia in den ersten 25 Jahren seit ihrer Gründung. 1835—61. Nürnberg: Waitz: Geschichte des Wingolfbundes. Darmstadt 1904. Erno Olhjelm: Werden und Wollen des Schwarzburgbundes. Leipzig (ohne Jahr). Über den Berliner Verein vom historischen Christus s. Waitz, S. 68. Geschichte des Berliner Wingolf (sehr wichtige Quelle für die Entwicklung bis 1848). 1850. S. 1. Rönne: Das Unterrichtswesen. II, S. 389. Die Wartburgrede von 1864 von Theodor Hauffe findet sich in: Aus dem Wingolf. Eine Blütenlese. Halle 1875. S. 323. S. auch die gleichnamige Sammlung Marburg 1860. S. 251.

VIII.

Aus dem Wingolf. Marburg 1860. S. 16, 170, 246. Waitz: Geschichte des Wingolfbundes. S. 42. Academia. Zeitschrift des C. V. 1905. S. 66 (Katholiken im Wingolf und Schwarzburgbund). Lossen: Der Anteil der Katholiken am akademischen Lehramt in Preußen. Köln 1901. S. 5, 17. W. Lindemann: Geschichte der deutschen Literatur. Besorgt von Ettlinger. Freiburg 1906. S. 815 (über Görres). (Seidenberger): Die katholischen Studentenkorporationen. Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Frankfurt 1897. S. 215. Sauerlandias Jubelfeier (1847—1907) in: Universitas, Verbandsorgan des Kathol. deutschen Verbands farbentragender Studentenkorporationen. XVII. Jg. Nr. 2. 1907. S. 18f. Treitschke, II, S. 218f., IV (1889), S. 698. Dr. Wurm: Handbuch für den Kartellverband der kath. deutschen Studentenverbindungen. 3. Aufl. 1905. K. Hoeber: Handbuch für die Mitglieder des Verbandes der kathol. Studentenvereine Deutschlands. 2. Aufl. Köln.

IX.

A. Kußmaul: Jugenderinnerungen eines alten Arztes. Stuttgart. 7. Aufl. 1906 (über Heidelberg). Geschichte des Korps Lusatia. Leipzig 1899 (beim Jahre 1836). Zeiß: Geschichte der Jenaer Burschenschaft (über Jena). S. 155f. Gebr. Keil: Jenaisches Studentenleben. J. Victor v. Scheffels Briefe an Schwanitz. Leipzig 1906 (über Heidelberg). Raveux: Das Korpsleben und seine heutige Stellung auf der Hochschule. Leipzig 1848. Von 1846 bis 1853. Erinnerungen aus Verlauf und Folgen einer akademischen und politischen Revolution. Darmstadt 1875 (über Gießen). S. 11f. Waitz: Geschichte des Wingolfbundes. S. 101.

X.

Pernwerth v. Bärnstein: Beiträge zur Geschichte und Literatur des deutschen Studententumes. Würzburg 1882. S. 44. S. a. Adolf Bartels: Dietrich Sebrandt. Roman. I. Bd. (Kieler Studentenschaft 1848). Gregor Samarow: Die Saxoborussen. (Behandelt Heidelberger Verhältnisse.) — Von 1846 bis 1853. Darmstadt 1875. S. 90 (Gießener Verhältnisse). Geschichte der Göttinger Friesen von 1811 bis 1895. Lingen 1895. S. 16f. — Kurz: Der Anteil der Münchener Studentenschaft an den Unruhen der Jahre 1847 und 1848. München (ohne Jahr). Handbuch für den deutschen Burschenschafter Österreichs. Wien 1908. S. 152f. Scheuer: Die geschichtliche Entwicklung des deutschen Studententums in Österreich. Wien und Leipzig 1910. S. 129—179. Hans Blum: Die deutsche Revolution. S. 137, 153, 160f., 403f. Karl Schurz: Lebenserinnerungen. 1906, I. Bd. S. 149—151. Oskar Wiener: Das deutsche Studentenlied. 1906. S. 44. — Zeiß: Geschichte der Jenaer Burschenschaft. S. 178f. Geschichte des Berliner Wingolf bis 1849. Berlin 1850. S. 71. P. Baecker: Die Kämpfe um die akademische Freiheit sonst

und jetzt. Prenzlau 1905. S. 38 f. Vossische Ztg. 18. und 20. März 1848. Fick: Auf Deutschlands hohen Schulen. S. 255. Wilhelm Busch als Scherge der Ordnung. Rostocker Anzeiger. 11. Mai 1906. Geschichte der Uttenruthia 1835—1861. S. 54, 58 f. Gebr. Keil: Jenaisches Studentenleben. S. 601 f. Max Friedländer und Rob. Gieseke: Das Wartburgfest der deutschen Studenten in der Pfingstwoche des Jahres 1848. Leipzig 1848. Adresse von 170 Studenten. (Gedrucktes Exemplar in der Reichstagsbibliothek.) Deutsche Studentenzeitung. Göttingen. 1848. K. Schurz: Der Studentenkongreß zu Eisenach am 25. September 1848. Bonn 1848. (S. dazu die Kritik in der Deutschen Studentenzeitung. 1849. S. 84.) Deutsche Universitätsztg. 1848 und 1849 über Halle. A. H. Loebl: Das Gründungssemester der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. 2. Aufl. Prag (1908).

XI.

Gesetzgebung: Keil: Jenaisches Studentenleben. S. 543, 548, 554, 631, 636. — Frequenz: Eulenburg: Die Frequenz der deutschen Universitäten. S. 179, 183, 188, 210, 254 u. a. — Ausländerstudium: Eulenburg. S. 128. — Vorbildung: Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts. 2. Aufl. Fleiß: Lexis: Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich. I. Die Universitäten. Berlin 1904. Paulsen: II², S. 272 (1897). Keil, S. 631, 638. Stieda: Die Universität Leipzig in ihrem 1000. Semester. Leipzig 1909. S. 126. Rönne, S. 558. E. Horn: Akademische Freiheit. 1905. S. 65. — Stellung zu Professoren: Deutsche Studentenztg. 1848 Nr. 1 (gegen Lachmann). Von 1846 bis 1853. Erinnerungen aus Verlauf und Folgen einer akademischen und politischen Revolution. Frankfurt 1875. S. 46 (Gießen). — Tracht: Fabricius Korps, S. 420. Bruchmüller: Der Leipziger Student. 1909. S. 121—129. Keil: Jenaer Studentenleben. S. 543. Fick: Auf Deutschlands hohen Schulen. Karl Konrad: Der Studentenstock (Monatsschrift der R. S. C. September 1909. S. 99 ff.). Zeiß: Geschichte der Jenaer Burschenschaft. Plinius der Jüngere: Zur Naturgeschichte des deutschen Stud. 1842. Vollmann: Burschikoses Wörterbuch. 1846. S. 42. 116. Felix Schnabels Universitätsjahre. (Neudruck, herausgeg. von O. J. Bierbaum.) S. 54, 448, 341, 427. Ziegenhainer: F. Schnabel, S. 245. Waffentragen: Felix Schnabel, S. 193. Dr. Credner: Tempora mutantur et nos ... Finkenblätter II, S. 361 ff. — Rauchen: Schrader: Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle. 1894. II, S. 218 f. Kosten: Felix Schnabel, S. 345, 129, 449, 448, 352, 182, 435. Keil: Jenaisches Studentenleben. Bruchmüller, S. 124. Vollmann, S. 497 (Weinkomment). Kußmaul: Lebenserinnerungen eines alten Arztes. Fabricius: Geschichte und Chronik des Kösener S. C. S. 48. Studentenleben: Dr. Fr. Schulze: Greifswalder Studentenleben um 1820 (Breslauer Akad. Mitteilungen. S.-S. 1906. Nr. 15). Geschichte der Lusatia. Leipzig. 17/18 (Finken). Allg. akad. Zeitschrift für d. ges. Leben auf Hochschulen. München 1829. S. 34, 35 (Einteilung der Finken). König, S. 173. Ton des Lebens: Schnabel, S. 131, S. 39, 450, 449, 55, 76. Burschenschaftl. Jahrb. 1907. S. 28. Vollmann, S. 133. Fabricius: Korps, S. 195 f., 340. Schrader: Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle. II, 215 f. Verbindungsleben: Fabricius: Korps. S. 335, 413. — Keilen: Bei König: Aus 2 Jahrhunderten. S. 153. — Ämter: Vollmann, S. 190. Fabricius: Korps, S. 336. Geschichte der Uttenruthia 1835—61, S. 12. 1861—1885/86, S. 50. Aufnahme, Fuxritt usw.: Fabricius, S. 232, 421, 415, 336. Schnabel, S. 173, 57. Fick, S. 177 f. — Abgaben, Aufzüge: Uttenruthia 1835—61, S. 26, 42. Zeiß, S. 39. — Keil. S. 581, 586. Bruchmüller, S. 126. — Mensur: Vollmann, S. 137, 117. Fabricius, S. 191, 406. Kußmaul, S. 140, 141, 139, 142. Schnabel, S. 464, 169, 92. Fick, S. 220 f. König, S. 257, 176. Keil, S. 367, 316—318, 566 f. Burschenschaftl. Jahrbuch 1906. S. 214. Trinken: Keil, S. 508. Fick, S. 184. M. Friedländers Kommersbuch, S. 196. Vollmann, S. 52 f., 74, 72, 108.

Schnabel, S. 64f., 477, 271, 314f., 367. Kluge: Deutsche Studentensprache. S. 52–54. Vergnügungen: Schnabel, S. 100, 186, 197. Fick, S. 294. Reisen: Keil, S. 509. Theater: Schnabel, S. 348, 179, 467. Bruchmüller, S. 122. Karl Konrad: Die deutschen Studenten und das Theater. Burschensch. Bl. S.-S. 1909. 23. Jg. II, Nr. 4–6. Mariannus: Komische Szenen aus der akad. Welt. 1832. S. 188f. Stellung zu Philister und Militär, Gnoten: Keil, S. 354, 582, 646f. Schnabel, S. 190. König, S. 190, 25. Fabricius: Korps, S. 326. Wilbrandt: Einleitung zu Reuters Werken. S. 134. Vollmann, S. 489 (Verruf). — Auszüge: Karl Konrad: Studentische Auswanderungen. A. D. B. Zeitschrift. 1909 und Darmstädter Stud. Nachrichten II, 9, S. 65f. (1909). König, S. 39. Keil, S. 482f. Zeiß, S. 99f. — Studentensprache: Kluge, S. 6, 76, 77 u. a. — Dorpater Studentendeutsch. Monatsschrift des R. S. C. 1907. Nr. 8, 9. Vorrede zu Reuters Werken. Dr. Götze: Die Namen der Finken (Finkenblätter I., S. 206, 255, 283). Fabricius, S. 326. — Studentenlied: Schnabel, S. 341. Prahl: Das deutsche Studentenlied. Berlin 1906. Wiener: Das deutsche Studentenlied. Prag 1906. Das deutsche Kommersbuch. Eine kritische Studie. Von einem Philister. Erlangen und Leipzig. 1890. — Sittlichkeit: Fabricius, S. 199. König, S. 174. Schnabel, S. 344, 276, 287, 79, 427. Fr. Schulzes Artikel in den Finkenbl. I, S. 206.

XII.

Die studentischen Verbindungen. Göttingen 1852. Über die Korps s. Fabricius: Die deutschen Korps. Ferner sein Buch: Geschichte und Chronik des Kösener S. C.-Verbandes. Marburg 1907. — Über die Burschenschaften die Handbücher von Schneider und Böttger. Blaustein: Eine Organisation der Leipziger Finkenschaft vor 40 Jahren. Finkenblätter, I. Bd., S. 128. — Geschichte der Lusatia. Leipzig 1899 (beim Jahre 1862 und 1866). Geschichte des Korps Saxonia zu Leipzig. 1896. S. 115, 141. Die schleswig-holsteinische Bewegung im Jahre 1863 und die Beteiligung an derselben seitens der deutschen Studentenschaft (Burschenschaftl. Blätter 1888. S. 2–5, 17–19, 50–52, 65–68, 137). — v. Kalkstein: Zur Geschichte der Burschenschaften in den 60er Jahren. Allg. deutsche Universitätszeitung. I. Jg. Vom 1. Nov. 1887. S. 42. Über die Landsmannschaften s. Coburger L. C.-Taschenbuch. Jena 1896. Die Dorpater Korporationen (Akademische Zeitschr. Leipzig. S. 204). (Anonym:) Die deutsche Universität Dorpat im Lichte der Geschichte und der Gegenwart. Leipzig 1882. S. 98f. Über die „schwarzen Verbindungen" s. Geschichte der Göttinger Friesen. Lingen 1895. Eberhard: Beiträge zur Geschichte des schwarzen Verbindungswesens. Akademische Monatshefte (des Mündener V. C.). 3. Jg. Heft 2/3. S. 22f. Über das Finkentum s. Ein Wort über das Finkentum an deutschen Universitäten. Jenaische Blätter für Geschichte und Reform des deutschen Universitätswesens von Scheidler. Jena 1859. Heft 2. Der Artikel Blausteins (Finkenblätter I, S. 125f., 153f.). Ehrlich: Die innere Organisation der Leipziger Nichtverbindungsstudenten vor 40 Jahren (Finkenbl. II, S. 13f.). Fr. Schulze: Die Geschichte früherer Finkenschaftsbewegungen. (Deutsche Hochschulzeitung. Leipzig 1901. Über Jena und Göttingen.) Über die studentische Reformpartei s. Die gegenwärtige deutsche Reformbewegung und die deutsche Studentenschaft. (Allg. akademische Ztg. Jena. 15. Febr. 1863. S. 6, 7). v. d. Porten. Geschichte und Ziele der studentischen Reformpartei. Heidelberg 1870. — Akademische Zeitschrift. Leipzig. 1868–1870. Über Gesangvereine s. Pauliner-Kalender. Leipzig 1908. Vademecum für den D. A. S. B. (Deutsch-akademischen Sängerbund). Leipzig 1898. Ernst Kretzschmar: Zur Vereinsgeschichte (des Leipziger Paulus). Pauliner-Zeitung 1902. Nr. 2, 6, 11.

XIII.

Waitz: Geschichte des Wingolfbundes. Geschichte der Uttenruthia. 1835—1861. Aus der Alt-Uttenruthia. Erlangen 1898. 30jährige Geschichte der Verbindung Tuiskonia zu Halle. 1856—1886. Leipzig 1888. Göttinger Germania. (Aus dem Wingolf. Marburg 1860. S. 333 f.) Die Geschichte der Wingolfsauflösung in Heidelberg ausführlich in: Aus dem Wingolf. Marburg 1860. S. 223 ff.

XIV.

Als Quellen dienen die bereits genannten Korporationshandbücher von Wurm und Hoeber (bes. auch die darin abgedruckten Vereinsgeschichten der Askania-Berlin, Ottonia-München, Walhalla-Würzburg, Unitas-Breslau, Warmia-Braunsberg). (H. Cardauns:) Von Jena bis Eisenach. (Historisch-politische Blätter. 1905. Die Rede von Frh. v. Hertling s. bei Hoeber S. 17 f.) Kladderadatsch Nr. 24 vom 22. Mai 1870. — S. auch: Die katholischen Vereine Deutschlands (Akad. Zeitschrift Nr. 8, S. 107, Leipzig 1869). Der Schwarzburgbund (Organ des Bundes) Jg. 1892 enthält eine wertvolle Abhandlung über die katholischen Korporationen und teilt darin die eingangs erwähnten Äußerungen der Aenania und Winfridia mit.

XV.

L. Bauer: Der deutschen Hochschulen Anteil am Kampfe gegen Frankreich. Mit Unterstützung der Universitätsbehörden herausgegeben. Leipzig 1873. Akademische Zeitschrift 1870. Nr. 60. Geschichte des Korps Lusatia. Leipzig 1899. S. 81. Fabricius: Geschichte und Chronik (unter 1870). Bredt: Aus der Burschenzeit. Starnberg 1900. S. 86—92. — K. L. Löffler: Die deutschen Studenten und der deutsch-französische Krieg. Academia 17. Jg. Nr. 4 (Aug. 1904). S. 130—133. Hoeber, S. 50. Waitz, S. 211, 216. Aus dem Wingolf 1873, S. 32, 293, 372. Kurze Übersicht über das Verbindungsleben der Uttenruthia 1861—1886. S. 7, 9. — Burschenschaftl. Bl. XIII. Jg. 15. Februar 1899. S. 239 f. Tamm: Die ersten Kriegsfreiwilligen. — Riedel: Der Anteil der höheren Schulen und Universitäten am Feldzuge 1870—1871. (Ebd. XIII. Jg. 15. Juni 1899, S. 126 ff.) Jahrbuch der Deutschen Burschenschaft 1907. S. 83 f. — Die handschriftliche Gründungsgeschichte der Tübinger Verbindung „Igel". — Unser Motiv. 1847—1897. Festschrift. Berlin 1897. S. 83 f.

XVI.

(F. Lindner): Die Korps auf den deutschen Hochschulen. Leipzig 1870. — Fabricius: Die deutschen Korps. — Fabricius: Geschichte und Chronik. S. 42—56. Alma mater. Wien (Zeitschrift 1878: S. 389, 369; 1877: S. 238, 255, 353; 1876: S. 105 (Korps). — Coburger L. C.-Taschenbuch. Jena 1896. — Handbuch der Deutschen Burschenschaft von Dr. Böttger. S. 171 f. — Handbuch für den deutschen Burschenschafter von Schneider. S. 149—153 (bezüglich der Eisenacher Konvention folge ich Schneider, der angibt, daß sie 1872 aufgelöst worden sei, und daß nur einige Burschenschaften unter dem Namen „Konvention" bis 1876 zusammengeblieben seien). Alma mater. 1876 und 1877. S. 139. Reformpartei s. den bereits zitierten Vortrag v. d. Portens. 1870. Über Berlin s. die Reihe fortlaufender Berichte in der Berliner Volkszeitung von 1871 und 1872. — Joh. Binder: Ein Studententag zu Weimar vor 30 Jahren (Finkenblätter I, S. 201 f.). — Die deutsche Studentenschaft. Eine Zeitstudie. Würzburg 1869. — Die Reformbewegung in der deutschen Studentenschaft. Würzburg 1873. — Herfurth: Was ist studentische Reform? Jena 1875. — Alma mater. 1876. S. 48, 97; 1877 (an

mehreren Stellen). Über Lutterkorth s. Alma mater. 1877: S. 120, 135, 255, 267, 353; 1878: S. 31, 76, 90, 104, 130, 186, 195; 1879: S. 113, 340. — Wissenschaftliche Vereine: Alma mater. 1876: S. 55; 1877: S. 100f. (enthält den Artikel: „Ein Wort für die wissenschaftlichen Studentenvereine"). — Robert Weber: Geschichte des klassisch-philologischen Vereins zu Leipzig von 1865—1890. Leipzig (1890?). Gesangvereine: Alma mater. 1879: S. 39, sowie die Abschnitt XII angeführte Literatur. — Turnvereine: Dr. Herbert Meyer: Der Turnerschafter. Leipzig 1908. S. 46—56. Dr. Joh. Müller: Was wir wollen. Fuxstunden aus einem akademischen Turnverein. Berlin 1907. S. 53f. Kurt Blaum: Handbuch für den Akad. Turnbund. Straßburg 1908. S. 107f. Dr. Hermann Kuhr: Der Kampf um die Leipziger Universitätsturnhalle. Leipzig 1908. S. 27. Wingolf: s. Waitz: Geschichte des Wingolfbundes. S. 224—273. — Schwarzburgbund: Kurze Übersicht über das Verbindungsleben der Uttenruthia während des zweiten Vierteljahrhunderts ihres Bestandes. S.-S. 1861 bis W.-S. 1885/86. Erlangen 1897. S. 11, 25f. — S. auch die früher erwähnte Literatur. — Katholische Korporationen: s. besonders das Handbuch von Hoeber. S. 121f., S. 54, 56, 124. Handbuch von Wurm, S. 78. Nentwig: Die katholische deutsche Studentenverbindung Winfridia in Breslau. 1881—1906. Breslau 1906. S. 50. Alma mater. 1879: 147, (Mosella) 235, 242, 250, 259; 1878: S. 237, 244, 261; 1877: S. 198 (Würzburg), 135. — Über die sozialpolitische Strömung s. Birnbaum: Die Sozialdemokratie und die studierende Jugend (Alma mater. 1878, S. 329) und Privatdozent Dr. Paasche über Nobiling ebenda 1878, S. 168. Ferner Alma mater. 1877: S. 55; 1878: S. 19, 147, 149, 155, 159, 162, 165, 168, 170, 174, 177, 178, 184, 185, 190, 228, 268, 292, 299, 329. — Ignaz Auer: Von Gotha bis Wyden. Berlin 1901. S. 7. — Kampf für Dühring: Alma mater. 1877: S. 187, 211, 219, 225, 227, 263. Paul Pacher: Der klägliche Versuch, Eugen Dühring totzuschweigen. 2. Aufl. Salzburg 1904. S. 18—21.

XVII.

Stein: Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland. Leipzig 1891 (s. bes. S. 144 über Preußen und Leipzig). Akademische Zeitschrift. Leipzig 1869. S. 135 (Rostocker Rechtsverhältnisse). — Vollmann: Burschikoses Wörterbuch. S. 139 (Duellgesetze). — Paalzow: Die akademische Freiheit der Studenten. (Deutsche Rundschau. April 1905, Heft 7, S. 130f.) — P. Baecker: Die Kämpfe um die akademische Freiheit einst und jetzt. Prenzlau 1905. Alma mater. 1877: S. 288f.; 1878: S. 68, 357, 365, 374, 386; 1879: S. 2, 10, 17, 77 (Karzergedicht), 84, 88; 1880: S. 44 (Die Jenaer Studenten petitionieren um Erhaltung des Karzers). — Wandlung in der Vorbildung (Realschulfrage): Alma mater. 1877: S. 186; 1878: S. 140, 180, 320; 1879: S. 25, 118, 127 (wichtig); 1880: S. 107. — 1879: S. 68, 103, 117 (Greifswalder Studenten gegen Prof. Hueter). Akademische Zeitschrift. S. 85. — Rönne: Das Unterrichtswesen. S. 257, 259. — Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts. S. 567f., 737f., 747. Neue Hochschultypen: Kalender der technischen Hochschulen. Jg. 1908/09. Leipzig. Schröders Allgemeiner Universitäts- und Hochschulkalender. Rostock 1905. Fick: Auf Deutschlands hohen Schulen. S. 452. S. auch dazu die kurzen geschichtlichen Abrisse in Schröders Hochschulkalender bei den einzelnen Hochschulen. — Papperitz: Über die Entwickelung der Freiberger Bergakademie seit ihrer Begründung im Jahre 1765. Freiberg 1905. — Akademische Zeitschrift. S. 106, 150, 167, 231 („Revolutionskommers" an der Berliner Gewerbeakademie), 245. — Akademischer Verein Hütte. Festschrift zum 60. Jubiläum. 1906. S. 17 (dieselben Vorgänge). — Alma mater. 1878: S. 190, 225 (wiss. Exkursionen); 1878: S. 175 (Dresden als techn. Hochschule); 1876: S. 106 (wenig höfliches Verhalten der Braunschweiger Professoren); 1877: S. 127 (Klausurvereine); 1878: S. 15 (Studentenausschüsse). — Unser Motiv. 1847—1897. — Heinrich Seck:

Die Geschichte des Weinheimer S. C. (Korpsstudentische Monatshefte 1907. S. 249 f.).

XVIII. XIX.

Die Hauptquelle für beide Kapitel bildet: Herman v. Petersdorff: Die Vereine deutscher Studenten. 12 Jahre akademischer Kämpfe. 3. Aufl. Leipzig 1900. Soweit es möglich war, habe ich zum Vergleich gegnerische Quellen herbeigezogen, wodurch manche Tatsache in ein etwas anderes Licht gerückt wird. Für die Entstehungszeit ist die Wiener Alma mater von Wichtigkeit, sie enthält z. B. im Wortlaut die ganze studentische Zusatzstelle zur Antisemitenpetition, während bei Petersdorff das von mir S. 329 wiedergegebene sehr wesentliche Stück fehlt. Die Alma mater berichtet über Göttingen (10. Februar 1881) und Süddeutschland (13. Januar 1881). Die Gegenkundgebung des Berliner Ausschusses gegen den antisemitischen Ausschuß in der Alma mater vom 9. Dez. 1880 (S. 360). Eine hochwichtige Quelle ist auch die Kyffhäuserzeitung, die bis 1885 erschien. Vgl. auch die Chronik des Kyffhäuserverbands im Taschenbuch für den Kyffhäuserverband der Vereine deutscher Studenten (4. Aufl. Berlin 1903) und: Die studentische Petition als Annex der allgemeinen Petition betr. die Einschränkung der jüdischen Machtstellung. Leipzig 1881. Der Ausdruck Stöckers von der „Zivilgarde der Hohenzollern" wurde von ihm am 19. Januar 1905 gebraucht (Akad. Blätter vom 1. Febr. 1905, S. 367).

XX.

Petersdorff, S. 27, 35, 67 und andere Stellen (wichtigste Quelle). Alma mater vom 10. Februar 1881 (Göttingen), vom 9. Dezember 1880 (Berliner Ausschuß), vom 13. Januar 1881 (Süddeutschland). — F. W. V.er Taschenbuch. Herausgegeben von der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung an der Universität Berlin. 1908. Wichtig darin: Aus der Geschichte der F. W. V. S. 93—106; sowie der Neudruck der beiden Broschüren von Max Spangenberg: „Unsere Ziele" und „Der Standpunkt der F. W. V. zur Judenfrage". Doch empfiehlt es sich, letztere Broschüre in ihrer ursprünglichen, ungekürzten Form zu lesen (Berlin 1882). — Arthur Blaustein: Aus der Geschichte der akademischen Lesehalle. Parteiverhältnisse und Wahlkämpfe (Berliner Hochschulztg. 1900, Nr. 27, 28, S. 264 f., 275 f.). Blaustein: Der Student in der politischen Entwicklung Deutschlands seit den Freiheitskriegen. München 1909. S. 157. Burschen heraus! Leipzig 1892 (Grunows Verlag), S. 61 (über Freie Wissenschaftl. Vereinigung). — Ein Wort an unsere Glaubensgenossen! Aufruf zur Gründung der freien Verbindung Viadrina aus dem S.-S. 1886. Im K. C. Jahrbuch 1906 (herausgegeben von Bruno Weil. Straßburg 1906. S. 8). Alfred Goldschmidt: Zur Geschichte der freien Verbindung Viadrina und ihrer Nachfolgerinnen. (Ebenda S. 23.)

XXI.

Jacobowski: Werther der Jude. Dresden. — Fabricius: Geschichte und Chronik. S. 53 f. — Ein Brief Bismarcks (Finkenblätter, I. Bd., S. 69, wo die ältere Quelle angegeben ist). Die Entwicklung der Burschenschaft schildert für die Zeit von 1880—1890 sehr gut Schneiders Handbuch für den deutschen Burschenschafter. Berlin 1897. S. 153—195. — Goßlers Lob der Korps in: Allg. deutsche Universitätsztg. 1887. Nr. 41. Die Entwicklung der Reformburschenschaften. Küsters Tivoli-Rede, neugedruckt im Jahrbuch des A. D. B. 1906. S. 6—19. Ferner eine Sympathiekundgebung für Küster von 1883 (ebenda S. 20 f.). Ferner: Zur Geschichte der Gründung des A. D. B. (ebenda S. 34—40). Otto Weißgerber: Der „Allgemeine Deutsche Burschenbund". 1883—1908 (Jahrbuch des A. D. B. 1908. S. 33 f.). Carl Schnobel: Das erste Wartburgfest des A. D. B.

(1884) (ebenda S. 26—32, mit Bild). Eugen Wolff: Die neue Burschenschaft (1883). Neudruck. A. D. B. Jahrbuch 1907. S. 5f. Fahrenbruch: Die Burschenschaft am Scheidewege (1884). Neudruck. A. D. B. Jahrbuch 1908. S. 7f. — Petersdorff, S. 160f. (über die Leipziger Versammlung vom 11. Dezember 1883). — Edmund Bayer: Die Entstehung der deutschen Burschenschaft. Berlin 1883. — Joseph Petzoldt: Die deutsche Burschenschaft trotz aller Angriffe. Jena 1883. — Das Burschenschaftsfest und die Feier der Enthüllung des Burschenschaftsdenkmals am 1.—3. August 1883. Jena 1883. Über das Turnen: H. Meyer: Der Turnerschafter. 10. Aufl. Leipzig 1908. S. 55f. — Blaum: Handbuch des A. T. B. Straßburg 1908. S. 132 (Chronik) und: Das Spielen im A. T. B. (Verfasser: J. Rissom). Ebenda S. 179f.

XXII.

Petersdorff a. a. O. — Böttgers Handbuch der Deutschen Burschenschaft. Berlin 1909. S. 158. — Borkowsky: Das alte Jena und seine Universität. Jena 1908. S. 281. — Bismarckehrung 1895: Der Aufruf der Bonner Burschenschaft Alemannia für den 1. April 1895. Abgedruckt in der Zeitschrift: Der Schwarzburgbund. 1894. S. Burschenschaftl. Blätter vom 15. Januar 1903. S. 184. Der Protest der Erlanger Studenten (Schwarzburgbund, 1. Mai 1895). In der gleichen Zeitschrift auch die Stelle aus dem Sozialistischen Akademiker. (S. auch den Artikel: Nachlese zur studentischen Bismarckfeier.) Über die Stellungnahme der katholischen Silesia zu Halle s. den Auszug aus dem Protokoll von 1895, abgedruckt in der Academia (Zeitschrift des C. V. vom 15. Juli 1905, S. 99). S. dazu: Stellungnahme der Halleschen katholischen Studentenkorporationen zu den Thesen vom 10. Juli 1908 und zu der von einer verehrlichen Burschenschaft Alemannia a. d. Pflug beigefügten Denkschrift. 1908. S. 7. — Schilderung der Bismarckehrung: Bredt: Aus der Burschenzeit. Starnberg 1900. S. 129f. — H. Spiero: Am 1. April 1895 (Finkenblätter I, S. 547). — Unser Motiv. 1847—1897. S. 191—193 (stellt fest, daß das Lied: „Horch, Sturmesflügel rauschen" von H. Schmieden ist). — Die Bonner Korpsrede Kaiser Wilhelms II., s. Fabricius: Die deutschen Korps. S. 355f. — Akademische Blätter und Burschenschaftliche Blätter 1891. — Waitz: Geschichte des Wingolfbundes. S. 346. Schwarzburgbund vom 1. März 1892. S. 49. — Burschen heraus! Leipzig (Grunow) 1892. S. 32. — Kritik der Korps: Moldenhauer: Das deutsche Korpsstudententum und seine Bedeutung. Berlin, Köln, Leipzig 1897. — Burschen heraus! Leipzig 1892 (ein Hauptteil der Schrift). — Der Student. Kulturbilder aus dem Simplizissimus. München 1905. Über die Störung des Göttinger Kaiserkommerses durch betrunkene Korpsstudenten berichtet der „Schwarzburgbund" vom 1. März 1893, S. 65. Über die Störung einer Heidelberger Theatervorstellung und das anmaßende Verhalten von Angehörigen des Korps Saxo-Borussia s. dieselbe Zeitschrift. — Antisemitismus bei der Landsmannschaft: s. Schwarzburgbund vom 1. August 1894, S. 141 (auch über den Dessauer A. C.). Weil: Juden in der deutschen Burschenschaft. Straßburg 1905. — Burschen heraus! 1892. S. 13. Jahrbuch der Deutschen Burschenschaft 1907. S. 92. Die Äußerung Karl Alexanders von Weimar über die Burschenschaft. Siehe Böttgers Jahrbuch der Deutschen Burschenschaft 1907. S. 117. — A. D. B. Jahrbuch 1908. S. 52f. (Reformburschenschaft). — Jüdische Korporationen: E. H. Eberhard: Handbuch der akademischen Vereinigungen an den deutschen Universitäten. Leipzig 1904. (S. 10, s. auch die einzelnen Hochschulorte.) E. H. Eberhard: Das jüdische Korporationswesen auf den Hochschulen des deutschen Reichs. (Akad. Blätter vom 16. Mai 1909. S. 56f.) Satzungen des K. C. — K. C. Jahrbuch 1906 (Artikel von Goldschmidt und Weil). — Allg. Deutsche Universitätsztg. 1898. 12. Jg. Nr. 17 (über Heidelberger Badenia). Akademische Rundschau 1896, S. 127, Akademische Sängerzeitung 1896, S. 184 (über Wien). Otto Rosenthal: Der Antisemitismus in der Studentenschaft und die Verbin-

dungen des K. C. (Israelitisches Gemeindeblatt vom 15. Mai 1903). — Katholische Korporationen: Petersdorff a. a. O. S. 165, 209 (Berlin, Windthorst). Weil a. a. O. S. 53 (katholische Burschenschafter 1895/96. Burschenschaftl. Blätter 1905/06 (s. Statistik des Semesters). — Wurm: Handbuch für den Kartellverband der katholischen deutschen Studentenverbindungen. 1905 (s. darin K. Henke: Die Strafbarkeit der studentischen Bestimmungsmensur. S. 115f.). Die darin S. 71f. stehende Statistik weicht von meiner Berechnung ab. Sie zählt auch außerdeutsche Korporationen mit. Meine Zusammenstellung stützt sich auf die Gründungsjahre (s. Wurm S. 102f.). — Nentwig: Die katholische deutsche Studentenverbindung Winfridia. 1881—1906. Breslau 1906. S. 177f. (Streit mit Unitas), S. 35—39 (Romfahrten), S. 176 (Stellung zu Wingolf). — Schwarzburgbund Jg. 1894 (Bonn, Rektor Kamphausen). — Sozialwissenschaftliche Studentenvereine: s. Schwarzburgbund 1893 und 1894 unter den einzelnen Hochschulorten. (z. B. 1893: S. 33, 47; 1894: S. 112, 120; 1895: S. 124 u. a. m.) Blaustein: Der Student in der politischen Entwicklung Deutschlands seit den Freiheitskriegen. München 1909. S. 17. — Marburger Studentenstreik: s. Schwarzburgbund vom 1. August und 1. September 1893. — Studentenausschüsse: s. Heidelberger Satzungen 1885 (abgedruckt auch in den Hochschul-Nachrichten 1905. Heft 175. S. 172—174). Jürgen Bona Meyer: Zur Reform der deutschen Hochschule. Bonn 1887. S. 45.

XXIII.

Über frühere Finkenschaftsbewegungen s. Ssymank: Die Finkenschaftsbewegung, ihr Entstehen und ihre Entwicklung bis zur Begründung der Deutschen Freien Studentenschaft. München 1901 (I. Abschnitt). — Ssymank: Dreizehn Jahre Freistudententum. Leipzig 1910. F. Behrend: Der freistudentische Ideenkreis. München 1907. Eine wohl vollständige Bibliographie s. in: Die Wildenschaft der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin. 1900—1910. Berlin 1910. S. 239—248. — Über die Charlottenburger Ehrengerichtsbewegung s. die zuletzt genannte Schrift S. 9—11. Ferner Ernst Schultze: Die Unterdrückung der Charlottenburger Ehrengerichtsbewegung (Allg. Deutsche Universitätsztg. vom 15. April 1897). Fl. Kaiser: Der gegenwärtige Stand der Ehrengerichtsbewegung (Akad. Rundschau vom 28. Oktober 1897), sowie Artikel im Sozialistischen Akademiker (1896) und im Sozialistischen Student (1897).

XXIV.

Akademischer Verein „Hütte". Festschrift zum 60. Stiftungsfest. 1906. S. 30. — Fabricius: Geschichte und Chronik. S. 69, Tageszeitung „Der Tag" vom Ende April 1901 (Kronprinz und Borussia). — Jahrbuch der Deutschen Burschenschaft 1907. S. 110—115. — Arthur Heinzig: Die Einschränkung der Pistolenduelle (Finkenblätter I, S. 265). — Burschenschaftl. Blätter W.-S. 1902/03 (fortlaufende Berichte über die Bewegung für Einschränkung der Pistolenduelle, besonders wichtig S. 186). Ferner Akademische Blätter, die Jugend, der Simplizissimus aus derselben Zeit. Die Jenaer Arminia auf dem Burgkeller als Anregerin von Arbeiterkursen s. Burschenschaftl. Blätter vom 15. Mai 1908. S. 90. — Otto Weißgerber: Der Allgemeine Deutsche Burschenbund. 1883—1908. (A. D. B. Jahrbuch 1908. S. 57—64. — E. H. Eberhard: Handbuch der akademischen Verbindungen an den deutschen Universitäten. Leipzig 1904. S. 7f. (Landsmannschaften), S. 10, 56. — Herbert Meyer: Der Turnerschafter. S. 64 bis 69. — Blaum: Handbuch des A. T. B. (S. 141f.: Die Mitgliederbewegung im A. T. B. Von Dr. Stahr) s. auch S. 38, 127, 137. — Akademischer Ruderbetrieb (Akademische Turnztg. 1905. 22. Jg. Nr. 1. S. 10f.). — Handbuch für den deutschen R. V. C.-Burschenschafter. 2. Aufl. Leipzig 1901. S. 29f. — Statistik des Wingolfs und Schwarzburgbundes nach der Academia, Zeitschrift des

(katholischen) C. V. der betreffenden Semester. — Über katholische Vereinigungen: s. Hoebers Handbuch S. 145 unter Laetitia-Karlsruhe. Wurms Handbuch S. 53f. Hochschulnachrichten 1903. S. 118f. Akademische Blätter (des V. D. St.), 17. Jg. S. 260, 313, 363 (über Darmstadt); 15. Jg. S. 278; 16. Jg. S. 257 (Braunschweig). Die katholischen Studentenkorporationen. Frankfurt 1897. S. 205. Akademische Blätter 17. Jg. S. 376. Dresdner Nachrichten vom 25. Dezember 1902 (Süddeutsche antiklerikale Kundgebung). — Über die Vereine Deutscher Studenten s. deren Taschenbuch 1903. S. 86, 97, 99. Akad. Blätter 17. Jg. S. 39, 57, 282, 311, 343 (Rhodesstipendien). — Sozialdemokratie und Studentenschaft: s. Fr. Naumann: Der Student im Verkehr mit den verschiedenen Volkskreisen. Göttingen 1895. O. Bergener: Studententum und Sozialismus. Leipzig 1895. August Bebel: Akademiker und Sozialismus. Berlin 1898. A. Blaustein: Der Student in der politischen Entwicklung Deutschlands. 1909. S. 19. Allg. Deutsche Universitätsztg. vom 15. Dezember 1895. Akad. Blätter 1893/94 S. 291 (Wendland: Student und Sozialismus). Über die jüdische Studentenschaft dieselbe Literatur wie früher angegeben. — Abstinente Studierende: s. Die studierende Jugend und die Alkoholfrage. München 1895. E. Kraepelin: Die akademische Jugend und die Alkoholfrage. Berlin. Theobald Ziegler: Der Kampf gegen Unmäßigkeit auf Schule und Universität. Hildesheim 1898. Heinz Potthoff: Die Bekämpfung der Trinksitten an deutschen Hochschulen. Berlin 1903. Georg Liebe: Die studierende Jugend und die Alkoholfrage. Erlangen 1904. Satzungen der Iberia. Stuttgart 1904. Semesterberichte der Iberia (handschriftlich). A. Kubatz: Akademiker und Alkoholismus. Berlin 1907. — Ethos: s. Franz Schulze: Die Studentenschaft und der akademische Bund Ethos. Comeniusblätter 1905. Heft 1. Richard Blum: Akademische Freiheit und Charakterbildung. Stuttgart 1905. Fritz Kehl: Der Akademische Bund Ethos und die Juden (in der Zeitschrift Ethos vom Juli 1905).

XXV. XXVI.

An Büchern und Broschüren über die Vorgänge, welche in diesem und dem folgenden Kapitel als Quellen dienten, seien die nachstehenden erwähnt: Dr. Albert Ehrhard: Der katholische Student und seine Ideale. Wien 1899. Burschen heraus! Herausgegeben von der Studentenschaft der Kgl. Techn. Hochschule Hannover. Berlin 1905. Freiherr v. Buttlar: Frei ist der Bursch! Berlin 1905. Victor: Akademische Freiheit und die Zwangsjacke. Berlin 1905. Graf von Hoensbroech: Der konfessionelle Kouleurstudent. Berlin 1905. Chronologische Darstellung der Vorgänge an der Carola-Wilhelma. (2 Teile. Als Handschrift gedruckt.) Braunschweig 1905. Protokoll des I. Verbandstags Deutscher Hochschulen in Eisenach. Charlottenburg 1905. (Vertraulich.) Verband Deutscher Hochschulen. Sitzungsberichte der Tagungen zu Eisenach und Weimar. Bonn 1905. Mehr Licht! Zur Verständigung im Kampfe gegen die konfessionellen Studentenkorporationen. Köln 1905. Der Konflikt an der Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin. Herausgegeben von den Vertretern der Studentenschaft der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin. Berlin 1905. (Vertraulich.) Bericht über den zweiten deutschen Studententag zu Wien am 2. bis 6. Lenz 1905. Wien. (Penzler:) Der Hochschulstreit. Akademische Freiheit und konfessionelle Verbindungen. Leipzig 1905 (2. Auflage als: „Hinter den Kulissen des Hochschulstreites"). Anhang: Urkunden, Verfügungen und Resolutionen. P. Ssymank: Die Stellung der Freien Studentenschaft in der konfessionellen Fehde. Sonderabdruck aus den Hochschulnachrichten. 1905. Ewald Horn: Akademische Freiheit. Berlin 1905. Paul Baecker: Die Kämpfe um die akademische Freiheit einst und jetzt. Prenzlau 1905. Ewald Uhlig: Die deutsche Studentenschaft und der Kampf wider Rom. Leipzig 1906. P. Ssymank: Studentische Zeitfragen. Sonderabdruck aus den Comeniusblättern. 1906. Ferner Flugblätter, Denk-

schriften und größere Artikel von Bedeutung: Die Studentenschaft der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin und die konfessionellen Verbindungen. Denkschrift des Charlottenburger Ausschusses. (Karlsruher Hochschulztg. vom 21. Januar 1905.) Denkschrift über die akademischen Ortsgruppen des Evangelischen Bundes. Berlin 1905. Die Hochschulbewegung im ultramontanen Urteil. Flugblatt der Ortsgruppe des Evangelischen Bundes. 1905. Wilh. Ohr: Ein Wort über akademische Freiheit. (Finkenblätter I, S. 539.) (Cardauns:) Von Jena bis Eisenach. Historisch-politische Blätter. 1905. Bd. I. S. 501 f. Hans Paalzow: Die akademische Freiheit der Studenten. (Deutsche Rundschau, 31. Jg. Heft 7. 1905. S. 130 f.) Konstantin Kleefisch: Akademische Freiheit. Eine Antwort an Herrn Graf von Hoensbroech. Rheinische Hochschulzeitung vom 15. Mai 1905. Böthlingk: Was sollen die „katholischen" Studentenverbindungen? (Der Gesellige, Graudenz, vom 5. März 1905.) Seidenberger: Konfessionelle Studentenkorporationen. „Tag" vom 23. Mai 1905. Zur Frage der katholischen Studentenkorporationen. Eine Flucht an die Öffentlichkeit. Grenzboten, 64. Jg., Nr. 32, 1905. Heile: Althoff (Deutsche Hochschule II, S. 205 f. Szene im Rüdesheimer). Ssymank: Ein Blatt der Erinnerung an Friedrich Althoff (Posener Ztg. 28. Oktober 1908). Lüttke: Erinnerungen aus einer Studentenzeit. (Münchener Hochschulzeitung 1907, Nr. 1 über Eisenach.) Lüttke: Der Verband deutscher Hochschulen in Liquidation. (Finkenblätter 1906.) P. Ssymank: Zum Zusammenbruch des Verbandes Deutscher Hochschulen (Freistud. Rundschau (Finkenblätter) vom 6. Juni 1908). — Aufruf an die Professoren und Studenten der Universität Leipzig (Aufforderung zum Austritt aus den Landeskirchen). 1906. Unterzeichner vier Leipziger Studenten. Mit geringen Änderungen in 2. Auflage: Aufruf an die Professoren und Studenten der deutschen Universitäten und Techn. Hochschulen. 1906. (5 Unterzeichner.) Von Tagesblättern, aus denen ich Stellen zitiere — es lag mir eine außerordentliche Fülle von Ausschnitten vor — erwähne ich u. a. die Tägliche Rundschau vom 19. Januar, 24. Januar, 21. Februar 1905, Schlesische Zeitung vom 22. Februar 1905 (Artikel von W. Fabricius), Leipziger Neueste Nachrichten vom 15. März 1905, Rostocker Zeitung vom 31. Januar 1905 (Artikel von Hoensbroech), Straßburger Post vom 6. Mai 1905, Ostdeutsche Korrespondenz vom 25. Juli 1905 (polnisches Urteil). Den besten Überblick über die Bewegung gibt die katholische Academia Dr. Wurms, welche alle wichtigen Vorgänge genau registriert und alle gegnerischen Berichte und Kundgebungen in vollem Wortlaut wiedergibt. Auch die klerikale Kölnische Volkszeitung registriert sorgfältig, aber weniger objektiv als die Academia. Ferner sind wichtig die Akademischen Mitteilungen (Heidelberg), Hochschul-Nachrichten, die Deutsche Hochschule, die Burschenschaftlichen Blätter, Der Burschenschafter (Technische Burschenschaften), Monatsschrift des Rudolstädter S. C., die Karlsruher Hochschulzeitung, die Akademischen Blätter, die Akademische Turnzeitung, die Akademischen Turnbundsblätter, die Finkenblätter, sowie die Korpsstudentischen Monatsblätter (der Weinheimer Korps). Letztere bieten manches Wesentliche und Neue. Die Feststellung der Daten geschah nach genauer Prüfung der Quellen, so daß ich hoffe, sie alle genau angegeben zu haben. Eine Bibliographie der Zeitungsartikel zu geben ist unmöglich. Auch ergibt sich der Gang der Ereignisse seit dem Beginn der Hannoverschen Wirren klar aus Penzler und den Broschüren. Über den Sugambrerkrieg und die Zeit bis zu den hannöverschen Vorfällen siehe besonders Academia, welche schon frühere Zusammenstöße schildert. Sie bringt auch Nippolds Urteil im Wortlaut, sowie die Beschwerdeschrift der Sugambria und die Gegendenkschrift der hannöverschen katholischen Korporationen gegen die antikonfessionelle (Nummer vom 8. Dezember 1904, S. 266 f.). Mehr Licht (S. 21). Deutscher Burschenschafter. 14. Jg., I., S. 28 (Schöffengerichtliche Verurteilung von Sugambrern wegen Sachbeschädigung). — Die Beschwerdeschrift der Jenaer Korporationen ist nicht veröffentlicht worden. Das, was daraus die Korrespondenz des Evangelischen Bundes bringt — vollständig in der Academia abgedruckt — ist recht schwach. Wichtig sind auch die

Akad. Blätter. Dort wird (20. Jg., S. 137) der Standpunkt des Jenaer Senats gekennzeichnet und 1904 die Jenaer Versammlung und ihre Vorgeschichte und die Bestrafung der Aschermittwochsleiter geschildert. S. ferner die Artikel von Ohr, Hocker und Ohm in den Finkenblättern. Über Darmstadt (Academia 1904, S. 103), die Rede v. Duschs im stenographischen Landtagsbericht (Karlsruher Ztg. 1904). Über Aachen s. Hoebers Handbuch S. 202. Über die Vorgänge im Kyffhäuserverband (Akad. Bl. 1904, S. 176, 210f. usw. Der Kyffhäuser [Wien] vom Oktober 1904, S. 2). Über Karlsruhe (Hochschulnachrichten 1904, S. 298). — Die Resolution der Berliner Freien Studentenschaft s. Berl. Hochschulztg., 3. Jg., Nr. 15. Über die Schillerfeiern s. besonders die Akademische Turnzeitung 1905, S. 104, 142, 165; ferner Akademische Blätter 1905 und die Wiener Zeitschrift: Der Kyffhäuser, 1905.

XXVII.

Satzungen und Zeitschrift des Bismarckbundes. Aufruf der Münchener Vereinigung zum Studium des Ultramontanismus. Merkle: Die katholischen Fakultäten und der religiöse Friede. Berlin 1905. S. 22, 42, 43. H. Böttger: Die Korpsdebatte im preußischen Abgeordnetenhause (Burschenschaftl. Blätter, Mai 1903, S. 60, 79). Schücking: Die Reaktion in der innern Verwaltung Preußens. Berlin 1908. Schücking und das Korpsstudententum (Kölnische Zeitung vom 26. September 1908). Die Fortschritte des Korpstums seit Beginn des Jahres 1909 (Monatsschrift des Rudolstädter S. C. August 1909. S. 86f.). Wichtige Beiträge zur studentischen Geschichte bieten die alljährlich im Herbst erscheinenden Artikel von Eberhard: „Seit Jahresfrist" in der Monatsschrift des Rudolstädter S. C. — Über Korps, Burschenschaften und Sozialdemokratie s. dieselbe Zeitschrift vom Februar 1909, S. 20. Verbindungsstatistik s. Akad. Turnztg. 1. September 1909, S. 244f., 1. Februar 1910, S. 52, Monatsschrift des R. S. C., Burschenschaftl. Blätter, A. D. B.-Zeitschrift. — Eberhard: Der Teutoburger Chargierten-Konvent (Akad. Monatshefte des Mündener V. C. vom 15. Mai 1908, S. 89). — Der „Akademische Sportbund" und der moderne Olympismus (Akad. Turnztg. vom 15. Oktober 1909, S. 316ff.). — Freibund: Satzungen und Semesterberichte, sowie die Schrift von Robert Engelhardt: Die Freibundsbewegung. München 1909. S. Burschenschaftl. Blätter vom 15. Mai 1910, S. 96 (Bericht über den III. Bundestag). — Freischar: s. die Satzungen und Flugblätter sowie seine Zeitschrift: „Der deutsche Student" I. Jg., Nr. 3, 1908 (Artikel von Ahlborn). — Antiduellbewegung: Über den Leipziger Verein s. Mitteilungen der Deutschen Antiduell-Liga vom Dezember 1908, S. 13; über Würzburg ebenda Dezember 1909, S. 12f., über Göttingen und Halle s. Der Ehrenschutz, I. Jg. (Zeitschrift der Antiduell-Liga), S. 7. Katholische Korporationen in Halle s. die in Abschnitt XXII erwähnte Denkschrift. Sonnenschein: Kann der Student sozial arbeiten? München-Gladbach 1909. Müller: Die sozialen Aufgaben und die Akademiker (Universitas, Nr. 18, 1904, S. 7f.). S. auch die Satzungen der einzelnen sozial-charitativen Vereinigungen. — Soziale Konferenzen und Studienzirkel. München-Gladbach 1907. — Soziale Studentenblätter. Ebenda seit 1909. Verschiedene Flugblätter Sonnenscheins. — P. Bachmann: Akademische St. Vinzenzkonferenzen (Jahrbücher des Vereins vom hl. Vinzenz von Paul, 1908, Heft 2/3). P. Bachmann: Die ersten 25 Jahre der Tätigkeit der Akad. Vinzenzkonferenz vom hl. Bonifatius zu Straßburg. Mainz 1909. — Gustav Rauter: Studentenschaft und Evangelischer Bund. Leipzig 1893. Bericht über die Verhandlungen des Christlichen Studentenkongresses 1894. Göttingen 1894. Deutsche Christliche Studentenbewegung. Mitteilungen. Berlin 1906—1908. Christlicher Studentenweltbund. Bericht über die Konferenz zu Sorö 1902 und zu Tokio. Berlin 1902 und 1907. Ein Wort an Kommilitonen (Flugblatt). Verfassung der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung. — Über die jüdischen Bestrebungen s. den zitierten Artikel von Eberhard.

Frauenstudium. Vgl. Handbuch der Frauenbewegung von Helene Lange und Gertrud Bäumer. Berlin 1901. Bd. I unter Frauenstudium. Akademische Zeitschrift 1870, S. 50, 628 (Weibliche Studenten). Alma mater 1877, S. 276, 281 (Leipzig); 1878, S. 57, 157 (Stellung des preußischen Ministeriums). Deutsche Hochschulzeitung. Leipzig, IV. Jg., Nr. 1, S. 2. Allgemeine Deutsche Universitätszeitung. Berlin. XIII. Jg., Nr. 8, S. 74f. (über Halle). Finkenblätter, VIII. Jg., 1906, S. 99, 102, 118, 147—151, 287, 301, 318—321, 324, 369, sowie 352 (letztere enthält weitere Literatur).

Leo Pochhammer: Beitrag zur Frage des Universitätsstudiums der Frauen. Kiel. 1893 (für Frauenhochschulen). — Elsbeth Krukenberg-Conze: Über Studium und Universitätsleben der Frauen. Gebhardshagen. 1905(?) (Wendet sich besonders gegen Studentinnenheime.) — Eine Rektorrede („Geehrte Kommilitonen beiderlei Geschlechts." — Münster 1908). Wortlaut in der Straßburger Post vom 30. Oktober 1908.

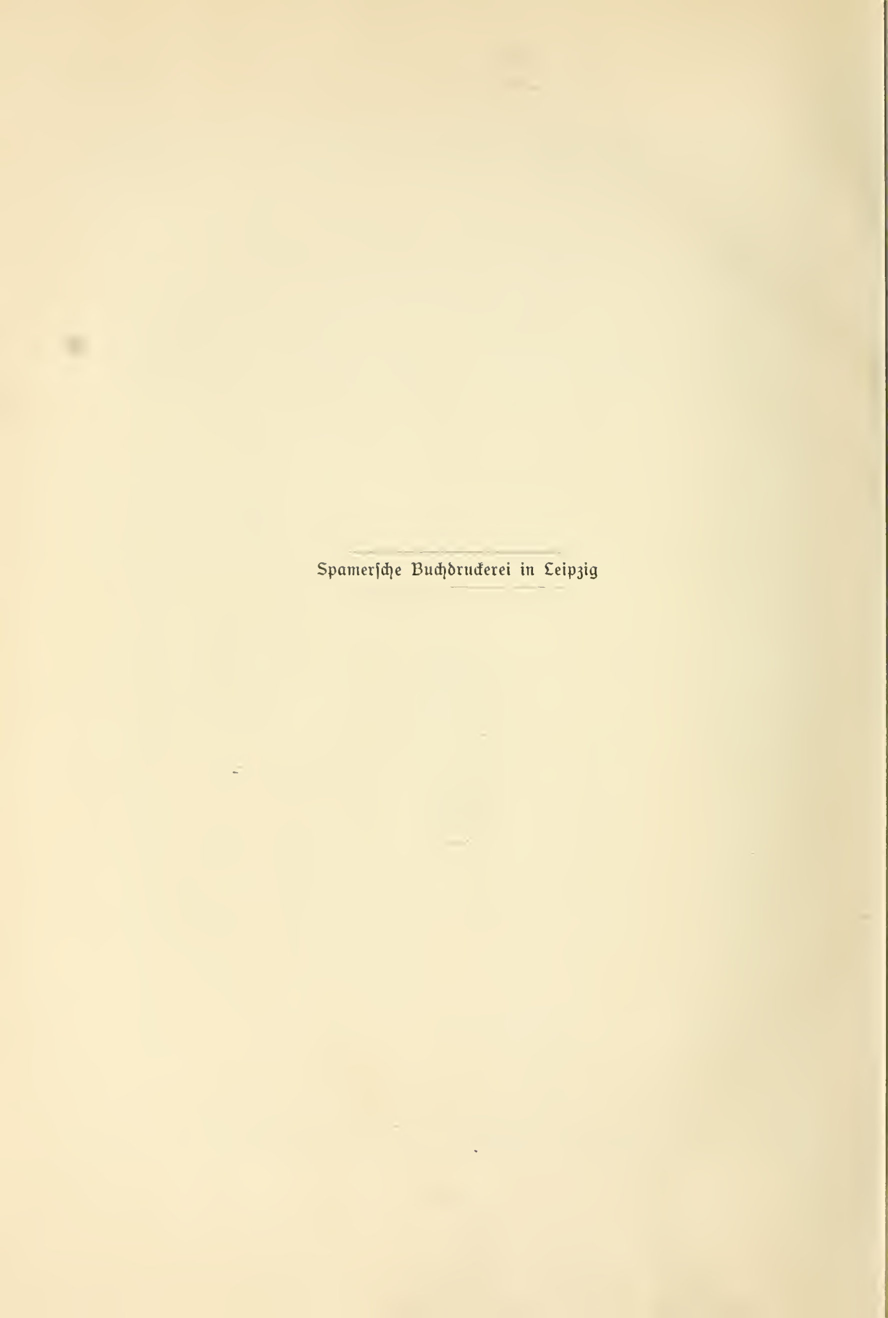
XVIII.

Rechtslage: P. Baecker: Die Kämpfe um die akademische Freiheit einst und jetzt. Prenzlau 1905. Ssymank: Die Reformbedürftigkeit der Gesetzgebung für Studierende. München 1908. — Ssymank: Der Kampf um die Reform des studentischen Disziplinarrechts. (Akad. Rundschau. Leipzig 1910. Heft 6, S. 81 f.) Zitelmanns Äußerung im „Schwarzen Brett" vom 27. Oktober 1903, Nr. 55, S. 97. Kurt Henke: Die Strafbarkeit der stud. Bestimmungsmensur. Handbuch des C. V. 1905, S. 115f. — Frequenz: Eulenburg, S. 128, 255, 259. Karl Rolf: Der Besuch der reichsdeutschen Hochschulen im W.-S. 1904/05. Akad. Mitteilungen. Heidelberg. W.-S. 1905/06, Nr. 13, 14. Chronolog. Darstellung der Vorgänge an der Carola-Wilhelma (Denkschrift 1905). I, S. 4; II, S. 11. Deutsche Volkszeitung (Hannover) vom 26. September 1908. Meltzing: Ausländer an deutschen Handelshochschulen. Handelshochschul-Nachrichten 1907, Nr. 6. — Studium Deutscher im Auslande: Für Genf, schriftliche Mitteilungen und Listen. Ferner Monatsschrift des R. S. C. XV (Februar 1909). — Deutsche Hochschule II, S. 224 u. a. Stellung zu Professoren: Alma mater 1878, S. 376, 190, 225. Vorbildung: s. gesetzliche Bestimmungen. Die Vorbildung der deutschen Studenten. Danziger Zeitung 1908. November, Nr. 597. Zusammensetzung der Studentenschaft: Preußische Arbeitersöhne auf preußischen Universitäten. Deutsche Hochschule I, S. 201. Hans Paalzow: Reiche und arme Studenten. Akad. Blätter. Berlin 1902. XVII, S. 12, 185. Paul Roth: Das Durchschnittsalter der Studierenden. Schwarzes Brett 1909, S. 338. Eulenburg, S. 258. — Das Lebensalter der Studierenden. Danziger Zeitung, Nr. 550, November 1908. Eulenburgs Vortrag: Die soziale Auslese der Studentenschaft (Weimar 1909). Bericht in: Freiburger Freistud. Blätter 1909. II, Nr. 9. — Arbeitsamt: Berliner Volkszeitung, 17. Februar 1872. P. Mayet: Die Verwertung geistiger Arbeit Studierender. Akad. Zeitschrift. Leipzig (1869?), S. 129f. Henry Heiser: Das Charlottenburger Arbeitsamt im ersten Jahrfünft seines Bestehens. Finkenblätter II, S. 208. Thurau: Studentenwirtschaft und Studentenwechsel. Königsberger Universitäts-Kalender 1906/07, S. 64f. Fleiß: Dresdner Anzeiger vom 29. Oktober 1903 (Gegen das juristische Einpauken in Göttingen). — Wie August Wilhelm seine Promotion vorbereitet hat. Die Post. Nr. 399 vom 26. August 1908. Tracht: Fabricius, S. 420. Spottlied auf Wingolf, gehört um 1897 in Leipzig von Dr. Ssymank. Schwarzburgbund vom 1. Januar 1895, Beilage, 1894 (vom 1. Oktober), S. 10. Bierbaum: Stilpe (Roman), S. 216. Tägl. Rundschau 1892, Nr. 106 (Couleurgigerl). Simplizissimus VII, Nr. 43. Verbindungsleben: Aus dem Wingolf. 1875. S. 371 f. (Forderung des Leipziger Wingolfs). Leben der Studentinnen: Statistisches über das Frauenstudium in Preußen. (Posener Zeitung vom 23. März 1910. Feststellung von Geheimrat Tilmann in Berlin.) Statistik für alle Universitäten s. Kreuzzeitung Nr. 609 vom 30. De-

zember 1909. Studentinnenheim s. Posener Neueste Nachrichten vom 16. Februar 1909. Aufführung von Schillers Turandot zugunsten des Heims s. Berl. Allg. Zeitung vom 19. Januar 1910. — Georg Bötticher: Vom über-Weiblichen. Erlangen. S. 88. Häuser: Statistik 1904 (s. Heidelberger Akad. Mitteilungen vom 4. März 1905). Zeiß, S. 103. Waitz: Geschichte des Wingolf. S. 308. Schwarzburgbund vom 1. März 1893. Leipziger Illustrierte Zeitung, Jubiläums-Nummer, 1909, S. 12f. Fick, S. 165. — Pazaurek: Flugschrift des Dürerbundes. Nr. 54, 1909. Korpsstud. Monatsblätter vom 1. November 1907, Juni 1905. Geschichte der Uttenruthia. 1861—1885/86. S. 21. Königsberger Universitäts-Kalender 1906/07. S. 84. — Altherren: Zeiß, S. 159. Paulinerkalender 1908, S. 28. Wurm, S. 67. Waitz, S. 336. Fabricius: Geschichte und Chronik. S. 84, 57. Kosten: Schwarzburgbund. 1894, Nr. 2 (1. November). Schwarzburgbund 1891/92, 1. August, S. 115. Burschenschaftl. Blätter vom 15. Dezember 1908, S. 134. Fuxtum: Fabricius: Geschichte und Chronik des Kösener S. C. S. 28. Grabein: O alte Burschenherrlichkeit. 1890. S. 10f. Lustige Blätter. 1903. Nr. 44 (Gaudeamus-Nummer), S. 2. Fick: S. 12, 176. Geschichte der Uttenruthia. 1861—1885/86. S. 10. Nentwig: Die katholische deutsche Studentenverbindung Winfridia. 1881—1906. S. 91, 92. Studentische Ämter: Schwarzburgbund, 1. Oktober 1893, S. 1. — Klinikerfest: Allgem. Deutsche Universitätszeitung. XII, Nr. 17; XIII, Nr. 8. Deutsche Hochschule I, S. 174. Konvikt: s. Dresdner Anzeiger vom 24. Juli 1908. Leipziger Kalender 1909. Wurstsatzverse z. T. von Dr. Ssymank gehört. — Ausländerfrage: Ssymank: Studentische Zeitfragen. Comeniusblätter 1906. — Studium in Lausanne. Academia (Zürich) Nr. 30, 1908, S. 261. Schweizerischer Hochschulkalender. Über Genf. Satzungen und Semesterberichte (beides gedruckt). Über Oxford: Münchener Hochschulzeitung. 1908. Nr. 3. — The Rhodes Scholarship. In: The Times vom 28. Januar 1910. (Datum unsicher auf dem Ausschnitt zu lesen.) — Studentische Presse: s. den Artikel Kraußnecks in Finkenbl. I S. 479, 511. — Trinken: Fabricius, S. 419. P. Reiner: Die Stellung der deutschen studentischen Korporationen zur Alkoholfrage. [2]1909. Die Abstinenzbewegung unter der studentischen Jugend in der Schweiz. Deutsche Hochschulzeitung. Leipzig 1900. Nr. 13. Bierkrieg in Bonn. Neuphilologische Blätter. Dezember 1909, S. 94. — Fechten: Fabricius, S. 417f. Kußmaul, S. 140, 142. Die Karlsruher Duell-Affäre. Burschenschaftl. Blätter. 1. Februar 1903, S. 210f. Fick (s. den betreffenden Abschnitt). H. v. Hopfen: Der letzte Hieb. (Roman.) Unser Ehren- und Waffenkomment. Ein Pro und Contra. Von einem Praktiker (S. C.). Thorn. Ohne Jahr. S. 18f. Jahrbuch der Deutschen Burschenschaft 1906. S. 105. — Mitteilungen der Deutschen Antiduell-Liga. Dezember 1908. Die Dorpater Korporationen. Akad. Zeitschrift. Leipzig. S. 204. Turnen: Dr. Joh. Müller: Was wir wollen. Fuxstunden aus einem akad. Turnverein. A. T. V. 1907(?). S. 57 bis 62, 83f.; Deutsches akad. Turn- und Rasensportfest zu Leipzig. Akad. Turnzeitung. 1909. Heft 9, S. 189. Kuhr: Der Kampf um die Leipziger Universitätsturnhalle. 1909. Blaum: Handbuch des A. T. B. Straßburg 1908. — Student und Kunst: Studentenschaft und angewandte Kunst. Münchner Hochschulzeitung. 1908. Nr. 5. Studentenkunst-Ausstellung. Stuttgart 1908. Katalog. Schneideck: Deutsche Studentenkunst. Vossische Zeitung. 1907. Nr. 257 (5. Juni). Salvisbergs Artikel: Hochschul-Nachrichten. 1908. Heft 213, S. 277. Hugo Böttger: Kunst und Studententum. Burschenschaftl. Blätter. 15. Dezember 1909. S. 129. Theater: Schwarzburgbund. 1892. Nr. 4, I. Jg., S. 37. (Demonstration gegen Sodoms Ende.) Kunstwart 1905. — Pauliner-Zeitung: Kretzschmar: Zur Vereinsgeschichte. 1902. S. 111. — Ferner 1902, Januar-Nummer. Geschichte der Uttenruthia 1861—1885/86. S. 12. Alma mater 1876: S. 55, 105; 1877: S. 207, 348, 395; 1878: S. 31; 1880: S. 7. Karl Konrad: Die deutschen Studenten und das Theater. Burschenschaftl. Blätter. 1909. (Daß auch die „Räuber"-Fahrt der Jenaer Burschenschafter nach dem neuen Weimarer Theater stattfindet, zeigt ein Artikel der Burschenschaftl. Blätter 1910.) Akad. Wochenschrift. Halle 1905. Nr. 10. (Aufführungen antiker Stücke in der Ursprache.) Leipziger Neueste Nach-

richten. 5. Juli 1901 und 23. Juni 1903. Programm der Quitzows in Jena. Programm des Leipziger Paulus. Aufführung von Bierbaums Musenkrieg. Akad. Rundschau. 1909. Hoeber: Handbuch für die katholischen Studentenvereine. S. 100 (Münster). — Politik. Freiberger Urteil. Allg. Deutsche Universitätszeitung. 1898. Nr. 16. (XII. Jg.) über Jena. Akad. Blätter. 16. Jg., 1901, S. 253. — Stellung zu Behörde: Allg. Deutsche Universitätszeitung. 1898. XII, Nr. 2 XIV, Nr. 14, XV, S. 104. Deutsche Hochschulzeitung. 1900. Nr. 13 (Kunsturteil eines Universitätsrichters). Wittich: Die Kriminalität der Studenten. Jahrbuch der Deutschen Burschenschaft 1905. Der Fall Moschel. Münchner Hochschulzeitung. 1908 (s. auch Deutsche Hochschule, II. Jg., S. 316). Studien im Leipziger Karzer. Heiligenstadt 1885. S. 9f. Curt Müller: Leipziger Karzer-Album. Leipzig (ohne Jahr). Königsberger Universitätskalender 1906/07. S. 174. über Greifswald s. Dresdner Anzeiger 18. Juni 1904. über Jena. Monatsschrift des R. S. C. 1907. S. 97. — Zu dem Urteil, daß es jetzt keinen einheitlichen Studententypus in der schönen Literatur gibt, veranlaßt mich die Lektüre einer überaus großen Zahl neuerer Romane und Dramen.





Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Schulze, Friedrich
Das Deutsche Studententum.

DATE.	NAME OF BORROWER.
Feb 27/59	[illegible]

